This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

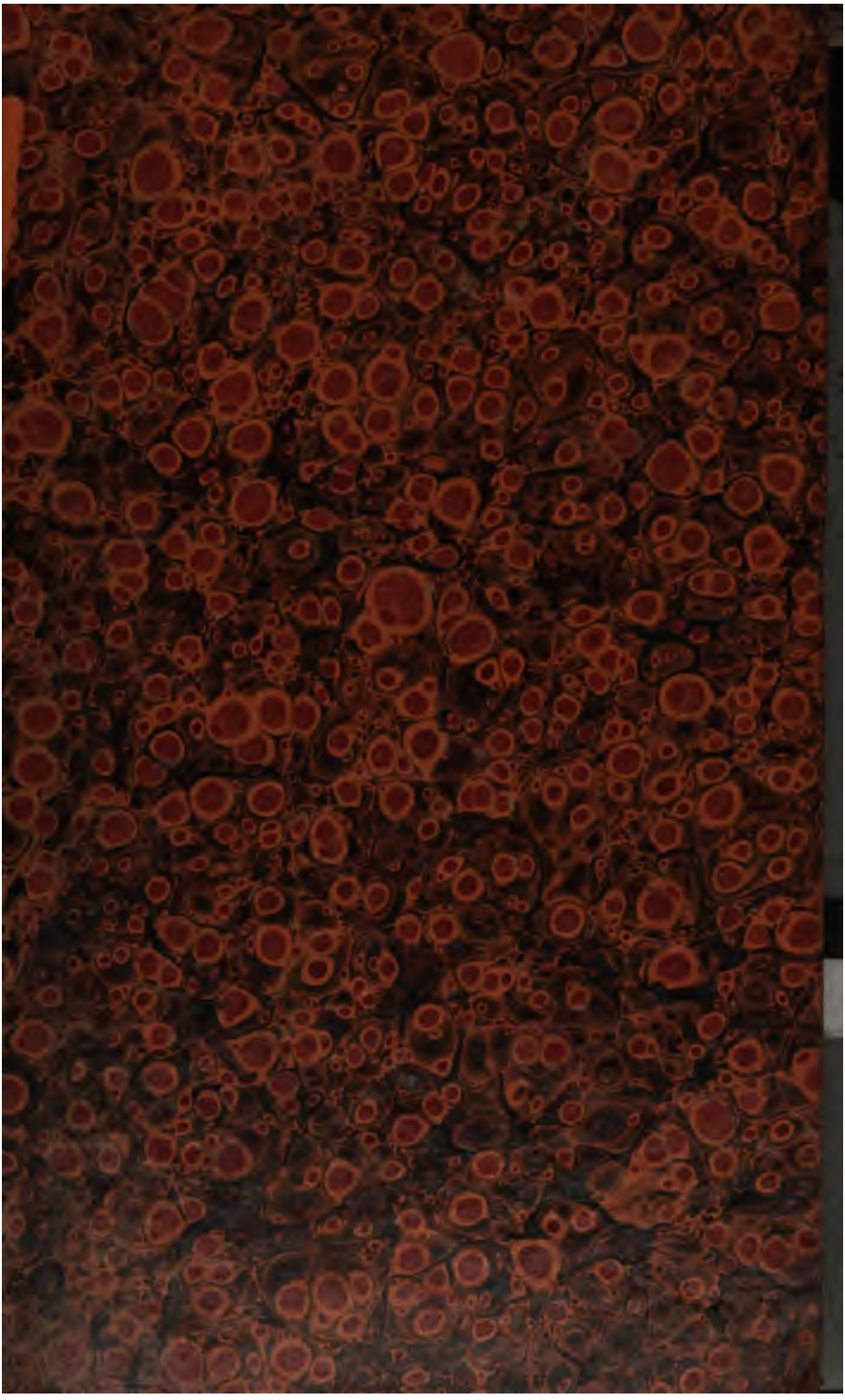
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



b000864138

Geſchichte

der

Religion Jeſu Chriſti.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgeſetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fortſetzung fünf und zwanzigſter Band.

Mainz, 1843.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Geſchichte

der

Religion Jeſu Chriſti.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgeſetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Acht und dreißigſter Band.

Mainz, 1843.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

110. a. 220.

No. 6. 220.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

§. 1—12. Deutschlands innerer Zustand bei der Thronbesteigung Heinrichs V. — Weit aussehende Plane des neuen Königes. — Er ordnet eine Gesandtschaft an den Papst. — Heinrichs Gesandte fordern auf dem Concilium zu Chalons im Namen ihres Herrn von dem Papst Pascal II. das Recht der Investitur, wie es die Vorfahren desselben ausgeübt hätten. — Des Papstes abschlägige Antwort. — Drohungen der Gesandten Heinrichs. — Die Entscheidung dieser wichtigen Angelegenheit wird auf ein im nächsten Jahre in Rom zu haltendes, ökumenisches Concilium vertagt S. 1—21.

§. 13—16. Heinrich V. sucht die an Deutschland angrenzenden slavischen Völker wieder der deutschen Oberherrschaft zu unterwerfen. — Die unter den Fürsten der Slaven herrschenden Familienzwiste erleichtern dem Könige die Ausführung seines Planes. — Heinrichs ungerechtes und unedles Verfahren gegen Borivoi, Herzog von Böhmen. — S. 21—25.

§. 16—17. Heinrichs Heerfahrt nach Ungarn. — Er muß die Belagerung von Presburg aufheben. — Mißlingen des ganzen Feldzuges. — Friede mit den Ungarn, wenig ehrenvoll für Heinrich S. 25—29.

§. 17—18. Heerfahrt nach Polen. — Abermaliges, völliges Mißlingen auch des polnischen Feldzuges. — Heinrich ist gezwungen, mit dem Herzog Boleslaus Frieden zu schließen, und in diesem die Unabhängigkeit Polens anzuerkennen. — Tod Schwätopolks, Herzoges von Böhmen. — Vier Prinzen streiten um das Herzogthum. — Otto, Wratislav, Borivoi und Sobieslav. — Schreckliche Zerrüttung Böhmens, das nun Heinrich ganz unbekümmert seinem fernern Geschicke überläßt und nach Deutschland zurückkehrt S. 29—39.

Zweiter Abschnitt.

Heinrichs V. erste Heerfahrt nach Italien.

§. 1—4. Heinrichs Verhältnisse zum römischen Stuhle. — Innerer Zustand Italiens. — Ungemeine Bereitwilligkeit der deutschen

Fürsten, dem Könige nach Italien zu folgen. — Der Papst geht nach Unteritalien und läßt sich von den normännischen Fürsten, Vasallen des römischen Stuhles, das Versprechen geben, ihm, wenn er es verlangen sollte, mit ihrer ganzen Macht zu Hülfe zu eilen. — Bevor Heinrich nach Italien aufbricht, läßt er seine Braut, die Prinzessin Mathildis, Tochter König Heinrichs I. von England, zur Königin von Deutschland krönen S. 39—49.

§. 4—6. Im September 1110 geht Heinrich V. mit einem Heere, zahlreicher als noch je eines in Italien erschienen war, über die Alpen. — Strenge Züchtigung aller Städte, die dem königlichen Ansehen zu trotzen sich erkühnen. — Vertrag von Bianello, geschlossen mit der Markgräfin Mathildis von Toscana. — Heinrichs höchst beschwerlicher, mit großem Verlust an Leuten und Pferden verbundener Marsch von Piacenza nach Florenz S. 49—55.

§. 6—8. Heinrichs V. merkwürdiges Schreiben an den Senat und das römische Volk. — Steigende Verlegenheit des Papstes bei der Annäherung des Königes und dessen furchtbaren Heeres. — Pascal II. beharret standhaft auf der Verweigerung des Investiturrechtes an den König. — Des Papstes ungemein gutmüthiges und frommes, den ganzen Streit in seiner Wurzel hebendes Anerbieten, jedoch unausführbar wegen des mit Gewißheit vorauszusehenden Widerspruchs sämmtlicher geistlichen wie weltlichen Fürsten. — Auf den Grund jenes Anerbietens kommt zwischen dem Papste und den Gesandten Heinrichs ein Vertrag zu Stande, der wenigstens für den Augenblick alle der Krönung Heinrichs entgegenstehende Hindernisse zu heben scheint S. 55—63.

Dritter Abschnitt.

§. 1—4. Heinrichs feierlicher Einzug in Rom. — Neue Händel mit dem Papst. — Heinrich läßt, auf den Rath seines Kanzlers Adalbert, nachherigen Erzbischofes von Mainz, den heiligen Vater nebst mehrern Cardinälen in der Kirche verhaften und als Gefangene fortführen S. 63—71.

§. 4—9. Furchtbare Bewegung unter den Römern wegen des von Heinrich an der geheiligten Person des Papstes begangenen unerhörten Frevels. — Mörderisches Gefecht zwischen den Römern und Deutschen innerhalb Roms. — Heinrichs persönliche Tapferkeit. — Neue Unterhandlungen mit dem Papste. — Zwischen Pascal II. und Heinrich V.

kommt ein Vertrag zu Stande, kraft deſſen der Papſt dem Könige das Inveſtiturrecht, jedoch blos als ein nur für deſſen Lebenszeit gültiges Privilegium zugeſteht, dabei ſich eidlich verbindet, wegen der erduldeten Kränkungen den König nie mit dem Banne zu belegen. — Heinrich wird von dem Papſte nach hergebrachter Weiſe zum römiſchen Kaiſer gekrönt, worauf beide als Freunde von einander ſcheiden und Heinrich nach Deutſchland zurückkehrt S. 71—81.

Vierter Abſchnitt.

§. 1—8. Des Papſtes große Noth in Rom. — Mehrere Cardinäle und Biſchöfe empören ſich förmlich gegen Pascal wegen ſeines mit dem Kaiſer geſchloſſenen Vertrages. — Dem wüthenden Geſchrei ſeiner Gegner ſetzt der Papſt blos Milde, Sanftmuth, Demuth und würdevollen Ernſt entgegen. — Paſchals freundliches Schreiben an den Kaiſer. — Zahlreiches Concilium im Lateran. — Erzbiſchof Guido von Vienne, des Papſtes heftigſter Gegner, verſammelt ein Concilium, erklärt alles, was der Papſt in Beziehung auf das Inveſtiturrecht gethan, für ungültig, ſpricht über den Kaiſer den Fluch der Kirche aus, und ſendet die Beſchlüſſe ſeines Conciliums dem Papſte, die jedoch von demſelben, trotz der von Guido beigefügten Drohung, ihn im Nichtbeſtätigungsfalle den Gehorſam aufzukündigen, nicht beſtätiget werden S. 81—100.

§. 8—10. Ivo von Chartres, ein warmer Anhänger und Vertheidiger des Papſtes. — Dieſes Biſchofes ſehr merkwürdiges Schreiben an den Erzbiſchof von Vienne S. 100—108.

Fünfter Abſchnitt.

§. 1—5. Heinrich ordnet nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland ſeinem verſtorbenen, ſchon ſeit fünf Jahren des Begräbniſſes beraubten Vater Heinrich IV. ein ungemein prachtvolles Leichenbegängniß. — Er ſucht das geſunkene königliche Anſehen immer mehr zu heben, — begünſtiget die Städte, — erregt dadurch die Eiferſucht der Fürſten. — Heinrichs, zwar verfaſſungsmäßiges, jedoch ſehr ſtrenges, daher nicht mehr zeitgemäßes Verfahren gegen die Fürſten und deren immer größer und lauter werdendes Mißtrauen gegen den Kaiſer. — Neue Händel über die weimarſche Verlaſſenſchaft S. 108—118.

Sechster Abſchnitt.

§. 1—5. Heinrichs willkührliche und geſetzwidrige Eingriffe in kirchliche Angelegenheiten. — Die geiſtlichen Fürſten theilen das Miß-

vergnügen und die Beſorgniſſe der weltlichen Herren. — Ein förmliches Bündniß zwiſchen den geiſtlichen und ſächſiſchen Fürſten kommt gegen den Kaiſer zu Stande, und an die Spitze deſſelben ſtellt ſich Heinrichs ehemaliger Kanzler, Erzbiſchof Adalbert von Mainz. — Empörung mehrerer ſächſiſcher Biſchöfe und Fürſten. Waffenglück des Kaiſers. — Harte Beſtrafung der in Gefangenſchaft gerathenen ſächſiſchen Herren. — Der Erzbiſchof Adalbert von Mainz wird auf Heinrichs Befehl verhaftet und nach der Feſtung Trifels in ſehr hartes Gefängniß gebracht S. 118–129.

§. 5–6. Heinrichs Vermählung mit der engliſchen Prinzeſſin Mathildis. — Sämmtliche Fürſten Deutſchlands müſſen durch ihre Gegenwart in Mainz die Feierlichkeiten des Vermählungsfeſtes verherrlichen. — Die Gefangennehmung des Grafen Ludwig von Thüringen, ſelbſt noch während der Dauer des Feſtes, verbreitet Schrecken und Beſtürzung unter allen anweſenden Fürſten. — Im höchſten Grade gegen den Kaiſer erbittert und zur Empörung entſchloſſen, kehren die Fürſten wieder in ihre Länder zurück S. 129—133.

Siebenter Abſchnitt.

§. 1–5. Große Verſchwörung beinahe aller weſtlichen und nördlichen Fürſten gegen den Kaiſer. — Heinrichs abermals mißlungene Belagerung Kölns wird für die Verbündeten das Signal zum Ausbruch. — Niederlage des kaiſerlichen Heeres bei Welfesholz S. 133–142.

§. 5–7. Folgen der verlornen Schlacht bei Welfesholze. — Heinrich wird jetzt nicht blos mit materiellen, ſondern auch mit geiſtigen Waffen bekämpft. — An der Spitze der gegen den Kaiſer feindlich geſinnten geiſtlichen Herren ſteht der Erzbiſchof Friedrich von Köln. — Der von den Biſchöfen über Heinrich V. geſprochene Bannfluch hat nun die nämlichen Folgen wie unter Heinrich IV. — Mit Ausnahme einiger Biſchöfe wie auch weltlicher Fürſten, fallen alle übrigen von dem Kaiſer ab S. 142–148.

§. 7–10. Heinrich läßt den verbündeten Fürſten Friedensvorſchläge machen, und ſchreibt, um das Friedensgeſchäft zu fördern, einen Reichstag nach Mainz aus. — Die Abhaltung dieſes Reichstages wird von dem Erzbiſchofe von Köln hintertrieben. — Aufſtand der Bürger in Mainz. — Heinrich, ohne bedeutendes kriegeriſches Gefolge, iſt gezwungen, den Forderungen der Bürger nachzugeben und den Erzbiſchof von Mainz ſeiner Haft zu entlaſſen. — Erzbiſchof Adalbert

wird jetzt des Kaisers ärgster und gefährlichster Gegner. — Schreiben desselben an den päpstlichen Legaten und sämmtliche Bischöfe des Reiches. — Adalberts Anschläge gegen den Kaiser werden durch den unerwarteten, plötzlich eintretenden Tod des päpstlichen Legaten vereitelt S. 148—158.

Achter Abschnitt.

Heinrichs V. zweite Heerfahrt nach Italien.

§. 1—10. Der Tod der Markgräfin Mathildis von Toscana und die dadurch eröffnete Erbschaft aller Länder und Güter der Verstorbenen veranlaßt Heinrichs zweiten Zug über die Alpen. — Heinrich V. in Venedig. — Alle italienischen Fürsten, wie auch die Abgeordneten der Städte eilen Heinrich entgegen und begrüßen ihn als ihren Herrn und König. — Großes Concilium in Rom, auf welchem Paschal den vor fünf Jahren von den Bischöfen gegen den Kaiser erlassenen Bannfluch bestätiget. — Bei der Annäherung des Kaisers begibt sich Paschal nach Benevent. — Prachtvoller Empfang des Kaisers in Rom. — Heinrich kehrt mit seinem Heere nach der Lombardei und der Papst wieder nach Rom zurück S. 158—185.

§. 10—14. Tod des Papstes Paschal II. — Johannes von Gaëta, bisheriger Kanzler der römischen Kirche, wird unter dem Namen Gelasius der Zweite zum Papste gewählt. — Heinrich eilt nach Rom, um entweder mit dem neuen Papste eine Abkunft zu treffen, oder dessen Wahl umzustoßen. — Gelasius entflieht aus Rom und geht nach Gaëta. — Der darüber im höchsten Grade erbitterte Kaiser erklärt die Wahl des Gelasius für ungültig und fodert die Römer auf, einen neuen Papst zu wählen. — Burdinus Mauritius, Erzbischof von Braga, wird von dem römischen Volke unter dem Namen Gregor VIII. zum Papste gewählt und diese Wahl vom Kaiser bestätiget S. 185—192.

§. 14—16. Nach dem Abzuge des Kaisers aus Rom kehrt auch Papst Gelasius wieder zurück. — Großer, von der mächtigen Familie der Frangipani an der Person des Papstes begangener Frevel. — Gelasius entflieht aus Rom, geht nach Pisa, von da nach Genua und endlich nach Frankreich. Der Papst schreibt ein ungemein zahlreiches Concilium nach Rheims aus S. 192—197.

§. 16. Tod des Papstes Gelasius II. — Erzbischof Guido von Vienne wird unter dem Namen Calixt der Zweite einstimmig zum Papste gewählt S. 197—199.

Neunter Abſchnitt.

Ereigniſſe in Deutſchland.

§. 1—8. Jammervoller Zuſtand Deutſchlands während der Abweſenheit des Kaiſers. — Herzog Friedrich von Schwaben und deſſen Bruder, Herzog Conrad von Franken. — Mainz wird von Friedrich von Schwaben belagert. — Unerhörte Treuloſigkeit des Erzbiſchofs Adalbert von Mainz. — Concilium zu Frizlar. — Die Beſchlüſſe dieſes Conciliums nöthigen den Kaiſer, eiligſt aus Italien nach Deutſchland zu gehen. — Noch heftiger als bisher wüthet der Krieg nach Heinrichs Ankunft in Deutſchland in allen Theilen des Reiches fort S. 199—213.

§. 8—11. Der Tod des Papſtes Gelaſius und die Erhebung Calixts auf den römiſchen Stuhl werden jetzt auch dieſſeits der Alpen bekannt. — Sonderbare, ganz unerwartete Wirkung dieſer beiden Ereigniſſe auf die ganze Lage und alle Angelegenheiten Deutſchlands. — Alle Gemüther neigen ſich zum Frieden hin. — Reichstag zu Tribur. — Neue Verhandlungen zwiſchen dem Papſte und dem Kaiſer. — Beide ſchicken ſich gegenſeitig Geſandte. — Concilium zu Rheims. — Die zwiſchen dem Papſte und dem Kaiſer beſprochene und ſchon feſtgeſetzte perſönliche Zuſammenkunft hat nicht ſtatt. — Calixt bricht die Verhandlungen mit dem Kaiſer ab und ſchleudert auf das neue gegen denſelben den Bannfluch der Kirche S. 213—225.

Zehnter Abſchnitt.

§. 1—7. Der Papſt geht nach Rom. — Die Reiſe des heiligen Vaters durch Italien iſt ein ununterbrochener Triumphzug. — Bei der Annäherung Calixts II. entfernt ſich der Gegenpapſt aus Rom und geht nach Sutri. — Trauriges Ende des Gegenpapſtes Burdinus, genannt Gregor VIII. — Der in Rheims gegen den Kaiſer geſchleuderte Bannfluch iſt ohne alle Wirkung in Deutſchland. — Sämmtliche, bisher in Empörung begriffene Fürſten ſöhnen ſich mit demſelben aus. — Großer Fürſtenrath in Würzburg. — Mainz wird von dem Kaiſer belagert. — Reichstag in Würzburg. — Die von den Fürſten in Würzburg gefaßten Beſchlüſſe werden nach Rom an den Papſt geſchickt S. 225—242.

§. 7—10. Unruhen wegen des durch den Tod des Biſchofes Erlong von Würzburg erledigten biſchöflichen Sitzes. — Ankunft der päpſtlichen Legaten in Deuſchland. — Des Papſtes angemein

freundliches und trauliches Schreiben an den Kaiser. — Großer, in Gegenwart des Kaisers und unter der Leitung der päpstlichen Legaten gehaltener Reichstag in Worms. — Bewunderungswürdige Einigkeit zwischen dem Kaiser, den päpstlichen Legaten und allen geistlichen wie weltlichen Fürsten. — Beendigung des Investiturstreites durch den jetzt zwischen dem Papste Calixt II. und Kaiser Heinrich V. geschlossenen, sogenannten callixtinischen oder Wormser Vertrag, dem zu Folge der Kirche die Wahlfreiheit, aber dem Kaiser die Belehnung mit den Reichsgütern, jedoch nicht mehr mit Ring und Stab (weil kirchliche Symbole), sondern mit dem Scepter zuerkannt wird. — Großer, allgemeiner Jubel in ganz Deutschland über den Wormser Vertrag S. 242—258.

Eilfter Abschnitt.

§. 1—3. Nähere Beleuchtung des callixtinischen Concordats . . . . . 258—272

Zwölfter Abschnitt.

Letzte Lebens- und Regierungsjahre Heinrichs V.

§. 1—6. Gleich nach geschlossenem allgemeinen Frieden brechen auf das neue schon wieder Unruhen in Deutschland aus. — Zahllose Horden von Räubern unter dem Namen: Reiter. — Blutiger Aufstand in Utrecht. — Willkührliche Verhaftung des Bischofes Godebald von Utrecht. — Die sächsischen Fürsten zerfallen unter sich. — Bündniß sämmtlicher sächsischen Herren gegen Herzog Lothar von Sachsen. — Petronella, Gräfin von Holland und Schwester Herzogs Lothar, empört sich gegen den Kaiser. — Herzog Lothar eilt mit einem Heere seiner Schwester zu Hülfe S. 272—279.

§. 6—10. Neue Wirrnisse in Sachsen über die Verlassenschaft des verstorbenen Markgrafen Heinrichs von Meißen und der Lausitz. — Gertrude, Wittwe des verstorbenen Grafen. — Heinrich der jüngere, Gertrudens Sohn, erhält Meißen und die Lausitz. — Heinrichs des jüngern frühzeitiger Tod erzeugt neue Händel wegen der Erbschaft. — Lothars willkührliches Verfahren in dieser Erbschaftssache. — Reichstag in Bamberg. — Der heilige Otto, Bischof von Bamberg. — Lothars unerhörte Frechheit gegen den Kaiser empört alle auf dem Reichstage versammelte Fürsten. — Einstimmig wird gegen den Herzog eine Heerfahrt auf den nächsten 25. Julius festgesetzt S. 279—289.

§. 10—12. Wankelmuth der deutschen Fürsten. — Nur wenige finden sich mit ihrer Mannschaft an dem bestimmten Tage ein, so daß der Feldzug gegen Lothar unterbleiben muß. — Heinrich beschließt einen feindlichen Einfall in Frankreich. — Die ganze französische Nation greift zu den Waffen, und Heinrich muß eiligst wieder über den Rhein zurückgehen S. 289—294.

§. 12—14. Während der Abwesenheit des Kaisers bemächtigt sich Bischof Burchard der Stadt Worms. — Worms wird nach einer harten Belagerung gezwungen, sich dem Kaiser zu ergeben. — Harte Bestrafung der Einwohner von Worms. — Schreckliche Landplagen über Deutschland während des Winters von 1124—1125. — Heinrich feiert die Ostern in Lüttich, und begibt sich von da nach Utrecht, wo er am drei und zwanzigsten Mai des Jahres 1125 stirbt. — Schlußbemerkung über Heinrichs Charakter und Regierung. — Mit ihm erlischt das fränkische Kaiserhaus S. 294—301.

Dreizehnter Abschnitt.

Kreuzzüge.

§. 1—6. Einleitung. — Quellen und Bearbeitungen. — Unsere Zeit und die Zeit der Kreuzzüge. — Walten der Vorsehung in dem Eintreten derselben. — Besondere Begeisterung dafür in Frankreich. — Edle und unedle Motive, welche die Kreuzfahrer leiten S. 301—323.

§. 7—12. Allgemeine Uebersicht und Angabe der Gründe, warum das heilige Land nicht in den Händen der Christenheit blieb, die Kreuzzüge also ihr Hauptresultat nicht erreichten. — Darstellung der segenreichen Folgen derselben, sowohl in geistiger als materieller Beziehung S. 323—340.

Vierzehnter Abschnitt.

Völliger Verfall des großen arabischen Weltreichs. — Neue Dynastien. — Seldschukische Türken.

§. 1—2. Verfall der arabischen Herrschaft und Emporblühen neuer Dynastien, der Fatimiten, Gaznariden und Seldschucken S. 340—343.

§. 3—6. Geschichte der Fatimiten im nordwestlichen Afrika. — Die Gaznariden. — Gründung ihres Reiches durch den Sultan Mahmud, der seine Herrschaft selbst bis nach Indien ausdehnt. —

Verfall derſelben unter ſeinem Sohne Maſſur. — Urgeſchichte der Türken S. 343—353.

§. 7—12. Die Seldſchiucken. — Gründung ihrer Herrſchaft durch Togrul-Beck und Erweiterung derſelben durch Alp-Arslan und Malek Schah. — Sie zerfällt wieder nach dem Tode dieſes Letztern. — Entſtehen neuer ſeldſchiuckiſcher Dynaſtien in den Sultanaten von Kerman, Syrien und Rum. — Soliman, Sultan von Rum, erobert Nicäa, Antiochien, Jeruſalem und ganz Paläſtina S. 353—367.

§. 13—18. Schickſal der Chriſten unter mohamedaniſcher Herrſchaft, bald mehr, bald minder traurig, je nach der Perſönlichkeit der Herrſcher. — Die Bedrückung der eingebornen Chriſten und der nach Jeruſalem wallenden Pilger erreicht unter den Seldſchiucken die höchſte Stufe und wird ebenfalls eine Veranlaſſung der Kreuzzüge S. 367—380.

Fünfzehnter Abſchnitt.
Oſtrömiſches Reich. — Kaiſer Alexius Comnenus beſteigt den Thron von Conſtantinopel.

§. 1—2. Zuſtand des oſtrömiſchen Reiches bei der Thronbeſteigung des Alexius Comnenus. — Charakter dieſes Fürſten. — Sein Verhältniß zu Robert Guiscard, Herzog von Apulien S. 380—385.

§. 3—9. Robert rüſtet ſich zum Kriege gegen Alexius, angeblich um den abgeſetzten Kaiſer Michael wieder auf den Thron zu erheben. — Des Herzogs Landung bei Dyrrachium und Belagerung dieſer Stadt. — Er geräth nach einer durch den Verrath der Venetianer verlorenen Seeſchlacht in eine ſehr mißliche Lage. — Kaiſer Alexius zieht gegen ihn, wird aber von dem Herzoge in einer großen Schlacht geſchlagen. — Erneuerte Belagerung und Fall Dyrrachiums. — Siegreiche Fortſchritte der Normänner, die durch des Herzogs in Folge der italieniſchen Verhältniſſe herbeigeführte Abreiſe kaum unterbrochen werden. — Er überträgt ſeinem Sohne Bohemund den Oberbefehl S. 385—401.

§. 10—13. Bohemund und der Kaiſer treffen bei Joannina zuſammen, wo Alexius eine zweite Niederlage erleidet. — Fruchtloſe Belagerung von Lariſſa. — Empörung der normänniſchen Grafen und Soldaten und gänzliche Auflöſung des Heeres. — Alle Früchte

der seitherigen drei Feldzüge gehen nun auf einmal verloren und Bohemund kehrt nach Italien zurück S. 401—411.

§. 14—16. Robert Guiscard selbst erscheint, nachdem er die italienischen Verhältnisse geordnet, wieder auf dem Schauplatz und landet in Epirus. — Seine Streifzüge nach den griechischen Inseln. — Der Tod ereilt ihn auf Cephalonia und befreit den griechischen Kaiser von seinem gefährlichsten Feinde. — Auflösung des Heeres und Familienzwistigkeiten unter der Nachkommenschaft des normännischen Herzogs. — Ueber den Einfluß, welchen dieser Krieg auf das nachherige Benehmen des Alexius gegen die Kreuzfahrer äußert S. 412—418.

Sechzehnter Abschnitt.

Geschichte des ersten Kreuzzuges. — Peter der Einsiedler und Papst Urban II.

§. 1—3. Peters früheres Leben. — Seine Wallfahrt nach Jerusalem und dortigen Erlebnisse. — Er begibt sich nach Rom zu Papst Urban II. — Seine Predigten in Italien und Frankreich. Wirkung derselben S. 419—425.

§. 4—6. Concilien zu Piacenza und Clermont. — Beschlüsse derselben, namentlich des letzteren. — Papst Urbans Rede zu Clermont. — Er ernennt den Erzbischof Ademar von Puy zu seinem Stellvertreter im heiligen Lande und geistlichem Oberhaupte aller Kreuzfahrer S. 425—433.

Siebenzehnter Abschnitt.

Peter als Heerführer. — Walter mit dem Beinamen: Habenichts. — Der Priester Gottschalck und Graf Emico.

§. 1—4. Die Vorläufer der Kreuzzüge unter Peter dem Einsiedler und Walter Habenichts. — Charakteristik derselben. — Walter langt nach mancherlei Abenteuern glücklich in Constantinopel an, Peter jedoch erst, nachdem er einen bedeutenden Theil seines zügel- und sittenlosen Heeres in Bulgarien verloren S. 433—443.

§. 5. 6. Das Heer setzt nach Asien über und wird dort von den Türken völlig aufgerieben S. 443—450.

§. 7. 8. Schicksale der von dem Priester Gottschalck und dem Grafen Emicho von Leiningen geführten Haufen. — Sie werden in Ungarn durch König Kolomann vernichtet S. 450—456.

Achtzehnter Abſchnitt.

Gottfried von Bouillon und die übrigen Häupter des Kreuzheeres.

§. 1—4. Gründe, warum keiner der größern Fürſten dieſer Zeit ſich an die Spitze des erſten Kreuzzuges geſtellt. — Charakteriſtik der verſchiedenen Führer deſſelben: Gottfried von Bouillon, Hugo von Vermandois, Robert von der Normandie, Robert von Flandern, Stephan von Blois, Raimund von Toulouſe, Bohemund von Tarent und Tancred S. 456—472.

Neunzehnter Abſchnitt.

Aufbruch der Kreuzheere. — Ihre Ankunft in Conſtantinopel.

§. 1—6. Zug der verſchiedenen Kreuzfahrer und ſtrenge Disciplin derſelben. — Des Kaiſers Alexius Geſinnung und Verhalten gegen die Kreuzfahrer. — Zuſammentreffen der Fürſten in Conſtantinopel S. 472—492.

§. 7—9. Alexius verlangt, daß die Kreuzfahrer alle ihre Eroberungen nur in ſeinem Namen machen und ſie von ihm zu Lehen nehmen ſollten. — Sämmtliche Fürſten, Raimund von Toulouſe ausgenommen, leiſten den Lehnseid. — Beginn des erſten Kreuzzuges S. 492—501.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Belagerung und Eroberung von Nicäa. — Schlacht bei Dorylläum. — Gründung des Fürſtenthums Edeſſa.

§. 1—5. Nicäa, der Sitz des Sultans von Rum, wird belagert und nach mannigfachen Schickſalen von Seiten der Kreuzfahrer erobert. — Aufbruch des Heeres nach Phrygien S. 501—515.

§. 6—11. Schlacht bei Dorylläum, ſiegreich für die Chriſten. — Ankunft des Kreuzheeres bei Antiochien in Phrygien und längere Raſt deſſelben. — Die Fürſten ziehen auf Abentheuer aus und Balduin gründet bei dieſer Gelegenheit das Fürſtenthum Edeſſa. — Geſchichte deſſelben S. 515—530.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Belagerung und Eroberung von Antiochien. — Große Noth der Kreuzfahrer. — Befreiung und Sieg derselben über ein zahlloses türkisches Heer unter den Mauern von Antiochien.

§. 1—5. Aufbruch des Heeres bei Phrygisch-Antiochien und Beginn der Belagerung von Antiochien in Syrien. — Unvorsichtigkeit und wüstes Leben der Kreuzfahrer. — Folgen desselben. Verzweiflung im christlichen Lager S. 530—543.

§. 6—15. Ein Heer des Sultans von Persien rückt zum Entsatze der Stadt heran, die Christen bemächtigen sich jedoch vor Ankunft desselben Antiochiens. — Leichtsinn der Kreuzfahrer und Hungersnoth in der Stadt. — Allgemeine Muthlosigkeit. — Die heilige Lanze. — Die Christen fassen sich wieder und gewinnen mit göttlicher Hülfe eine große Schlacht gegen das zum Entsatze herangerückte türkische Heer. — Auch die Burg von Antiochien fällt in die Hände der Kreuzfahrer S. 543—570.

Zwei und zwanzigster Abschnitt.

Zwist der Fürsten. — Schreckliche Pest in Antiochien. — Endlicher Aufbruch des Heeres. — Eroberung der heiligen Stadt.

§. 1—3. Bohemund macht Ansprüche auf den ausschließlichen Besitz von Antiochia. Uneinigkeit der Fürsten und Unzufriedenheit des Volkes mit dem thatenlosen Verweilen in Antiochia S. 571—576.

§. 4—9. Aufbruch der Grafen Raimund von Toulouse und Robert von der Normandie, denen sich Bohemund mit seinen Völkern anschließt, nach Jerusalem. — Ihre zwecklosen Streifereien im Lande. — Auch Gottfried von Bouillon, Robert von Flandern und die übrigen Herren machen sich auf nach Jerusalem. — Schicksale der heiligen Lanze S. 576—586.

§. 9—12. Die Kreuzbrüder vor der heiligen Stadt. — Belagerung und blutige Erstürmung Jerusalems S. 586—601.

§. 13—14. Schicksale der neuen Eroberung. — Gottfried von Bouillon erster König von Jerusalem S. 602—606.

Des

zweiten Zeitlaufes

dreißigster Zeitraum.

Von

Gregor VII. 1060 bis zur Beendigung des Inveſtiturſtreites durch den callixtiniſchen Vertrag 1122.

Dritte Abtheilung.

Von dem Tode Heinrichs IV. 1106 bis zum wirklichen Abſchluß des erwähnten Concordats 1122.

Geſchichte Deutſchlands, Italiens und der Kirche. — Anfang des Kreuzzüge. — Zuſtand des Orients und vorzüglich des oſtrömiſchen Reiches. — Erſter Kreuzzug und Eroberung Jeruſalems.

I.

1. Heinrichs des fünften Thronbeſteigung war vorzüglich für Deutſchlands hohe Geiſtlichkeit ein Gegenſtand großen und allgemeinen Jubels. — Von einem Fürſten, der blos aus Ehrfurcht für den römiſchen Stuhl und aus Gehorſam gegen die Kirche auch die zarteſten Bande der Natur zerreiſſen, die heiligſten Gefühle in ſeiner Bruſt erſticken und ſeinen eigenen Vater, der ihm ſtets alle nur mögliche Liebe erwieſen, ſo ſchändlich hatte verrathen, einkerkern, berauben und entthronen können: von einem ſolchen Fürſten war mit Grund zu erwarten, daß er, als ein demüthiger, wahrhaft

gehorsamer Sohn der Kirche, auch seine Würde und königliche Gewalt ganz in die Hände der Bischöfe legen werde *). Selbst Rom hielt es für ein, durch höhere Fügung herbeigeführtes, für die Kirche höchst glückliches Ereigniß. Auch die Fürsten Deutschlands, besonders die mächtigen Herzoge, nahmen an dieser frohen Stimmung einen nicht minder lebhaften Antheil. Der Tod hatte sie jetzt von dem einzigen Monarchen befreiet, den sie bisher noch hatten fürchten müssen, der ihren Anmaßungen kühn und entschlossen entgegen getreten war, gegen den selbst ihre vereinten Kräfte nichts vermocht hatten, und der besonders in den zwei letzten Jahren seiner Herrschaft, durch strenge Aufrechthaltung des beschworenen Landfriedens, den während der so lange anhaltenden inneren Stürme völlig entzügelten Fehdegeist wieder zu bändigen angefangen, auch die Macht übermüthiger Vasallen wieder in engere Schranken zurückzuführen wenigstens einen nicht ganz unglücklichen Versuch gemacht hatte. Zudem hatte Heinrich V. seine Erhebung ganz allein den Fürsten zu danken; denn blos durch ihre Mitwirkung war es ihm gelungen, dem Vater die Krone zu rauben und sein eigenes Haupt damit zu schmücken. Nicht ohne Grund betrachteten sie also den neuen König blos als ein Werk ihrer Hände. Eine Schmälerung ihrer usurpirten Gewalt glaubten sie von ihm nicht befürchten zu müssen, und noch viel weniger,

*) Daß man dieses und zwar mit voller Zuversicht erwartete, beweißt hinreichend die Frechheit, mit welcher der Erzbischof Rudhard von Mainz den neuen König schon bei dessen Krönung mit Absetzung und Verwerfung bedrohete, wenn er seine Macht nicht zum Schutz und zum Besten der Kirche gebrauche. Unter dem Besten der Kirche verstand man damals nur gar zu oft blos das Beste der Bischöfe — das Zeitliche vorzüglich berücksichtigend — die der Kirche vorstanden, obgleich zwischendem Letztern und Erstern nicht selten ein bedeutender Unterschied obwaltete.

daß er es wagen würde, die von ihnen während der Unruhen der Krone und den Kirchen geraubten Güter wieder zurückzufodern; kurz, die geistlichen wie die weltlichen Herren, und selbst Rom, waren bei der Erhebung des jungen Heinrichs in einer so allgemein freudigen Stimmung, daß man hätte glauben mögen, Ruhe, Friede und Eintracht sey wunderbarer Weise jetzt auf einmal wieder in der Kirche wie in dem Reiche vollkommen hergestellt, und in allen Gemüthern Christus auf das neue wieder auferstanden.

2. Nur zu bald verschwand jedoch diese zweifache süße Täuschung. So lange es Heinrich nach der Krone seines Vaters gelüstete, hatte er sowohl Rom wie den Fürsten gegenüber eine ganz andere Sprache geführt, als er jetzt, nachdem er den Preis seiner Missethaten errungen hatte, noch ferner zu führen gesonnen war. Seinen Vater hatte er zwar verdammt, war aber demungeachtet fest entschlossen, durchaus in dessen Fußstapfen zu treten. Eben so hatte er auch dem Papste unbedingten Gehorsam versprochen, jedoch offenbar blos unter dem geheimen Vorbehalt, daß der Papst vor allem auch seinen, des Heinrichs, Foderungen zuerst sich fügen müßte.

3. Die dem fränkischen Kaiserhause eigenen und gleichsam in demselben sich forterbenden großen Anlagen und seltenen Regententalente: durchdringender Verstand, ungewöhnlicher Scharfblick, Kühnheit in den Entwürfen, und Festigkeit in den einmal genommenen Beschlüssen, verbunden mit kriegerischem Muthe und unermüdeter Thätigkeit, waren größtentheils auch das Erbe des jungen Heinrichs geworden. Nur an dem, was diese herrlichen Naturgaben schon in Konrad II., noch mehr in Heinrich III. und selbst in Heinrich IV. so sehr veredelt hatte, fehlte es ihm durchaus, nämlich

an Gemüth und Reinheit des Willens. Die höhere sittliche Idee des Königthums und das wahre religiöse monarchische Prinzip konnten sich daher nie bei ihm entwickeln, und zwar um so weniger, da im Ganzen genommen doch das Hauptelement seiner Kraft und Energie blos Schlauheit, Argliſt und eine, alle Begriffe übersteigende Verstellungskunst waren; als welcher er scheinen wollte, als solchen konnte er sich stets auch darstellen; selbst das schärfste Auge ward getäuscht; zudem hatte auch das deutsche Vaterland nur in so ferne einen Werth für ihn, als er darin das Bild seiner eigenen künftigen Herrschergröße zu erblicken glaubte. Aber bei allem dem muß man doch gestehen, daß der junge König das Regiment, wenigstens in dem damaligen Sinne des Wortes, vollkommen verstand. Mit eben so ruhigem als richtigem Blicke überschauete er die innere wie äußere Lage seines Reiches, und mißkannte daher auch nicht die schwere und große Aufgabe, deren Lösung er, vielleicht mit allzu jugendlicher Zuversicht zu seiner eigenen Kraft, sich jetzt unterziehen wollte.

4. Während des länger als ein ganzes Menschenalter hindurch in allen Theilen Deutschlands wüthenden leidenschaftlichen Partheikampfes hatten alle Bande bürgerlicher Ordnung sich gelößt. Gesetzlichkeit herrschte blos noch in den Städten, wenigstens in den bedeutendern; aber außerhalb derselben überall nur Willkühr und rohe Gewalt. Für den Adel war Rauben und Morden ein Bedürfniß geworden; was jeder mit seinem Schwerte zu behaupten vermochte, dazu glaubte er sich auch berechtiget; einen andern Maßstab des Rechts und der Gerechtigkeit kannte man nicht mehr. Das königliche Ansehen war tief gesunken; aber dafür der Einfluß und die Macht der stolzen, deutschen hohen Aristokratie nur um so höher gestiegen. Beinahe alle Krongüter und der größte Theil der Kir-

chengüter waren in den Händen der Fürsten, diese daher ungemein reich, aber auch desto ärmer der König; und der den Königsthron umgebende äussere Glanz bildete einen nur um so beklagenswerthern Contrast mit dessen innern Schwäche. Alle Nebenländer Deutschlands: Burgund, Böhmen, Polen, Ungarn hatten sich entweder gänzlich von dem Reiche getrennt, oder die sie an dasselbe knüpfenden Bande sich ungemein gelockert *). Endlich war die Nation beinahe völlig verwildert, und die ärgerlichen Kirchenspaltungen hatten, besonders bei dem, durch die nothwendig gewordene Vertreibung aller verehelichten Geistlichen herbeigeführten großen Mangel an Priestern, den Glauben des Volkes furchtbar erschüttert, die Nation wieder bis an die Schwelle des Heidenthums zurückgeschleudert **). — Aus dieser schrecklichen Ver-

*) In dem Königreich Burgund z. B., wozu die Schweiz, die heutige Franche-Comté, ferner Savoyen und die ganze große Länderstrecke gehörte, die sich von Genf und Lyon bis Marseille, und von der Rhone bis an die piemontesischen Alpen ausdehnte, früher das Königreich Arelat genannt, hatten sich während des immer heftiger werdenden Streites zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. beinahe alle bisherigen, nur einigermaßen mächtige Reichsvasallen für unabhängig erklärt, und sich die Titel: Grafen und Markgrafen von Gottes Gnaden beigelegt. Ein gewisser Graf Bertrand von der Provence übertrug sogar sein Land an den Pabst Gregor VII., und besaß es von nun an als ein päpstliches Lehen. — Eine Menge anderer Fürstenhäuser, wie die Grafen von Savoyen, von Genf, von Beneſſain, Oranges, Marseille ꝛc. tauchten um dieselbe Zeit auf, entzogen sich allem Lehnsnexus mit Burgund, und behaupteten von jetzt an eine völlige Unabhängigkeit (*Sismonde de Sismondi* Hist. de Franc. T. IV. p. 462).

**) Sehr stark spricht sich darüber aus folgende, in dem Schreiben der Lütticher Geistlichkeit an den Papst Paschal II. enthaltene Stelle: Inveterata discissio imperii

wirrung, aus diesem anarchischen Zustande sollte nun Heinrich V. plötzlich wieder Ordnung und innere Harmonie hervorgehen lassen; er sollte die ohnehin unter sich nie einigen, und nun durch den langen, mit so vieler Erbitterung geführten Bürgerkrieg nur noch mehr von einander getrennten deutschen Nationen wieder zu einer großen Nationaleigenthümlichkeit vereinigen, die so sehr verarmte Krone wieder in Besitze der ihr geraubten Güter setzen, dem tief gesunkenen Ansehen eines beinahe verachteten Thrones wieder das so durchaus nothwendige Uebergewicht über jenes einer von allem patriotischen Gefühle entäusserten Aristokratie verschaffen, endlich die durch den Hader und Zwist ihrer Häupter von einander getrennten deutschen Kirchen sowohl unter sich selbst, als zugleich mit der Mutterkirche in Rom wieder vereinigen; kurz, er sollte einem

---

Romani ipsum regnum nostrum non tantum in solitudinem sed etiam ad apostasiam catholicae fidei sive in *ipsum paganismum* propemodum redegit (Cod. *Udalr.* no. 234). Wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an den Kaiser hatte der Pabst den Bischof von Lüttich und dessen Geistlichkeit mit dem Banne belegt, endlich sogar dem Grafen Robert von Flandern den Auftrag ertheilt, feindlich in das Stift einzufallen, und es wegen seines Ungehorsams gegen den römischen Stuhl zu züchtigen. Robert übernahm willig diesen Auftrag, konnte aber anderer Ereignisse wegen ihn nicht gleich ausführen. Erst einige Zeit nachher fiel er in das lütticher Land feindlich ein, drohend, alles mit Feuer und Schwert zu verheeren. Aber Heinrich V. hatte damals schon die Regierung angetreten. Schnell eilte derselbe nun herbei, trieb den Grafen wider aus dem Stift, fiel sogar selbst in Flandern ein, und verheerte das Land so sehr, daß Robert, obgleich er in keiner Schlacht besiegt worden war, dennoch, um einer ferneren Verwüstung Flanderns zuvorzukommen, auf einem Fürstentage in Mainz erschien, und um Frieden und Verzeihung bat.

Reiche, das im Begriffe stand, in der von seinem Fürsten über es herbeigeführten völligen Desorganisation zu Grunde zu gehen, seinen vorigen Flor, seine ehemalige Kraft und Stärke wieder geben. Sehr wohl sah jedoch Heinrich ein, daß er von allem diesem nichts ohne heftigen Kampf mit seinen schon so übermächtig gewordenen Vasallen zu Stande bringen könne. Aber diesen gegenüber stand er leider jetzt ganz allein. Auf die Treue derjenigen, die ihn auf den Thron erhoben, durfte er durchaus nicht zählen; denn waren sie an seinem Vater zu Verräthern geworden; so war leicht vorauszusehen, daß sie, sobald es ihrem Privatintereſſe entspräche, es auch an ihm werden würden, und für die lotharingischen und alle übrigen etwas edler denkenden Fürsten und Bischöfe, so wie für alle deutschen Städte konnte er für jetzt noch nichts als ein Gegenstand des Widerwillens und des Abscheues seyn. Um diese für sich zu gewinnen, mußte er vor Allem erst durch ausgezeichnete Thaten und edle Handlungen sich einigermaßen von dem Schandmale, mit dem er sich selbst gebrandmarkt, wieder reinigen.

5. Nicht minder trübe und gefahrvoll war auch die Aussicht, wenn Heinrich seine Blicke nach Aussen richtete. Von Natur aus stolz und herrschsüchtig war er keineswegs gesonnen, irgend einem seiner königlichen Rechte, am allerwenigsten dem Investiturrecht zu entsagen. Aber eben dadurch ward ein neuer nicht minder heftiger Zusammenstoß mit dem römischen Hofe unvermeidlich; mit dem Papste mußte er denselben Kampf beginnen, der einst seinem Vater so verderblich geworden war, und dessen Ende und Ausgang weder seiner, noch irgend einer Berechnung menschlicher Klugheit unterlag. Belehrt durch die Schicksale seines Vaters, war er jedoch viel zu schlau,

als daß er gegen die furchtbare Macht Roms und auch gegen jene seiner, dem königlichen Ansehen nicht minder furchtbaren Vasallen zu gleicher Zeit das Schild erhoben hätte. Mit Hülfe der Fürsten wollte er Rom besiegen, und dann unter dem Beistand des römischen Stuhles auch die Macht und das Ansehen der Fürsten in engere Grenzen einschließen, sie nach und nach wieder an Gehorsam und Abhängigkeit gewöhnen. Den Pabst mit materiellen Waffen zu bekämpfen, davon war Heinrich anfangs weit entfernt; aber desto mehr hoffte er den römischen Stuhl auf diplomatischen Schleichwegen zu überlisten und, ohne die Maske äussern Gehorsams abzulegen, dennoch seinen Zweck zu erreichen; und wir werden nun bald sehen, daß diese seine Hoffnung, wenn auch nicht ganz, doch wenigstens zur Hälfte in Erfüllung ging.

6. Der erste Act, mit welchem Heinrich V. seine Regierung eröffnete*), war nichts weniger als sehr ehrenvoll für ihn. Der sterbende Kaiser hatte ihn bitten lassen, an keinem der Freunde und treuen Anhänger seines Vaters Rache zu nehmen. Da aber von einem solchen Sohne nicht zu erwarten war, daß er irgend eine der väterlichen Bitten erhören werde, so war Herzog Heinrich von Lotharingen, dem der König schon auf dem Fürstentage in Worms, also noch vor dem Tode des Kaisers, das Herzogthum abgesprochen hatte, fest entschlossen, sein Heil in den

1) Die geschichtlichen Quellen und Hülfsschriften sind dieselben, mit denen wir schon im vorigen Bande unsere Leser bekannt gemacht haben. Dazu kommt jedoch jetzt noch: *Sugerii*, Vita Ludovici Grossi, sehr belehrend über die mit dem Papste in Frankreich gepflogenen Unterhandlungen. Ferner auch *Martini*, Galli Chronicon, die beste historische Quelle für die böhmischen und polnischen Angelegenheiten.

Waffen zu suchen. Auf den Rath und die Bitten seiner Freunde änderte er jedoch seinen Entschluß, ging in das Lager des Königs und bezeugte demselben seine Unterwerfung. Heinrich V. hätte jetzt Gelegenheit gehabt, einen eben so tapfern als treuen Fürsten auf immer für sich zu gewinnen, und in seiner Lage wäre dieser Gewinn gewiß von nicht kleinem Werthe gewesen. Aber Rachsucht behielt in seiner Brust die Oberhand. Er ließ den Herzog verhaften, und gab ihm auch nachher nie mehr sein Herzogthum zurück *). Aber eine noch weit schwerere Züchtigung wollte Heinrich über die Stadt Cöln kommen lassen. Die Verachtung, mit der die Einwohner ihn behandelt, und die schnöde Weise, wie sie ihn von ihren Thoren zurückgewiesen hatten, schmerzten ihn zu sehr, als daß er, ohnehin gar nicht zum Verzeihen geneigt, diese Beleidigung so bald hätte vergessen können. Da durch den Tod des Kaisers nun keine Ursache eines fernern rechtmäßigen Widerstandes mehr vorhanden war; so waren auch die Cölner bereit, sich dem König zu unterwerfen, schickten Abgeordnete an ihn, ließen ihn um Verzeihung bitten, und boten ihm noch überdieß eine sehr bedeutende Summe an, die sie sich selbst gleichsam als eine Geldbuße aufzulegen bereit wären. Aber Heinrich, in dem Wahne, daß die Einwohner Cölns, weil jetzt auf ihre eigenen Kräfte beschränkt, an gar keinen Widerstand denken würden, wieß die Abgeordneten trotzig aus seinem Lager, befahl im Gegentheil ein neues Heer zusammenzuziehen, und ließ an alle am Rhein gelegenen

*) Heinrich suchte zwar nachher durch Waffengewalt sich wieder seines Herzogthums zu bemächtigen, hatte auch schon Aachen erobert, vermochte aber dennoch nicht sich gegen den Grafen Gottfried von Löwen zu behaupten, dem der König auf dem Reichstage in Worms das Herzogthum Lotharingen gegeben hatte.

Städte den Befehl ergehen, in ihren Schiffen die Truppen auf dem Rhein nach Cöln zu führen. Bald war Cöln von allen Seiten von Feinden umgeben. Aber die braven Einwohner verloren dennoch nicht ihren bisherigen Muth; sie fuhren fort, ihre Stadt mit ungemeiner Tapferkeit zu vertheidigen, machten wieder öftere Ausfälle, und erschlugen eine Menge Leute aus dem königlichen Heere. Als Heinrich einsah, daß er seine Rechnung viel zu voreilig gemacht habe, daß selbst in dem günstigsten Falle für ihn sich doch die Belagerung sehr in die Länge ziehen und sein Verlust an Leuten mit jedem Tage sich vermehren würde, er vielleicht am Ende gar noch gezwungen seyn könnte, nach langer fruchtloser Belagerung unverrichteter Dinge vor den Thoren der Stadt wieder abzuziehen; so gab er mildern Gesinnungen Raum; ließ den Cölnern völlige Verzeihung zusichern, sich aber auch das ihm versprochene Geld auszahlen; und zog, nachdem er durch den Empfang von sechs tausend Pfund Silbers sich für die viele unter den Mauern dieser Stadt erduldete Schmach einigermaßen entschädiget hatte, ruhmlos mit seinem Heere wieder ab, das bei dem großen Reichthum der Stadt Cöln wahrscheinlich auf große und reiche Beute gehofft, aber dafür nur Wunden und Schläge erhalten hatte. Sechs tausend Pfund Silbers waren freilich für die damalige Zeit eine ungeheure Summe; aber der unvergängliche Ruhm, mit welchem die Einwohner Cölns durch ihre treue Anhänglichkeit an den alten Kaiser, so wie durch ihre Tapferkeit und ihren ausdauernden Muth sich bedeckt hatten, überstieg bei weitem jeden Geldpreis.

7. Heinrichs wichtigste Angelegenheit war nun, seine zukünftigen Verhältnisse zu dem römischen Stuhle auf eine eben so friedliche als dauerhafte Weise zu ordnen. Den Erzbischof Bruno von Trier und den

Bischof Reinhard von Halberstadt schickte er demnach als seine Gesandten nach Rom. Ihre Verhaltungsbefehle waren mit vieler Vorsicht und Schlauheit entworfen. Sie hatten den Auftrag, den Papst im Namen Heinrichs ehrfurchtsvoll zu begrüßen, zugleich auch zu ersuchen, dem neuen Könige das Reich und alle damit verbundenen königlichen Rechte zu bestätigen, und endlich ihn einzuladen, nach Deutschland zu kommen, das Weihnachtsfest in Augsburg zu feiern, und hierauf, um alle Angelegenheiten der deutschen Kirche vollkommen zu ordnen, eine Kirchenversammlung allda zu halten. — Aber um die nämliche Zeit hatte Papst Paschal II. ein sehr zahlreiches Concilium nach Guastalla zusammen berufen. Eine Menge italienischer und auch französischer Bischöfe fand sich ein. In Ansehung der darauf gepflogenen Verhandlungen gehört dieses zu den merkwürdigsten, welche unter dem Pontificat Paschals gehalten wurden. Natürlicher Weise wurden die Decrete gegen die von Laien ertheilten Investituren wieder erneuert, und der Weltliche, der einen Geistlichen investire, so wie dieser, wenn er sich investiren lasse, mit dem Banne belegt. — Aber für die deutsche Kirche machte Paschal auf diesem Concilium eine längst schon erwünschte, höchst heilsame Verfügung. Der große Mangel an funktionirenden Priestern in Deutschland war dem Papste nicht unbekannt, eben so auch der daraus entstehende große Nachtheil für den Glauben des Volkes und dessen christlichen Sinn und christliche Gesittung. Um diesem, für das Heil vieler tausend Seelen so gefährlichen Zustand ein Ende zu machen, öffnete er allen, von Schismatikern Geweihten, sowohl Bischöfen wie andern Geistlichen geringern Grades den Schoß der Kirche, nahm sie in die Gemeinschaft derselben auf, und erlaubte ihnen wieder, sich den ihren Graden zukommenden Verrich-

tungen zu unterziehen. — Für das reiche und mächtige Erzbisthum Ravenna schlug jedoch jetzt die Stunde längst verdienter Demüthigung. Schon von den ältesten Zeiten an hatte diese Metropole öfters der römischen Kirche getrotzt, einigemal sogar den Versuch gemacht, mit dem römischen Stuhle sich auf gleiche Linie zu stellen, auch dabei auf die Güter und Ländereien des heiligen Petrus die ungegründetsten Ansprüche erhoben, und diese theils mit Gewalt, theils auf dem Wege geheimer Intriguen an dem kaiserlichen Hofe durchzusetzrn gesucht. Was aber endlich das Maß der Schuld dieser Kirche voll gemacht hatte, war, daß der, dem Papste Gregor VII. und dessen ersten Nachfolgern so furchtbar gewordene Gegenpapst Clemens III., ebenfalls Erzbischof von Ravenna gewesen war. Um die Macht dieser so oft übermüthigen Metropole zu brechen, ward also auf Antrag Paschals von sämmtlichen versammelten Bischöfen und weltlichen Herren, deren viele dem Concilium beiwohnten, da auch die Markgräfin Mathildis von Toscana es ihrer Gewohnheit nach wieder durch ihre Gegenwart verherrlichte — einstimmig beschlossen, daß die ganze, weit ausgedehnte Landschaft Aemilia mit den Städten Piacenza, Parma, Reggio, Modena und Bologna von Ravenna getrennt, und diese Kirche blos auf die Landschaft Flaminia beschränkt werden sollte.

8. Heinrichs Abgeordneten waren entweder schon vor Eröffnung des Conciliums, oder, was noch wahrscheinlicher ist, während der Abhaltung desselben bei dem Papste angekommen. In Gegenwart sämmtlicher versammelten Väter und fürstlichen Herren erledigten sich die Abgeordneten Heinrichs ihres von ihrem Herrn erhaltenen Auftrages, und fügten noch hinzu, „daß der neue König dem heiligen Stuhle eben so

treu seyn werde, wie einer Mutter, und eben so unterwürfig, wie einem Vater"*). — Das Ansinnen, welches Heinrich durch seine Gesandten dem Papste machen ließ, daß er ihm nämlich „das Reich und die damit verbundenen königlichen Rechte bestätigen möge," mußte nothwendig Paschal nicht wenig auffallen. Bisher ließen alle Päpste, und selbst Gregor VII. that es noch, ihre Wahl von den Kaisern bestätigen; aber daß ein deutscher, oder irgend ein anderer König sich beim Antritt der Regierung sein Reich und seine Königsrechte von dem Papste hätte bestätigen lassen, davon hatte man noch kein Beispiel. Es war etwas ganz Neues, aber auch sehr geeignet, bei dem Papste Mißtrauen gegen die Gesinnungen Heinrichs einzuflößen. Der gutmüthige Paschal deutete jedoch Heinrichs Ansuchen auf eine demselben günstige Weise, oder gab wenigstens sich das Ansehen, als wenn er darin blos einen Beweis der Demuth eines gehorsamen Sohnes der Kirche erkenne, lobte daher das Betragen des Königes, während auch die Markgräfin Mathildis den frommen Gesinnungen Heinrichs die größten Lobsprüche ertheilte. Aber bei allem dem fand der Papst doch für sehr zweckmäßig, den Gesandten eine Abschrift der auf dem Concilium gepflogenen Verhandlungen zustellen zu lassen. Auf jeden Fall konnten sie und ihr König sich einstweilen belehren, daß der Papst und mit ihm die

) Sonderbarer Vortrag in dem Munde eines Sohnes, der seinen eigenen Vater verrathen, eingekerkert, entthront und wenigstens zur Hälfte gemordet, auf der andern Seite auch seine eigene Mutter nicht gekannt), mithin nie Gelegenheit gehabt hatte, seinen Gehorsam und seine kindliche Liebe gegen seine Mutter zu erweisen.

*) Die Kaiserin Bertha, wie der Leser sich erinnern wird, starb, als ihr zweiter Sohn Heinrich noch in der Wiege lag.

ganze katholische Welt das Investiturrecht nicht mehr „für ein mit dem Reiche verbundenes königliches Recht anerkenne.“ Uebrigens versprach der Papst, der an ihn ergangenen Einladung zu folgen, auf das Weihnachtsfest nach Deutschland zu kommen, und alles, was noch in den kirchlichen Verhältnissen des Reiches verwirrt seyn könnte, auf einer Kirchenversammlung zu ordnen.

9. Paschal war wirklich gesonnen nach Deutschland zu gehen. Von Guastalla begab er sich nach Parma, wohin ihn die Markgräfin Mathildis begleitete, und von da nach Verona. Während seines Aufenthalts in dieser Stadt entstand ein furchtbarer Volkstumult, und Paschal konnte bei dieser Gelegenheit den Ungestümm und Zornmuth der Deutschen kennen lernen. Davon nahmen nun einige Römer aus seiner Umgebung, wahrscheinlich Cardinäle, eine Veranlassung, ihn vor einer Reise nach Deutschland zu warnen. Die Deutschen, sagten sie, seyen ein wildes, stolzes Volk; schwerlich würden sie das Verbot der Investituren durch die Hand der Laien annehmen; zudem sey der König jung, hitzig und herrschsüchtig, und dessen Unterwerfung unter die Gebote der Kirche sehr zu bezweifeln; der Pabst möchte sich daher nicht der Gewalt eines Monarchen blosgeben, dessen Absichten ziemlich verdächtig, wenigstens ihm bis jetzt noch unbekannt wären. Dem Papste leuchteten diese Gründe ein; er erkannte die Gefahren, denen ihn eine Reise nach Deutschland aussetzen würde, gab also dieselbe auf, und äußerte sich seufzend: „Er sehe wohl, daß die Thore nach Deutschland ihm jetzt noch nicht offen stünden.“ — Um den Papst auf eine würdige Weise zu empfangen, begab sich indessen Heinrich, der an der Ankunft des heiligen Vaters nicht zweifelte, mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge von Bischöfen und weltlichen Herren nach Augsburg. Aber

das Weihnachtsfest nahete heran, und der Papst kam nicht. Heinrich und seine Fürsten erwarteten ihn noch einige Zeit in Regensburg. Als sie aber nach langem Harren endlich die Nachricht erhielten, der Papst sey zwar über die Alpen, aber nicht nach Deutschland, sondern nach Frankreich gegangen, ward ihre Unzufriedenheit darüber laut, und Mißtrauen und Argwohn bemächtigten sich der Gemüther. — Hatte der Papst den König, durch die Mittheilung der Akten des Conciliums von Guastalla, belehren wollen, daß der römische Stuhl das Investiturrecht nicht mehr als ein königliches Recht anerkenne; so wollte nun auch Heinrich seiner Seits und zwar durch Thaten dem Papste zu verstehen geben, daß er das päbstliche Verbot der Investituren durch Laienhand ebenfalls nicht anerkenne. Ohne sich also um alles das, was seit so vielen Jahren und so oft darüber war verhandelt worden, im mindesten zu bekümmern, fuhr Heinrich fort nach Weise seiner Vorfahren die bischöflichen Stühle zu besetzen, investirte die neuen Bischöfe Richard von Verdün, Reinhard von Halberstadt und Godeschalk von Minden mit Ring und Stab; und als er hierauf dem Erzbischofe Rudhard von Mainz und selbst dem päpstlichen Legaten, nämlich dem Bischofe Gebhard von Constanz befahl, die ernannten Bischöfe zu weihen, so gehorchten sie ohne Widerrede. Erzbischof Rudhard war gar so weit gegangen, daß er noch vor dem Concilium von Guastalla, auf welchem erst die Wiederaufnahme der von Schismatikern geweihten Bischöfe war beschlossen worden, schon den Bischof Udo von Hildesheim ohne die Erlaubniß des Papstes wieder eingesetzt hatte (1107)*).

*) Man muß glauben, daß bei dem schrecklichen Wirrwarr, der damals in der deutschen Kirche herrschte, und bei den häufigen, unter mancherlei Veranlassungen bald rechts bald links gegen Heinrich IV. geschleuderten Bannstrahlen alle Köpfe ganz verwirrt wurden,

10. Paschal war, wie schon gesagt worden, nach Frankreich gegangen, hatte das heilige Weihnachtsfest in dem Kloster von Clugny gefeiert, und sich hierauf nach Tours und von da nach der Abtei von St. Denys begeben. Wohin der heilige Vater in Frankreich kam, erhielt er überall die sprechendsten Beweise von Ehrfurcht und Anhänglichkeit. Auch der Abt von St. Denys bot alles auf, um die Anwesenheit des Oberhaupts der Kirche würdig zu feiern. Als er demselben aber die reichen Schätze der Abtei zeigen wollte, lehnte der Papst dieses Anerbieten von sich ab, ließ sich aber dafür ein, mit dem Blute des heil. Dyonisius benetztes Stückchen von dessen bischöflichem Kleide geben. Diese Reliquie, sagte Paschal, habe für ihn mehr Werth, als alles in der Schatzkammer der Abtei aufbewahrte Gold und alle darin befindlichen kostbaren Steine. Hier in dieser Abtei war es auch, daß

---

so daß keiner mehr wußte, von was eigentlich die Rede, und was die wahre Lage der Sache sey. Alle diese Herren, Geistliche wie Weltliche, waren unaufhörlich mit Bitten und Drohungen in Heinrich IV. gedrungen, sich die Lossprechung des Bannes von dem Papste zu erwirken, und da dieses nicht sogleich geschehen konnte, entfernten sie sich von ihm, flohen ihn als einen Verfluchten, empörten sich endlich gegen ihn, und glaubten überhaupt, alles mögliche sich gegen ihn erlauben zu dürfen. Und nun halten alle diese Herrn sich fest an Heinrich V. und die Bischöfe gehorchen pünktlich seinen kirchlichen Geboten, obgleich das, was er ihnen gebietet, gerade dasselbe ist, wegen dessen sein Vater mit dem Banne war belegt worden. Ein abermaliger Beweis, wenn es zu den vielen schon vorhandenen noch eines neuen bedürfte, daß selbst der größte Theil der Bischöfe — von den weltlichen Herren versteht es sich von selbst — sich ungleich mehr von zeitlichem Interesse und weltlichen Rücksichten, als von klaren kirchlichen Begriffen und wahrhaft religiösen Ideen und Gefühlen leiten ließen.

Frankreichs König Philipp und dessen schon zum Nachfolger seines Vaters ernannte und mit dem königlichen Titel geschmückter Sohn Ludwig, mit allen Großen ihres Hofes dem Papste den ersten Besuch abstatteten. Als beide Könige dem heiligen Vater gegenüber standen, fielen sie ehrfurchtsvoll zu dessen Füßen. Paschal hob sie sogleich von der Erde auf, umarmte beide, und unterhielt sich mit ihnen auf das freundlichste über die Angelegenheiten der Kirche überhaupt und jene der französischen Kirche insbesondere. Da aber der Pabst erfahren, was indessen in Deutschland in Beziehung auf die Bisthümer geschehen war, demnach jetzt die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Heinrich V. so wenig wie sein Vater gesonnen sey, sich den päpstlichen, die Belehnung von Laienhand betreffenden Verordnungen zu unterwerfen, und daher der römische Stuhl einen neuen Kampf zu bestehen haben würde; so bat er die beiden Könige in den rührendsten Ausdrücken, die Kirche, ihre Mutter, nicht zu verlassen, sondern nach dem Beispiele Carls des Großen (?) und mehrerer anderer ihrer glorreichen Vorfahren den römischen Stuhl gegen dessen Feinde, und namentlich gegen den deutschen König Heinrich V. zu schützen und mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen. Natürlicher Weise versprachen Beide es dem Papste, mochten es jedoch wahrscheinlich sehr schmerzhaft bei sich gefühlt haben, daß, um ihr Versprechen zu erfüllen, ihnen bei weitem nicht die Macht Carls des Großen zu Gebote stünde. — Um die Angelegenheiten der französischen Kirche zu ordnen, begab sich jetzt der Papst, in Begleitung der beiden Könige und einer Menge französischer Großen, nach Chalons.

11. Heinrich war, nachdem er den Papst lange in Regensburg fruchtlos erwartet, nach dem nördlichen Deutschland gegangen, hatte einen Theil desselben durch-

zogen, und mit dem, durch den Tod des Herzogs Magnus, des Letzten der Billunger, erledigten Herzogthum Sachsen den Grafen Lothar von Suplingenburg belehnt. — Jetzt befand sich Heinrich mit vielen Bischöfen und Fürsten an der Grenze Lotharingens gegen Frankreich, anfänglich sich immer noch das Ansehen gebend, als wenn er den Papst erwarte. Da dieser aber wieder nicht kam, so ordnete endlich Heinrich eine, aus geistlichen und weltlichen Herren bestehende Gesandtschaft an ihn nach Frankreich. An der Spitze der Gesandtschaft stand als Wortführer der Erzbischof Bruno von Trier, ein sehr kluger, einsichtsvoller Prälat, der die Gabe der Wohlredenheit in sehr hohem Grade besaß, auch, nach dem Zeugniß Suggers, der französischen Sprache vollkommen mächtig war. Unter den Weltlichen zeichnete sich besonders der Herzog Welf von Bayern aus, ein hochfahrender, prachtliebender Herr von ungeheuer starkem Körperbau, und einer weit tönenden, alles übertäubenden Stimme; stolz und gebieterisch, liebte er durchgreifende Maaßregeln. Sogar Grafen hatte er zu seinen Dienstleuten, und bei feierlichen Gelegenheiten ließ er sich das Schwert vortragen. Die Gesandtschaft hatte ein zahlreiches und glänzendes Gefolge von Rittern und Edeln. Alles war darauf berechnet, den Franzosen zu imponiren, und einen nicht so schnell wieder vorübergehenden Eindruck auf sie zu machen. — Nachdem die Gesandten den Papst im Namen Heinrichs ehrerbietigst begrüßt, auch den heiligen Vater der bereitwilligen Unterwürfigkeit ihres Königs, jedoch mit Vorbehalt aller Reichsrechte, versichert hatten, eröffnete der Erzbischof von Trier dem Papst den Zweck dieser feierlichen Sendung. „Von den ältesten Zeiten her," sagte er, „gehörte es zu den Rechten des Reiches, daß bei der Wahl und Weihe eines Bischofes folgende Ordnung beobachtet werden mußte. Zuerst verständigte man sich in Geheim über die Person desjenigen, den

man wählen wollte, machte hierauf dem Könige die Anzeige davon, und wenn dieser die beabsichtigte Wahl genehmigte, dann wurde dieselbe von der Geistlichkeit auf das Verlangen des Volkes vollzogen, der Neugewählte ohne Simonie zu dem König geführt, um von diesem die Lehen und Regalien durch die Investitur mit Ring und Stab zu erhalten, und dafür sich dem Könige zur Treue und Lehnsdienst zu verpflichten, worauf dann nach erhaltener Investitur derselbe geweiht ward. Diese Ordnung," setzte Bruno hinzu, „gehe ganz aus der Natur der Sache und aus den weltlichen Verhältnissen eines Bischofes hervor, indem man ja auf keine andere Weise Städte, Burgen, Markgrafschaften, oder auch andere Regalien erhalten und besitzen könne. Wolle der Herr Papst (Dominus Papa) diese Ordnung noch ferner bestehen lassen, so würde zwischen der Kirche und dem Reich auch Friede und vollkommene Eintracht herrschen."

12. Durch den Bischof von Piacenza ließ der Papst Heinrichs Gesandten auf ihren Antrag folgende Antwort ertheilen: „Die Kirche, durch das Blut Jesu „Christi erlöst und frei gemacht, darf niemand dienst„bar seyn. Wenn aber kein Bischof oder Abt ohne „die Einwilligung des Königes gewählt werden darf; „so ist Christus umsonst gestorben, und die Kirche „eine Magd des Königes. Stab und Ring gehören „dem Altar. Wenn ein Laie damit investirt, so maßt „er sich dessen an, was Gottes ist, begeht also einen „Raub an Gott und der Kirche. Hände, für den „Leib und das Blut des Herrn geweihet, dürfen nicht „den blutbefleckten Händen eines Laien unterworfen „werden; geschieht dieß, so ist es eine Herabwürdig„ung des priesterlichen Standes und der ihm ertheil„ten heiligen Salbung." — Laut brach der Unwille der Gesandten aus, als sie diese Rede vernahmen;

Einige der zornmüthigsten riefen sogar aus, „daß diese Streitfrage nicht hier, sondern in Rom und zwar mit dem Schwerte müßte entschieden werden.“ Der Reichskanzler Albert, der das ganze Vertrauen des Königes besaß, war, man weiß nicht aus welcher Ursache, in einem, nahe bei Chalons gelegenen Ort zurückgeblieben, und hatte demnach den Verhandlungen des Conciliums nicht beigewohnt. Zu diesem schickte Paschal einige, in kirchlichen Angelegenheiten sehr unterrichtete Männer, um mit demselben ruhig zu unterhandeln, und ihn zu bitten, den Frieden wo möglich zu vermitteln; er selbst, der Papst, ging nach Troyes, hielt hier ebenfalls eine Kirchenversammlung, auf welcher er, um Heinrichs Gesandten zu überzeugen, daß er von den in Chalons ausgesprochenen Grundsätzen nie weichen würde, die Investitur durch Laienhand auf das neue verbot, den Bannfluch gegen alle, Geistliche wie Weltliche, schleuderte, die sich diesem Verbot der Kirche nicht unterwerfen würden! Aber dagegen protestirten auf das feierlichste die königlichen Gesandten. Sie foderten für ihren König das Investiturrecht, wie solches, ihrer Behauptung nach, schon Carl dem Großen von den Päpsten sey ertheilt worden; sie erklärten endlich, daß in einem fremden Lande nichts über die Rechte des römischen Reiches könnte entschieden werden. Darauf ließ jedoch der Papst sich nicht ein, und untersagte vielmehr dem Erzbischof von Mainz, wegen dessen Theilnahme an der Weihe der neuerdings von dem Könige investirten Bischöfe, auf einige Zeit die Ausübung seines erzbischöflichen Amtes. Auch die Investirten, selbst der päpstliche Legat, der fromme Bischof Gebhard von Constanz nämlich erhielten sehr scharfe Verweise. — Die Verhandlungen mit dem Reichskanzler führten ebenfalls zu keinem Resultat. Weil jedoch zu Folge der Erklärung der königlichen Gesandten, die vorschwebende

Streitfrage nur innerhalb des römischen Reiches könnte entschieden werden; so kam man am Ende doch überein, daß in Jahresfrist in Rom ein allgemeines Concilium, in Gegenwart des Papstes und des Kaisers, zu Beendigung dieser Angelegenheit gehalten werden sollte. — Der Papst ging nun wieder nach Italien zurück, worauf der König, der während Paschals Anwesenheit in Frankreich sich an den Grenzen seines Reiches aufgehalten hatte, ebenfalls wieder über den Rhein ging. — Heinrich fühlte jetzt sehr wohl, daß, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, er durchaus mit einem Heere in Italien erscheinen müßte. Da jedoch noch ein ganzes Jahr zwischen dem gegenwärtigen Augenblick (Mai 1107) und der Zeit lag, in welcher die allgemeine Kirchenversammlung in Rom sollte gehalten werden; so suchte er diese Zwischenzeit auf eine Art zu benutzen, wodurch sein Ansehen sowohl in Deutschland, wie in Italien noch mehr gehoben und befestiget werden müßte.

13. Die gegen Osten an Deutschland grenzenden slavischen Völker, die Ungarn, Böhmen, Mähren und Polen waren, wie man sich erinnern wird, schon in weit frühern Zeiten der Oberherrlichkeit des deutschen Reiches unterworfen worden, hatten auch, obgleich nicht ohne Unterbrechungen, jährlichen Tribut bezahlt, aber während der lange anhaltenden innern Zerrüttungen Deutschlands sich völlig unabhängig gemacht; so daß auch nicht ein Schein von Abhängigkeit mehr vorhanden war. Heinrich beschloß die deutsche Oberhoheit über diese Länder wieder herzustellen. Ein solches Unternehmen schienen die gegenwärtigen innern wie äußern Verhältnisse dieser Länder nicht wenig zu begünstigen. Durch die Familienzwiste ihrer Fürsten waren sie in dem nämlichen Zustande, in welchem sich Deutschland während der Regierung Heinrichs IV. be-

fand. Brüder stritten gegen Brüder, und Vettern gegen Vettern; und da die böhmischen, mährischen, ungarischen und polnischen Herzoge durch Heirathen auf mancherlei Weise mit einander verbunden und verwandt waren, so nahm auch gewöhnlich ein jeder an den Streitigkeiten und Zwisten des andern Antheil, und so waren jetzt diese sämmtlichen Länder schon seit mehreren Jahren der Schauplatz wilder Leidenschaften, ununterbrochener Familienzwiste und blutiger, die Kräfte dieser Völker nach und nach aufreibender Kämpfe. Heinrich konnte um so mehr auf glückliche und glänzende Erfolge rechnen, da vorauszusehen war, daß überall der schwächere, unterdrückte Theil sich sogleich an die Deutschen anschließen, und die Wiederherstellung in den Landesantheil, aus dem man ihn vertrieben hatte, sehr gerne durch Unterwerfung unter die deutsche Oberhoheit und das Versprechen eines jährlichen Zinses erkaufen würde. Sehr erwünscht war es also für Heinrich, als jetzt der, dem Leser schon bekannte Herzog Borivoi von Böhmen, um Hülfe flehend, zu ihm nach Deutschland kam. — Borivoi war ein sehr milder, Gerechtigkeit liebender Herr. Seine beiden Vettern, der wilde Swätopolk von Mähren und dessen Bruder Otto hatten durch List und Gewalt sich des Herzogthums bemächtiget *), und ihn aus dem Lande getrieben. Heinrich ergriff diese Gelegenheit, seine Oberhoheit über Böhmen geltend zu machen. Unverzüglich schickte

*) Swätopolk und Otto hatten zuerst dem Borivoi die Wrissovicier äußerst zu verdächtigen gewußt, dann den Argwohn desselben gegen diese mächtige Familie immer mehr geweckt und gereizt, und als diese endlich die Wirkungen der Ungnade und Eifersucht ihres Herzogs fühlte, sich insgeheim mit ihr verbunden, um mit ihrer Hülfe, und von jeder Art von Verrätherei begünstiget, ohne viele Mühe den Herzog Borivoi aus Böhmen vertrieben, und seines Herzogthums sich bemächtiget.

er dem Swätopolk den Befehl, vor ihm zu erscheinen. Derselbe gehorchte sogleich; zog aber vorher noch sein Heer zusammen, stellte es bei den nach Deutschland führenden böhmischen Pässen auf, und übertrug den Oberbefehl darüber seinem Bruder Otto. Sobald Swätopolk an dem königlichen Hoflager angekommen war, ließ ihn Heinrich, ohne ihn zu hören, sogleich verhaften, und befahl den Böhmen, die den Swätopolk nach Deutschland begleitet hatten, den Borivoi, den er als Herzog von Böhmen bestätigte, wieder in sein Land zurückzuführen, gab demselben auch eine, obgleich nur sehr schwache deutsche Bedeckung mit. Als aber Borivoi an den Grenzen Böhmens ankam, ward er von Otto überfallen, und die ihn begleitende, höchstens aus zwei tausend Mann bestehende Schaar mit leichter Mühe theils zerstreut, theils gefangen genommen. Borivoi hatte das Glück den Händen der Feinde zu entkommen, und eilte zu Heinrich nach Sachsen zurück. Da er dem König ein sehr reiches Geschenk an Geld gemacht hatte; so hoffte er mit Recht, daß Heinrich nun eine größere Macht, stark genug, um dem Otto die Spitze zu bieten, zusammen ziehen und ihn in sein Herzogthum wieder einsetzen würde. Aber auch Swätopolk wußte jetzt die Gunst des Königes zu gewinnen. Er versprach demselben nämlich zehn tausend Mark Silbers, zugleich auch ihm auf allen seinen Zügen Heeresfolge zu leisten. Der Glanz des Goldes und des Silbers hatte für Heinrich einen zu verführerischen Schimmer, als daß er demselben hätte widerstehen können. Er entließ auf der Stelle den Swätopolk nicht nur seiner Haft, sondern sprach ihm auch das Herzogthum Böhmen zu, und bestätigte ihn in dem usurpirten Besitze dieses Landes. Der getäuschte, von Heinrich um sein Geld betrogene Borivoi ging nun nach Polen zu seinem Neffen, dem Herzog Boleslaus, der ihm auch sogleich Schutz und Hülfe zusagte.

14. Im Triumphe eilte nun Swätopolk nach Böhmen zurück, und um die dem Könige versprochene Summe zusammen zu bringen, nahm er alles Gold und Silber, wo er es immer nur fand. Kirchen und Klöster wurden beraubt. Vom ersten Edelmann bis zum letzten Taglöhner mußte jeder dazu beitragen; selbst die Frauen wurden gezwungen, ihren Schmuck herzugeben, und der Erzbischof von Prag sah sich genöthiget, die kostbaren Gewänder der Cathedrale in Prag für 500 Mark Silber an Regensburger Juden zu verpfänden. Aber bei allem dem vermochte er doch nicht die ganze Summe zusammen zu bringen, bezahlte dem König jedoch einstweilen sieben tausend Mark, und überlieferte ihm für die noch rückständigen drei tausend Mark seinen Bruder Otto als Geißel. Aber dieser konnte sich in seine neuen Verhältnisse nicht schicken. Von Aufsehern umstellt, von diesen überall hin begleitet, ward ihm das Leben am Hoflager bald zur Last. Er lauerte also einen günstigen Augenblick ab, entwischte vom Hofe und kehrte nach Böhmen zu seinem Bruder zurück. Für diesen hatte jedoch Otto's Flucht nicht die mindeste unangenehme Folge. Heinrich war gerade mit den Vorbereitungen zu einer Heerfahrt nach Ungarn beschäftigt, und auf diesem Feldzuge konnten ihm die zahlreichen böhmischen Scharen unter der Anführung des zwar wilden, aber sehr tapfern Swätopolks treffliche Dienste leisten; und als dieser jetzt gar statt seines Bruders seinen erst neugebornen Sohn dem König als ein Unterpfand seiner Treue sendete, ward wirklich ein wahres Band der Freundschaft zwischen dem König und dem Herzoge geknüpft. Heinrich nahm das Kind ungemein freundlich auf, ließ es taufen, vertrat dabei Pathenstelle, gab ihm daher auch den Namen Heinrich, schickte es hierauf sogleich wieder dem Vater zurück, und erließ dem-

selben als Pathengeschenk die noch rückständigen drei tausend Mark Silbers.

15. Auch in Ungarn lagen zwei Prinzen aus dem königlichen Hause mit einander in Hader und Streit. König Ladislaus der Heilige war nach einer dreißigjährigen, glücklichen und segenvollen Regierung gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts (1095) gestorben, und hatte auf seinem Sterbebette den jüngern Sohn seines verstorbenen Bruders Geisa zu seinem Nachfolger ernannt. Aber Almus, so hieß derselbe, war ein edler Jüngling, nichts weniger als herrsch- und länderfüchtig, und aus bloßer Achtung für das Recht der Erstgeburt trat er seinem ältern Bruder Koloman (Kalmany) die Regierung ab, behielt sich nur die herzogliche Würde vor, nebst einer Länderstrecke längs dem adriatischen Meere. Diese edle Handlung konnte ihn jedoch nicht lange gegen mancherlei in der Seele Kolomans aufsteigenden Verdacht schützen. Beide Brüder zerfielen mit einander; und da schwarzer Argwohn unaufhörlich an der Brust des ältern nagte, so kam es endlich zwischen Beiden zu einem offenen Kriege. Den weit überlegenen Streitkräften seines Bruders vermochte Almus nicht lange zu widerstehen. Koloman vertrieb ihn aus dem, ihm früher angewiesenen Ländertheil, und vereinte diesen wieder mit seinem Reiche, worauf Almus nach Deutschland floh und bei Heinrich Hülfe gegen seinen Bruder suchte (1108). So wie Heinrich durch den bei ihm um Schutz flehenden Herzog Borivoi Gelegenheit gefunden, sich, und zwar, wie wir gesehen, zu seinem großen Gewinn in die Angelegenheiten Böhmens zu mischen, eben so ward er jetzt durch den, bei ihm Hülfe suchenden Herzog Almus auch in die ungarischen Händel verwickelt; und voll Zuversicht, nicht mindern Gewinn auch aus diesem Bruderzwiste zu

ziehen, sagte er dem Almus sogleich seinen Beistand zu. Von zwei verschiedenen Seiten rückten demnach schon in den ersten Monaten des folgenden Jahres zwei feindliche Heere in Ungarn ein, ein deutsches, von Heinrich selbst geführt, und ein böhmisches unter der Anführung Swätopolks. Die auf den Grenzen stehenden ungarischen Heerhaufen wurden geschlagen und zurückgetrieben, und die vorliegenden Grenzdistrikte wie gewöhnlich mit Feuer und Schwert verwüstet. Die Ungarn, wie wir wissen, hatten jedoch ihre eigene Art Krieg zu führen, mit der, wie es scheint, alle Erfahrungen früherer Jahre die Deutschen doch noch nicht hinreichend bekannt gemacht hatten. Die ganze ungarische Grenzbevölkerung zog sich mit allem ihrem Vieh und ihren Vorräthen in das Innere des Landes hinter Flüsse, Moräste, Sümpfe und Wälder zurück. Das Heer selbst vermied sorgfältig jede allgemeine oder entscheidende Schlacht; aber seine zahllose leichte Reiterei umschwärmte von allen Seiten die Deutschen, schnitte ihnen die Zufuhren ab, oder erschwerte und verzögerte wenigstens das Eintreffen derselben, ermüdete das deutsche Heer durch ununterbrochene Angriffe und kleine Gefechte, in welchen Heinrich, obgleich stets Sieger, doch immer Leute verlor, während auch schlechte oder unzureichende Nahrung, verbunden mit unaufhörlichen Anstrengungen, allerlei Krankheiten erzeugten, und ebenfalls die Reihen der Deutschen täglich lichteten. Endlich kam auch noch das periodische Austreten der Flüsse hinzu, wodurch große Strecken überschwemmt, alle Straßen und Wege beinahe völlig unbrauchbar gemacht, und die ohnehin schon so großen Strapazen und Mühseligkeiten des deutschen Heeres noch um viel höher gesteigert wurden. Ungeachtet aller dieser Hindernisse drang doch Heinrich bis Preßburg vor. Unter den Mauern dieser Stadt stieß nun auch das böhmische Heer unter

Swätopolk zu ihm. Man glaubte die Stadt, gleichsam nur im Vorübergehen, mit Sturm nehmen zu können; doch darin hatten sich der König und der Herzog nicht wenig getäuscht. Die Ungarn leisteten tapfern Widerstand. Man mußte die Stadt förmlich belagern, und die Belagerung fing bald an, sich in die Länge zu ziehen.

16. Aber während Swätopolk mit seinen Kriegsvölkern in Ungarn stand, glaubte Herzog Boleslaus von Polen diesen günstigen Augenblick benutzen zu müssen, um seinen Oheim, den vertriebenen Herzog Borivoi, wieder in den Besitz seines Herzogthums zu setzen. Die Grafen, welchen Swätopolk während seiner Abwesenheit die Verwaltung und Vertheidigung des Landes übertragen hatte, gehörten sämmtlich dem gräflichen Hause der Wrissowicier an. Diese reiche und mächtige Familie hatte sich in zahllosen Zweigen über ganz Böhmen verbreitet, und von jeher in allen wichtigen Landesangelegenheiten, und besonders bei Staatsumwälzungen eine sehr bedeutende und, wie gesagt wird, nicht selten höchst zweideutige, ja wohl verrätherische Rolle gespielt. Entweder aus Anhänglichkeit an den milden und gerechtigkeitliebenden Borivoi, der doch eigentlich ihr rechtmäßiger Herzog war, oder vielleicht auch, was eben so wahrscheinlich ist, durch Geld von ihm gewonnen, thaten die Grafen nur sehr schwachen Widerstand. Ganz Böhmen ward von den Polen überschwemmt, ausgeplündert und mit Feuer und Schwert verheert. Als die Kunde davon in dem königlichen Lager vor Preßburg ankam, entbrannte Swätopolk in wüthenden Zorn, eilte unverzüglich zu dem König, und stellte ihm vor, wie dringend es für ihn sey, sogleich mit seinem Heere nach Böhmen gegen die Polen aufzubrechen. Heinrich sah die Nothwendigkeit ein, und ließ den Herzog ziehen. Aber nun konnte

der König nach dem Abmarsch der böhmischen Scharen die Belagerung nicht mehr fortsetzen, und zwar um so weniger, da verschiedene in dem königlichen Heere befindliche Fürsten mit dem ganzen Feldzuge in Ungarn wenig zufrieden waren, und überhaupt bei ihnen schon hie und da Spuren wankender Treue bemerkbar wurden. Heinrich mußte also die Belagerung aufheben und, um unbeläſtiget von dem Feinde und ohne weitern Verlust sich zurückziehen zu können, einen für ihn wenig ehrenvollen Frieden mit dem ungarischen König schließen*). — Als Swätopolk in Böhmen ankam, hatte Boleslaus, wegen eines feindlichen Einfalles der Pommern in sein eigenes Land, das Herzogthum schon wieder verlassen. Aber desto schrecklicher ergoß sich jetzt die Wuth des grausamen Swätopolks über das ganze Haus der Wrissovicier. Alle Glieder desselben, ohne Unterschied des Alters, Schuldige wie Unschuldige, wurden erwürgt, überall Preise auf ihre Köpfe gesetzt, alle Güter dieser reichen Familie eingezogen und größtentheils unter ihre Mörder als Belohnung vertheilt. Die ganze Familie ward ausgerottet, und man behauptet, daß bei drei tausend Individuen, diesem unglücklichen Hause theils angehörig, theils mit demselben verwandt, als Opfer der Grausamkeit Swätopolks gefallen seyn sollen. Nur wenigen gelang es, durch schleunige Flucht nach Polen und Ungarn dem Strange oder Mordbeile zu entgehen.

---

*) Die Ursperger Chronik sagt blos: Sed praeparatis multiformiter adversariis, maximeque per obstructa fluminis undique vada, post morosam et cassam obsidionem castri Presburg inacte rediit. — Dasselbe sagt auch Dodechin, wirft aber alle Schuld des mißlungenen Feldzuges auf einige bei Heinrichs Heere befindliche Fürsten. Ob infidelitatem quorundam principum nihil memoria dignum ab eo agitur.

17. Die mißlungene Belagerung Preßburgs und mithin des ganzen Feldzuges schrieb Heinrich blos dem polnischen Einfall in Böhmen zu. Im höchsten Grade gegen Boleslaus aufgebracht, und noch mehr gereizt von Swätopolk, der ebenfalls die Verheerung seines Landes an den Polen rächen wollte, unternahm Heinrich noch in demselben Jahre eine Heerfahrt nach Polen. Er hoffte um so mehr, sich hier für seine in Ungarn fehlgeschlagene Hoffnung zu entschädigen, da auch in Polen zwei Brüder um die Herrschaft stritten. Boleslaus nämlich hatte noch einen unehelichen Bruder, Namens Zbigneus, dem nach dem Tode des Vaters, des Herzogs Wratislaw, ebenfalls eine bedeutende Länderstrecke zu seinem Antheil war angewiesen worden. Aber beide Brüder lebten seit dem Tode des Vaters in unaufhörlichem Hader. Boleslaus beschuldigte den Zbigneus, — ob mit Grunde oder blos aus Verdacht: dies läßt sich nicht mit Gewißheit angeben — geheimer verrätherischer Umtriebe. Auch unter ihnen kam es endlich zu offenem Kriege. Zbigneus, obgleich kühn und tapfer, mußte jedoch der eben so großen Tapferkeit und noch größern Kriegskunde des Boleslaus weichen. Er ward aus seinem Ländertheile und ganz Polen vertrieben, und kam gleich allen Vertriebenen jetzt nach Deutschland zu Heinrich, um gegen seinen Bruder zu klagen, und Hülfe gegen denselben zu suchen. Unter Vorspiegelung einer großen Parthei, die er noch in Polen für sich habe, wußte Zbigneus den König, durch die gewisse Hoffnung auf Sieg, Beute und Ruhm, noch mehr zu einem Feldzuge zu ermuntern, den er ohnehin schon für nothwendig hielt, um seinem, in dem unglücklichen ungarischen Feldzuge nicht wenig befleckten Waffenruhme durch glänzende Erfolge gegen die Polen wieder aufzuhelfen. Bevor jedoch Heinrich den Feldzug eröffnete, wollte er die längst vergessenen deutschen Oberhoheitsrechte über Polen wie-

der geltend machen. Wie an einen deutschen Vasallen stellte er also auch an Herzog Boleslaus Foderungen, und bedrohete ihn mit Krieg, wenn er dieselben nicht alsogleich erfüllen würde. Heinrich verlangte, daß Boleslaus seinem nach Deutschland geflüchteten Bruder den demselben angewiesenen Ländertheil zurückgeben, und zur Zahlung eines jährlichen Tributs von dreihundert Mark Silber sich dem Könige verpflichten sollte. Diese Foderungen kamen an Boleslaus, als er noch mit seinem Heere im Lande der Pommern stand, aber so eben einen blutigen, völlig entscheidenden Sieg über die Feinde erfochten hatte. Stolz auf diese glänzende Waffenthat, wieß Boleslaus die Foderungen des Königs trotzig zurück; seinen Bruder, sagte er, der schon mehrmals an ihm zum Verräther geworden wäre, würde er nie mehr in dessen ehemaligen Reichsantheil wieder einsetzen, und noch weit weniger sich zu einem jährlichen Tribut verstehen; denn er herrsche über eine freie Nation, die keinem andern Volk zinspflichtig sey.

17. Mit dem böhmischen Heere unter Swätopolk vereint, drang nun Heinrich in Polen ein. Aber schon die Besatzung von der sehr starken Festung Bautzen überzeugte ihn, daß die Polen nicht, wie er gehofft hatte, scharenweise zu ihm, dem Beschützer des Ibigneus, übergehen würden. Heinrich zog nun die Oder weiter hinauf, rückte vor Glogau und begann sogleich die Stadt zu belagern. Aber nun eilte auch Boleslaus mit seinem siegreichen Heere aus Pommern heran, schickte eine auserlesene Heerabtheilung voran, und ließ alle Fuhrten über die Oder unbrauchbar machen und mit einer Schaar geübter Bogenschützen besetzen. Durch eine Schlacht die Stadt zu entsetzen, wollte er jedoch für jetzt noch nicht wagen; theils weil sein Heer durch die angestrengten langen Märsche noch zu sehr ermüdet war, theils weil er die Ankunft un-

garischer und russischer Hülfsvölker vorher noch erwarten wollte. Aber jenseits des Stromes nahm er eine trefflich gewählte Stellung, in der er alle Bewegungen des deutschen Heeres genau beobachten und, jeden Augenblick mit einem Angriffe drohend, es unaufhörlich ängstigen, ermüden und in Athem halten konnte. Indessen hatten jedoch die Deutschen in der Oder noch eine nicht verdorbene und vom Feinde besetzte Fuhrt entdeckt, gingen also über den Fluß, konnten demnach der belagerten Stadt auch die Zufuhren von dieser Seite abschneiden, und den Boleslaus verhindern, eine Verstärkung an Truppen in dieselbe zu werfen. Zum Unglück für die Stadt waren deren Festungswerke äußerst zerfallen, und in der größten Eile einigermaßen und nur zur höchsten Noth wieder ausgebessert worden. Die Glogauer verzweifelten also daran, eine lange Belagerung aushalten zu können, machten demnach den Deutschen den Vorschlag eines fünftägigen Waffenstillstandes, während desselben sie Abgeordnete an den Herzog senden, durch diese die mißliche Lage Glogau's ihm vorstellen, und von ihm die Erlaubniß erbitten wollten, die Stadt zu übergeben; als Unterpfand, daß sie den Waffenstillstand gewissenhaft halten würden, erboten sie sich, Geißeln zu stellen. Heinrich willigte in den Waffenstillstand und ließ sich die Geißeln ausliefern. — Aber Boleslaus wollte von keiner Uebergabe hören; er ließ die Glogauer bedrohen, sie alle an das Kreuz schlagen zu lassen, wenn sie die Stadt übergeben würden*). — Der Waffenstillstand war jetzt zu Ende, und der Kampf begann auf das Neue. Aber Heinrich, der die Geißeln treulos zurückbehalten hatte, drohete nun auch seinerseits der Stadt, jene sämmtlich erwürgen zu lassen, wenn sie noch längern Widerstand leisten würde.

*) *Martin.* Gall. Chronicon. Lib. III. cap. 7.

Die Drohung ihres Herzoges machte jedoch größern Eindruck auf die Glogauer als jene des Königs. Sie fuhren fort, ihre Mauern tapfer zu vertheidigen. Um ihre Standhaftigkeit zu erschüttern und ihren harten Sinn zu brechen, befahl endlich Heinrich, die Geißeln an die Belagerungs- und Wurfmaschienen zu binden, gegen welche das Geschoß der Belagerer vorzüglich gerichtet war. Hatte schon die Treulosigkeit Heinrichs die Gemüther der Einwohner auf das höchste erbittert, so entflammte sie jetzt diese unerhörte Grausamkeit bis zur Wuth, und weder ihre Väter, Brüder oder Kinder schonend, setzten sie ihre Gegenwehr mit verdoppelter Anstrengung fort. Heinrichs Hoffnung, sich der Stadt zu bemächtigen, beruhete nur noch auf dem Erfolge eines allgemeinen Sturmes. Aber auch dieser mißlang und zwar mit ungeheurem Verlust der Deutschen und Böhmen. Beide kämpften zwar mit der ihnen eigenen Tapferkeit, aber auch die Belagerten mit jenem Mutbe der Verzweiflung, der den Tod nicht scheuet und keine Gefahr kennt. Gleich einem Hagel stürzten von den Mauern Wurfspieße, Pfeile, Steine, Feuer und siedendes Wasser auf die Stürmenden herab, bis endlich nach mehrere Stunden langem, hitzigem Kampf der Sturm auf allen Seiten von den braven Glogauern zurückgeschlagen ward. — Heinrichs Heer war nun völlig erschöpft. Nicht nur gegen die Ausfälle der Belagerten, auch gegen einen Angriff des ganz in der Nähe lagernden polnischen Heeres mußte es unaufhörlich auf seiner Huth seyn. Tag und Nacht standen die Soldaten unter den Waffen; dazu noch die mühseligen Belagerungsarbeiten, die öftern fruchtlosen, stets mit fühlbarem Verluste verbundenen Angriffe, und da endlich die polnischen, von Boleslaus aus seinem Lager entsendeten Streifpartheien den Deutschen nicht selten die Zufuhren hinwegnahmen oder sie verbrannten; so konnten auch dem Soldaten die ihm

doch so nothwendigen Nahrungsmittel nur äußerst sparsam gereicht werden; kurz, das Heer war ohne Hoffnung auf glücklichen Erfolg und ohne alle Zuversicht zu seinen Heerführet. Heinrich war gezwungen, die Belagerung aufzuheben, ging aber nicht über die Elbe zurück, sondern zog die Oder aufwärts. Auf dem Fuße folgte ihm aber auch Boleslaus. Durch alle Künste des kleinen Krieges, auf welchen, wie es scheint, der Herzog und seine Polen sich trefflich verstanden, suchte er das deutsche und böhmische Heer immer noch mehr zu schwächen und zu ermüden, durch kleine Gefechte den Marsch desselben zu erschweren, zu jeder Stunde in der Nacht zu allarmiren, und wie gewöhnlich wieder so viel möglich ihm die Zufuhren abzuschneiden. Nach äußerst beschwerlichem Marsch langte Heinrich endlich vor den Thoren von Breslau an. Aber seine anfänglich so zuversichtliche Hoffnung auf Sieg, reiche Beute und kriegerischen Ruhm war nun tief gesunken. Mit Herzog Boleslaus suchte er zu unterhandeln. Er ließ ihm sagen: er wolle die Foderung der Wiedereinsetzung des Zbigneus in dessen ehemaligen Reichsantheil fallen lassen, und verlange jetzt blos, daß Boleslaus die deutsche Oberhoheit anerkenne, und zu einem jährlichen Tribut von dreihundert Mark sich verpflichte. Der Herzog, der jetzt schon Heinrichs Feldherrntalent zu würdigen wußte, mithin sicher war, mit demselben nun bald fertig zu werden, weigerte sich auch dieser Foderung, erklärte jedoch, daß er zum Frieden geneigt sey, aber ohne irgend eine ihm lästige Bedingung. Heinrich in seiner Lage war gezwungen nachzugeben. Der Friede ward also geschlossen, höchst ehrenvoll für Boleslaus und nicht wenig demüthigend für Heinrich, der sich jetzt noch Glück wünschen mußte, wenigstens einen sichern und gfahrlosen Rückzug durch eben diesen Frieden sich erkauft zu haben. — Boleslaus Klugheit und Tapferkeit, wie jener seiner Polen, wa-

ren jetzt selbst ein Gegenstand der Bewunderung ihrer Feinde. Auf ihrem Rückwege sangen Deutsche wie Böhmen Loblieder auf Boleslaus und dessen braves Heer. Natürlicher Weise mußte dieses den König verdrießen; denn zum Lobe des Herzogs und seiner Polen frohe Lieder singen, oder ihrem eigenen König öffentlich Hohn sprechen, war offenbar ganz dasselbe. Dieses Singen ward zwar von Heinrich verboten; aber sein Verbot verschloß den Sängern nicht den Mund; ihr Lied verstummte nicht, sondern erhielt ihres Königes ruhmlosen Feldzug noch lange Zeit in dem Andenken des Volkes*).

*) Was übrigens Kadlubko und andere weit spätere polnische Schriftsteller von einem großen, auf dem Hundsfeld über die Deutschen erfochtenen Sieg berichten, ist sammt der umständlichen Beschreibung der Schlacht blos eine, von polnischer Nationaleitelkeit ersonnene Fabel. Martinus Gallus, ein Zeitgenosse, weiß nichts davon; und er, der es sich zu seiner besondern Aufgabe macht, die Großthaten seines Helden, des Herzogs Boleslaus, zu preißen, würde gewiß einen so glänzenden Sieg nicht mit Stillschweigen übergangen haben. — Den deutschen Geschichtschreibern, wie es scheint, erlaubte ihr Nationalgefühl nicht, den wahren Erfolg des polnischen Feldzuges anzugeben; sie gleiten entweder ganz leicht darüber hinweg, oder machen, wie die Hildesheimer Annalen, gar keine Erwähnung davon. — Daß Boleslaus sich zu einem Tribut an den König hätte verstehen müssen, ist offenbar unrichtig. Der Analistae Saxo drückt sich sehr zweideutig darüber aus: Rex Henricus *multo labore desudans* diu rogatum a terra illa exegit tributum. Daß Heinrich endlich, auf die Foderung der Wiedereinsetzung des Ibigneus verzichtend, nur noch einen jährlichen Zins von Boleslaus verlangte, dies haben wir hier oben gesehen; aber erhalten hat er ihn nicht. — Der Deutschen Loblieder auf Boleslaus und seine Polen hat der erwähnte Martinus Gallus in lateinischen Reimen übersetzt.

18. Hatte die Heerfahrt nach Polen den Wünschen und Hoffnungen Heinrichs wenig entsprochen; so war sie noch weit verhängnißvoller für dessen Verbündeten, den Herzog Swätopolk von Böhmen. Dieser Feldzug sollte die letzte seiner Waffenthaten seyn. Vor den Thoren von Breslau fand er den Tod. Ein Glied der unglücklichen Wrissowicienſischen Familie nämlich, das dem Untergang seines Hauses entgangen war, aber nun nach Rache dürstete, hatte einen kühnen und verwegenen Menschen gefundeu, der gegen Darreichung einer bedeutenden Summe Geldes es übernahm, den Herzog Swätopolk zu ermorden. Lange bot sich keine Gelegenheit dar, den Mordanschlag auszuführen. Erst am Vorabend des Tages, an welchem das Heer vor Breslau aufbrechen sollte, fand der Mörder zu seiner blutigen That den längst ersehnten Augenblick. Von einem zahlreichen Gefolge von Rittern umgeben, war Swätopolk zum König gekommen, um wegen des Abmarsches der Truppen sich noch über Verschiedenes mit ihm zu besprechen. Während dieser Zeit mischte sich der Mörder ganz unbemerkt unter das zahlreiche herzogliche Gefolg, und kaum hatte Swätopolk das königliche Zelt wieder verlassen, als jener seinen Wurfspieß mit solcher Gewalt auf ihn schleuderte, daß er sogleich todt zu Boden stürzte. — Dieser Mord setzte das böhmische Heer in solche Furcht und Bestürzung, daß es sich auf der Stelle getrennt und aufgelößt haben würde, wäre nicht Heinrich selbst augenblicklich herbeigeeilt und hätte es durch Ermahnungen und besonders durch das Versprechen, daß es sich selbst seinen neuen Herzog wählen sollte, wieder einigermaßen beruhiget und unter seinen Fahnen erhalten. Wirklich hatte auch schon am andern Tage die Wahl Statt, und der größte Theil des Heeres, vorzüglich die Mähren, wählten den Otto, den Bruder des Ermordeten, welcher Wahl auch Heinrich sogleich die königliche Be-

stätigung ertheilte. Unter ihrem neuen Herzog zogen nun die Böhmen nach Hause. Aber der Bischof Hermann von Prag, und man kann wohl sagen, beinahe die ganze Nation verwarfen Otto's Wahl, und weigerten sich, demselben zu huldigen. Sie fühlten sich in ihren Rechten gekränkt, weil Otto's Wahl ohne ihre Zustimmung, ja ohne daß man sie dabei befragt hätte, geschehen wäre. Zudem behaupteten sie auch, daß, als man die Nation theils überredet, theils gezwungen hätte, den Swätopolk zum Herzog anzunehmen, sie Borivois jüngerm Bruder Wladislaus die Thronfolge eidlich zugesichert hätten. Die Böhmen veranstalteten also eine neue Wahl, und nun ward Wladislaus wirklich, wenigstens von der zahlreichern Parthei, zum Herzoge gewählt. Nach seiner Wahl machte sich der Neuerwählte sogleich auf den Weg nach Regensburg, um dort von Heinrich die königliche Bestätigung zu erhalten. Aber ganz unvermuthet erschien jetzt wieder Borivoi mit seinen Ansprüchen in Böhmen. Sobald er von Swätopolks Ermordung Kunde erhalten hatte, war er zu Wiprecht von Groizsch, dem Sohne seiner Schwester, geeilet, und hatte ihn um Beistand gebeten. Dieser ward ihm sogleich zugesagt. Mit Wiprechts Scharen zog Borivoi eiligst gegen Prag, überrumpelte die Stadt und bemächtigte sich derselben, wie auch der Festung Wischerad. Aber gleich am andern Tage nach der Einnahme Prags erschien auch Swätopolks Bruder, der Herzog Otto, vor der Stadt; und als Herzog Wladislaus auf seinem Wege nach Regensburg zu Pilsen erfuhr, was in Prag vorgefallen war, eilte er ebenfalls nach der Hauptstadt Böhmens, und lagerte, da er die Thore der Stadt verschlossen fand, ganz in der Nähe derselben auf einer Anhöhe. Die Verwirrung hatte jetzt in Prag wie in ganz Böhmen ihren höchsten Grad erreicht. Das Land war von Partheien zerrissen; drei Herzoge, zu welchen, wie

wir gleich sehen werden, bald darauf auch noch ein vierter kam, schlugen sich um den Besitz des Herzogthums. Niemand wußte mehr, wem er gehorchen, welchen er für seinen Herrn erkennen und wessen Parthei er daher ergreifen sollte. — Um seinen Zweck zu erreichen, schlug Wladislaus den sichersten und kürzesten Weg ein. Aus seinem Lager bei Prag ordnete er Gesandte an den König, und versprach demselben einen jährlichen Zins von fünf hundert Mark Silbers, wenn er ihn in dem Besitze des Herzogthums schützen würde. Wo Geld oder irgend ein Vortheil zu gewinnen war, da machte sich Heinrich V. nicht leicht einer Versäumniß schuldig. Gleich im ersten Monate des folgenden Jahres 1110 rückte er mit einem Heere, das man jedoch eigentlich blos ein zahlreiches Gefolge nennen möchte, in Böhmen ein. Die Grafen Diepold und Berenger sandte Heinrich voraus, ließ durch sie den streitenden Partheien befehlen, die Waffen niederzulegen, und sämmtlich vor ihm in Rokyczan zu erscheinen. Diesem Befehle ward Folge geleistet; und ohne alles Gefühl von Recht und Gerechtigkeit, selbst seiner eigenen königlichen Würde uneingedenk, und blos sein schmutziges Geldinteresse im Auge, ließ nun Heinrich nicht nur den Herzog Otto, dessen Wahl er doch im Angesicht des böhmischen Heeres bestätiget hatte, jetzt wieder fallen, sondern sogar den edlen Borivoi, Böhmens rechtmäßigen Herzog, den er vor ein paar Jahren um bedeutende Geldsummen betrogen hatte, nebst dessen Schwestersohn in das Gefängniß legen, und sprach hierauf dem Wladislaus das Herzogthum Böhmen zu. Was den Bischof von Prag betrifft, so erkaufte sich dieser mit Gold seine Freisprechung von dem Könige. Wladislaus, nunmehr Herzog von Böhmen, war beinahe eben so grausam als Swätopolk. Allen Anhängern und Freunden seines Bruders ließ er theils die Augen ausstechen, theils ihre Güter ein-

ziehen. Selbst seinem jüngsten Bruder Sobieslav drohete, weil er es stets mit seinem Bruder Borivoi gehalten hatte, ein ungefähr ähnliches Schicksal. Aber bei Zeiten gewarnt, floh er zum Herzog Boleslaus nach Polen. Dieser edle Fürst, ohnehin längst schon Borivois warmer Freund und Bundesgenosse, nahm sich nun mit gleichem Eifer auch des Sobieslav an. Mit einem polnischen Heere brach dieser in Böhmen ein. Anfänglich wankte das Kriegsglück zwischen den beiden Brüdern, bis endlich Sobieslav den Wladislaus in einer Hauptschlacht besiegte, und in Folge dieses Sieges ihn zwang, die Stadt und Grafschaft Saaz ihm abzutreten. Nun hätte man glauben sollen, daß nach dieser Uebereinkunft es endlich in dem unglücklichen Böhmen wieder ruhig werden würde. Aber mit nichten. Auch der im vorigen Jahre zum Herzoge erwählte und vom Könige bestätigte Otto weigerte sich, den Wladislaus als Herzog anzuerkennen, und fing neue Unruhen an, während auch des gefangenen Borivois unterdrückte Parthei sich auf das Neue wieder erhob, Anhänger gewann und die Rechte ihres Herrn mit den Waffen geltend zu machen suchte. Kurz, Böhmen, dem Heinrich, hätte er mit Weisheit und Gerechtigkeit den unseligen Familienzwist der böhmischen Fürsten entschieden, unter dem milden Scepter seines rechtmäßigen Herzoges alle Segnungen einer gerechten und weisen Regierung hätte zufließen lassen können, blieb nach wie vor der wilde Tummelplatz gehässiger Leidenschaften und wilder Partheikämpfe (1110). Heinrichs Heerfahrten nach Ungarn, Böhmen und Polen, von denen er sich Ruhm und reiche Beute versprach, gewährten weder ihm noch dem Reiche auch nur die mindesten Vortheile. Im Ganzen genommen erndete er mehr Schmach als Ehre, setzte sein Feldherrntalent in ein höchst zweideutiges Licht, befleckte durch schreiende Ungerechtigkeiten nur noch mehr seinen ohnehin werth-

loſen Charakter, und gewann höchſtens dabei, daß er den Deutſchen und Italiänern bewies, er ſcheue den Krieg nicht; aber zugleich auch alle benachbarten Völker darauf aufmerkſam machte, daß er jeglichen Gewinnes wegen, wie ſchmutzig derſelbe auch ſein möchte, zu den Waffen zu greifen bereit ſey, mithin kein anderes Recht erkenne, als nur jenes, das an der Spitze ſeines Schwertes ſtehe.

II.

Heinrichs V. erſte Heerfahrt nach Italien.

1. Heinrichs Verhältniſſe zu dem römiſchen Stuhle waren noch dieſelben wie vor drei Jahren, als ſeine Geſandten gegen das, auf dem Concilium von Troyes wiederholte Verbot der Inveſtitur durch Laienhand feierlich proteſtirten. Heinrich hatte indeſſen fortgefahren, ſo oft ein erledigter biſchöflicher Stuhl Veranlaſſung dazu gab, nicht nur die Biſchöfe mit Ring und Stab vor der Weihe zu inveſtiren, ſondern ſie auch nach Gutbefinden zu ernennen. Selbſt die Kirchen erhoben dagegen keinen Widerſpruch, wohl wiſſend, daß, ſo lange es von dem König abhange, die Inveſtitur zu ertheilen, oder auch ſie zu verweigern, und doch vor erhaltener Inveſtitur die Weihe nicht ertheilt werden dürfte, auch ihre Wahl nur eine leere Ceremonie ſey; ſie überdieß noch dabei befürchten müßten, daß — was in frühern Zeiten öfters geſchehen iſt — der König nicht dem Gewählten, ſondern einem ganz Andern die Inveſtitur ertheilen könnte. Was aber beſonders bemerkt zu werden verdient, iſt, daß jetzt alle Fürſten Deutſchlands, ſelbſt die geiſtlichen Herren, die letztern nur mit etwas mehr Rückhalt, in Anſehung des Inveſtiturrechts in vollkommenem Einverſtändniß mit ihrem Könige waren; ſie betrachteten es als ein Reichsrecht, dem man ohne Schmälerung der Hoheit des deutſchen Reiches nicht

entsagen dürfte*). — Heinrichs nutzlose Feldzüge gegen seine östlichen Nachbarn hatten ihn diese Zeit über verhindert, sich ernstlich mit den Angelegenheiten Italiens zu beschäftigen. Aber jetzt sah er ein, daß er seine Fahrt nach Rom nicht länger mehr hinausschieben dürfe; und zwar um so weniger, da die Lage Italiens die Gegenwart eines Königes dringend erfoderte, auch die Sachen, wie sie in Rom standen, Heinrichs Absichten zu begünstigen schienen. — Als in der zweiten Hälfte des letzten Jahrzehends des vorigen Jahrhunderts (von 1094—1100), durch Mathildens Künste und jene der päpstlichen Parthei, Heinrichs IV. Macht in Italien völlig gebrochen ward, wußten die italienischen Städte diese unselige Zeit völlig gesunkenen kaiserlichen Ansehens und des daraus sich ergebenden gesetzlosen Zustandes Italiens trefflich zur Vergrößerung ihrer Macht zu benutzen. Schon gegen das Ende des 10. Jahrhunderts war in den Städten mit deren immer höher steigendem Wohlstand auch plötzlich ein ganz eigener Geist der Freiheit und des alten Republikanismus erwacht. Bisweilen durch die Kai-

*) Gerade das Gegentheil von dem, was unter Heinrich IV. geschah. Um ihrer Empörung die päpstliche Sanktion und den Schutz des römischen Stuhles zu verschaffen, versprachen die aufrührischen Fürsten damals dem Papste kindliche Unterwürfigkeit und blinden Gehorsam. Wäre es ihnen aber gelungen, Heinrich IV. völlig zu stürzen und zu entthronen; und hätte dann ein Anderer, ein Welf von Bayern oder ein Otto von Nordheim den Königsthron bestiegen; wie schnell würden nicht diese, und mit ihnen alle übrigen Herren ihre Sprache geändert, und gerade dieselbe geführt haben, die auch jetzt die Fürsten Heinrichs V. führten. Man glaube doch ja nicht, daß, man will nicht sagen, eine religiöse, sondern auch nur sittliche Idee die damaligen Fürsten Deutschlands in ihrem Benehmen leitete. Nur Selbstsucht und eigenes zeitliches Interesse waren die einzigen Triebfedern ihrer heillosen Politik.

ser selbst, nochmehr durch die gegenseitigen, größtentheils feindlichen Verhältnisse der Fürsten unter einander begünstiget, gelang es ihnen nach und nach, manche, die Herrschaft sowohl der Bischöfe, wie der kaiserlichen Statthalter über die Städte, immer mehr beschränkende Rechte und Freiheiten zu erhalten. Aber eben dadurch ward das Streben derselben nach völliger Unabhängigkeit unter republikanischen Formen nur noch mehr geweckt und genährt; so daß endlich während der lange dauernden, durch den Zwist zwischen der päpstlichen und königlichen Macht entstandenen Unruhen in Italien und der wilden über die ganze Lombardei verbreiteten Partheikämpfen, die Städte sich von aller Jurisdiktion der königlichen Statthalter, der Grafen und Markgrafen, wie der Bischöfe frei machten, neue Constitutionen nach dem Muster der alten Römischen einführten, alle Rechte völlig unabhängiger, souverainer Staaten auszuüben anfingen, demnach Kriege führten, Frieden schlossen, Bündnisse mit andern Staaten eingingen, Gesandten dahin abordneten und von daher wieder annahmen, und den Kaiser oder König nur noch dem Scheine und dem Namen nach als ihren Oberherrn anerkannten. Aber auch Rom selbst war vom Geiste der Partheiung nicht frei. Der Papst hatte eine Menge Gegner in der Stadt, wie in der ganzen umliegenden Gegend. An der Spitze derselben standen Stephanus der Corse, das Haupt einer mächtigen römischen Familie, ferner die Grafen von Tusculum, und endlich jener Markgraf Wernher von Ancona, der schon nach dem Tode Urbans II. sich der Erhebung des Paschalis widersetzte und in der Person des Maingulphs, eines ganz werthlosen Priesters, einen Gegenpapst unter dem Namen Sylvester IV.*) aufzustellen versucht hatte. Alle diese Geg-

*) Gleich einem, aus sumpfigen Böden entstandenen Nebelbild verschwand jedoch dieser Gegenpapst schon wieder

ner des Papstes bildeten eine Parthei, die sich die kaiserliche nannte, und auf die, nöthigen Falls, Heinrich mit Zuversicht rechnen konnte. Endlich war der Papst jetzt blos auf seine geistige Macht beschränkt. Von den, unter sich uneinigen normännischen Fürsten konnte er sich keinen sehr wirksamen Beistand versprechen, und Frankreich war zu weit entfernt. Zwar hatten die Könige Philipp und dessen Sohn Ludwig dem Papste, während seines Aufenthalts in Frankreich, ihre Hülfe namentlich gegen Heinrich V. zugesagt; aber dieser hatte indessen um die Hand der englischen Königstochter angehalten, und sie auch erhalten. Durch ein so zartes Familienband mit dem englischen Monarchen innigst vereint, hatte jetzt König Heinrich nichts mehr von dem zwischen dem Papste und den beiden Königen von Frankreich bestehenden Freundschaftsbunde zu fürchten; denn Englands König, der jetzt, nach der Gefangennehmung seines Bruders Robert, auch Herr der Normandie war, konnte schnell jeden Versuch des weit schwächern Königs von Frankreich gegen Heinrich ohne sehr großen Kräftenaufwand sogleich wieder vereiteln. Eben so wenig Besorgnisse erregend für Heinrich war auch die mächtige Markgräfin von Toscana. Bisher war sie zwar die erste, festeste und sicherste Stütze des römischen Stuhles gegen dessen äußere Feinde gewesen. Aber Mathildis war jetzt in Jahren weit vorgerückt, und die Erinnerung an alle das Elend, das ihr langjähriger, nicht immer glücklicher Kampf mit Heinrich IV. und dessen Parthei über ihre Staaten und Unterthanen gebracht

nach wenigen Tagen. Zwar hatten die Römer anfänglich das Unternehmen des Markgrafen Wernhers einigermaßen begünstiget; doch bald kehrten sie wieder zur Besinnung zurück, und jagten nun selbst den elenden Maingulph schmählich fort, der sich hierauf in der obscuren Gemeinheit, aus der er hervorgegangen war, auch wieder verlor.

hatte, mußte sie nothwendig in einem Alter, wo das Feuer der Einbildungskraft immer mehr zu erlöschen beginnt, man daher auch die Ruhe liebt, und gewöhnlich einer kältern, bisweilen selbst ängstlichen Ueberlegung mehr Raum gestattet, einem neuen Kriege höchst abgeneigt machen. Heinrich konnte also mit Zuversicht hoffen, durch Entfaltung einer großen kriegerischen Macht die Markgräfin, wo nicht zu schrecken, doch gewiß große Bedenklichkeiten bei ihr zu wecken, sie vielleicht sogar für sich zu gewinnen, oder doch im übelsten Falle sie wenigstens in einer völlig theilnamlosen Unthätigkeit zu erhalten. — Diese Verhältnisse, wie verschlungen sie auch seyn mochten, konnten der Schlauheit und dem lauernden, alles genau beobachtenden Blicke Heinrichs V. nicht entgehen. Die Wahrscheinlichkeit eines erwünschten Erfolges war auf seiner Seite, und fest stand demnach auch jetzt sein Entschluß, über die Alpen zu ziehen, um aus der Hand des heiligen Vaters die Kaiserkrone zu empfangen.

2. Im Jänner des Jahres Tausend ein hundert und eilf eröffnete also Heinrich den in Regensburg, zur Feier des Festes der Erscheinung Jesu, um ihn versammelten Fürsten seine Absicht, mit einem Heere über die Alpenzu gehen, um in Italien die Ordnung wieder herzustellen, sämmtliche italienische Provinzen nach den längst schon bestehenden Gesetzen und Verträgen mit dem deutschen Reiche freundlich und friedlich zu vereinigen, hierauf die Kaiserkrone von dem heiligen Vater zu erhalten, und diesem zugleich seine Bereitwilligkeit zu beweisen, nach seinem, des Papstes, Wunsche, und auf dessen Wink alles zu thun, wodurch der Friede in der Kirche befördert und das Ansehen des römischen Stuhles noch mehr erhoben werden könnte*). — Bei

*) Die Ursperger Chronik sagt: In epiphania Domini Ratisponae Henricus colloquium cum principibus faciens, animi sui propositum eis aperuit: scilicet quod transal-

dieſer Erklärung des Königes brach die ganze Verſammlung in lauten Jubel aus. Eine Art frommen Enthuſiasmus bemächtigte ſich der Gemüther aller Anweſenden; man pries Heinrichs frommen Sinn, und alle gaben das eidliche Verſprechen, den König auf dieſem gottgefälligen, für beide Reiche ſo heilſamen Zuge mit zahlreicher Mannſchaft zu begleiten; „Derjenige," hieß es, „müſſe kein Mann ſeyn, der einem ſo glorreichen Unternehmen fremd bleiben wollte." — Schon gegen das Ende des vorigen Jahres 1109 hatte Heinrich eine feierliche, aus den Erzbiſchöfen von Cöln und Trier, ſeinem Kanzler Adalbert, dem Grafen Hermann von Winzenberg und mehreren anderen Fürſten und Rittern beſtehende äußerſt glänzende Geſandtſchaft nach Rom geſchickt, um den Papſt auf den Beſuch des Königes vorzubereiten, das Nöthige wegen der Krönung einzuleiten, und ein glückliches Einverſtändniß zwiſchen den beiden Häuptern der Chriſtenheit zu erzwecken. Welche fernere Aufträge die Geſandten noch gehabt haben mögen, iſt nicht bekannt. — Heinrichs Geſandten fanden eine ungemein freundliche Aufnahme in Rom. Der Papſt verſicherte ſie ſeines Wohlwollens gegen den König, deſſen Beſuch ihm höchſt willkommen ſey, und den er auch, weil nicht zweifelnd, daß derſelbe ſich als einen wahrhaft katholiſchen Monarchen, als einen ächten Sohn und Beſchützer der Kirche und Freund der Gerechtigkeit erweiſen würde, mit väterlicher Zärtlichkeit empfangen werde. Man ſieht, mit welcher Klugheit und Vorſicht der Papſt ſeine Worte abmaß; ohne in ſeiner Antwort ſich etwas zu vergeben,

pinis partibus se exhibere vellet, quatenus benedictionem imperialem a summo pontifice, Romana quae caput mundi est, in urbe perciperet, et latas Italiae provincias in societatem regni Germanici fraterna pace et justiciis ac legibus antiquis componerat, insuper ad omnia, quae defensio posceret ecclesiastica, ad nutum Patris apostolici se promptum demonstraret (ad ann. 1110.).

oder den König, dessen Foderungen er längst schon kannte, zu irgend einer Hoffnung zu berechtigen, jedoch väterliches Wohlwollen gegen denselben aussprechend, läßt er stillschweigend dem König die Bedingung wissen, unter welcher die Eintracht zwischen dem römischen Stuhle und dem König noch ferner bestehen könne. — Wahrscheinlich wird von den Gesandten auch die Frage wegen des Investiturrechts wieder in Anregung gebracht worden seyn; und was der Papst darauf geantwortet haben mag, ergibt sich ganz deutlich aus dem, was Paschal bald nach der Abreise der Gesandten that. Er versammelte nämlich in dem Lateran ein Concilium, verbot auf das neue unter Androhung des Bannfluches die Investitur durch Laienhand, schärfte sogar noch dieses Gebot durch den Zusatz, daß überhaupt Laien gar kein Recht haben sollen, über irgend etwas Kirchliches zu verfügen*). Paschal ging hierauf nach Unteritalien, berief die normännischen Fürsten, Vasallen des römischen Stuhles, zusammen, und ließ sich von ihnen versprechen, ihm, wenn er es verlangen sollte, mit ihrer ganzen Macht gegen Heinrich zu Hülfe zu kommen. Zu einem ähnlichen Versprechen verpflichtete er auch die römischen Großen nach seiner Rückkehr nach Rom. — Heinrichs Gesandten hatten auf ihrer Rückreise auch der mächtigen Markgräfin von Toskana einen Besuch abgestattet. Ihr Zweck war, Mathildis zu Gunsten ihres Herrn zu stimmen. Die kluge Fürstin zog sich jedoch hinter lauter ausweichenden Antworten zurück, ließ sich in nichts ein, gab über nichts eine bestimmte Erklärung, beschenkte aber desto reichlicher die Gesandten, als diese sich wieder bei ihr beurlaubten.

*) Muratori muthmaßt, daß dieses Concilium noch während der Anwesenheit der königlichen Gesandten gehalten worden sey (Murat., Gesch. von Italien. B. VI. S. 548.).

3. Um auch die westlichen Fürsten zu einer thätigen Theilnahme an seinem Zug nach Italien zu bereden, begab sich Heinrich von Regensburg nach Utrecht, wohin er auf das Osterfest einen allgemeinen Reichstag ausgeschrieben hatte. Dem Rufe des Königes folgten alle Fürsten, und unter ihnen fand auch hier in Utrecht Heinrich dieselbe zuvorkommende Bereitwilligkeit, die er in Regensburg gefunden hatte. — Verherrlichet ward dieser Reichstag auch noch durch die mit großer Pracht und Feierlichkeit vollzogene Vermählung des Königes mit Mathildis, Tochter Heinrichs I. von England, welche auch bald darauf (am Tage Jakobi) in Mainz von dem Erzbischof Friedrich von Cöln gekrönt ward. Die junge Königin zählte erst fünf Lebensjahre, während Heinrich V. schon an der Schwelle seines dreißigsten Jahres stand. Um Deutschlands künftige Königin auch in der Sprache und den Sitten der Deutschen zu unterrichten, war Mathildis schon in so zartem Alter nach Deutschland gebracht worden. Während der Krönungsceremonie hatte der Erzbischof Bruno von Trier die kleine Königin in den Armen halten müssen. Bis zu ihrem reifern Alter und der Zeit, daß Heinrich mit ihr als seiner Gemahlin leben könnte, ward hierauf die junge Fürstin sehr frommen und würdigen Händen übergeben. — Hier in Utrecht kamen auch die aus Italien zurückkehrenden königlichen Gesandten wieder zu Heinrich, dem jedoch der Bericht, den sie ihm von dem Resultat ihrer Sendung abstatteten, nichts weniger als sehr erfreulich gewesen seyn mochte. Aber desto lebhafter und mit desto größerem Eifer wurden jetzt die Rüstungen zum bevorstehenden Feldzug betrieben. Ganz Deutschland erscholl von dem Geräusch der Waffenschmiede. Heinrich durchreiste die Provinzen, belebte durch seine Gegenwart noch mehr die Thätigkeit der Fürsten, ließ es dabei an Geschenken, und noch weniger an

Versprechungen fehlen, und schon vor Ende August hatte Heinrich ein so ungeheures Heer unter seinen Fahnen, als bis jetzt noch nie aus Deutschland nach Italien gekommen war. Es bestand aus dreißig tausend Mann zu Pferde*); die Zahl der Fußvölker wird nicht angegeben; denn da man zu jener Zeit glaubte, die Stärke eines Heeres bestehe blos in dessen Reiterei, so ward das Fußvolk von den Chronisten gar nicht berücksichtigt**). Da jedoch Heinrich wohl einsah, daß der Kampf, dem er entgegen ging, nicht blos mit materiellen, sondern auch mit geistigen Waffen müßte durchgekämpft werden, so nahm er mehrere, durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete, der heiligen Schrift und der Geschichte kundige, und vorzüglich in Staats- und Kirchensachen wohl unterrichtete Männer mit, die er nicht nur bei seinen Verhandlungen in Rom gebrauchen wollte, sondern die auch in Schriften die Welt von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugen sollten. Unter diesen Männern zeichnete sich besonders David aus, ein geborner Schotte. Er war jetzt einer der Palastkapläne Heinrichs und früher Vorsteher der Schule von Würzburg gewesen, wo er durch seine Vorträge sich großen Ruf und Ruhm erwarb. Dieser hatte von Heinrich noch den besondern Auftrag erhalten, die Geschichte des ganzen Feldzuges und aller mit dem römischen Hofe gepflogener Unterhandlungen zu schreiben, und zwar ohne alle Einmischung überflüssigen gelehrten Raisonnements, in einer so deutlichen und faßlichen Sprache, daß auch Ungelehrte das Werk

*) Otto von Freisingen sagt: XXX millia equitum electorum. Es waren also lauter Ritter, von denen jeder noch einige Reisige mitbrachte, wer deren zehn mit sich führte, hatte das Recht eines eigenen Banners.

**) In cujus exercitu erant XXX millia equitum electorum, excepta servorum (Reisige) sequentiumque multitudine (Fußvolk) quorum non opus videtur numerum describere (*Dodechin.*).

verstehen, und in Kenntniß der wahren Lage der Sachen gesetzt werden könnten. Man sieht, wie angelegentlich Heinrich es sich seyn ließ, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, wahrscheinlich nöthigen Falls auch sie irre zu führen und die Welt so geschickt zu täuschen, daß sie das Wahre von dem Falschen nicht mehr würde zu unterscheiden wissen*).

*) David beschrieb diese Heerfahrt Heinrichs nach Italien in drei Büchern, wovon aber keines auf uns gekommen ist. Ob man dies als einen Verlust betrachten muß, das steht noch dahin, obgleich man auch eben so wenig das Gegentheil mit Bestimmtheit behaupten kann. Indessen haben die gleichzeitigen, wie bald darauf folgenden Geschichtschreiber es wenig oder gar nicht benutzt. Das ist schon ein für das Buch nicht sehr günstiger Umstand. Die Ursperger Chronik spricht zwar davon und sagt, daß der Verfasser alles mit großer Genauigkeit und sehr umständlich aufgezeichnet habe, gibt uns aber demungeachtet doch nur einen sehr sparsamen, ja wohl höchst kargen Auszug davon. Ein Geschichtschreiber, der den Auftrag von seinem König erhält, dessen militärischen und diplomatischen Feldzug zu beschreiben, wird gewöhnlich auch keine andere Farbe, als die seines Herrn tragen, mithin Alles blos in dem Spiegel sehen, den ihm das persönliche Interesse seines Fürsten vorhält. Wohl möglich, daß David ebenfalls sich verpflichtet gehalten haben kann, Alles blos in einem, König Heinrich günstigen Licht darzustellen; selbst dessen Mißgriffe und Alles, was nichts weniger als lobenswerth ist, so zu wenden und zu drehen, daß es eher zum Ruhme Heinrichs als zu dessen Tadel gereichte; dafür aber die Gegner desselben und alle ihre Handlungen in desto dichtern Schatten zu stellen. Alles das ist nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, weil beinahe von jedem Hofhistoriographen oder Hofpoeten da, wo sie von den Thaten ihres Herrn oder ihres Hofes sprechen, stets dasselbe zu erwarten ist. Eine solche Schrift kann nicht leicht dem Verdacht grober Partheilichkeit entgehen, und stellt sich diese — was vielleicht in

14. Im Anfange Septembers (1110) brach Heinrich mit dem Heere auf. Nach zwei verschiedenen Marschlinien ließ er es in zwei Colonnen nach Italien ziehen. Die Eine, geführt von Brzelislav, einem Neffen des böhmischen Herzogs Wladislaus, zog durch Tyrol, ging über den Brenner nach Trident, und betrat vorwärts Verona die weiten Ebenen der Lombardei. Die Andere, an deren Spitze der König selbst war, hatte einen weit beschwerlichern, gefahrvollern Weg, überstieg den großen Bernhard und zog im Thale der Dora hinab nach Vercelli. Die Stadt Novarra wagte es, sich den Foderungen des Königs zu widersetzen. Heinrich ließ sie erstürmen, ihre Mauern niederreißen und die Stadt in Brand stecken. Ganz Novarra ward in einen Aschenhaufen verwandelt. Noch über verschiedene andere feste Schlösser und Burgen, die ebenfalls nicht gehorchen wollten, kam gleiche harte Züchtigung. Durch diese Beispiele geschreckt, eilten nun alle Städte Oberitaliens, durch Abgeordnete dem Könige ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen, und mit großen Geldsummen und kostbaren Geschenken an goldenen und silbernen Gefäßen sich dessen Gunst und Wohlwollen zu erkaufen. Nur das auf seine zahlreiche Bevölkerung und seine hohen und starken Mauern stolze Mailand schickte weder Geschenke noch Abgeordnete: eine stillschweigende Erklärung, daß Mailand gar keinen König von Italien mehr als seinen Oberherrn erkenne. Die Züchtigung dieser Stadt verschob Heinrich auf eine bequemere Zeit. — Am Po stieß

---

dem Buche des Davids der Fall gewesen seyn kann — überall so ganz nackt und blos dar, daß auch ein befangenes Auge sie sehen muß; so ist es kein Wunder, daß spätere Geschichtschreiber ein solches Werk wenig benutzten, oder aus demselben, als aus einer unlautern Quelle, gar nicht schöpfen wollten. Aber ein Buch, das niemand lesen mag, muß nothwendig bald verloren gehen.

nun auch die andere, von Wladislaus Neffen geführte Colonne zu dem Könige. Mit dem ganzen Heere ging Heinrich am folgenden Tage über den Fluß und schlug in den roncalischen Feldern bei Piacenza sein Lager auf. In unabsehbarer Weite erstreckte sich dasselbe noch weit über die große roncalische Ebene hinaus, und gewährte nun, besonders wenn des Nachts alle Wachtfeuer brannten, einen eben so schönen als furchtbaren Anblick. So oft ein deutscher Kaiser oder König nach Italien kam, ward bisher stets auf den roncalischen Feldern ein allgemeiner Reichstag gehalten, auf welchem alle große und kleine Vasallen, alle Ritter und Edeln erscheinen mußten. Dieß geschah jetzt um so vollständiger, da man auf italienischem Boden noch nie ein solches Heer erblickt hatte, ganz Italien daher in Bewegung war, überall Schrecken dem gewaltigen Könige voranging, und jeder nur darin, daß er so schnell als möglich sich dem neuen Beherrscher Italiens anschloß, sein Heil finden zu können glaubte. Alle italienischen Fürsten eilten also jetzt ebenfalls mit ihrer gesammten dienstpflichtigen Macht herbei, begrüßten Heinrich als ihren König und Herrn, und verstärkten noch durch die zahlreichen Schaaren, die sie mitbrachten, das ohnehin schon so ungeheure Heer der Deutschen. — So wie Mailand unter den Städten, machte auch die Markgräfin von Toscana unter den Fürsten eine Ausnahme. Nur sie allein erschien weder in Person noch durch Abgeordnete vor dem Könige. Sehr wohl fühlte zwar Mathildis, daß sie gegen die, alle Streitkräfte Italiens übersteigende Macht Heinrichs nicht kämpfen könnte, wie sie einst dessen Vater bekämpft hatte; aber dessen ungeachtet wollte sie doch auch ihrem bisher behaupteten Charakter nicht untreu werden. Zu einem ehrenvollen Vergleich mit Heinrich war sie von ganzem Herzen geneigt; nur wünschte sie, daß der König die Initiative davon ergreifen möchte. Dieser Wunsch war nichts

weniger als eitel oder übertrieben. Mathildis konnte mit Recht sich überzeugt glauben, daß Heinrich gewiß keine Lust haben werde, vor ihren vielen Burgen und Schlössern, deren Festigkeit sich schon in frühern Kriegen bewährt hatte, viele seiner Leute, und was noch mehr ist, eine äußerst kostbare Zeit zu verlieren, aber auch eben so wenig, eine so bedeutende feindliche Macht, wie die toscanische, in seinem Rücken liegen zu lassen, und er daher eben so sehr, wie sie, ein freundliches und friedliches Abkommen wünschen müsse. In ihrer Berechnung hatte sich Mathildis nicht geirrt; den schlauen, umsichtigen Heinrich hatte die noch schlauere und umsichtigere Fürstin durchschaut. Unter dem Vorwande, die in dem ganzen Abendlande berühmte Markgräfin von Toscana zu besuchen und ihr Beweise ihrer hohen Achtung zu geben, kamen nun, von Heinrich gesandt und in dessen geheimen Aufträgen, sehr oft verschiedene der angesehensten deutschen Fürsten aus dem königlichen Lager zu Mathildis*), und da diese den Zweck dieser öftern Besuche gar leicht errieth, so wollte sie nun auch ihrerseits einen Schritt zu freundschaftlicher Annäherung thun, verließ demnach die unbezwingbare Burg Canossa, und begab sich auf ihr, dem königlichen Lager weit näher liegendes Schloß Bianello. Wirklich kam nun auch schon nach wenigen Tagen hier ein Vertrag zu Stande, dem zu Folge Mathildis den Heinrich als ihren König und Oberlehnherrn anerkannte, auch ihm auf allen seinen Feldzügen Heeresfolge zu

*) Donizo, Mathildens Biograph und Lobredner, sagt, daß alle deutsche Fürsten, die nach Canossa kamen, die große Markgräfin anstaunend, deren hohe Weisheit bewundert hätten. — Mathildis war mehrerer Sprachen und vorzüglich auch der deutschen Sprache kundig; und das muß für Fürsten, die selten ihren Namen schreiben konnten, an sich schon ein Gegenstand hoher Bewunderung gewesen seyn.

leisten sich verpflichtete, jedoch mit Ausnahme gegen den Papst. Heinrich, der, im Ganzen genommen, bei seinem übergroßen Heere der Hülfe Mathildis gar nicht bedurfte, und dem es nur darum zu thun war, sie nicht unter der Zahl seiner Feinde zu wissen, genehmigte sehr gerne diesen Vorbehalt, bestätigte hierauf die Fürstinn in dem Besitze aller Länder, Güter und Rechte, die sie als Reichslehen inne hatte, und ward, trotz der kleinen Demüthigung, die sein Stolz dabei erfahren hatte, dennoch von jetzt an ein Freund und Verehrer der großen Markgräfin.

5. Nun brach der König aus seinem Lager bei Piacenza auf, und zog auf der alten Frankenstraße von Monte Bardano die Apenninen hinauf. Auf dem ganzen Feldzuge war dieser sieben Wochen dauernde Marsch der mühsamste und gefahrvollste. Lange anhaltende Regengüsse hatten die ohnehin sehr steinigten, für einzele Reisende schon so beschwerlichen Wege beinahe völlig unbrauchbar gemacht. Die Herbeischaffung der nöthigen Lebensmittel ward mit jedem Tage schwieriger; die Zufuhren, die oft in den Gebirgen nicht fortkommen konnten, blieben nicht selten aus. Die Strapazen wurden immer unerträglicher; Viele unterlagen denselben, und Menschen und Pferde fielen in Menge. Der oft eintretende Mangel an Nahrungsmitteln vermehrte den Unmuth der Soldaten. In ihrer aufgeregten übeln Stimmung verbreiteten sie sich weit und breit über die umliegende Gegend, plünderten dieselbe, um sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, rein aus, begingen mancherlei grobe Excesse, und verschonten dabei weder Kirchen, noch Klöster, noch andere heilige Oerter. Darüber wurden nun natürlicher Weise die Italiener, für die ohnehin jede Fremdherrschaft eine unerträgliche Last war, im höchsten Grade aufgebracht. Wo sie nur konnten, suchten sie die Noth

der Deutschen noch zu vermehren, und tückischer Weise ihnen allen nur möglichen Schaden zuzufügen. Selbst an Gewaltthätigkeiten und offenem Widerstande von Seite der Italiener fehlte es nicht. Die durch Kunst und Natur ungemein starke und die Straße beherrschende Festung Pontremolo vermaß sich sogar, dem König den Durchzug zu sperren. Aber schwer mußte sie für diese Kühnheit büßen. Sie ward mit Sturm erobert, und hatte nun dasselbe schreckliche Schicksal, das die unglückliche Stadt Novara erfahren hatte; wie diese ward sie ebenfalls von Grund aus zerstört. — Nicht ohne sehr bedeutenden Verlust an Leuten und Pferden kam endlich Heinrich in Florenz an, und feierte dort mit ganz ungewöhnlicher, alle Italiener in Erstaunen setzender Pracht das Weihnachtsfest*). Der König würde sich hier gar nicht aufgehalten haben, hätte er seinem ermüdeten, völlig erschöpften Heere nicht einige Tage der Erholung gönnen müssen. Aber gleich in den ersten Tagen des Jahres 1111 brach er auch von Florenz schon wieder auf und zog gegen Rom. Der Weg, den er wählte, führte über Perugia und Arrezo. Die Einwohner der letztern Stadt lebten schon seit einiger Zeit im Streite mit ihrem Bischofe. In ihrem Uebermuthe hatten sie sogar die, außer der Stadt liegende, nach dem heiligen Donatus genannte Kirche, damit der Bischof nicht dort seinen Sitz nehmen könnte, von Grund aus zerstört. Als Heinrich sich Arrezo näherte, kam der Bischof mit der ganzen Geistlichkeit ihm entgegen und baten ihn demüthig um seinen Schutz, den er ihnen auch sogleich zusagte. Aber

*) Analista Saxo *Eccardinus* berichtet: Rex Henricus apud Florentiam Dominicae Nativitatis gaudia eum *ingenti suorum tripudio*, et mirando ac hactenus illius patriae civibus *nunquam viso* decore et honore percelebravit.

darüber ergrimmten die Bürger von Arrezo so sehr, daß sie den unsinnigen Beschluß faßten, den König nicht in ihre Stadt zu lassen. Als Heinrich vor den Thoren derselben ankam, fand er sie verschlossen. Diese Frechheit von einer an sich nicht sehr bedeutenden Stadt hatte er nicht vermuthet; aber desto wüthender war auch jetzt sein Zorn über das beispiellose Erkühnen der Bürger von Arrezo. Auf der Stelle gab er das Signal zum Sturm. In weniger als einer Stunde war Arrezo in der Gewalt seiner Soldaten. Die Mauern und alle feste Thürme der Stadt wurden eingerissen, selbst viele Wohnungen der Bürger geschleift, dem Erdboden gleich gemacht, und alle Einwohner gemeinschaftlich zu einer sehr schweren Geldbuße verurtheilt. Der Kirche von Arrezo gab er hierauf alle, ihr gewaltsam entrissene Rechte wieder zurück. Heinrich hoffte dadurch sich in den Ruf eines frommen, die Kirchen schützenden Monarchen zu setzen; aber die Zerstörung Arrezo's steigerte nur noch höher in den Gemüthern der Italiener die Erbitterung gegen die Deutschen, und das gewöhnlich größtentheils lügenhafte, alles entstellende und vergrößernde Gerücht von Heinrichs Grausamkeit und seiner Deutschen Rohheit und Wildheit verbreitete sich immer schneller über ganz Ober- und Mittelitalien*).

*) Der Haß der Italiener gegen die Deutschen und namentlich gegen Heinrich V. gibt sich vorzüglich in den Berichten der italienischen Schriftsteller kund. So z. B. nennt Pandulph von Pisa den Heinrich Exterminatorem terrae, einen Fürsten, den der Zorn Gottes nach Italien geschickt hätte. Er berichtet von Heinrich: „Civitates multas et Castra in itinere *dolo, pacem ostendendo*, subvertit. Ecclesias destruere non cessavit, religiosos ac catholicos viros capere, quos invenire poterat, nullo modo desistebat; quos habere non poterat, a propriis sedibus pellere non cessabat.“ — Alles das ist offenbar übertrieben oder ganz unwahr.

6. Aus dem Lager bei Arrezo sandte Heinrich Abgeordnete an den Papst, um demselben seine baldige Ankunft zu melden, auch zugleich wegen seines Einzuges und der Krönung das Nöthige zu verhandeln. Auch an den Senat und das Volk von Rom erließ Heinrich ein Schreiben, in welchem er ihnen sagt: „Längst sey es schon sein Wunsch gewesen, Rom, die Hauptstadt und den Sitz seines Reiches zu sehen. In dem getrennten und uneinigen Italien habe er Ordnung und Eintracht nur mit Gewalt wieder herstellen können. Zu ihnen, den Römern, komme er in friedlicher, freundlicher Absicht, um, gleich seinen Vorfahren, sie noch mehr zu ehren, zu erheben und zu bereichern; er komme wie ein Herr zu seinen Getreuen, ein Vater zu seinen Söhnen, ein Bürger zu seinen Mitbürgern." — Von Arrezo zog Heinrich über Aquapendente nach Sutri. Hier kamen auch seine, in Arrezo nach Rom geordneten Gesandten wieder zurück, und da sie nichts Unerfreuliches zu berichten hatten, jedoch der Gegenstand der Verhandlungen noch bei weitem nicht erschöpft war, so schickte Heinrich eine neue, aus seinem Kanzler Adalbert und mehrern angesehenen Fürsten bestehende Gesandtschaft nach Rom. Da er voraussah, daß der Papst die Verzichtleistung auf das Investiturrecht zu einer Grundbedingung der darauf folgenden Krönung machen werde; so waren die Gesandten beauftragt, eben wegen dieses Rechts vorzüglich mit dem Papst zu

---

Mit demselben Unrecht klagt auch Dodechin über Heinrich: „quod Italiae oppida, castella, municipia rapina et incendio depopulatus fuerit. — Jeden Widerstand, dem Heinrich begegnete, brach er mit gewaltiger Hand, und wenn er Städte, Burgen, Festungen ꝛc. zerstörte, so hatten deren Trotz und Ungehorsam stets vorher seinen Zorn gereizt. Warnenden Beispiels wegen glaubte er jede Widersetzlichkeit und jeden Ungehorsam mit der seinem Charakter eigenen Härte bestrafen zu müssen.

unterhandeln, ihn zur Bewilligung der königlichen Foderungen auf jede nur mögliche Weise zu bewegen. — Je mehr sich Heinrich Rom näherte, desto höher stieg die Verlegenheit des Papstes, und die Absichten Heinrichs kennend, und überzeugt, daß er sie sogar mit offener Gewalt zu erreichen entschlossen sey, konnte Paschal nur mit kummervollem Blicke den sich ihm jetzt nahenden Tagen entgegen schauen. Zwar hatte er schon, als das deutsche Heer noch ziemlich weit von Rom entfernt war, an die normännischen Fürsten geschrieben, und sie dringend zum Schutz des römischen Stuhles aufgefordert, aber von allen nur Entschuldigungen und leere Worte erhalten. Selbst aus Rom durfte sich der Papst nicht entfernen, indem er mit Grunde befürchten mußte, daß in diesem Falle der König, der um jeden Preis gekrönt seyn wollte, einen Gegenpapst aufstellen, von diesem sich krönen lassen, und so die Kirche wieder in ein neues Schisma und dessen endlose Wirrnisse stürzen würde. — Indessen hielt Paschal öftere Berathungen mit den Cardinälen, insbesondere auch mit einem, durch seinen Reichthum und seine Familienverbindungen sehr mächtigen Römer, Namens Petrus, von jüdischer Abkunft, ehemals ein eifriger Anhänger des Cadalous, aber nun schon seit sehr vielen Jahren einer der treuesten Anhänger des römischen Stuhles. Den Erfolg dieser Berathungen kennen wir nicht; aber höchst wahrscheinlich führten sie zu keinem Resultat; und es hat alles Ansehen, daß Paschal jetzt bei Allem, was er that, nur sich selbst zu seinem einzigen Rathgeber hatte.

7. Sehr entschieden und bestimmt eröffnete Paschal die Conferenzen mit Heinrichs Gesandten sogleich mit der Erklärung: daß er die Investitur durch Laienhand unter keiner Bedingung mehr dulden könne. Als Quelle aller Simonie, sey sie gleich verderblich für

das Heil der Völker wie für die Kirche, und mit der Würde der Letztern durchaus unverträglich. Bevor also Heinrich die Kaiserkrone erhalten könne, müsse er vor Allem auf das Investiturrecht verzichten." — Die über diese Erklärung nicht wenig bestürzten Gesandten erwiederten hierauf: „Die Erfüllung dieser päpstlichen Foderung sey, so sehr auch ihr Herr zu jeder Nachgiebigkeit bereit wäre, durchaus unmöglich. Seit den Zeiten Carls des Großen, also seit länger als dreihundert Jahren, hätten Heinrichs sämmtliche Vorfahren das Investiturrecht ausgeübt; ohne dasselbe könne das Reich nicht bestehen. Die Bischöfe und Aebte hätten von den Kaisern und Königen in dem langen Zeitlaufe dreier Jahrhunderte eine Menge Regalien, Besitzungen, Herrschaften und Rechte als Lehen erhalten. Müßte nun der König auf das Investiturrecht verzichten; so müßte er auch auf die Dienste und alle Leistungen verzichten, wozu Bischöfe und Aebte durch die Investitur verpflichtet und verbindlich gemacht werden. Aber dadurch würde die Verfassung des Reiches völlig untergraben und die Macht des Königes zu nichts gemacht werden." — Die Wahrheit dieser Behauptung war unleugbar, aber, wie es scheint, auch der Papst schon darauf vorbereitet. „Der römische Stuhl", sagte Paschal, „könne zwar das Fortbestehen der Investituren durchaus nicht zugeben, aber eben so wenig auch die Absicht haben, die Macht des Königes und des Reiches zu schmälern. Es gebe ein sicheres Mittel, die beiden einander so sehr entgegengesetzten Foderungen mit einander auszusöhnen. Die Bischöfe und Aebte dürften nur alle Lehen und Alles, was sie vom Reiche durch die Investitur erhalten, demselben zurückgeben, und mit den ihren Kirchen eigenthümlichen Besitzungen, und mit den Zehnten, Opfern und Schenkungen sich begnügen. Geschähe das, dann hätte auch das Investiturrecht für den König keinen Werth mehr, und die Kirchen

würden bei Besetzung der erledigten bischöflichen Stühle von allem fremdartigen, weltlichen Einfluß befreiet." — Diese ganz unerwartete Nachgiebigkeit von Seite des Papstes überraschte die königlichen Gesandten nicht wenig. Sie sahen ein, daß dadurch ihr Herr, der König, ungleich mehr gewinne, als er verlange und verlangen könne; nur machten sie dem heiligen Vater die Bemerkung, daß es durchaus nicht in der Absicht des Königes liege, einen Raub an den Kirchen begehen zu wollen. „Aber," fiel ihnen Paschal sogleich in die Rede, „dies sey ja kein Raub. Sein Vorschlag sey im Gegentheil mit dem göttlichen Gesetze und den Satzungen der Kirche in vollkommenem Einklang. Diesen zu Folge sollten die Priester sich nicht mit weltlichen Dingen und zeitlichem Interesse beschäftigen. Aber in Deutschland müßten Bischöfe und Aebte bald Gerichtstage halten, bald wieder Kriegsdienste leisten, welches letztere selten ohne mancherlei Frevel, ohne Raub, Brand und Mord geschehen könnte. Auf diese Art hätten die Diener der Kirche, weil sie von den Königen Städte, ja ganze Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften und noch andere zum Reichsdienst verpflichtende Dinge erhalten, aufgehört, Diener des Altars zu seyn, und wären dafür Diener des Hofes geworden. Daher sey es nun auch gekommen, daß erwählte Bischöfe nicht eher die Weihe empfangen durften, als bis sie von der Hand des Königes die Investitur erhalten hatten. Aber dies sey eine Herabwürdigung der Kirche des Sohnes Gottes. Gegen diesen Unfug und die andern damit verbundenen Uebel hätten seine Vorfahren, die Päpste Gregor VII. und Urban II. sich mit Ernst und allem Recht erhoben, und er, Paschal, sey gesonnen und fest entschlossen, den Grundsätzen dieser beiden Päpste zu folgen, und deren gegen die Investitur von Laienhand erlassene Verbote aufrecht zu erhalten." — Unstreitig hatte

Paschal durch dieses Anerbieten der Welt den sprechendsten Beweis gegeben, nicht nur daß er von der Verderblichkeit und Verdammlichkeit der Investitur innigst überzeugt sey, sondern daß auch durchaus keine materiellen Interessen, nichts Irdisches, Profanes bei ihm in Anschlag komme, er nur etwas Heiliges im Auge habe, welches aufzugeben ihm weder seine Ueberzeugung, noch sein Gewissen gestatteten. Dieses von dem heiligen Vater so fromm und ohne alle Rücksicht auf irdische Vortheile ausgesprochene Bekenntniß machte auf die Gesandten den Eindruck, den Paschal mit Recht erwarten konnte. Ohne fernere Widerrede gingen sie also in den Vorschlag des Papstes ein.

8. Um nach diesen Grundsätzen einen Vertrag zu entwerfen, ward nun ein Bevollmächtigter auch von Seite des Papstes ernannt, und ohne fernern Verzug kam jetzt folgender Vertrag zu Stande.

„Der Papst soll den König wohlwollend und ehrenvoll empfangen, denselben nach der Weise seiner Vorfahren gewissenhaft und ohne Trug zum Kaiser krönen, und ihm zur Erhaltung des Reiches, kraft seines Amtes mit seiner geistigen Macht beistehen.“

„Am Tage der Krönung soll der König dem Papste eine Urkunde ausstellen, in welcher er dem Investiturrecht und allen übrigen über die Kirche angemaßten Rechten entsagt und sich verbindlich macht, die Kirchen im freien Besitz aller, ihnen eigenthümlichen Güter, die nicht zum Reichsgut gehören, zu lassen und sie darin nicht zu beunruhigen.“

„Aber dafür soll auch der Papst, und zwar ebenfalls am Krönungstage, alle Güter, welche von den Zeiten Carls des Großen und Ludwigs des Frommen an zu dem Reiche gehörten, und in deren Besitze nachher die Kirchen gekommen, dem Könige wieder zurückgeben, und allen Bischöfen und Aebten unter der

Strafe des Bannfluches verbieten, Regalien, nämlich Städte, Herzogthümer, Grafschaften, Markgrafschaften, Reichshöfe und Reichsdörfer, Dienstmannen, Festungen, Zoll-, Münz-, Mark- und Centgerechtigkeit zu besitzen oder Anspruch darauf zu machen. Er selbst, der Papst, soll auch dieser Dinge wegen den König und das Reich nie beunruhigen, und allen seinen Nachfolgern die Aufrechthaltung dieser Verordnungen zum unverbrüchlichen Gesetze machen."

„Endlich soll der König das Patrimonium des heiligen Petrus und dessen Besitzungen, wie Carl der Große, Ludwig der Fromme, Heinrich II. und andere Kaiser es gethan, wieder herstellen, und dem Papste zur Behauptung dieser Besitzungen mit seiner ganzen Macht behülflich seyn."

Dieß der Hauptinhalt des Vertrages, der überdies auch noch verschiedene, die Sicherheit der Person des Papstes, wie dessen Legaten und Getreuen betreffende Artikel enthielt, aus denen leider das auf beiden Seiten herrschende Mißtrauen nur gar zu deutlich hervorgeht. — Der Vertrag ward von Heinrichs Gesandten, wie auch von Petrus, Leo's Sohne, dem päpstlichen Bevollbemächtigten, unterzeichnet und beschworen; überdieß machte auch noch Petrus sich durch einen Eid verbindlich, seinen Sohn und Enkel dem Könige als Geißeln für die Sicherheit seines Einzuges in die Engelsburg und über die Tiberbrücke in die Stadt zu stellen.

9. Vollkommen zufrieden mit dem Erfolge ihrer Sendung kehrten nun die Gesandten wieder nach Sutri zurück. Als sie aber den abgeschlossenen Vertrag dem Könige vorlegten, sah dieser gleich auf den ersten Blick, daß dieser Vertrag, weil dessen Erfüllung unmöglich, eigentlich gar kein Vertrag sey. In der That war es auch wirklich eine Uebereinkunft über die Haut des noch lebenden

Löwen. — Ueberzeugt, daß die Bischöfe und Aebte sich der Herausgabe ihrer Reichslehen aus allen Kräften widersetzen würden, und daß es um so weniger möglich seyn möchte, sie mit Gewalt dazu zu vermögen, als sie in ihrer Widersetzlichkeit auch noch auf den kräftigen Beistand aller weltlichen Fürsten mit Zuversicht rechnen könnten; so nahm Heinrich nur unter der Bedingung den Vertrag an, wenn derselbe die Zustimmung der ganzen Kirche, und die Einwilligung sämmtlicher Fürsten des Reiches erhalten würde. Daß jedoch dieses nicht geschehen würde, nicht geschehen könnte, lag klar vor Augen. Schon die Opposition des so zahlreichen und mächtigen deutschen hohen Clerus, der, wenn vereint, eine ungemein bedeutende Macht bildete, wäre sehr schwer zu besiegen gewesen. Aber nun war es noch durchaus zu erwarten, daß die weltlichen Fürsten nie ihre Einwilligung geben würden. Nicht nur hätten diese ebenfalls die vielen Lehen, welche sie theils von bischöflichen Kirchen, theils von Reichsabteien hatten, dem Könige zurückgeben müssen; sondern sie mußten auch noch befürchten, daß die, durch die Zurückgabe so vieler Lehen, Reichsgüter, Dienstmannen und Festungen ungeheuer vermehrte königliche Macht sie in ein weit strengeres und unmittelbareres Abhängigkeits-Verhältniß als bisher herabdrücken würde; was nun, obgleich es nicht zum Nachtheil des Reichs gewesen wäre, doch die, immer nur noch mehr nach völliger Unabhängigkeit strebenden, und auch nicht von einem Hauche von Patriotismus beseelten Fürsten aus allen Kräften zu verhindern gesucht haben würden *); kurz,

*) Zwar war es einigermaßen in dem Herkommen gegründet, daß alle erledigte Reichslehen von dem Könige an andere weltliche Herren mußten gegeben werden. Aber dazu war der König erst nach Jahr und Tag verpflichtet; und Heinrich, der, wie wir bald sehen werden, auf allen Seiten um sich griff und die

der Vorschlag des frommen Papstes verletzte, und zwar auf ihrer verwundbarsten Seite, eben so sehr die weltlichen wie geistlichen Herren. — Die vom Könige an den Papst geordnete Gesandtschaft erwiederte jetzt ebenfalls Paschal durch die Sendung einiger Abgeordneten an Heinrich, die ihm ein päpstliches Schreiben überreichten, in welchem Paschal seine Bereitwilligkeit dem Könige ausdrückt, ihn mit väterlichem Wohlwollen aufzunehmen, wenn er seinem bereits gegebenen Versprechen gemäß, gleich seinen Vorfahren, dem päpstlichen Stuhle den ihm gebührenden Gehorsam erweisen werde. Die rauhe Witterung, sagt der Papst, habe ihm nicht gestattet, Rom zu verlassen und selbst zu dem Könige zu kommen. Wenn also Heinrich noch Etwas verlange, so möchte er seine Wünsche nur den päpstlichen Gesandten mittheilen. Heinrich ergriff diese Gelegenheit, um den Papst zu bitten, daß er ihm ge-

---

verlornen Krondomainen wieder zu gewinnen suchte, würde schwerlich diesem, ohnehin von seinen Vorfahren nicht immer beobachtenden Herkommen sich gefüget, und seine, durch die vielen und reichen ihm jetzt zugefallenen Lehen ungeheuer angeschwollene Hausmacht die Fürsten schon von jedem Gedanken an Gewaltschritte gegen ihn zurückgeschreckt haben. — Wäre des Papstes gutmüthiger Vorschlag in Ausführung gebracht worden, so würde zwar, durch die dadurch so sehr vermehrte königliche Macht, das deutsche Reich an Ansehen gegen Außen ganz ungemein gewonnen, aber das Glück der Völker, ächte Humanität, eben so viel oder noch mehr dabei verloren haben; denn Deutschlands immer weiter fortschreitende Cultur, so wie alles gemeinsame Gute und Wohlthätige gingen, wie wir zum Theil schon gesehen und in der Folge noch mehr sehen werden, stets aus den geistlichen Staaten hervor, von wo es sich, und bisweilen erst ziemlich spät, auch über die andern Länder verbreitete. (Man sehe unsers großen, unsterblichen Hallers Restauration des Staatsrechts; die geistlichen Staaten betreffend.)

statten möge, die Leiche seines Vaters in einer Kirche begraben zu lassen *). Aber die Gesandten bemerkten dem Könige: sein Begehren sey gegen die Satzungen der Kirche; auch hätten die heiligen Märtyrer auf das strengste verlangt, daß aus ihren Kirchen die Leichen der Verbrecher ferne gehalten würden. Diese Erlaubniß ward jedoch bald nachher von dem Papste ertheilt, und zwar auf den Grund der ihm vorgelegten Zeugnisse, daß Kaiser Heinrich der Vierte busfertig und gottergeben gestorben sey.

III.

Einzug des Königes in Rom. — Neue Händel mit dem Papste. — Gefangennehmung des heiligen Vaters. — Neuer Vertrag mit demselben. — Heinrichs des Fünften Krönung als römischer Kaiser.

1. Am eilften Februar des Jahres Ein tausend, ein hundert und eilf stand Heinrich mit seinem Heere unter den Mauern von Rom, vor dem Thore am Monte Mario. Sogleich verlangten die Römer, daß er unverzüglich die Freiheiten der Stadt beschwören möchte. Da die Römer Etwas begehrten, was auf uraltem Herkommen beruhete, fügte sich Heinrich ihrem Verlangen, leistete aber den Schwur in deutscher

*) Dies geschah jedoch von Seite Heinrichs nicht aus kindlicher Liebe oder aus Ehrfurcht gegen die, jedem andern Herzen theuern Ueberreste eines, seinen Sohn stets mit der größten väterlichen Zärtlichkeit liebenden Vaters; sondern weil, so lange die Leiche nicht unter der Erde war, sie ununterbrochen nicht nur von dem Volke aus der Umgegend, sondern auch von allen durchreisenden Fremden besucht, beinahe gleich einer Reliquie verehrt, aber eben dadurch auch das Andenken an des unnatürlichen Sohnes schwarze That unter dem Volke immer lebendig erhalten ward.

Sprache, die freilich die Römer nicht verſtanden. Das erregte ſchon Mißtrauen, beleidigte auch zugleich den römiſchen Stolz, und einige waren ſogar ſo thöricht, daß ſie unter dem lauten Rufe: Verrath, Verrath! eiligſt in die Stadt zurückliefen. — Von Seite des Papſtes wie des Königes wurden jetzt Geißeln gegenſeitig ausgewechſelt. — Am folgenden Tage, einem Sonntage, hatte der feierliche Einzug Statt. Der Papſt ſchickte dem Könige die geſammte Dienerſchaft der römiſchen Kirche entgegen, die Kreuz- und Lampenträger, die Träger der Bilder der Adler, Löwen, Wölfe, Drachen*); dann alle höheren und niederen Beamten des römiſchen Hofes, die Kirchenvoigte und Stallmeiſter und eine zahlloſe Menge Volkes mit Blumen und Palmzweigen. Mit großem Pomp ward Heinrich, umgeben von den Fürſten ſeines Reichs, unter dem lauten Jubelruf der Römer nach der St. Peterskirche geführt. Vor dem Thore empfingen ihn die Juden und innerhalb deſſelben die Griechen mit Geſang; da aber die Einen wie die Andern ihre Lieder auch in ihrer eigenen Sprache ſangen, ſo mag dies etwas ſonderbare Concert den deutſchen Ohren ſchwerlich ſehr geſchmeichelt haben. Ueberhaupt war dieſer Einzug ganz eigener Art, und der laute Jubelgeſang, wie es ſcheint, blos Folge polizeilicher Verordnung; denn während des Geſchreies der Menge wurden viele ganz harmloſe Deutſche, die ſchon einige Zeit in Rom wohnten, und jetzt entweder Neugier oder die Freude, ihre Landsleute wieder zu ſehen, in das Gedränge und Gewühl vor und unter das Thor geführt hatte, auf das gröbſte mißhandelt,

*) Obviam ei misit Pontifex in montem gaudii, qui et Marii dicitur, Bajulos, Cereostatarios, Staroferos, Aquiliferos, Leoniferos, Lupiferos, Draconarios, Candidatos, Defensores, Stratores et maximam populi multitudinem cum Floribus et Palmis.

(*Petrus* Diac. in Chron. Casin. Lib. 4.)

ihrer Kleidung und was sie bei sich führten, beraubt, viele verwundet und Einige sogar ermordet *). Ohne diesen Frevel zu bestrafen, wozu auch der gegenwärtige Augenblick nicht gerade der schicklichste gewesen wäre, setzte Heinrich seinen Zug ruhig fort. — Im Kreise seiner Cardinäle und der gesammten römischen Geistlichkeit erwartete der Papst auf den obern Stufen der Peterskirche den König. Sobald Heinrich den heiligen Vater erblickte, stieg er von dem Pferde, fiel auf die Kniee und, nachdem er sich von der Erde wieder erhoben hatte, küßte er ihn im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit dreimal, nämlich auf die Stirne, den Mund und die Augen **). Frohes Geschrei der

*) König Heinrich selbst erwähnt dieser von den Römern begangenen groben und blutigen Excesse. „Vix portas civitatis ingressi sumus, cum ex Nostris infra moenia secure vagantibus, quidam vulnerati, alii interfecti sunt, omnes vero spoliati et capti sunt; ego tamen, quasi pro *levi causa* non motus, bona et tranquilla mente usque ad ecclesiae beati Petri januas cum processione perveni (*Henr.* epist. ad Parmenses). Der König, von den zahlreichen Schaaren seiner Ritter und Krieger umgeben, hatte freilich für seine Person nichts zu fürchten; aber die Beraubung, Verwundung und Ermordung mehrerer ruhig und unbesorgt herumwandelnder Deutschen ist doch wahrhaftig keine causa levis; und wie es sich aus eben diesem Briefe Heinrichs zu ergeben scheint, muß dieser gottlose Frevel gar unter den Augen des Königes geschehen oder ihm wenigstens doch unverzüglich Meldung davon gemacht worden seyn. Fürwahr, ein schöner Willkomm für einen deutschen König und ein deutsches Heer; aber wie tief muß auch nicht damals der Haß gegen die Deutschen in der Brust der Italiener gewurzelt haben!

**) Daß der König bei dieser Gelegenheit bei dem Papste Stallmeistersdienste versehen haben soll, berichtet von den gleichzeitigen Geschichtschreibern nur der ein-

Menge und lauter Jubel begrüßten auf das Neue den König. — Als alle Thore und Zugänge des Vaticans den deutschen Wachen waren übergeben worden, zogen der Papst und der König, Hand in Hand, nach der Kirche. Vor dem silbernen Thor ward dem König ein Buch gereicht, aus welchem er das kaiserliche Glaubensbekenntniß ablaß, auch den herkömmlichen Eid schwur, ein Beschützer und Vertheidiger der Kirche seyn zu wollen. Der Papst ernannte (designirte) ihn hierauf vorläufig zum Kaiser und küßte ihn zum zweiten Male. — In der Kirche angelangt, ließen beide Häupter der Christenheit sich auf den, bei der sogenannten Rota porphyretica für sie bereiteten Sitzen nieder. Der Papst wandte sich nun an den König und ermahnte ihn, die schriftliche Verzichtleistung auf das Investiturrecht vor dem Altare, vor welchem er gekrönt werden sollte, zu beschwören. Heinrich erwiederte, daß er dieß zu thun bereit sey, verlangte aber auch von dem Papste die Erfüllung des Vertrages, und daß demnach, in Folge der ausdrücklichen Bedingung, die er, der König, als er den Vertrag genehmiget, demselben hinzugefügt habe, nun auch sämmtliche anwesende Bischöfe und Fürsten ihre Einwilligung dazu geben sollten. Natürlicher

---

zige Petrus Diaconus in der Chronik von Casino; die andern und selbst Pandulphus Pisanus gedenken dieses Umstandes mit keinem Worte. Zudem liest man auch nirgends, daß der Papst zu Pferde, oder auf einem Maulthier sitzend, den König empfangen habe. Dieses ist auch gar nicht wahrscheinlich, besonders da es gleich darauf heißt: König Heinrich sey mit dem Papste, diesen bei der rechten Hand fassend, nach der Kirche gegangen. — Uebrigens wäre das Halten des Steigbügels nichts als ein äußeres Zeichen der Ehrerbietung gewesen, welche dem höchsten Oberhaupt der Kirche zu erweisen selbst für einen Monarchen nicht gerade sehr ungeziemend gewesen seyn würde.

Weise mußte jetzt die päpstliche Urkunde darüber laut vorgelesen werden. Folgendes ist das Wesentlichste ihres Inhalts: „Es ist sowohl durch göttliche, wie durch kirchliche Gesetze den Priestern verboten, sich mit weltlichen Dingen und Angelegenheiten zu beschäftigen. Allein im römischen Reiche sind Bischöfe und Aebte mit weltlichen Geschäften überladen; sie müssen Hof- und Kriegsdienste leisten, welches letztere selten oder nie ohne Raub, Mord und anderm Frevel geschehen kann. Die Diener des Altars sind Diener des Hofes geworden, weil sie Herzogthümer, Markgrafschaften, Zölle, Münzrechte, Festungen und andere Reichsrechte von den Königen empfangen haben; daher die nicht länger mehr zu duldende Gewohnheit, daß die gewählten Bischöfe nicht eher geweihet werden durften, als bis sie von dem Könige mit Ring und Stab belohnt worden waren. Aber gegen diesen schrecklichen Mißbrauch haben die Päpste Gregor VII. und Urban II. mit Kraft sich erhoben, und auf vielen, diesfalls gehaltenen Concilien alle Belehnung der Geistlichen durch Laienhand verboten, verdammt und mit dem Bannfluch bestraft. Dies bestätigen wir hiemit, und befehlen, daß Dir, König Heinrich, durch unser apostolisches Amt jetzt römischer Kaiser, alle Reichsrechte und Reichsgüter, welche seit den Zeiten Carls des Großen dem Reiche gehörten, wieder zurückgegeben werden sollen. Wir untersagen und verbieten daher allen Bischöfen und Aebten, sich je wieder Reichsrechte ohne Genehmigung des Königes anzueignen oder auf sie Anspruch zu machen; auch unsern Nachfolgern, den künftigen Päpsten, soll es nicht erlaubt seyn, das Reich deshalb zu beunruhigen. Die Kirche bleibe aber jedoch in dem ungestörten Besitze aller Schenkungen und Güter, die nicht zu dem Reiche gehören; denn die Vorsteher der Kirchen, die Bischöfe, müssen frei seyn von irdischen Angelegenheiten, um desto eifriger und ungetheilter für das Heil ihrer Völker sorgen zu

können, für deren Seelen sie einst werden Rechenschaft geben müssen, daher auch sich nie lange von ihren Kirchen entfernen dürfen *).

3. Kaum hatten die Bischöfe und Fürsten den Inhalt der päpstlichen Urkunde nur zum Theil vernommen, als schon von mehreren Seiten lauter Widerspruch erhoben ward; aber noch heftiger ward derselbe, und zwar — was bemerkt zu werden verdient — am heftigsten von Seite der weltlichen Fürsten, als sie hörten, daß die geistlichen Herren ihren fürstlichen Rang und alle Reichsrechte verlieren, in relative Armuth und völlige Machtlosigkeit herabgedrückt werden sollten. Bald hatte die Aufregung der Gemüther ihren höchsten Grad erreicht. Wildes, verwirrtes Geschrei erfüllte die Kirche. Der Papst ward in seinem Vortrage unterbrochen; dabei noch mit den härtesten Vorwürfen überhäuft. Man beschuldigte ihn der Ketzerei, indem Beraubung der Kirchen unstreitig eine grobe, verdammungswerthe Ketzerei sey; kurz, der Altar und das Heiligthum wurden jetzt Zeugen der ärgerlichsten, bis dahin noch nie erhörten Auftritte. Während des Tumults hatte sich der König mit einigen Bischöfen und

*) Cod. Udal. No. 263. — Heinrich hatte schon während der Unterhandlungen zwischen seinen Gesandten und dem päpstlichen Bevollmächtigten den Bischöfen und Aebten seines Reiches eine Urkunde ausgestellt, in der er ihnen alle ihre Besitzungen, Regalien, Reichsrechte ꝛc. auf das Neue bestätigte. Sein Zweck war dabei, daß, wenn nachher den geistlichen und weltlichen Fürsten der mit dem Papste geschlossene Vertrag würde bekannt gemacht werden, sie sämmtlich überzeugt wären, daß dies nicht sein, sondern des Papstes Werk sey, daher auch sich desto enger und fester an ihn, den König, gegen den Papst anschließen müßten.

Fürsten in einen andern Theil der Kirche zurückgezogen, um sich mit denselben im Geheim zu berathen; und nun soll Heinrichs Kanzler und der Bischof Burchard von Münster dem Könige den Rath gegeben haben, sich der Person des Papstes, wenn derselbe nicht nachgeben würde, ohne weiters zu bemächtigen. Heinrich verlangte demnach jetzt von dem Papste, daß, da die Bischöfe und Fürsten dem geschlossenen Vertrage ihre Zustimmung verweigerten, mithin derselbe als aufgelöst betrachtet werden müßte, nun der Krönungsact ohne fernere Zögerung sollte vorgenommen werden. Der Papst entschuldigte sich damit, daß der Tag schon zu weit vorgerückt wäre. Darüber neuer Streit und heftiger Wortwechsel. Aber plötzlich sprang ein deutscher Ritter aus dem Gefolge des Königes hervor, und rief dem Papste und den Cardinälen zu: „Wozu die vielen, unnöthigen Worte. Wisset, daß unser Herr, der König, gekrönt seyn will, so wie seine Vorfahren, Carl der Große, Ludwig und noch andere einst gekrönt wurden.“ Aber entschieden erklärte darauf der Papst, daß er den König nicht krönen würde, bevor derselbe nicht auch seine Verzichtleistung auf das Investiturrecht vor dem Altar beschworen hätte. Bei dieser Erklärung verlor der ohnehin schon auf das Aeußerste erbitterte König alle Fassung; seinen Ingrimm theilten auch die ihn umgebenden Fürsten, und auf einen Wink Heinrichs traten nun sogleich geharnischte Ritter hervor, umringten den Papst und die neben ihm stehenden Cardinäle, und nahmen sie sämmtlich in Verhaft. Bei dieser, an der geheiligten Person des Oberhauptes der Kirche verübten Gewaltthat verlor der fromme Erzbischof Konrad von Salzburg alle Besinnung; er warf sich den Geharnischten entgegen, suchte die Verhaftung des Papstes zu verhindern, und wäre beinahe als ein Opfer der Wuth eines deutschen Ritters gefallen, der

sein Schwert schon über dem Haupt des Erzbischofes geschwungen hatte. Mehrere Cardinäle und Bischöfe drangen mit Bitten in den Papst, den König zu krönen und die Verhandlungen wegen des Investiturrechts auf einen andern Tag auszusetzen. Paschal zeigte sich dazu bereit; aber Heinrich wollte von keinem Vertrage und keinen Verhandlungen mehr etwas hören; da der kühne Schritt gegen den Papst ihm gelungen war, glaubte er jetzt desto leichter alles Uebrige erzwingen zu können. Der Papst und die Cardinäle wurden als Gefangene abgeführt. Noch mehrere andere Verhaftungen unter den Geistlichen niedern Grades hatten Statt; selbst mehrere Laien, die wahrscheinlich ihren Abscheu gegen das Betragen der Deutschen hatten laut werden lassen, wurden verhaftet, zum Theil mißhandelt und verwundet. Gleiche harte Behandlung erfuhr auch alles Volk, das noch in der Kirche war. Mit Säbelhieben und Stößen ward es hinaus getrieben; selbst den Knaben und Mädchen, die am Morgen des Tages Blumen gestreut und noch die Friedenspalmen in den Händen hatten, erging es nicht besser; auch sie wurden gröblich mißhandelt, dabei auch noch rein ausgeplündert. Mit einbrechender Nacht vermehrten sich die Excesse der deutschen Soldaten. Endlich ward sogar auch noch in der Kirche geplündert, viele Kostbarkeiten, selbst heilige Gefäße daraus entwendet, und eben so wenig des Heiligen, wie des Gemeinen geschont *). Kurz, der vermeint-

*) Donizo sagt: atque cruces sanctas rapiebat gens Alemanna. — Noch ungleich stärker drückt sich ein anderer Geschichtschreiber darüber aus: Ibi quoque quisque Suorum (nämlich von Heinrichs Leuten) potuit, de insignibus ecclesiasticis sibi rapuit, tam in auro, quam in argento et cappis et casulis sicut unaquaeque ecclesiae attulerat ad ornatum processionis. (*Rodulf.* Chron.)

liche, daher am Morgen mit so großem Jubel begonnene Krönungstag endigte sich mit Angst und Schrecken, mit Verwünschungen, Raub und Mord.

4. Schnell verbreitete sich das Gerücht von der Gefangennehmung des Papstes. Nur ein und derselbe Schrei der Rache und des Jammers füllte alle Straßen Roms. Noch an demselben Abend wurden alle Deutsche, die, unwissend, was vorgefallen war, einzeln harm- und wehrlos in der Stadt herumwandelten, von den erbitterten Römern erbarmungslos todtgeschlagen. Alle Gemüther waren in der furchtbarsten Aufregung. Auf allen öffentlichen Plätzen war schreckliches Getümmel von Menschen, die nur Rache athmeten und nach dem Blute der Deutschen dürsteten. In diese wilde Volksbewegung suchten nun die Bischöfe von Tusculum und Ostia, Johann und Leo, Ordnung, Plan und Zusammenhang zu bringen. Bei der Verhaftung des Papstes und der Cardinäle waren beide verkleidet aus der Kirche entkommen. Nach ihrer Anleitung ward noch in der Nacht ein allgemeiner Angriff auf das in der Leonischen Vorstadt lagernde deutsche Heer beschlossen. Gleich mit Anbruch des Tages hatte wirklich der Angriff Statt, und ward, wie es scheint, mit eben so vieler Besonnenheit entworfen, als Tapferkeit ausgeführt. Wüthend griffen die Römer die Tiberbrücke an, drückten die deutschen Vorposten zurück, und drangen bis an die Peterskirche vor. Hier hatte der König sein Quartier, und der Kern seines Heeres war um ihn her gelagert. Gleich bei dem ersten Tumult schwang Heinrich, ohne seine volle Rüstung anzulegen, sich sogleich auf sein Pferd, sprengte mit einer, von ihm nicht zu erwartenden Tapferkeit unter die Feinde, tödtete mit seiner Lanze, ohne diese zu wechseln, fünf Feinde, ward aber endlich selbst

leicht verwundet und stürzte vom Pferde*). Unwiderbringlich verloren wäre jetzt Heinrich gewesen, hätte dessen Sturz nicht der Mailändische Graf Otto bemerkt; dieser eilte schnell herbei, stieg von seinem Pferde und gab es dem Könige. Aber leider fand der brave Otto nicht den Lohn der Treue, den er verdient hätte. Er fiel jetzt selbst dem Feinde in die Hände, ward als ein Gefangener in die Stadt gebracht, von dem rasenden Pöbel in Stücken zerrissen und sein zerfleischter Körper den Hunden vorgeworfen. Indessen ward die Noth der Deutschen immer größer; der Sieg schien sich auf die Seite der Römer zu neigen. Aber was vermag nicht das lebendige Wort eines großen oder kühnen Mannes in dem Momente drohender Gefahr, besonders im Gewühle der Schlacht. „Sehet Ihr nicht," rief Heinrich seinen Rittern zu, „daß die Römer mich morden wollen? Und Ihr seyd unvermögend, Euern König zu vertheidigen!" Dieser Zuruf that Wunder. Scham und Wuth bemächtigten sich der Deutschen, und ihre Anstrengungen verdoppelnd, brachten sie, nach schrecklichem Gemetzel, den Römern eine furchtbare Niederlage bei. Viele Tausende wurden erschlagen; und da auf ihrer Flucht sich Alles nach der Tiberbrücke drängte, wurden viele in dem Gewühle erstickt, während noch weit mehrere, über die Brücke herabgestürzt, in den Wellen der Tiber ihr Grab fanden. Doch der Engelsburg vermochten die Deutschen sich nicht zu bemächtigen, mithin auch nicht in das eigentliche Rom einzudringen. Die erlittene Niederlage hatte weder die Wuth der Römer gedämpft, noch deren Muth geschwächt; besonders da

*) In dem Lobe der von Heinrich an diesem Tage erwiesenen Entschlossenheit und persönlichen Tapferkeit stimmen alle Geschichtschreiber, selbst sogar die italienischen, mit einander überein.

der Bischof von Tusculum fortfuhr, die Römer zur Rache gegen die Deutschen zu entflammen, die er Frevler gegen den Statthalter Christi, Schänder des größten Heiligthums der christlichen Welt nannte, dabei auch jedem, der die Waffen ergreifen würde, um an dem barbarischen, leicht zu besiegenden (?) Volke die dem heiligen Petrus und dem römischen Namen angethane Schmach zu rächen, völligen Nachlaß aller seiner Sünden verhieß. Zwei Tage und zwei Nächte mußte das deutsche Heer, jeden Augenblick einen neuen Angriff erwartend, unter den Waffen bleiben. — Den über die Römer erfochtenen Sieg hatte Heinrich sehr theuer erkauft; einen zweiten, dem erstern ähnlichen Sieg zu erkämpfen, konnte der König unmöglich sehr große Lust haben. Zudem mußte er seinem Heere, durch Kampf und langes Nachtwachen ermüdet und der Ruhe und der Nahrung höchst bedürftig, einige Erholung gönnen. Am Abend des zweiten Tages zog er also mit seinem Heere ab; und wenn das gegründet ist, was Otto von Freisingen berichtet, daß nämlich Heinrich eine weite Bresche in die Mauer habe brechen lassen, und durch diese, und nicht durch das Thor abgezogen sey, so ist dieß ein sprechender Beweis von der Deutschen großen Besorgniß theils vor neuem Ueberfall, theils auch vor Hinterhalt, den sie bei ihrem Abzuge von Seite der Römer zu befürchten hatten.

5. Den Papst, die Cardinäle und alle übrigen Gefangenen mit sich führend, zog Heinrich auf dem rechten Ufer der Tiber hinauf, ging am Fuße des Berges Sorakte über den Fluß, hierauf bei Ponte Lucano über den Anio, und schlug vorwärts Alba sein Lager auf. Ununterbrochen begünstigte von jetzt an wieder das Glück in Allem den König. Bei Alba vereinigten sich mit ihm die Grafen von Tusculum,

so wie auch die übrigen in der Nähe wohnenden römischen Vasallen, und die Dienste, die sie ihm leisteten, waren nicht ohne Bedeutung; besonders da sie von der Gunst des Königes doppelte und dreifache Entschädigung für ihre Leistungen hoffen konnten. Robert, Fürst von Capua, hatte auf die dringenden Bitten und Auffoderungen des unermüdet thätigen Bischofes Johannes den Römern dreihundert Reiter zu Hülfe gesandt. Aber durch den Uebergang des Königes auf das linke Tiberufer waren diese von Rom abgeschnitten, und wurden nun von einem der Grafen von Tusculum mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Endlich zerbrach in denselben Tagen auch die letzte Stütze der Römer. Herzog Roger von Apulen nämlich und der tapfere Boemund, Robert Guiscards Sohn, auf die der römische Stuhl sich noch am meisten verlassen konnte, starben schnell nach einander hinweg; und auf die übrigen normannischen Fürsten hatte der, dem deutschen Heere bisher vorangehende Schrecken einen solchen Eindruck gemacht, daß sie an gar keine Hülfsleistung auch nur von weitem dachten. Im Gegentheil für ihre eigene Existenz besorgt, befestigten sie, so viel sie in der Eile konnten, ihre eigenen Burgen, schickten aber sämmtlich Geschenke und Gesandte an Heinrich, buhlten um dessen Freundschaft, und zeigten, nur um den Frieden zu erhalten, sich dem gewaltigen Könige in Allem gefällig.

6. Der Papst und sechs Cardinäle, seine Mitgefangenen, wurden nach dem Schloß Tribucco, die übrigen Gefangenen nach andern Schlössern in Verwahrung gebracht *). Der Cardinal und Bischof Bernhard von

*) So wie von Allem, was von dem Augenblick an geschah, als Heinrich vor Rom erschien, bis zu dessen Rückkehr nach Deutschland, die Erzählungen der Geschichtschreiber höchst verschieden sind, und besonders

Parma aber, wie auch der Bischof von Reggio wurden sogleich wieder in Freiheit gesetzt. Beide, wie es scheint, standen ganz vorzüglich in der Gunst der Markgräfin von Toscana, denn diese hatte durch einen Abgeordneten, den sie in das Lager zu dem König sandte, eine Fürbitte für die beiden Bischöfe eingelegt, worauf Heinrich, um Mathilden einen Beweis seiner Achtung zu geben, sie sogleich ihrer Haft entließ. — Neue Unterhandlungen wurden jetzt angeknüpft, zuerst mit den Römern, und dann mit dem Papste. Aber die erstern erklärten, daß sie sich nicht eher mit dem Könige in Etwas einlassen würden, als bis er den Papst und alle Gefangenen wieder in Freiheit gesetzt haben würde. Umsonst verschwendete Heinrich Geld und Versprechungen, ließ es mitunter selbst an den schrecklichsten Drohungen nicht fehlen; Roms Einwohner blieben bei ihrer einmal gegebenen Erklärung. In seinem Grimm ließ Heinrich die ganze Umgegend von Rom auf das furchtbarste verheeren und verwüsten; aber auch dadurch ward die Standhaftigkeit der Römer nicht erschüttert. — Eben so fest und unbeweglich blieb auch der Papst; und schon waren beinahe zwei Mo-

---

die Berichte der Italiener von jenen der Deutschen nicht nur in Nebenumständen, sondern selbst in sehr wesentlichen Dingen abweichen; eben so wird auch jetzt die Behandlung, die der Papst in seiner Gefangenschaft erfahren, auf zweierlei sich völlig widersprechende Weise erzählt. Peter Diaconus berichtet, der Papst sey mit ungewöhnlicher Härte behandelt, seiner päpstlichen Kleidung beraubt, und endlich in Banden gelegt worden. Post duos autem dies (Henricus) praecepit Pontificem exspoliari vestimentis suis. Quod dum factum esset, vinculis alligatum secum duxerunt. — Aber gerade das Gegentheil sagt die Ursperger Chronik. Dominum Apostolicum secum duxit, et eo quo potuit honore tenuit.

nate verflossen, ohne daß der König seinem Ziele auch nur um einen Schritt näher gekommen wäre. Sein Zorn darüber stieg nun bisweilen zur Wuth, und in einem Anfall derselben soll er geschworen haben, den Papst und alle übrigen Gefangenen, Cardinäle wie Bischöfe, hinrichten zu lassen, wenn Paschal noch länger seinen Bitten und Vorschlägen kein Gehör geben würde. Auch die Fürsten und selbst die Bischöfe und einige Cardinäle drangen mit Bitten in den Papst, und indem sie ihm Alles, was sich nur immer zur Vertheidigung des Investiturrechts durch Laienhand sagen läßt, vorstellten, suchten sie ihn durch Gründe wie durch Bitten zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Alle ihre Bemühungen waren jedoch eben so fruchtlos, als die Drohungen des erzürnten Königes. Erst einige Tage nachher bei dem Anblick des immer zunehmenden Elendes der Stadt Rom fing Paschals Standhaftigkeit an zu wanken. Weit und breit war die Gegend von Rom verwüstet; das königliche Heer schnitt der Stadt die von Ferne kommenden Zufuhren ab, mit jedem Tage wurden die Lebensmittel darin seltener; eine furchtbare Hungersnoth in der volkreichen Stadt stand in naher Aussicht, und diesen nicht zu besiegenden Feind fürchteten die Römer mehr, als die Waffen und Belagerungsmaschinen der Deutschen. An den Papst schickten sie nun ebenfalls Abgeordnete, und diese vereinten ihre flehentlichen Vorstellungen mit den Bitten Aller, denen es gegönnt war, sich dem Papste in seiner Gefangenschaft zu nähern. Von allen Seiten bestürmt, gab Paschal endlich nach, rief aber dabei mit Thränen im Auge aus: „Ich bin gezwungen, für die Befreiung der Kirche und zur Rettung der Stadt Rom Etwas zuzugeben, was ich zur Erhaltung meines eigenen Lebens nie zugegeben haben würde.“

7. Die Verhandlungen nahmen nun einen raſchen Gang, und führten ſchnell zu einem Vertrag, der in dem königlichen Lager an den Ufern des, das deutſche Heer von den Römern trennenden Anio geſchloſſen ward. Dieſem zufolge gab der Papſt ſeine Einwilligung dazu, daß die mit Genehmigung des Königes frei und ohne Simonie gewählten Biſchöfe und Aebte von dem Könige die Inveſtitur mit Ring und Stab empfangen, und bevor ſie dieſelbe erhalten, nicht geweihet werden ſollten. Streitige Wahlen wurden der Entſcheidung des Königes überlaſſen. Endlich verband ſich auch der Papſt durch einen Eid, wegen der in dieſer Angelegenheit erduldeten Kränkung ſich an Niemand zu rächen, und insbeſondere den König Heinrich nie und zu keiner Zeit mit dem Banne zu belegen*); im Gegentheil ihn jetzt nach hergebrachter Weiſe zu krönen, und in allen Angelegenheiten der Regierung (ſo weit es im Bereiche ſeines päpſtlichen Amtes liege) den nöthigen Beiſtand zu leiſten. — Dafür verſprach nun auch ſeiner Seits Heinrich, alle Gefangenen frei zu geben, ſie auf das linke Tiberufer bis in die eigentliche Stadt Rom ſicher geleiten zu laſſen, und ſowohl mit den Anhängern des Papſtes und deſſen Getreuen, wie mit ſämmtlichen Einwohnern Roms Friede zu erhalten, ſie auf keine Weiſe zu beunruhigen, auch die römiſche Kirche im Beſitze ihrer Güter zu ſchützen, jene, welche ihr entriſſen worden, ihr wieder zu verſchaffen, und endlich dem Papſte, jedoch mit Vorbehalt der Würde des Reiches, denſelben Gehorſam zu leiſten, den auch andere Kaiſer dem Papſte geleiſtet hätten. Der Vertrag ward von beiden Seiten beſchworen. Für den Papſt ſchwuren dreizehn Cardinalprieſter und drei Cardinaldiacone, für den König vier Biſchöfe und

*) Et penitus in personam Regis nunquam anathema ponet. (*Baron.* ad. ann. 1111. no. 27.)

acht weltliche Fürsten. — Zur Fertigung des schriftlichen Uebertrages des Investiturrechts von Seite des Papstes an den König war das päpstliche Siegel nothwendig. Eiligst ward dasselbe nebst einem Geheimschreiber aus Rom herbeigeholt, die Schrift noch in der nämlichen Nacht ausgefertiget und dem Könige zugestellt.

8. Sämmtliche Gefangene wurden nun in Freiheit gesetzt, der Papst und die Cardinäle nach Rom entlassen Ihnen auf dem Fuße folgte der König. Am 13. April des Jahres 1111. hielt er seinen feierlichen Einzug in die Leostadt. Damit kein Volksgedränge den Einzug störe, und überhaupt um jedem, möglicher Weise vorfallenden widerlichen Ereignisse bei Zeiten vorzubeugen, waren die Thore der eigentlichen Stadt Rom gesperrt, deren Einwohner daher von aller Theilnahme an der bevorstehenden Feierlichkeit ausgeschlossen. Vor dem silbernen Thore der St. Peterskirche ward Heinrich von dem Papste, dessen Geistlichkeit und einem Theile des römischen Volkes empfangen, in die Kirche geführt, und mit den üblichen, dem Leser längst schon bekannten feierlichen Ceremonien zum Kaiser gekrönt. — Um gleichsam vor den Augen aller Welt zu erklären, daß der Kaiser das ihm ertheilte Investiturrecht nicht von dem Papste erzwungen habe, gab er die darüber ausgefertigte Urkunde nach der Krönung dem heiligen Vater wieder zurück; Paschal nahm die Schrift an, legte sie aber sogleich wieder in die Hände des Kaisers. Abgeordnete aus dem Adel und den römischen Zünften traten nun herbei und überreichten dem Kaiser die Insignien der Patricierwürde, und mit dieser die Schutz- und Schirmvogtei über Rom und den römischen Stuhl. Der Papst feierte hierauf das heilige Opfer, und als dieses bis zur Priestercommunion vorgeschritten war, überreichte Paschal auch dem Kaiser,

zum Beweis, daß Liebe und Eintracht unter ihnen herrsche, einen Theil der heiligen Eucharistie. — Bis jetzt war es Sitte und Herkommen gewesen, daß die neugekrönten Kaiser ihren feierlichen Einzug in die alte Stadt über die Tiberbrücke hielten. Aber wie es scheint, mißtrauete Heinrich auch jetzt noch den Römern; denn dieser feierliche Einzug, wobei gewöhnlich Geld unter das gemeine Volk ausgeworfen ward, unterblieb. Aber sehr reichlich beschenkte der Kaiser den Papst, die Cardinäle und die gesammte Geistlichkeit. Von Paschal trennte sich Heinrich unter allen äußern Zeichen gegenseitiger Liebe und Freundschaft; ließ jedoch von ihm sich Geißeln geben, und kehrte hierauf nach seinem Lager zurück. Der Papst ging auf das linke Tiberufer nach Rom, wo er von den Einwohnern mit ungewöhnlichem Jubel und allen Aeußerungen der wärmsten Theilnahme empfangen ward.

9. Am andern Tage brach Heinrich mit dem Heere auf, um die Rückkehr in das deutsche Vaterland anzutreten. Sehr eilig durchzog er Italien nicht. Er hielt sich einige Tage in dem Toscanischen auf. Dahin hatte ihn das Verlangen gezogen, die große Markgräfin persönlich kennen zu lernen, sie wo möglich ganz für sich zu gewinnen, völlig in sein Interesse zu ziehen. Wohl wissend, daß die Markgräfin nicht zu ihm kommen würde, machte er selbst ihr einen Besuch auf dem Schlosse Bionello, wohin Mathilde, um sich dem Kaiser zu nähern, aus Höflichkeit sich begeben hatte. Mit ungemeiner Pracht ward er von der Markgräfin empfangen, blieb drei Tage bei ihr, und da Mathildis eine geborne Lotharingerin war, so unterhielt sie sich auch diese ganze Zeit über mit dem Kaiser in dessen Muttersprache. Auch Heinrich ward von den seltenen Eigenschaften dieser großen Fürstin

so sehr eingenommen, daß er öffentlich erklärte, keine fürstliche Frau in dem ganzen Abendlande sey mit Mathilden zu vergleichen. Von jetzt an beehrte er sie mit dem Namen: Mutter, und ernannte sie zur Statthalterin über die ganze Lombardei. — Längere Zeit hielt sich Heinrich in Verona auf. Zu ihm, als dem Oberherrn Italiens, kamen hier Abgeordnete aus Padua, welche bittere Klagen gegen die Venetianer führten. Eine Grenzstreitigkeit hatte schon seit einigen Jahren beide Städte zu Feinden gemacht. Aber gegen das Ende des vorigen Jahres waren die Venetianer, in Verbindung mit den Einwohnern von Trivigi und Ravenna, in das Paduanische eingefallen, hatten das weit kleinere Heer der Paduaner völlig geschlagen, und über fünf hundert Mann zu Gefangenen gemacht. Die Paduaner baten demnach den Kaiser um Entscheidung ihres Streites mit Venedig, und um Loslassung ihrer in venetianischer Gefangenschaft schmachtenden Landsleute. So lange ein deutscher Kaiser an der Spitze eines Heeres jenseits der Alpen stand, hatte Italien auch einen Herrn. Auf Heinrichs Gebot mußten demnach jetzt auch venetianische Gesandte in Verona erscheinen, und sobald diese angekommen waren, machte Heinrich dem bisherigen Streit zwischen beiden Städten durch eine neue Grenzbestimmung ein Ende; und auf sein Verlangen wurden auch die fünf hundert gefangenen Paduaner ohne Lösegeld wieder in ihre Vaterstadt entlassen. Da indessen auch der Doge von Venedig, Ordelaffo Faledro, nach Verona kam, um den Kaiser zu begrüßen, so bestätigte Heinrich demselben alle Rechte und Freiheiten des venetianischen Herzogthums, und erneuerte den von seinen Vorfahren mit Venedig geschlossenen Bund. — Hatte Mailand schon im vorigen Jahre, als Heinrich in Italien erschien, demselben ungestraft getrotzt, so gab es jetzt während des Kaisers Aufenthalt in Verona, oder

wenigstens bevor noch die Alpen ihn von Italien trennten, einen neuen noch auffallendern Beweis, daß es für die übermüthigen Mailänder in Italien keinen Oberherrn gebe, und Mailand ein völlig unabhängiger, souverainer Staat sey. Schon seit vielen Jahren lebten die Mailänder mit den Einwohnern von Lodi in Feindschaft und unaufhörlichem Hader. Die Ursache davon war die allzu nahe Nachbarschaft beider Städte, und das Streben der Mailänder, durch Unterdrückung ihrer Nachbarn ihren Staat zu vergrößern. Vieles hatten die Lodienser von den Mailändern bisher erdulden müssen; aber dennoch im Bunde mit andern Städten ihre Unabhängigkeit von Mailand zu behaupten gewußt. Aber in dem gegenwärtigen Jahre kündigten die Mailänder der Stadt Lodi abermals den Krieg an, schlugen die Lodienser aus dem Felde, belagerten Lodi und eroberten es mit Sturm. Die Sieger ließen jetzt alle Wirkungen ihres unversöhnlichen Hasses der eroberten Stadt fühlen; ihre Mauern wurden niedergerissen, die Häuser der Einwohner in Brand gesteckt, und diese durch die harten Gesetze, die man ihnen vorschrieb, in die schmählichste Knechtschaft herabgedrückt. — In diesem traurigen Zustande blieb Lodi bis zu den Zeiten Kaiser Friedrichs des Ersten. — Gleich nach Pfingsten befand sich Heinrich nach einer Abwesenheit von nicht ganz zwei Jahren wieder auf deutschem Boden.

IV.

Große Noth Paschals II. in Rom. — Bannfluch gegen Heinrich V.

1. Alle Früchte eines langen Kampfes, großer Anstrengungen, und so mancher von der Kirche gebrachten Opfer und erduldeten Verfolgungen waren, wenigstens dem Scheine nach, durch den vom Papste

Paschal II. mit Heinrich V. geschlossenen und beschwornen Vertrag verloren. Das Investiturrecht war dem Throne wieder zurückgegeben, und durch den, dem Vertrag beigefügten Artikel, daß der Kaiser die streitigen Wahlen zu Folge seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit entscheiden, auch kein gewählter Bischof oder Abt, dem die Belehnung verweigert würde, geweihet werden sollte, lag die Besetzung aller bischöflichen Stühle wieder in den Händen des Königes. Zerstört sey also, schrie jetzt der Unverstand, das Werk Gregors VII. und Urbans II. und die weltliche Macht habe am Ende dennoch gesiegt. Aber desto gewaltiger glaubte nun auch die strengere Parthei sich dagegen erheben zu müssen, und zu ihr schlugen sich auch, sobald Heinrich mit seinem Heere wieder jenseits der Alpen war, alle Eiferer innerhalb und außerhalb Italiens, deren Eifer aber leider weder von Einsicht noch Demuth geleitet ward; endlich auch alle Cardinäle und Bischöfe, welche das Glück gehabt hatten, der Gefangenschaft zu entgehen. Die Cardinäle, sechzehn an der Zahl, die den Vertrag unterschrieben und beschworen hatten, vertheidigten zwar nicht minder lebhaft das Verfahren Paschals, und die Gründe, die sie zu seiner Rechtfertigung vorbrachten, waren nicht ohne Gewicht. Aber eben dadurch ward der Streit nur noch hitziger, und die Angriffe selbst auf die Person des Papstes nur desto kühner und unanständiger. Man beschuldigte ihn und die Cardinäle, die mit ihm gewesen, der Feigheit, der Ketzerei und eines schändlichen an der Kirche begangenen Verraths. Ja man erhob sogar die Frage, ob der, welcher gegen das Wohl der Kirche und deren Satzungen sich so sehr versündiget habe, noch länger auf dem Stuhle des heiligen Petrus dürfte geduldet werden. Immer lauter wurden die Stimmen der Eiferer, und arteten bald in ein wildes Geschrei aus, das nicht nur ganz Italien, sondern

auch alle andere christlichen Länder erfüllte, selbst im Orient und in Jerusalem sich hörbar machte*). Die gesammte Geistlichkeit aller Kirchen des Abendlandes, ja selbst weltliche Fürsten suchten Paschals Gegner gegen den mit Heinrich geschlossenen Vertrag, mithin selbst gegen den Papst zu erregen.

2. Aber je ungestümmer, wilder und ordnungswidriger jene Parthei, welche sich Eiferer für die Sache Gottes und der Kirche nannte, jetzt zu Werke ging, desto edler, bescheidener und liebenswürdiger war das Betragen des Papstes. Um dem Toben und Treiben um ihn her sich zu entziehen, wahrscheinlich auch in der Hoffnung, daß die erhitzten Köpfe nach und nach von selbst wieder zur Besinnung kommen würden, verließ er die Stadt und begab sich auf einige Zeit nach Terracina. Aber kaum hatte sich der heilige Vater aus Rom entfernt, als viele seiner Gegner unter dem Cardinalbischof Johannes von Tusculum sich zu einem Concilium versammelten, alle von Gregor VII. und Urban II. gegen die Investitur von Laienhand erlassenen Verordnungen auf das Neue bestätigten, dabei Alles, was gegen diese Verordnungen, selbst vom Papste Paschal geschehen sey, für unerlaubt, null und nichtig erklärten, und endlich noch sogar die Frechheit hatten, dem Papste selbst ihren Beschluß zuzusenden**). —

*) Dieß erhellt aus den Akten des bald darauf im Lateran gehaltenen Concilium, wo es von Cuno, dem Bischofe von Präneste, heißt: Qui, Hierosolymis existens, haec audivit, nulla mora interposita, collecto ibi hoc anno concilio, Henricum ut impium, dirum sacrilegiumque tyrannum aenathemate condamnavit, moxque advolans ad Occidentem etc.

**) Eine förmliche und deutliche Erklärung, daß selbst schon eine Diöcesan-Synode *supra papam* sey. — Man weiß nicht, ob man sich über den Unverstand dieser Bischöfe mehr wundern, oder über ihre Frechheit sich ärgern soll.

Höchſt merkwürdig iſt das Antwortſchreiben, welches Paſchal an die Theilnehmer dieſes ſogenannten Conciliums erließ: „Obgleich," ſchreibt Paſchal, „Ihr vielleicht glaubt, daß bei dem, was Ihr gegen meine Perſon, alſo gegen die euers Vaters, mit Verletzung der Ordnung und Satzungen der Kirche, Euch erlaubt habt, der Eifer für die Sache Gottes Euch geleitet habe; ſo muß ich Euch doch bemerken, daß Ihr die canoniſche Richtſchnur dabei überſchritten habt; denn offenbar ſind eure Verhandlungen und Beſchlüſſe blos ein Werk der Leidenſchaftlichkeit und nicht der chriſtlichen Liebe*). Wie dem jedoch ſey, ſo haben wir im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, und des Heiles unſerer Seele eingedenk, ſchon darauf gedacht, wie wir das verbeſſern wollen, was wir hier zur Rettung unſerer Brüder und Söhne, und um den Untergang der Stadt und ganzen Provinz abzuwenden, gethan haben. Ihr aber handelt für die Kirche in der Kirche ſo, daß dieſe auch wirklich den Eifer erkenne, von welchem Ihr Euch für die Sache Gottes beſeelt zu ſeyn vorgebt"**). — Statt die erhitzten Gemüther zu beſänftigen, goß dieſes päpſtliche Schreiben nur noch mehr Oel in das Feuer.

---

*) Non tamen, ut mihi videtur, canonico tramite incessistis; non enim charitas, sed *aemulatio* id dictasse pespicitur. Man ſieht, daß Paſchal, um den Biſchöfen den von ihnen wohl verdienten Verweis einigermaßen zu verſüßen, ſich hier eines Wortes bediente, das mehrere, zum Theil mildere, zum Theil härtere Bedeutungen hatte; denn aemulatio heißt nicht blos Nacheiferung, ſondern auch Nachäffung, ferner auch noch Neid, Mißgunſt. Der Papſt überließ es den Biſchöfen, an die ſein Schreiben gerichtet war, dem Worte, wenn ſie wollten, die für ſie ſchonendſte Bedeutung beizulegen.

**) Vos autem pro ecclesia in ecclesia agite, ut illum ecclesiae Dei zelum, quem habetis, et *habere ostenditis* ipsa experiatur ecclesia. (*Baron.* ad 1111. Nro. 28.)

3. Aber am lautesten und schonungslosesten, und weder Maß noch Ziel mehr beobachtend, betrug sich der Bischof Bruno von Segni. Freunde des Papstes machten denselben auf diesen Bischof aufmerksam, der vor vier Jahren auch die ungemein reiche Abtei von Monte-Cassino erhalten hatte. Man bezeichnete ihn als den Urheber aller, die römische Kirche jetzt verwirrenden Unruhen. Man fügte hinzu: es sey zu befürchten, daß Bruno, der als Abt von Monte-Cassino über ungeheure Schätze zu gebieten hätte, durch seinen Reichthum leicht die Anzahl seiner Anhänger vermehren, und einen Versuch machen könnte, ihn, den rechtmäßigen Papst, von dem er jetzt überall nichts als Böses rede, von dem Stuhle des Apostels herabzustürzen. Als Bruno bald darauf dieses erfuhr, schrieb er an den Papst, nannte alle jene gegen ihn ausgesprengte Reden grobe Lügen; versicherte hierauf den heiligen Vater, daß er ihn von ganzem Herzen liebe; setzt aber doch hinzu, daß er Gott weit mehr als ihn, den Papst, lieben müsse, und aus lauter Liebe zu Gott erlaubt er sich alsdann, dem Papste die gröbsten, beissendsten und beleidigendsten Vorwürfe zu machen. Den von Paschal mit Heinrich geschlossenen Vertrag bezeichnet er als ein schändliches, allen göttlichen Gesetzen zuwiderlaufendes Werk, wodurch das Priesterthum seiner Ehre und seiner Freiheit beraubt würde. Er fordert also den Papst auf, diesen Vertrag, weil erzwungen, ohne weiters zu brechen. Endlich beschuldiget er gar noch den Papst der Ketzerei; denn, sagt Bruno, wer etwas gestattet, was so viele Kirchenbeschlüsse als eine Ketzerei verdammt hätten, wäre selbst ein Ketzer. Alles dieß, schließt er endlich seinen Brief, könne und werde er nie loben*). — Paschal sah jetzt

*) Das heißt mit andern Worten: Er werde überall so laut als er nur könnte, dagegen lärmen, toben und lästern.

die Nothwendigkeit ein, einen so wüthenden Menschen so viel möglich unschädlich zu machen. Das sicherste Mittel dazu war, daß Paschal ihm die reiche Abtei von Cassino wieder nahm. Der Papst war dieß um so viel mehr zu thun befugt, als die Satzungen der Kirche die Vereinigung mehrerer Beneficien in einer und derselben Person sehr strenge verbieten. Da der Papst jedoch besorgte, die Mönche von Cassino möchten aus zu großer Anhänglichkeit an Bruno keinen andern Abt wählen wollen; so ließ ihnen Paschal sagen, daß er in diesem Falle, und um sie wegen ihres Ungehorsames zu bestrafen, alle unter der Abtei von Monte-Cassino stehenden Klöster für unabhängig erklären, und ihnen erlauben würde, eigene Aebte zu wählen. Bruno glaubte, hoffte vielleicht auch anfänglich, daß die Mönche sich diesem Befehl nicht unterwerfen würden. Als er aber die Bereitwilligkeit derselben sah, der erhaltenen Weisung zu gehorchen; so empfahl er ihrer Wahl einen gewissen Peregrin; dieser war jedoch nicht nach dem Sinne der Mönche; sie weigerten sich also ihm ihre Stimme zu geben, darüber ergrimmte der wüthende Eiferer für Kirchen- und Wahlfreiheit so sehr, daß er mit Waffengewalt den Mönchen seinen Günstling aufzwingen wollte, daher das Kloster mit Soldaten anfüllte, und durch diese die Klostergemeinde zu schrecken suchte*). Aber die Mönche und deren Knechte waren die stärkern, warfen demnach die Soldaten zum Kloster hinaus und wählten einen allgemein beliebten Mönch, Namens Girard, zu ihrem Abt. Nun fühlte Bruno, daß er sich seinem Schicksale fügen müsse, ging in die Kirche, legte seinen Hirtenstab auf dem Altar nieder, entband die Mönche des ihm versprochenen Gehorsams, ermahnte sie jetzt sogar, sich den Verfügungen des heiligen Stuhles nicht zu widersetzen, und verließ hier-

*) Chron. Casin. IV. 43.

auf auf immer das Kloster. Der Verlust der Abtei, und was noch ferner im Kloster geschehen war, weckte, wie es scheint, bei Bruno mancherlei etwas ernstere Betrachtungen. Er blieb zwar noch eine kurze Zeit in Rom, nahm aber an den Verhandlungen gegen den Papst keinen persönlichen Antheil mehr, und kehrte bald darauf zu seiner bischöflichen Kirche nach Segni zurück, wo er sein ganzes übriges Leben hindurch sein sündhaftes Betragen gegen das Oberhaupt der Kirche bereuete, auffallende Beweise einer aufrichtigen Reue gab, und überhaupt bis zu seinem Ende ein so frommes, erbauliches Leben führte, daß Papst Lucius III. keinen Anstand nahm, ihn den ausgezeichneten, von der Kirche öffentlich verehrten, heiligen Freunden Gottes beizuzählen *).

4. In ihrem wilden Eifer fuhren indessen Paschals Gegner fort ihn auf das schrecklichste zu verfolgen. Von allen Seiten wurden ihm unaufhörlich Vorwürfe gemacht, die Kirche verrathen, und sogar den Tyrannen derselben gekrönt zu haben. Nicht nur in Italien, auch in andern Ländern, besonders in Frankreich, erhob sich dasselbe lästernde Geschrei gegen Paschal, und die tollen Hirschauer Mönche wollten sogar den Papst, sammt dem, von ihm gekrönten Kaiser Heinrich, als verdammt, gebannt und abgesetzt betrachten. In seinem Unmuth beschloß Paschal, von dem Stuhle des heiligen Petrus, dessen man ihn für unwürdig halte, herabzusteigen, in eine Einöde zu gehen, und dort, getrennt von der Welt und deren geräuschvollem Getümmel und leidenschaftlichem Treiben, für den Rest seiner Tage das Leben eines frommen Eremiten zu führen. Wirklich führte er auch unverzüglich diesen Entschluß aus, legte die päpstliche Würde nieder, und zog sich auf die

*) *Godeau*, hist. de l'égl. T. XXX.

Insel Ponza bei Terracina zurück. Aber darüber gerieth ganz Rom in die größte Bestürzung. Dem flehentlichen Bitten aller Stände und Klassen des römischen Volkes, und besonders auch der ihm anhangenden Cardinäle, vermochte Paschal nicht zu widerstehen. Er kehrte daher nach Rom zurück, trat auch die Verwaltung des Pontificats wieder an, erklärte jedoch, daß er nächstens ein zahlreiches Concilium zusammen zu berufen, und sich und sein Betragen alsdann dem Urtheile desselben zu unterwerfen entschlossen sey. — Ungefähr um dieselbe Zeit schrieb der Papst in seiner Bedrängniß an den Kaiser, und klagte über die zahllosen Kränkungen, die er jetzt wegen des mit ihm geschlossenen Vertrages unaufhörlich erdulden müsse: „Wegen des, Dir bewußten Vertrages, erheben jetzt nicht nur die, welche mir nahe sind, sondern auch die, welche in der Ferne wohnen, ihr Haupt gegen mich; durch innere Kriege zerreißen sie mein Eingeweide und bedecken mein Gesicht mit Schamröthe und Schmach*)." — Wahrscheinlich hoffte der Papst durch dieses Schreiben einige Theilnahme bei Heinrich zu erregen, und eben dadurch sich einen Weg zu einigen mildernden Abänderungen in dem Vertrag zu eröffnen; denn in demselben Schreiben beschwert sich Paschal auch sehr bitter über das Betragen der Beamten des Kaisers, die den abgeschlossenen Vertrag nicht achteten, und trotz des deutlichen Inhalts desselben dennoch der Kirche die ihr gehörigen Ortschaften und Burgen nicht zurückgegeben hätten. Auch die harte und tyrannische Behandlung der von ihm dem Kaiser gestellten Geißeln macht der

*) Ex quo enim vobiscum illam quam nostis, pactionem fecimus, non solum longius positi, sed ipsi etiam qui circa nos sunt, cervicem adversum nos erexerunt, et intestinis bellis viscera nostra collacerant, et multo faciem nostram rubore perfundunt. (Cod. Udal. Nro. 271.)

Papst am Ende seines Schreibens zu einem Gegenstand seiner Klage*). — Dieses päpstliche Schreiben that jedoch keine Wirkung. Man weiß nicht, was der Kaiser darauf geantwortet. Wahrscheinlich waren es einige süße aber leere Worte, welche Höflichkeitshalber Heinrich ihm zurückgesandt haben mag.

5. Durch die vielen Widersprüche, mit denen man von allen Seiten auf den Papst losstürmte, ward derselbe nach und nach immer mehr eingeschüchtert. Seine eigene Demuth ward gleichsam zur Verrätherin an seinem Verstand. Da so viele Stimmen sich gegen ihn erhoben, und seinen mit dem Kaiser geschlossenen Vertrag nicht nur tadelten, sondern öffentlich schmäheten, lästerten, leidenschaftlich zerfleischten, und Himmel und Erde gegen den Papst zu erregen suchten, so glaubte endlich der sanftmüthige Papst selbst, sehr grob gefehlt zu haben. Anstatt seinen Vertrag und sein ganzes Verfahren durch die vollwichtigsten Gründe, die ihm wirklich zu Gebote standen, zu rechtfertigen, seine apostolische Machtvollkommenheit, vermöge welcher er alles, was er gethan, zu thun befugt war, geltend zu machen, daher auf dem Fortbestand der mit Heinrich eidlich geschlossenen Uebereinkunft zu bestehen, auf der er um so mehr beharren konnte, da ja jener Vertrag — wie man ihn auch gleich anfänglich nannte — eigentlich nur ein, dem Kaiser ertheiltes Privilegium war, das also mit dem Tode Heinrichs wieder erlosch, selbst demselben, wenn er groben Mißbrauch davon machen würde, wieder entzogen werden konnte, demnach im Ganzen genommen, die Kirche nichts von ihren

*) Dieß konnte zugleich von Seite des Papstes eine vorläufige Hinweisung darauf seyn, daß der Kaiser durch Nichterfüllung eines so wesentlichen Theiles des Vertrages, denselben gewisser Maßen selbst schon gebrochen habe.

Rechten und Freiheiten verlor, und endlich auch eben dieser Vertrag durch die dringenden Umstände und imperiösen Verhältnissen, unter welchen er war abgeschlossen worden, so wie durch das grenzenlose Elend, das dadurch von der Kirche und dem römischen Staate, ja von der ganzen Christenheit abgewendet wurde*), eben so laut als vollkommen genügend gerechtfertiget ward. Anstatt also die jetzt nöthige Kraft und Energie zu entwickeln, und seinen Gegnern mit Nachdruck und seinem ganzen apostolischen Ansehen entgegen zu treten, hielt Paschal sich blos auf einer schwachen, man möchte wohl sagen, höchst jämmerlichen Defensive, suchte blos sich zu entschuldigen, bekannte allenthalben gefehlt zu haben, bat dabei so ziemlich unumwunden um Verzeihung, und indem er jedoch hinzusetzte, daß er, gebunden durch seinen Eid, den Kaiser weder in der Ausübung des Investiturrechts beunruhigen, noch auch mit dem Banne belegen könne und werde, gab er dadurch der strengen Parthei der Eiferer zu erkennen, daß es sein Wunsch sey: sie möchte das Geschehene, während dessen ohnehin nur kurzen Dauer, schonungs- und nachsichtsvoll beurtheilen und dulden. Offenbar zeigte Paschal hier eine gewisse Schwäche, und gab sich eine Blöse, die seine Gegner mit großer Dreistigkeit zu benutzen wußten.

Das am Ende October des Jahres ein Tausend ein hundert und eilf von dem Papste verheißene Concilium ward wirklich gleich im Anfange des folgenden Jahres 1112 im Lateran gehalten. Es war Eines der zahlreichsten Concilien, die vielleicht Rom je noch

*) Weil nämlich zu befürchten war, Paschal auch wirklich befürchtete, daß Heinrich durch Aufstellung eines Gegenpabstes ein Schisma veranlassen könnte, welches unstreitig ein, die ganze Christenheit in Trauer versetzendes Uebel gewesen sein würde.

gesehen hatte. Gegenwärtig waren: fünfzehn Cardinalpriester, acht Cardinaldiacone, zwölf Erzbischöfe, hundert und vierzehn Bischöfe, eine Menge Aebte, deren Anzahl nicht angegeben wird, und noch eine weit größere Anzahl von Doctoren und andern Geistlichen niederer Ordnung*). Die versammelten Väter hielten sechs Sitzungen, und die erste am 8. März. — Mit was sich das Concilium in den vier ersten Tagen beschäftigte, ist nicht bekannt; nur weiß man, daß die Bischöfe, das heißt, die strengere und herbere Parthei, einige milde Beschlüsse Paschals in Betreff der ehemaligen Anhänger des Gegenpapstes Clemens III. auf das neue in Frage stellte. Wie es scheint, mögen auch die Guibertisten jenen päpstlichen Beschlüssen eine Deutung gegeben haben, die sie vielleicht nicht hatten; kurz, der Papst, von den Bischöfen aufgefordert, gab darüber eine neue Bestimmung, die nun jener weit schärfern der Päpste Gregors VII. und Urbans II. nicht sehr unähnlich war. — In der fünften Sitzung setzte der Papst die versammelten Väter von Allem in Kenntniß, was zwischen ihm und dem deutschen Könige vorgegangen, was verhandelt und von beiden Seiten beschworen worden. Er erklärte der Versammlung, daß er dem Könige eidlich versprochen habe, ihn weder wegen Ausübung des Investiturrechts zu beunruhigen, noch auch mit dem Banne zu belegen, und daß er, diesem Schwur treu, weder das Eine noch das Andere gegen den König unternehmen werde. Indessen habe er jedoch Heinrich schon väterlich ermahnt, das gewaltsam erpreßte Privilegium wieder zurückzugeben. Aber an die Bewilligungsurkunde, welche er gezwungen, und zwar nicht zur Erhaltung seines Lebens, nicht zu seiner eigenen Rettung, sondern blos wegen der äußer-

*) Clericorum diversi ordinis innumera multitudo (*Baron.* ad 1112. Nr. 4.

sten Noth und Gefahr der Kirche, und ohne die Brüder (die Bischöfe) dabei zu Rathe zu ziehen, unterschrieben habe: an diese Urkunde binde ihn keine Bedingung und kein Versprechen, und da er sie als verderblich erkenne, so erkläre er sie jetzt auch öffentlich als verderblich, und wünsche, daß mit Gottes Hülfe eine Abänderung könnte getroffen werden. Sie, die hier versammelten Väter, möchten also unter dem Beistande Gottes sich mit einander berathen, wie dieses geschehen könne, ohne daß die Kirche, oder sein eigenes Seelenheil dabei Schaden leide. — Die Berathung über diese wichtige Materie und die darüber zu gebende Entscheidung setzte die Versammlung auf den folgenden Tag, als den letzten der Sitzungen, aus. Diese eröffnete der Papst, um sich von dem gegen ihn erhobenen Verdacht der Häresie zu reinigen, mit Ablegung seines Glaubensbekenntnisses. „Ich nehme an," sprach Paschal, „die gesammte heilige Schrift des alten wie des neuen Bundes, die Bücher Moses und der heiligen Propheten; ferner die vier Evangelien, die sieben canonischen Briefe der Apostel, wie alle Briefe des großen und heiligen Apostels Paulus, die apostolischen Constitutionen, die vier allgemeinen Concilien, nämlich von Nicäa, Constantinopel, Ephesus und Chalcedon, alle Decrete der heiligen römischen Päpste, und ins besondere jene meines Herrn, des Papstes Gregorius VII., wie auch des Papstes Urban II. höchst seligen Andenkens. Was diese gelobt haben, lobe auch ich; ich behaupte, was sie behauptet haben, verdamme, was sie verdammt haben, verwerfe, was sie verworfen haben, untersage, was sie untersagt haben, verbiete, was sie verboten haben, und werde stets dabei beharren." Nach einer nicht sehr lange dauernden Berathung wählten die versammelten Väter zu Entwerfung eines conciliarischen Beschlusses einen Ausschuß, an dessen Spitze der eifrige Bischof Gerard von An-

gouleme ſtand. Das Weſentliche des von dieſem Ausſchuß genommenen Beſchluſſes lautet nun dahin, daß ſämmtliche hier in heiligem Geiſte verſammelten Väter, mit Einſtimmung des Papſtes, jenes dem heiligen Vater mit Gewalt entriſſene Privilegium, beſonders weil demſelben zu Folge die Inveſtitur mit Ring und Stabe der Weihe vorangehen müſſe, welches gegen den heiligen Geiſt und die Satzungen der Kirche iſt, für nichtig, ungültig und aufgehoben, und zwar ſo, daß daſſelbe durchaus keine Kraft und Wirkſamkeit mehr haben ſoll. — Als der Biſchof von Angouleme dieſen Beſchluß der Verſammlung vorgeleſen hatte, ſchrie dieſelbe wie mit einer Stimme: Amen, Amen! und ſämmtliche Väter beſtätigten denſelben durch ihre Unterſchriften. Aus Schonung vor den Papſte hatte man des Kaiſers nicht namentlich erwähnt; da man aber dem Privilegium alle Kraft und Wirkſamkeit nahm, ſo ward ihm eben dadurch auch die Ausübung der im Vertrage ihm zugeſicherten und beſchwornen Rechte wieder genommen. — Der Biſchof Gerard und noch ein paar Andere wurden nun mit den Verhandlungen der ſechsten Sitzung des Conciliums im Lateran nebſt dem darauf gefaßten Beſchluß nach Deutſchland an den Kaiſer, der gerade in Cöln ſich befand, abgeordnet, um zu ſehen, ob Heinrich geſonnen ſey, das Inveſtiturrecht der Kirche wieder zurückzugeben. Der Vortrag und das Begehren Gerards erregte an dem kaiſerlichen Hofe nicht nur ungemeines Aufſehen, ſondern einen ſo heftigen allgemeinen Unwillen, daß der Erzbiſchof von Cöln ſelbſt für das Leben Gerards, ſeines ehemaligen Lehrers, den er auch jetzt in ſeine biſchöfliche Wohnung aufgenommen hatte, nicht wenig befürchtete*). Der

*). Quod cum in praesentia Imperatoris supradictus Pontifex Gerardus mirabiliter perorasset, et a Cancellario Imperatoris, qui illius interpres erat, singula exponerentur.

Kaiser jedoch, der den Vortrag des Bischofes ganz gleichgültig angehört hatte, nahm die römischen Abgeordneten in Schutz, beschenkte sie reichlich und schickte sie ganz freundlich wieder nach Hause.

7. Aber weit schonungsloser und ungestümmer verfuhr, auf Anregung des Guido, Erzbischofes von Vienne, und päpstlichen Legaten, ein, unter dem Vorsitze desselben, zu Vienne, also in einer unter der Hoheit des deutschen Reiches, und in Gegenwart kaiserlicher Gesandten gehaltenes Concilium burgundischer und französischer Bischöfe. Hier ward nun, da der Begriff der Häresie von der Kirche noch nicht mit der gehörigen Schärfe bestimmt war, auch die Investitur durch Laienhand als eine Häresie bezeichnet. Die Beschlüsse der römischen Synode wurden auf das neue bestätiget, und gegen den Kaiser folgender Beschluß gefaßt: „Heinrich, den König der Deutschen, der, nachdem er mit erheucheltem Frieden nach Rom gekommen, und dem Papste Paschal für dessen Leben und Freiheit Sicherheit zugeschworen hatte, dennoch denselben Papst auf seinem apostolischen, vor den Gebeinen des heiligen Petrus, nach dem Friedenskuß auf die Stirne, die Augen und den Mund, verrätherisch, meineidig und kirchenräuberisch, gleich einem zweiten Judas, nebst Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und vielen edeln Römern gefangen genommen, in sein Lager geschleppt, den Papst des apostolischen Schmuckes beraubt, ihn unwürdig, schändlich und spöttisch behandelt, und von ihm eine nichtswürdige, verabscheuungswerthe Urkunde

---

vehems tumultus ortus est in curia, ita quod Coloniensis Archiepiscopus, qui eum solemniter in suo hospitio susceperat, *de vita illius dubituns*, dixit: Magister maximum scandalum fecisti in curia nostra. Indignans autem Gerardus respondit: Tibi sit scandalum, mihi est Evangelium. (Auct. anonym *bei Pagi*).

gewaltsam erpreßt hat, diesen Heinrich belegen wir mit dem Banne, ertheilen ihm unsern Fluch und schließen ihn von dem Schooße der heiligen Kirche, unserer Mutter, so lange aus, bis er alles widerrufen und der Kirche vollkommen Genugthuung geleistet haben wird." — Diesen Beschluß sandte Guido an den Papst, ihn ersuchend, demselben seine Bestätigung zu ertheilen. Damit aber der heilige Vater auch jetzt erkenne, welches Geisteskind der Herr Erzbischof Guido sey, fügte dieser zugleich auch noch die Drohung hinzu, daß, im Falle der Papst den Beschluß des Conciliums nicht bestätigen würde, Er und seine, in dem Concilium von Vienne mit ihm vereinten Bischöfe fest entschlossen seyen, ihm unverzüglich allen Gehorsam und Unterwürfigkeit aufzukündigen. Aber ist dieß die demüthige Sprache eines gehorsamen, und durch seinen Gehorsam seiner ganzen Heerde vorleuchtenden Oberhirten, oder nicht vielmehr jene eines stolzen, gegen die von Jesu Christo selbst in dessen heiliger Kirche festgesetzten Ordnung sich empörenden Prälaten? Wenn jeder Bischof — denn was Guido sich erlauben zu dürfen glaubte, müßte ja jedem Bischof erlaubt seyn. — Wenn also jeder Metropolit das Recht hätte, die Handlungen des sichtbaren Statthalters Christi nicht nur zu tadeln und zu lästern, sondern sogar ihm selbst allen Gehorsam und alle Unterwürfigkeit aufzukündigen, mithin nicht mehr als einen Nachfolger des heiligen Petrus anzuerkennen; so wäre ja offenbar ein Papst nichts als ein leeres Schattenbild, und die Kirche hätte, der Wahrheit nach, kein höchstes Oberhaupt, ohne welches doch keine Einheit gedenkbar ist, und wovon eine Zersplitterung der allgemeinen Kirche in zahllose Particularkirchen längst schon die traurige Folge gewesen seyn würde. Nur ein leidenschaftlich erhitztes Gehirn, wie jenes des Erzbischofes von Vienne, konnte eine solche grobe Verwirrung der Begriffe erzeugen, und nur ein

unbändiger Dünkel und Prieſterſtolz ſich erfrechen, in einem unmittelbar an den heiligen Vater gerichteten Schreiben ſolchen Unſinn unumwunden auszuſprechen. — Papſt Paſchal hatte zwar den Erzbiſchof Guido in einem Schreiben, das er ihm entweder kurz vor, oder wahrſcheinlicher gleich nach dem im Lateran gehaltenen Concilium zuſandte, aufgefordert und ermuntert, die Conſtitutionen der Kirche, deren Rechte und Freiheiten mit aller Kraft zu vertheidigen, ſich weder durch Drohungen noch Verſprechungen oder Schmeicheleien abſchrecken oder bethören zu laſſen. Aber dabei hatte Paſchal offenbar keinen andern Zweck, als daß die Wahrheit überall und von allen Zeugen ſo lebendig vorgetragen, mit ſo vieler Kraft und ſo großem Nachdruck erwieſen, und ſo laut und allgemein ausgeſprochen würde, daß endlich auch die weltliche Macht ſie erkennen, ſich davon gerührt fühlen, und endlich einem ſolchen, ohnehin blos durch Gewalt erzwungenen Rechte von ſelbſt, und weil gleichſam von der vereinten Stimme und der allgemeinen Ueberzeugung der ganzen Chriſtenheit gezwungen, endlich würde entſagen müſſen. Zugleich ward dadurch auch jetzt ſchon das Nöthige vorbereitet, daß auf dieſes dem Kaiſer ertheilte Privilegium, wenn es mit dem Tode deſſelben einſt erlöſchen würde, keiner ſeiner Nachfolger mehr Anſpruch machen könnte, und auch zu machen es wagen ſollte. Aber den Kaiſer mit dem Banne zu belegen, ihn zu verfluchen und aus der Gemeinſchaft der Rechtgläubigen auszuſchließen, dazu gab der Papſt dem Guido nicht von weitem eine Befugniß, und zwar um ſo weniger, da Paſchal auf dem Concilium im Lateran, deſſen Verhandlungen dem, Erzbiſchofe von Vienne waren mitgetheilt worden, öffentlich erklärt hatte, daß er, gebunden durch ſeinen Eid, den Kaiſer nicht mit dem Banne belegen könne, und auch nie belegen werde. Der Erzbiſchof erlaubte ſich demnach offenbar einen ſehr groben

und gewaltsamen Eingriff in die Rechte des Papstes; und da überdieß, wenigstens nach der Meinung der größern Mehrheit der Theologen, die potestas jurisdictionis blos ein Ausfluß, eine Emanation der päpstlichen Gewalt ist; so machte sich der Erzbischof dadurch auch einer nicht zu läugnenden, höchst strafbaren Prävarication schuldig, indem er gegen den Willen des Papstes sich eine Gewalt beilegte, die er doch nur ganz allein von dem Papst erhalten konnte, und von demselben hätte erhalten haben müssen*). — Unge-

) Unstreitig war die Gefangennehmung des Papstes und dessen schnöde Behandlung, sowie auch der Cardinäle und mehrerer Bischöfe ein unerhörter, den Bann wie den Fluch der Kirche nothwendig auf sich ziehender Frevel. Da aber Paschal sich eidlich verbunden hatte, den Kaiser nicht nur nicht mit dem Banne zu belegen, sondern auch in der Ausübung des Investiturrechts nicht zu beunruhigen; so war dieser Eid des Papstes, der der Träger und Repräsentant der Kirche ist, auch für diese, das heißt, für alle Bischöfe verbindlich. — Daß es damals die allgemeine Ansicht der Bischöfe und aller Rechtsgelehrten und Theologen war, daß nämlich nur das höchste Oberhaupt der Kirche einen Kaiser mit dem Banne belegen könne), geht schon ganz deutlich daraus hervor, daß, in dem entgegengesetzten Falle Heinrich, der doch von seinem äußerst klugen, scharfblickenden Kanzler Ulbert, von so vielen andern Bischöfen, Doktoren und Gelehrten, die er, wie man sich erinnern wird, auf seinem Zuge nach Italien mitgenommen und stets um sich hatte, berathen war, gewiß auch diesfalls die nöthige Fürsorge getroffen haben würde. Will aber der Erzbischof Guido und überhaupt die ganze Gegenparthei behaupten, daß Paschals Eid, weil erzwungen, auch nichtig und ungültig sey; so ist dieses abermals eine strafbare Vermessenheit. Außer einem einzigen Fall, den wir sogleich näher bestimmen werden, gibt es

*) Was auch der gelehrte Bischof Ivo von Chartres, von dem sogleich nähere Erwähnung geschehen wird, in seinem Schreiben an den Erzbischof Guido behauptet.

achtet des Erzbischofes, seinem Schreiben an den Papst, beigefügten Drohung, ihm den Gehorsam aufzukün-

---

eigentlich gar keinen erzwungenen Eid. Derjenige, den man unter Androhung eines großen Uebels, ja des Todes selbst, zu einer eidlichen Verbindlichkeit zwingen will, hat ja immer die freie Wahl zwischen dem, ihm angedrohten Uebel oder der Verbindlichkeit, zu der man ihn zwingen will. Findet er, daß das, wozu man ihn nöthigen will, den Geboten Gottes zuwider lauft, so ist es seine Schuldigkeit, das angedrohte Uebel zu dulden, ja selbst den Tod und die, in diesem Falle damit verbundene Märtyrerkrone dankbar aus der Hand der Vorsehung anzunehmen; übrigens würde er darin gar nichts besonderes, gar nichts weiteres thun, als blos seine Pflicht; aber schon der Erfüllung schwerer Pflicht harret großer Lohn. Eine Ausnahme würde nur machen, wenn demjenigen, den man zwingen will, nur im Augenblick Bedenkzeit gestattet wurde, wo man alsdann annehmen müßte, daß die Furcht vor dem Tode, oder dem ihm angedrohten Uebel, weil ihn plötzlich überraschend, ihn auch gleichsam betäubt, und der Besinnung, mithin auch der vollen Freiheit zu wählen, beraubt hätte. Aber diese Exception findet bei Papst Paschal nicht Statt. Er hatte zwei Monate Zeit, und mehrere Cardinäle und Bischöfe zur Seite, mit denen er sich berathen konnte, und erst nach dieser Zeit und sehr reiflicher Ueberlegung zog der ehrwürdige, weise Papst das kleinere Uebel dem weit größeren Uebel vor, und gestattete dem Kaiser das Investiturrecht, indem er, vermöge der ihm zustehenden dispensatorischen höchsten Gewalt ihn von einer Verbindlichkeit befreite, die nicht Gott unmittelbar, sondern blos die Satzungen der Kirche den Monarchen aufgelegt hatte, und von der in frühern Zeiten ja selbst die Kirche sie schon stillschweigend entbunden hatte, indem diese von den Zeiten Carls des Großen an, also über dreihundert Jahre, die Kaiser das Investiturrecht ungestört hatte ausüben lassen. — Das Betragen der sogenannten Eiferer, — wie groß auch deren Anzahl gewesen seyn mag — die in stolzem Widerspruch sich gegen das Oberhaupt erhuben, die

digen, wenn er den im Concilium von Vienne gefaßten Beschluß nicht bestätigte, verweigerte dennoch Pas-

---

hohe Würde des heiligen Stuhles mißkannten, dessen Ansehen höhnten, und den Papst Paschal durch ungerechte Vorwürfe, und durch Fehler und Misgriffe, deren sie ihn beschuldigten, vor den Augen des ganzen christlichen Erdkreises herabzuwürdigen suchten: dieses, bisher unerhörtes Betragen war demnach über alle Maßen schändlich, völlig gesetz- und ordnungswidrig, das von dem Geiste Gottes errichtete Gebäude der kirchlichen Hierarchie untergrabend, dabei der ganzen Christenheit großen Anstoß und Aergerniß gebend, und daher im höchsten Grade verwerflich und verdammenswerth. — Es ist nicht wenig auffallend, daß der gelehrte Cardinal Baronius, der doch sonst, und zwar mit vollem Rechte, stets die größte Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl, und unbedingte Unterwürfigkeit unter den Beschlüssen desselben prediget, ja selbst der päpstlichen Gewalt gar keine Grenzen anerkennen will, nun dennoch das aufrührische Betragen der Bischöfe gegen den Pabst Paschal so sehr in Schutz nimmt, ihrem Flammeneifer seinen vollen Beifall schenkt, und sich hoch darüber freut, daß, wenn das Haupt kränkelt und sich schwach zeiget, die Glieder ihm zu Hülfe kommen, und alles Fehlerhafte verbessern. — Als Christus zu dem heiligen Petrus sagte: „Weide meine Schafe, weide meine Lämmer," wandte er sich nicht hierauf auch an die Lämmer und Schafe, und sprach zu ihnen: „Hört Ihr meine Schafe, wenn der Führer, den ich Euch so eben ordnete, Euch nicht gehörig weidet, nicht auf gute Triffte führt; so folgt ihm auch nicht weiter, sondern tretet zusammen, haltet Concilien und Berathungen, und erhebt dann gegen ihn ein, die ganze Christenwelt betäubendes Geschrei" — davon sagte Christus nicht ein Wort, nicht eine Sylbe, die auch nur von weitem dahin deuten könnte; aber sehr vieles, das gerade das Gegentheil beweißt, und zwar mit jener Bündigkeit, mit welcher alle heilige Wahrheiten des Evangeliums erwiesen sind.

chal demselben die verlangte Bestätigung. Es ist ein leicht zu erweisender Irrthum, wenn mehrere der neuern Geschichtschreiber behaupten, der Papst hätte jenen Beschluß alsogleich und ohne allen Anstand bestätiget. Dieß geschah erst — wenn es wirklich geschehen ist — vier Jahre nachher, und unter ganz veränderten Umständen; vielleicht auch aus dem Grunde, daß der Kaiser, der auch damals die, der römischen Kirche gehörigen Besitzungen noch nicht zurückgegeben hatte, noch immer, gegen den deutlichen Buchstaben des geschlossenen Vertrages, sie usurpirte, den Vertrag zuerst gebrochen hätte. Erst nach vier Jahren also bestätigte der Papst den gegen Heinrich geschleuderten Bannstrahl, und auch erst von dieser Zeit an war derselbe bindend, und hatte seine vollkommene Gültigkeit.

8. Ueberhaupt hat es sehr großen Anschein, daß die damaligen Gegner und Tadler des Papstes, die gegen dessen mit Heinrich geschlossenen Vertrag so wüthend eiferten, Alles, was zwischen Paschal und Heinrich V. vorgefallen, blos als eine Partheisache betrachteten, der sich nun wie gewöhnlich auch ganz ungemein viel Menschliches, Selbstisches und daher Leidenschaftliches beimischte. Der wahre, von aller Eigenliebe gereinigte, von allen selbstischen Rücksichten und Nebenabsichten völlig entfesselte Eifer für die Sache Gottes und dessen heilige Kirche erscheint in einer ganz andern Gestalt, tritt in ungleich reinern und heiligern Formen an das Licht. Zwar ist er ernst, furchtlos und unermüdet; da er aber blos die Sache Gottes und das Heil der Menschen im Auge hat, ist er auch von Herzen demüthig — denn Demuth ist ja die Wurzel aller Tugenden, und die unerläßliche Vorbedingung zur Erhaltung jeder höhern Gnade — dabei sanftmüthig, nachsichtig und schonungsvoll, und verwirret und störet nie die in der Kirche des Sohnes Gottes eingeführte Ordnung. — Von gleichem stol-

zen Schwindel, wie Guido von Vienne, ergriffen, wollten auch noch andere Erzbischöfe und Bischöfe Concilien versammeln, und auf diesen, um nicht hinter den andern zurückzubleiben, ebenfalls ihre belehrenden und strafenden Stimmen der Welt hören lassen. Wirklich hatte der Erzbischof Jotseram von Lyon schon eine Versammlung seiner Sufraganbischöfe nach Anse ausgeschrieben, und zu dieser auch die Bischöfe von Sens eingeladen. Aber diese, von einem bessern Geiste geleitet, weigerten sich geradezu darauf zu erscheinen, und der ehrwürdige Bischof Ivo von Chartres entwarf in ihrem Namen eine Rechtfertigungsschrift, in welcher er seinen übrigen Brüdern im heiligen Amte ungemein schöne Wahrheiten sagt, ihnen treffliche Lehren ertheilt. Die Einladung, auf dem Concilium in Anse zu erscheinen, lehnte er mit den Worten ab, daß es höchst unanständig und selbst nicht ohne Gefahr sey, Concilien zu halten blos in der feststehenden Absicht, etwas zu tadeln, wovon doch der Tadel nur mehr oder weniger auf den heiligen Vater selbst zurückfallen müßte. — Bei der damaligen Verwirrung der Begriffe in den Köpfen so vieler Bischöfe, ist das von dem Bischofe Ivo von Chartres bei dieser Gelegenheit an Guido von Lyon erlassene Schreiben eine ungemein erfreuliche Erscheinung. Nicht nur gründliche Kenntniß göttlicher Dinge und kirchlicher Angelegenheiten, nicht nur große Reife des Verstandes und Gediegenheit des Urtheils besonders in Festsetzung und nöthiger Begrenzung der Begriffe, verbunden mit einer seltenen Klarheit und Präcision des Ausdruckes, geben sich in diesem Schreiben kund, sondern es weht auch ein wahrhaft frommer Sinn und eine liebenswürdige, kindliche Gemüthlichkeit uns aus demselben entgegen. Ivo billiget das Verfahren des Papstes und dessen eingegangenen Vertrag *). Wir dür-

*) —— Unde ejus (Papae) excessum (nämlich Gregors und Urbans Verordnungen überschritten zu haben) non

fen, ſagt er, ihm darüber nicht nur keine Vorwürfe machen, ſondern im Gegentheil ihn auch noch loben, daß er, um größere Uebel zu vermeiden, und des Volkes ſich erbarmend, von der Strenge der beſtehenden kirchlichen Verordnungen abgewichen iſt. Ivo beweiſt aus Stellen der heiligen Schrift, daß nach Lage der Umſtände Gebote wieder könnten aufgehoben, ſelbſt das Gegentheil davon geboten werden. So habe, fährt Ivo fort, Chriſtus ſelbſt ſeinen Apoſteln, als er ſie ausſandte, zu einer Zeit befohlen, weder Beutel noch Taſchen zu haben, und zu einer andern Zeit ihnen geboten, mit Taſchen und Beuteln ſich zu verſehen*). Da man die Inveſtitur von Laienhand damals eine Häreſie nannte, ſo gibt Ivo nun den wahren Begriff einer Häreſie an; dieſe, lehrte er, beſtehe in einer dem Lehrbegriffe zuwiderlaufenden Lehre. Wenn alſo jemand behaupte, die Inveſtitur durch Laienhand ſey in göttlichen Geſetzen und canoniſchen Satzungen gegründet, ſo lehre er eine

---

tantum non accusamus, sed dictante ratione approbamus, si imminente strage, paterna charitate, cum nonnullo vulnere suo se tantis periculis voluit objicere, ut majoribus morbis posset sincera charitate subvenire.

*) Ivo führt noch ein anderes, gewiſſermaßen hieher noch paſſenderes Beiſpiel an: Ita cum haereses diversi generis, ſagt Ivo, pullularent per diversas partes mundi, ut Catholici territi severitate sententiae haereticorum seductiones caverent, severissimè praeceptum est, ut revertentes ab haeresi, vel clerici non fierent, vel clerici non manerent. Pro cujus rigore decreti cum ecclesia maxima damna pateretur, prudens discretio religiosorum voluit et docuit mutandam esse sententiam, et ab haeresi revertentes et Catholicam unitatem profitentes fraterne suscepit, et in honoribus suis nanere concessit: judicans melius esse, ut fieret aliquod vulnus in cortice matris arboris, *quod charitas sanaret*, quam Ecclesia de omnibus quos posset sua membra non colligeret.

Häresie, und sey ein Häretiker; aber nicht der, welcher sie ertheilt, weil so viele seiner Vorfahren sie ertheilt haben, noch auch jener, welcher sie annimmt, weil vor ihm so viele heilige und würdige Bischöfe sie angenommen haben. Beide begingen blos eine unerlaubte Handlung, da sie aber dennoch in ihrem Herzen allen Lehren und Wahrheiten der katholischen Kirche treu seyn könnten; so dürfte man sie auch nicht (wegen Ertheilung oder Annahme der Investitur durch Laienhand) einer Ketzerei beschuldigen. — Es wäre höchst unverständig und zwecklos, über Jemand richten zu wollen, über den man keine richterliche Gewalt habe, der über Allen stehe, und sie zu richten habe. — Wenn, sagt Ivo an einem andern Ort in seinem Schreiben, das Oberhaupt wirklich einen Misgriff gethan oder einen Fehler begangen hätte; so wäre es zwar den Gliedern erlaubt, darüber zu trauern, auch das Oberhaupt zu bitten, das Gefehlte zu verbessern; würde jedoch das nicht geschehen, so bliebe den Gliedern nichts übrig, als zu schweigen und zu gehorchen. — Da die Bischöfe in dem Concilium von Vienne Heinrich V. mit dem Banne belegt hatten; so entstund nun auch die Frage, ob die Bischöfe das Recht und die Macht hätten, Kaiser und Könige unter dem Bannfluch der Kirche zu binden; was nun ebenfalls von Ivo in Zweifel gezogen und bestritten wird.

9. Auf dieses Schreiben glaubte der Erzbischof von Lyon antworten zu müssen. Wahrscheinlich ist diese Antwort blos daher auf uns gekommen, weil der Bischof von Chartres sie unter seinen vielen übrigen Briefen aufbewahrt hat. Wir fühlen uns überzeugt, daß unsere Leser, sobald wir ihnen hier von der Bündigkeit der Schlüsse des Herrn Erzbischofes eine kleine Probe gegeben haben werden, uns auch ganz gewiß der Mühe überheben werden, ihnen den ganzen vollen Inhalt des

erzbischöflichen Schreibens mitzutheilen. Da Ivo den Bischöfen das Recht und die Macht abgesprochen hatte, Kaiser und Könige mit dem Banne zu belegen; so verweißt ihn Guido, um ihn zu widerlegen, auf den Kaiser Constantin den Großen. „Dieser," sagt der Erzbischof von Lyon, „sprach auf dem Concilium von Nicäa zu den dort versammelten Bischöfen, und sagte ihnen in Gegenwart der Legaten des Papstes Sylvester: Ueber Euch, Ihr Bischöfe! hat Gott allein zu richten. Da er nun, bemerkt jetzt der Erzbischof, nicht sagte: Ueber Mich und Euch Bischöfe hat blos Gott zu richten, sondern es blos von den Bischöfen allein sagte, so geht ganz klar der Beweis daraus hervor, daß Kaiser und Könige dem bischöflichen Gericht unterworfen sind." — Welche bewundernswerthe Logik*)!

*) Quod si reges aut imperatores a pontificali judicio eximere tentaveris: recurre ad Magnum Imperatorem Constantinum, qui in Nicaeno consilio, praesente Papa Silvestro per legatos, hujusmodi verba legitur habuisse: Vos, inquit, Episcopi a solo Domino judicandi estis! Non ait: *Ego* et Vos a solo Domino judicandi sumus. Cum enim solos excludit episcopos, se procul dubio et omnes reges pontificali subdit judicio. — Auch auf die damals beinahe schon siebenhundertjährige Geschichte des heiligen Ambrosius mit dem Kaiser Theodosius, so wenig sie auch hieher paßt, beruft sich ebenfalls wieder der Erzbischof. Aber zwischen dem Bannfluch der Kirche nach dem Begriffe, den man zu den Zeiten Heinrichs IV. und Heinrichs V. von demselben und dessen Folgen hatte, und der kirchlichen Buße, welche der fromme Kaiser Theodosius sich von dem Erzbischofe in Mailand auferlegen ließ, ist wahrhaftig ein himmelweiter Unterschied. Zudem hatte der heilige Ambrosius nicht, um über den Kaiser ein Gericht zu halten, die Bischöfe Italiens versammelt, nicht ganze Concilien gehalten, und die darauf gefaßten Beschlüsse in alle christliche Länder gesandt, um sie zur bindenden Norm für sämmtliche Kirchen der ganzen Christenheit zu machen, was offenbar nur dem

höchsten Oberhaupte der Kirche und nicht jedem einzelnen Bischofe geziemt. Was der heilige Ambrosius gethan, hätte unstreitig auch damals jeder Bischof sich gegen Heinrich erlauben dürfen; denn das Recht, einem mit irgend einem sehr schweren, notorischen Verbrechen, wie die an der Person des heiligen Vaters begangene Gewaltthätigkeit war, befleckten Könige oder Fürsten, bei dessen Eintritt in die Kirche kühn entgegen zu treten, und ihn zu ermahnen, in seinem gegenwärtigen Zustande der Sünde und des Todes, mithin in dem Zustande eines Verworfenen, nicht heilige Oerter und noch heiligere Geheimnisse durch seine Gegenwart zu entweihen, sondern vorher durch eine vollkommene, vollgültige Beicht sich von seiner Sündenlast zu reinigen, und das gegebene Aergerniß, so weit es noch möglich ist, wieder gut zu machen: dieses Recht wird einem, von der Heiligkeit seiner, durch die unmittelbare Gegenwart in dem allerheiligsten Altarssacrament so hoch erhobenen und verherrlichten Kirche tief durchdrungenen Bischofe schwerlich abgesprochen werden können; auch noch heutzutage steht dasselbe jedem Bischofe zu, obgleich es von keinem mehr ausgeübt wird, auch in Zeiten völlig erkalteten Glaubens, und beinahe gänzlich erloschenen wahren Geistes der Religion Jesu nicht wohl mehr ausgeübt werden kann.

10. Der Erzbischof hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Verhandlungen des unter ihm zu Vienne gehaltenen Conciliums, und das darauf über den Kaiser gefällte Verdammungsurtheil in allen Ländern der Christenheit bekannt zu machen, alle Kirchen aufzufordern, sich jenen Beschlüssen anzuschließen. Am thätigsten dabei erwieß sich wieder der, dem Leser bekannte Bischof Kuno oder Cono von Präneste, der schon auf seiner Rückreise aus Jerusalem, in allen Ländern, die er durchlief, gegen den vom Kaiser an der geheiligten Person des Oberhaupts der Kirche begangenen Frevel, und zwar nicht ohne Grund, mit der größten Heftigkeit geprediget, unter Weges verschiedene Concilien gehalten, und auf diesen eigen-

mächtig nicht nur den Kaiſer, ſondern auch den vom Papſte Paſchal mit ihm geſchloſſenen Vertrag *)

*) Es verdient bemerkt zu werden, und wir dürfen es daher auch nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß jene, welche ſich jetzt über den von Paſchal mit Heinrich geſchloſſenen Vertrag auf einen ſolchen Grad entrüſtet zeigten, daß ſie in ihrem Flammeneifer gar ſo weit gingen, und ſich zu Richtern über das Oberhaupt der Kirche aufwarfen, nun gerade gegen Papſt Paſchal die nämlichen Gründe geltend zu machen ſuchten, deren ſich die Vertheidiger Heinrichs IV. gegen den Papſt Gregor VII. bedient hatten. Dieſe nämlich hatten behauptet, daß der römiſche Stuhl nur das löſen könne, was löſbar wäre, nur von dem entbinden könne, wovon wirklich der Menſch entbunden werden könnte. Gerade daſſelbe ſagten jetzt auch die Eiferer; aber eben daraus geht nun auch ganz klar hervor, daß zu Folge ihrer Grundſätze ein, unter den Augen Gottes geſchworner, und unter die Bürgſchaft des Allerhöchſten geſtellter Eid etwas ganz leicht auflösbares ſey; daß ferner die Unterthanen von dem Eide der Treue, der Unterwürfigkeit und des Gehorſams, den ſie ihrem, ihnen von Gott gegebenen Regenten geſchworen haben, und worauf doch die Sicherheit des Thrones und der Monarchie, wie die Ruhe und innere Ordnung des Staates vorzüglich beruhen, ebenfalls ohne allen Anſtand wieder können entbunden werden; ja daß ſelbſt Gottes viertes Gebot des Gehorſames der Kinder gegen ihre Eltern auflösbar ſey. Von allem dieſem konnte, nach der Anſicht dieſer Herren, der Papſt entbinden; aber nur nicht von einer Verordnung, die einige dreißig Jahre vorher Gregor VII. gegeben hatte, einer Verordnung wodurch den Monarchen ein Recht genommen ward, deſſen Ausübung ihnen über dreihundert Jahre die Kirche — ohne dabei zu Grunde zu gehen, im Gegentheil bisweilen in Zeiten ihres ſchönſten Flors — geſtattet hatte; dieſe Verordnung war ihnen demnach heiliger als alles Heilige, und ihre Wirkſamkeit auf einige Zeit und in einem gewiſſen gegebenen, und zugleich höchſt imperiöſen Falle zu ſuspendiren, wie Paſchal

verdammt hatte. In mehrern französischen und lotharingischen Städten, und endlich selbst in Cöln auf deutschem Boden, obgleich weit später, verkündigte er also jetzt ebenfalls wieder das gegen den Kaiser erlassene Excommunicationsurtheil. Aber diesem legte man nirgends die Bedeutsamkeit bei, welche es würde

---

gethan, und von den daraus herfließenden Verbindlichkeiten einen Monarchen zu entbinden; dieß überstieg die Befugnisse des Oberhaupts der Kirche, lag unabsehbar weit außerhalb der Grenzen der päpstlichen Gewalt. — Wie schwer es auch oft seyn mag, die Geister von einander zu unterscheiden, so möchte man doch schwerlich sich in Ansehung jenes Geistes täuschen können, der damals die gegen Paschal eifernden Cardinäle, Bischöfe und andere Geistlichen beseelte, wie auch des wahren Brennpunkts, an dem ihr Eifer sich entzündete, und dann so rasch in Flammen auflohderte, die, wenn es nach dem Sinne jener Herren gegangen wäre, auf das neue wieder, wie unter Heinrich IV. geschehen, die Kirche gespaltet und zerrüttet, Deutschland in innere blutige Kriege verwickelt, und grenzenloses Elend über die Menschheit herbei geführt haben würden. — Die päpstliche Gewalt unterliegt keinem Wechsel; sie ist dieselbe zu jeder Zeit, und was sie jetzt ist, war sie auch schon vor achtzehen hundert Jahren. Wenn also Papst Leo X. in dem sechszehnten Jahrhundert die, den Kapiteln die freie Wahl zuerkennende pragmatische Sanktion in Frankreich wieder aufheben, und mit dem König Franz I. Concordaten schließen konnte, in welchen er demselben die Besetzung bischöflicher Stühle wieder überließ; so war unstreitig auch im zwölften Jahrhundert Papst Paschal II. berechtiget, dem Kaiser das Investiturrecht zu übertragen, und zwar um so mehr, da der königlichen Investitur dennoch die freie Wahl vorangehen mußte, diese aber durch die mit König Franz geschlossenen Concordaten völlig aufgehoben, und die Ernennung zu bischöflichen Stühlen, nur mit Vorbehalt der päpstlichen Bestätigung, gänzlich in die Hände des Königes gelegt war.

gehabt haben, wenn es von dem Oberhaupt der Kirche wäre ausgesprochen worden. Das Erkühnen einzelner Bischöfe, einen Kaiser aus der Kirchengemeinschaft auszustoßen, war neu und unerhört. Diese Gewalt hatte ihnen bisher Niemand noch zuerkannt, und der in Vienne gegen den Kaiser geschleuderte Bannstrahl würde schwerlich, und am allerwenigsten in Deutschland gezündet, und die davon erwartete Wirkung hervorgebracht haben, wenn nicht bald darauf in der Lage Heinrichs V. und seinen Verhältnissen zu den übrigen deutschen Fürsten eine Krise eingetreten wäre, vollkommen jener ähnlich, in welcher sich sein Vater, Heinrich IV. gerade zu der Zeit befand, als er von Gregor VII., vor einem Concilium in Rom zu erscheinen, unter der Strafe der Excommunication, war vorgeladen worden.

V.

Ereignisse in Deutschland nach Heinrichs Rückkehr aus Italien.

1. In Italien war dem Kaiser alles nach Wunsch gegangen; und das Glück, das ihn auf diesem Zuge vom Anfange bis zum Ende begleitete, hatte auch nicht wenig seine Zuversicht zu eigener Kraft vermehrt, und die Brust voll kühner und weit aussehender Entwürfe war er wieder nach Deutschland zurück gekommen. Da er den Kampf mit der, seinem Vater ehemals so furchtbaren Macht Roms siegreich beendiget hatte, und an der Dauer und dem Fortbestand der jetzt zwischen ihm und dem Papste bestehenden freundlichen Verhältnisse keinen Augenblick zweifelte, diese sogar für immer geordnet glaubte, so hoffte er mit desto größerer Zuversicht nun auch den zweiten Theil seiner Aufgabe zu lösen, nämlich das seit einiger Zeit so tief gesunkene königliche Ansehen auf dessen ehemalige Höhe wieder

zu erheben, die vielen, der Krone entrissenen Domainegüter auf jede Weise wieder herbeizuschaffen, durch Einziehung erledigter Lehen die königliche Macht immer bedeutender zu vermehren, und eben dadurch auch nach und nach die Fürsten wieder in die, bloßen Vasallen geziemenden Schranken der Unterwürfigkeit und des Gehorsams zurückzuführen; kurz auf dem gestürzten und gedemüthigten Vasallenthum wollte Heinrich V. einen ächt monarchischen Thron errichten, und, wenn dieser gehörig befestiget wäre, auch dem ganzen Reiche wieder gegen Außen dasselbe Ansehen, dieselbe Hoheit und Würde verschaffen, die es, wo nicht zu den Zeiten Carls des Großen, doch wenigstens zu jenen Otto des Ersten gehabt hatte*).

*) Heinrich, wie es scheint, verließ sich besonders in der ersten Hälfte seiner Regierung vorzüglich, wie einst auch Cäsar, auf sein Glück, und ein an sich unbedeutendes Ereigniß, das sich noch vor seiner Heerfahrt nach Italien zutrug, und dem die Unwissenheit der Zeit eine wunderbare Deutung gab, ward Veranlassung, daß er zu seinem Glücksstern eine nur noch größere Zuversicht faßte. Heinrich nämlich befand sich in Goslar. Nach einem sehr schwülen Sommertage zog sich in der Nacht ein furchtbares Ungewitter zusammen. Unter unaufhörlich rollendem Donner durchkreuzten sich die Blitze nach allen Richtungen. Endlich fuhr auch ein Blitzstrahl auf das Bette, in welchem der König schlief, zerschmolz aber blos einen Theil des Schildes, das zu seinem Haupte lag, wie auch die unter demselben liegende Degenklinge. Er selbst ward nicht im mindesten verletzt. Heinrich betrachtete dieß als eine Vorbedeutung, daß erwünschter Erfolg seine Unternehmungen begleiten, und er aus jeder ihm drohender Gefahr stets unverletzt hervorgehen werde. — Ueberhaupt scheint wirklich das Glück den Heinrich von dessen Jugend an zu seinem Liebling gewählt zu haben. Obgleich ein nachgeborner Prinz gelangte er doch, durch das nicht zu erklärende Mißgeschicke seines ältern Bruders, früh-

2. Die Lehren der Vergangenheit waren an Heinrich nicht verloren gegangen; er hatte die Beweise treuer Anhänglichkeit, welche die deutschen großen wie kleinen Städte seinem Vater gegeben, nicht vergessen; es entging ihm nicht, welche große und nützliche Dienste sie ihm in der Ausführung seiner Entwürfe in der Folge noch leisten könnten, und daß er in ihnen, und nicht in den selbstsüchtigen, der königlichen Macht stets feindlich gegenüberstehenden Vasallen, die wahren Stützen seines Thrones finden könnte. Die Bewohner der Städte für sich zu gewinnen, dem städtischen Geiste eine, seinen Entwürfen entsprechende Richtung zu geben, lag also eben so vernünftiger als nothwendiger Weise in Heinrichs Plane. Aber vor allem mußte er demnach auch das Andenken an die verruchte That, die er an seinem Vater begangen, wo nicht völlig zu vertilgen, doch so viel als möglich zu schwächen suchen; einige Reue über das Geschehene,

---

zeitig zur Krone. In seiner Empörung gegen seinen Vater war es mehr als einmal blos ein unvorgesehener, glücklicher Zufall, der ihn dem Verderben entriß. Als er nach einer eben so schmachvollen, als fruchtlosen Belagerung Cölns, vor den Mauern dieser Stadt mit seinem zusammengeschmolzenen, völlig entmuthigten Heere, und zahlreichen, kampflustigen feindlichen Schaaren gegenüber, sich in der mißlichsten Lage befand, war es abermal der damals gar noch nicht zu erwartende, ganz unvermuthet und plötzlich eintretende Tod seines Vaters, der ihm aus seiner äußerst gefahrvollen Stellung wieder glücklich heraushalf. Auf seinem Zuge nach Italien, von den Alpen bis nach Rom, krönte eben so sehr seine Waffen, wie seine politischen Verhandlungen und Combinationen stets der glücklichste Erfolg. Durch seinen, in seiner Art einzigen Vertrag mit dem Papste Paschal hatte er endlich das Allerschwerste errungen; und wie sollte er nun einen Augenblick daran zweifeln, daß ihm nicht auch das ungleich weit Leichtere eben so gelingen werde.

wenigstens dem Scheine nach, vor den Augen der Welt kundgeben, und, da er ohnehin alles, wofür er gehalten zu werden wünschte, auch wirklich zu seyn sich den Schein geben konnte, seine bisherige, nur zurückstoßende Persönlichkeit in einem mildern, etwas liebenswürdigern Licht erscheinen lassen. Nach seiner Rückkehr hatte demnach auch Heinrich nichts angelegentlicheres, als die, schon seit fünf Jahren ihrer Ruhestätte harrenden Gebeine seines Vaters auf eine des großen Verstorbenen würdige Weise bestatten zu lassen. Eine Menge Bischöfe, auch viele Fürsten wurden von dem Kaiser nach Speier berufen, um dem Begräbnisse des Verstorbenen beizuwohnen, und den Trauerceremonien durch die Gegenwart so vieler Reichs- und Kirchenfürsten die höchst möglichste Würde und Feierlichkeit zu geben, und so ward nun die Leiche Heinrichs IV., und zwar gerade an dem Jahrestag seines Todes, ungleich feierlicher und mit weit größerer Pracht, als noch je bei der Beerdigung irgend eines Kaisers, selbst nicht Kaiser Carls des Großen geschehen war, in dem Dom zu Speier beigesetzt. Um das Andenken seines Vaters noch mehr zu ehren, befreiete er die gegenwärtigen, wie künftigen Einwohner von Speier von einer äußerst lästigen, sie der freien Verfügung über ihr Vermögen nach ihrem Tode beraubenden Abgabe, nämlich von dem sogenannten Butheile, d. h. der Entrichtung eines Theiles der fahrenden Habe, wozu die Erben jedes gestorbenen hörigen Mannes an dessen Herrn verpflichtet waren; jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß jedes Jahr am Gedächtnißtage seines Vaters alle Bürger von Speier der Trauermesse mit brennenden Lichtern beiwohnen sollten, auch an demselben Tage den Armen von jedem Hause ein Brod gereicht würde. Die Urkunde darüber ließ Heinrich über dem Haupteingange des Doms mit goldenen Buchstaben aufrichten. Um die Liebe der

Speierer noch mehr zu gewinnen, befreiete er sie einige Tage darauf, und zwar, wie es in der Urkunde heißt, wegen ihrer, seinem Vater erwiesenen standhaften Treue, auch noch von der Steuer des Bann- und Schutzpfenniges. Aber noch auffallender, und noch mehr Aufsehen erregend war das ungemein ehrenvolle Zeugniß, das Heinrich den Bürgern von Worms öffentlich und in einer besondern, darüber ausgestellten Urkunde ertheilte. Er bestätigte nicht nur alle, ihnen von seinem Vater verliehene Vorrechte, Freiheiten und Privilegien, sondern erklärte sie auch für die würdigsten Bürger sämmtlicher Städte Deutschlands, von denen alle lernen könnten und lernen sollten, mit welcher unerschütterlichen Standhaftigkeit sie ihre Treue gegen ihre rechtmäßigen Herren, die Könige zu bewahren hätten*). Von Speier begab sich der Kaiser nach Mainz, wo er einen Reichstag hielt, und seinem, ihm bisher so getreuen und ergebenen Kanzler Albert das seit dem Tode des Erzbischofes Rudhard (1009) noch immer erledigte Erzbisthum Mainz ertheilte, auch sogleich mit Ring und Stab ihn investirte. Heinrich hatte denselben aus dem Staube erhoben; mit keinem nur einigermaßen bedeutenden Hause war er verwandt; da aber geistliche wie weltliche Herren Alberts superiören Geist kannten, und ihm huldigten, fand auch seine Erhebung auf den ersten bischöflichen Stuhl des deutschen Reiches allgemeinen und ungetheilten Beifall.

3. Heinrich, einmal fest entschlossen, die Würde seines Thrones und die königliche Gewalt wieder her-

*) —— Qualiter nos ob firmam et inviolabilem fidem quam Wormacienses cives Patri nostro beatae memoriae servaverunt et nobis quoque vervare debent, et ut omnes horum imitatione Regibus et dominis suis discant servare fidelitatem, nos eos *omnibus cujuslibet urbis civibus digniores* judicavimus.

zustellen, und sie gegen die geistlichen wie weltlichen Herren geltend zu machen, fing nun an mit immer wachsender Eifersucht über die Handhabung seiner Rechte und die Vermehrung seiner Einkünfte zu wachen. Ueberall griff er zu, wo er nur immer zuzugreifen einiges Recht zu haben glaubte. Aber auch den Fürsten ließ er bei jeder Gelegenheit fühlen, daß sie einen König und Herrn hätten, dem sie gehorchen und den sie fürchten müßten. Aber eben dadurch ward er auch bald in mancherlei Händel und Zerwürfnisse mit den Fürsten verwickelt. Indessen kann man doch Heinrich keine offenbar ungerechte Gewaltschritte gegen die Fürsten zum Vorwurfe machen. Er hielt sich größtentheils innerhalb der Schranken, die ihm die Verfassung des Reiches vorschrieb, und nur äußerst selten, und blos wenn in heftigem Zorn entflammt, trat rohe Willkühr bei ihm an die Stelle des Rechts. So z. B. hatte er den Pfalzgrafen Friederich, blos auf die Angabe, daß er mit gefährlichen Anschlägen gegen ihn umgehe, ohne alle nähere Untersuchung verhaften und drei Jahre in harter Gefangenschaft halten lassen. Aber auf einem, in diesem Jahre noch in Goslar gehaltenen Reichstag entließ er auf Bitten der Fürsten den Pfalzgrafen nicht nur seiner Haft, sondern gab ihm sogar auffallende Beweise seines Wohlwollens, hob einen Sohn desselben aus der Taufe und berechtigte den Pfalzgrafen zu der Hoffnung, bei der ersten Gelegenheit hinreichend für seine ausgestandenen Leiden entschädiget zu werden. Diese freundliche Behandlung des Pfalzgrafen machte auf alle Fürsten einen ungemein guten Eindruck, der aber bald wieder erlosch und erlöschen mußte, weil Heinrich fortfuhr, seine königlichen Rechte mit Nachdruck zu behaupten, und die Fürsten, gewohnt mit dem königlichen Namen und der königlichen Würde zu spielen, sich ein solches ernstes Regiment nicht wollten ge-

fallen lassen. — Die Ersten, mit welchen Heinrich in offene Fehde gerieth, waren abermals sächsische Fürsten. Folgendes gab die Veranlassung dazu. Markgraf Udo von der Nordmark und zugleich Graf von Stade, war vor ein Paar Jahren gestorben, und der Kaiser hatte einem Bruder des Verstorbenen, Namens Rudolph, die Verwesung der Mark für Udo's unmündigen Sohn Heinrich übertragen. Aber um die Tapferkeit, Anhänglichkeit und treuen Dienste eines seiner Dienstleute, Namens Friederich, zu belohnen, hatte Markgraf Udo, nicht lange vor seinem Tode, demselben die Grafschaft Stade als ein Unterlehen gegeben. Gegen diesen Friederich hatte nun der neue Verweser der Nordmark, man weiß nicht aus welcher Ursache, einen Groll. Mit Hülfe des Herzogs Lothar von Sachsen, welcher ebenfalls dem Friederich im höchsten Grade abhold war, und zwar wahrscheinlich blos deswegen, weil Friederich dem verstorbenen Markgrafen Udo in einem Kriege gegen Lothar durch ausgezeichnete Tapferkeit ganz ungemeine Dienste geleistet hatte; mit Hülfe des Herzogs von Sachsen griff also Rudolph den Grafen von Stade an, nahm ihm die Grafschaft wieder ab und hielt ihn in Salzwedel in sehr strenger Haft. Friederich fand Mittel, seine Klage aus dem Kerker an den Kaiser gelangen zu lassen. Offenbar war das Verfahren Lothars und Rudolphs eine Verletzung der königlichen Rechte, eine Nichtachtung des kaiserlichen Ansehens; denn hatte Friederich wirklich ein, den Verlust des Lehens nachziehendes Verbrechen begangen, so konnte darüber nur der König mit Zuziehung eines Fürstengerichts entscheiden. Heinrich befahl also beiden Fürsten, vor ihm in Goslar zu erscheinen, und wegen der gegen sie erhobenen Klage sich zu verantworten. Aber auch diesem königlichen Befehle ward nicht Folge geleistet. Der Kaiser, mit Recht über diesen Ungehorsam entrüstet, erklärte auf einem offe-

nen Tage zu Goslar, mit Zustimmung aller anwesenden Fürsten, den Herzog wie den Markgrafen, für Reichsfeinde, mithin ihrer Würden und Länder für verlustig. Das Herzogthum Sachsen übergab Heinrich alsogleich dem Grafen Otto von Ballenstädt. Lothar und Rudolph wollten jetzt durch Waffengewalt sich in dem Besitze ihrer Länder und Würden behaupten. Der Kaiser sah sich genöthiget, einen Feldzug nach Sachsen zu unternehmen. Lothar und Rudolph stellten ihre vereinten Streitkräfte bei Salzwedel auf; als aber der Kaiser ihnen rasch entgegenrückte, fiel bei dem Anblick der überlegenen Macht Heinrichs den beiden Fürsten der Muth. Ohne einen Angriff abzuwarten, eilten Beide in das königliche Lager, fielen dem Kaiser zu Füßen, baten um Verzeihung, setzten den gefangenen Grafen Friederich unverzüglich wieder in Freiheit, und gelobten auf das neue Unterwürfigkeit und Treue, worauf alsdann auch Heinrich das in Goslar gegen, sie gefällte Urtheil wieder zurücknahm und Beide in, dem Besitze ihrer Länder ließ.

4. Dergleichen Reibungen, obgleich minderer Art gab es noch mehrere, und zwar beinahe unaufhörlich und wenn auch im Ganzen unbedeutend, trugen sie doch dazu bei, das Mißvergnügen der Fürsten und deren Mißtrauen in den Kaiser bei jedem vorkommenden, auch noch so unwichtigen Fall immer höher zu steigern. Schon Heinrichs sichtbare Hinneigung zu den Städten, und die Gunstbezeigungen, die er denselben erwiesen, hatten die Eifersucht und den Argwohn der Fürsten geweckt. Wirklich konnte dieß auch nicht anders seyn; denn die Treue, wegen welcher Heinrich die Städte öffentlich belobte und belohnte, hatten sie ja doch blos unter seinem Vater im Widerstand gegen die Fürsten erwiesen und erweisen können. Auch die Vorfälle in Rom mußten jetzt die Fürsten zu

manchen sehr ernsten Betrachtungen führen. Was hatten sie nicht von einem Monarchen zu befürchten, den selbst die allgemein als unantastbar anerkannte Heiligkeit des Oberhaupts der Kirche nicht geschreckt, und der durch eine bis dahin unerhörte, an der Person des Papstes verübte Gewaltthat, denselben unter seinen gewaltigen Willen zu beugen gewußt hatte! Dergleichen Besorgnisse beunruhigten nun immer mehr und mehr besonders die großen Vasallen; und bald stand überall die Meinung fest, daß Heinrich nach schrankenloser Allgewalt strebe und die Rechte und Freiheiten der Fürsten zu unterdrücken und zu vernichten suche. — Bei dieser Gährung in den Gemüthern bedurfte es nur eines auch wenig bedeutenden, jedoch abermals Unzufriedenheit erregenden Ereignisses, um den unter der Asche glimmenden Funken zur Flamme zu blasen; und ein solches Ereigniß trat nun wirklich ein, und zwar in einem, gerade zu dieser Zeit (1112) sich ergebenden fürstlichen Erbschaftsfalle.

5. Graf Udalrich von Weimar nämlich, einer der reichsten und angesehensten Fürsten in Thüringen, war in diesem Jahre gestorben. Udalrich stammte von den alten Grafen von Orlamünde, und war der letzte Sprosse dieses Hauses, das mit den mächtigsten deutschen Fürstenfamilien durch Verschwägerung und eine Menge Nebenzweige verwandt war. Der Kaiser betrachtete nun Udalrichs sämmtliche Besitzungen als ein, durch den Tod desselben erledigtes, mithin dem Reiche anheimgefallenes Lehen, und befahl demnach dasselbe einzuziehen und mit den königlichen Domainen zu vereinigen. Aber dagegen erhub Pfalzgraf Siegfried gewaltigen Widerspruch. Siegfried war nämlich ein Sohn des Grafen Adelbert von Ballenstädt, seine Mutter Adelheide war eine Tochter des Otto, Markgrafen von Meissen und Grafen von Orlamünde, und

dieser Markgraf Otto war der Großoheim des verstorbenen Grafen Udalrich von Meissen gewesen. Von weiblicher Linie dem Hause Orlamünde angehörend, machte also jetzt der Pfalzgraf Anspruch auf die Länder des verstorbenen Grafen Udalrichs als eine, ihm rechtmäßig zukommende Erbschaft. Aus Mangel nöthiger Urkunden läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, auf welcher Seite, des Kaisers oder des Pfalzgrafen, das Recht war; höchst wahrscheinlich jedoch auf Seite des Letztern. Nach den uralten, jedoch längst schon obsolet gewordenen Grundsätzen des Lehnwesens, sollte freilich jedes erledigte Lehen, das ja der Lehnträger nicht als Eigenthum, sondern blos zur Benutzung von dem König, als oberstem Lehnsherrn erhalten hatte, wieder an denselben zurückfallen. Aber das ganze Lehenwesen hatte im langen Laufe der Zeit große Veränderungen erlitten und eine völlig andere Gestalt angenommen, auf welche die alten Gesetze nicht mehr paßten, daher auch in eine beinahe gänzliche Vergessenheit gerathen waren. Die Lehen waren nicht nur vom Vater auf den Sohn, sondern auch auf die Seitenverwandten erblich geworden; so daß auch die Töchter und die Nachkommen der Töchter und deren Nachkommen im Besitze von Lehen geblieben waren, die ihre Ahnherren gehabt hatten. Zudem konnten auch unmöglich die Besitzungen des verstorbenen Grafen Udalrich lauter Lehen gewesen seyn, Manches, vielleicht vieles davon mußte er als Allodialeigenthum besessen haben. Da aber das Lehnwesen den Allodialbesitz völlig verschlungen hatte, und man längst schon gewöhnt war, allen Besitzthum als Lehen zu betrachten, so war es jetzt sehr schwer, ja beinahe unmöglich, das, was wirklich Lehen war, von dem zu unterscheiden, was ursprünglich Allodium gewesen seyn konnte. Ohne sich also in eine solche Untersuchung einzulassen, nahm der Kaiser, ohnehin stets zu durchgreifenden Maßregeln geneigt, die ganze

reiche Weimarsche Erbschaft als ein erledigtes Reichslehen in Besitz. Darüber erhob nun der Pfalzgraf Siegefried ein furchtbares Klagegeschrei, und klagte jetzt um so bitterer über die Ungerechtigkeit des Kaisers, da er sich in der, vom Kaiser ihm gemachten Hoffnung einer Entschädigung für seine dreijährige Gefangenschaft, wozu sich jetzt eine erwünschte Gelegenheit dargeboten hatte, so schrecklich getäuscht sah *). — Bei der, gegen den Kaiser herrschenden übeln Stimmung fanden die Klagen des Pfalzgrafen überall ein ungemein geneigtes Gehör. Sämmtliche sächsische Fürsten theilten die, dem Pfalzgrafen zugefügte Kränkung, wohl fühlend, daß, was Einem unter ihnen widerfahre, zu seiner Zeit auch alle Uebrigen treffen könne, und bald kam gegen den Kaiser, unter mehrern der mächtigsten sächsischen Fürsten ein Bündniß zu Stande, das, weil einer großen Erweiterung fähig, Heinrich nicht wenig gefährlich werden konnte.

VI.

Aufstand in Sachsen. — Heinrichs Waffenglück. — Dessen große Strenge gegen die Fürsten.

1. Herzog Lothar von Sachsen war der erste, der Siegfrieds Sache zu seiner eigenen machte, und

*) Der Pfalzgraf glaubte jetzt keine weitere Schonung gegen den Kaiser mehr beobachten zu müssen, machte demnach nun auch ganz Deutschland mit der grausamen Härte bekannt, mit der er während seiner dreijährigen Gefangenschaft war behandelt worden. Wohl mag Siegfried in seiner Darstellung manches übertrieben haben, aber demungeachtet that sie die von ihm beabsichtete Wirkung, nämlich alle Gemüther gegen den Kaiser, als einen Tyrannen, auf das Höchste zu erbittern.

sich mit ihm verband. Diesem Beispiel folgten bald auch der Markgraf Rudolph, Verweser der Nordmark, der sächsische Pfalzgraf Friederich von Sommerseburg, der Graf Wicbert von Groitzsch, dessen Mutter eine Tante Siegfrieds war*); ferner Ludwig II., mächtiger Graf von Thüringen, Reinhard, Bischof von Halberstadt, und endlich die Schwiegermutter des Herzogs Lothar von Sachsen, die mächtige und kühne Gertrude, Wittwe des Markgrafen Heinrichs des Dicken von Friesland, die ebenfalls über Beeinträchtigung in ihren Gütern, die sie von dem Kaiser erlitten zu haben glaubte, zu klagen hatte. Natürlich lag es in dem Interesse des Bundes, die Zahl seiner Glieder so schnell als möglich zu vermehren. Höchst erwünscht war es demnach den Fürsten, als jetzt auch viele Bischöfe und die mächtigsten geistlichen Herren sich an den Bund anschloßen. Diese hatten sämmtlich noch weit gegründetere Ursachen, als die Sachsen, über den Kaiser zu klagen. Von dem, vom Papste ihm ertheilte Privilegium machte Heinrich den unerlaubtesten Mißbrauch. Zwar kann man keinen bestimmten Fall angeben, daß er einen bischöflichen Stuhl verkauft hätte. Aber dafür erlaubte er sich die unerhörteste Willkühr und die gröbsten Eingriffe in alle kirchlichen Angelegenheiten. Zu Folge eines Schreibens des Erzbischofes Friederich von Cöln an den heiligen Otto von Bamberg war die Verwaltung der Kirchen und alle bischöfliche Autorität in den Händen von Hofleuten, die nur Vortheile für sich daraus zu ziehen und durch ihre unerlaubte Einmischung in die Verwaltung der

*) Siegfrieds und Wicberts Mütter waren Töchter des Grafen Otto von Orlamünde, Großoheims des verstorbenen Grafen Udalrich von Weimar, dessen sehr ansehnliche Erbschaft jetzt so viele Fürsten in Bewegung setzte.

Kirchen sich neue Quellen des Gewinnes zu eröffnen suchten. Alle kirchlichen Angelegenheiten wurden nicht mehr auf Synoden, sondern am Hoflager entschieden, und die Güter und Besitzungen der bischöflichen Kirchen von königlichen Verwaltern oder Voigten zum Vortheile des Fiscus ausgesaugt *). — Nothwendig mußte das Bestreben der Bischöfe dahin gehen, diesem Un-

*) Et quem charissime frater, schreibt der Erzbischof von Cöln an den heiligen Otto von Bamberg, non moveat, quia omnis ecclesiastici vigoris autoritas Taulicis et Palatinis in quaestum versa est. Synodales episcoporum conventus, annua concilia, omnes denique ecclesiastici ordinis administrationes in regalem curiam translata sunt, ut illorum marsupiis inserviant, quae spiritualiter examinari debuerant. Quid de cathedris Episcopalibus dicemus, quibus regales villici praesident, quos disponunt et de domo orationis speluncam quasi latronum efficiunt; de animarum lucris nulla penitus quaestio est, dum tantum terrenis lucris regalis fisci os insatiabile repleatur. — (Cod. *Udal.* No. 277). Wahrscheinlich hat der Erzbischof in seinem Schreiben manches übertrieben. Er wollte den heiligen Otto gegen den Kaiser zu einem Gewaltschritt bewegen, wahrscheinlich zur Verkündigung des über Heinrich ausgesprochenen Bannes, was er doch selbst auch nachher unter noch günstigern Umständen nicht wagte. Er hatte früher schon in demselben Sinne an den heiligen Otto geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Ueberhaupt scheint dieser Erzbischof von Cöln nicht von dem besten Stoffe gewesen zu seyn. Er gehörte ebenfalls zu Jenen, die sich gegen den alten Kaiser erhoben, ihn verließen und zu seinem Sohne sich wandten, daher er auch von redlichen, edler denkenden Einwohnern Cölns aus ihrer Stadt war vertrieben worden. — Selbst das Edle, was man aber durch schlechte Mittel zu erstreben sucht, wird selten oder nie erreicht. Ueber die Verwüstung, welche Heinrich V. in der Kirche anrichtete, hatte man demnach auch jetzt weit schmerzhafter zu klagen, als dieß je unter Heinrich IV. der Fall war.

fuge endlich wieder einmal ein Ende zu machen. Der auf dem Concilium von Vienne gegen Heinrich geschleuderte Bannfluch konnte ihnen zu Erreichung ihres wohlthätigen Zweckes ungemein behülflich seyn. Aber aus Furcht vor dem strengen und gewaltigen Kaiser hatte keiner noch den Muth gehabt, denselben in seiner Diöcese öffentlich verkündigen zu lassen. Mit Hülfe der weltlichen Fürsten, und von diesen kräftig unterstützt, hofften sie ihren, im Ganzen wohlthätigen Zweck, endlich doch noch zu erreichen. Was jedoch die weltlichen Fürsten betrifft, so wird man sich erinnern, daß diese keinesweges gesonnen waren, das Investiturrecht dem Kaiser streitig zu machen, im Gegentheil es gerne in den Händen des Königes sahen. Zu Chalons und Troyes hatten sie in Gegenwart des Papstes, vieler seiner Cardinäle und einer Menge Bischöfe die Investitur für ein, dem Könige und dem Reiche von jeher zustehendes Recht erklärt, es mit Heftigkeit, ja sogar unter Drohungen vertheidiget, und in Behauptung desselben dem Könige während seines Aufenthalts in Rom, allen Beistand zu leisten, die größte Bereitwilligkeit gezeigt. Auf den, vom Erzbischofe Guido gegen Heinrich ausgesprochenen Bann, von dem sie jetzt ebenfalls schon gehört, hatten sie demnach bisher nicht die mindeste Bedeutung gelegt. Es war für sie eine bloße kirchliche Angelegenheit, die, wie sie sagten, sie nichts anging, und daher ganz allein der Kirche auch auszumachen überließen. Aber in ihrer gegenwärtigen Lage, nun ebenfalls entschlossen, gegen Heinrich in die Schranken zu treten, betrachteten sie die Sache aus einem ganz andern Gesichtspunkt. Sie erinnerten sich, in welche große Noth und Bedrängniß der Bann den Vater des Kaisers, Heinrich IV., gebracht hatte. Natürlich mußten sie jetzt wünschen, daß der gegen Heinrich V. ausgesprochene Bannfluch die nämliche Wirkung hervorbringen, auch von ihm, wo nicht alle, doch

die meisten Fürsten abwendig machen, und ihn endlich in eine solche Verlegenheit setzen möchte, daß der von allen Seiten bedrohete und geängstigte Monarch, und daher jetzt der Hülfe seiner mächtigen Vasallen um so mehr bedürftig, endlich gezwungen werden würde, von seiner bisherigen Höhe herabzusteigen, und sie alsdann desto leichter ein, ihrem Interesse und ihren sogenannten Rechten und Freiheiten vollkommen entsprechendes Abkommen mit ihm treffen könnten.

2. Bei aller Verschiedenheit der Interessen wie des Zweckes, vereinigte sich also dennoch jetzt die kirchliche Parthei mit jener der Fürsten zu einem förmlichen Trutz- und Schutzbündniß gegen den Kaiser, und an der Spitze dieses Bundes stand — was im höchsten Grade unser Staunen erregen muß — des Kaisers ehemaliger Kanzler Albert, jetzt Erzbischof von Mainz. Bisher war Albert der treueste Diener, der klügste und einsichtsvollste Rathgeber und wärmste Freund des Kaisers gewesen. Er besaß dessen unbeschränktes Vertrauen. Alle seine Wünsche und Plane, alle seine Hoffnungen und Besorgnisse legte Heinrich in den Schooß seines ihm so treu ergebenen Alberts nieder. Ohne ihn that er nichts, und was er that, that er durch ihn, und machte ihn, wie Heinrich selbst in einem Schreiben sich ausgedrückt haben soll, gleichsam zum Genossen seiner Macht. Endlich hatte ihn, den Mann von ganz obscurer Geburt, der keiner nur einigermaßen erlauchten Familie angehörte, der an dem kaiserlichen Hofe ganz isolirt stand und, in so ferne ausgezeichnete Eigenschaften und große Verdienste nicht immer an den Höfen gegründete Ansprüche auf hohe Ehrenstellen geben, auch blos die Gunst und das Wohlwollen seines Herrn zu seiner einzigen Stütze hatte: diesen Mann hatte der Kaiser erst im vorigen Jahre aus dem Staube auf den ersten bischöflichen, mithin

auch fürstlichen Stuhle Deutschlands erhoben. — Es ist schwer, die Ursachen zu errathen, die den Erzbischof zu einem Abfall vom Kaiser, ja wohl zu einem, dem Ansehen nach schändlichen Verrath an demselben bewegen konnten. War es vielleicht Ungeduld, mit der er die drückende Abhängigkeit von einem so gewaltigen Monarchen ertrug, und nun nicht mehr länger ertragen wollte? Aber bei Alberts geistiger Superiorität, und der stets auf kürzestem Wege zum Ziele führenden Entschiedenheit und Kühnheit in seinen Vorschlägen, was dem Charakter Heinrichs so vollkommen entsprach, möchte man eher vermuthen, daß er den Kaiser nicht selten von sich eben so abhängig machte, als er es in andern Momenten wieder von dem Kaiser war. Ehrgeiz, Schwungsucht, Streben nach höherm Gewinn können es eben so wenig gewesen seyn; er stand ja jetzt auf der höchsten, für ein nicht im Purpur gebornes Individuum erreichbaren Stufe irdischer Größe. — Wohl möchte es demnach erlaubt seyn, dem Betragen des Erzbischofes nur edle Motive zum Grunde zu legen, und höchst wahrscheinlich war es warme Theilnahme an den Leiden der vom Kaiser so tief herabgewürdigten, unter weltlicher Willkühr so schmählich geknechteten Kirche, in deren Dienste er jetzt als Erzbischof wieder gut zu machen suchte, was er als Kanzler an derselben in Rom verbrochen hatte. Zudem, da gewiß niemand so sehr als Albert Heinrichs Charakter durchschaute, könnten auch sehr gegründete Besorgnisse, daß Heinrichs unbändige Herrschsucht endlich in schrankenlose Willkühr und wahrhaft tyrannische Despotie übergehen möchte, den Erzbischof bestimmt haben, sich einem Bunde anzuschließen, dessen wenigstens angeblicher Zweck gerade gegen verfassungswidrige tyrannische Willkühr gerichtet war.

3. Der sächsischen Fürsten geheime Verbindungen, so wie der Abfall und die feindlichen Gesinnungen

seines ehemaligen Kanzlers blieben für den Kaiser nicht lange ein Geheimniß. Die Erstern beunruhigten ihn wenig, oder gar nicht. Aber daß der Mann, den er mit Reichthümern und Gunstbezeugungen jeder Art überhäuft hatte, nun zum Verräther an ihm geworden war, darüber gerieth er in wüthenden Zorn, und gegen diesen vermochte den Albert seine erzbischöfliche Würde nicht zu schützen. Er ward unverzüglich verhaftet und, nachdem der Kaiser die Sache näher erforscht und ergründet hatte, auf das Schloß Triffels an der Queich in enges, sehr hartes Gefängniß gebracht*) (1112). — Eben so entschieden trat Heinrich nun auch den ihm verdächtigen sächsischen Fürsten entgegen. Zwar kannte er noch nicht genau die Natur und den Zweck ihrer Verbindung, hatte auch keine Beweise ihrer feindlichen Gesinnungen gegen ihn in Händen. Um diese sich zu verschaffen, kündigte er an, daß er sein Hoflager nach Erfurt verlegen, und dort das herannahende Weihnachtsfest feiern werde. Ob nun, altem Herkommen und lange bestehender Sitte gemäß, die Fürsten zur Verherrlichung des Festes an seinem Hofe erscheinen würden oder nicht, dieß sollte ihm ein Beweis ihrer Treue oder Untreue seyn. Sehr zahlreich war demnach auch das kriegerische Gefolg, mit dem er sich

*) Man macht Heinrich V. den Vorwurf gewaltsamen und willkührlichen Verfahrens gegen den Erzbischof, den er ohne ihn, zu hören, und die Sache genauer zu erforschen, in das Gefängniß habe werfen lassen. Aber diesem widerspricht die Ursperger Chronik, diese sagt bestimmt: Archiepiscopus *re cognita* custodiae traditur. Bemerken müssen wir jedoch, daß diese Chronik alles zum Vortheile Heinrichs V. zu deuten und zu wenden pflegt, und selbst die Gefangennehmung des Papstes wo nicht geradezu zu rechtfertigen, doch, und zwar auf eine höchst lächerliche Weise, zu beschönigen, und beinahe aus diesem groben Frevel gar noch eine fromme Handlung zu machen sucht.

nach Erfurt begab. — Leider kam auch nicht ein einziger der gegen den Kaiser verbündeten Fürsten nach Erfurt. Für Heinrich bedurfte es jetzt keines weitern Beweises. Noch während der Festtage ließ er die in der Nähe liegenden Güter einiger dieser Herren mit Feuer und Schwert verheeren. Er selbst rückte gleich nach dem Feste noch tiefer in Sachsen hinein, und richtete seinen Marsch gegen Halberstadt, dessen Bischof Reinhard einer der hitzigsten Gegner Heinrichs war. Mit dem Schwert in der einen und der Brandfackel in der andern Hand drangen die Kaiserlichen in die Stadt. Heinrich wollte den Bischof völlig wehrlos machen. Aus diesem Grunde ließ er die Stadt zuerst rein ausplündern, hierauf die Stadtmauern niederreißen und einen Theil der Stadt in Brand stecken. Heinrich rückte hierauf vor die Veste Hornburg. Auch diese ward nach harter Belagerung erstürmt und geschleift. Die Verbündeten waren zwar zur Hülfe des Bischofes herbeigeeilt, aber bevor sie ihre Streitkräfte vereint hatten und eine Schlacht wagen konnten, war Hornburg schon in den Händen des Kaisers. Das ganze Stift ward jetzt auf das schonungsloseste verwüstet. Bei dem Anblick so vieler aufsteigender Rauchsäulen brennender Dörfer und Höfe brach dem Bischof das Herz und der Muth. Er wandte sich bittend an den Kaiser, und da dieser ihm einen Tag bestimmte, an welchem er kommen und sich rechtfertigen dürfte, so schloß er hieraus, daß Heinrich nicht abgeneigt sey, seine Unterwerfung anzunehmen. Er sagte sich also von dem Bunde los, wagte es jedoch nicht jetzt schon vor dem Kaiser zu erscheinen. — Die Verhaftung des Erzbischofes von Mainz, des Hauptes der Verbündeten, hatte unter denselben schon Schrecken und Bestürzung verbreitet; die schreckliche, an dem Bischof von Halberstadt durch völlige Verwüstung seines Stiftes vorgenommene Züchtigung hatte ebenfalls ih-

ren Muth nicht wenig erschüttert; und noch höher stieg ihre Verlegenheit, als jetzt, wie wir so eben erzählt, der Bischof ihrem Bunde entsagte und seine Sache von der ihrigen trennte. Reinhards Beispiel folgten nun bald auch noch andere weniger bedeutende Herren, und selbst der mächtige Graf Ludwig von Thüringen gab nun die Sache der Verbündeten auf, und zog mit seinen Schaaren in sein Land zurück. Demungeachtet entfiel jedoch den übrigen, besonders dem Pfalzgrafen Siegfried und dem unternehmenden, kühnen Grafen Wicbert von Groitzsch noch nicht der Muth. Fest entschlossen, den Krieg gegen den Kaiser fortzusetzen, stellten sie ihre nicht sehr zahlreichen Schaaren bei Warnstädt in der Gegend von Quedlinburg auf. Gegen diese sandte der Kaiser seinen treuen, eben so kriegskundigen als persönlich tapfern Feldherrn, Hoyer, Grafen von Mansfeld. Dieser zog sogleich in Eilmärschen dem Feinde entgegen, griff ihn, sobald er ihm zu Gesicht kam, mit Ungestümm an, schlug ihn, trotz der tapfersten Gegenwehr, endlich in die Flucht, und brachte ihm eine furchtbare Niederlage bei. Pfalzgraf Siegfried ward in dem Treffen tödtlich verwundet, und der edle, alte Graf Wicbert von Groitzsch ein Gefangener des Kaisers. Mansfeld zog hierauf gegen den sächsischen Pfalzgrafen Friederich von Sommerseburg, eroberte dessen Burg, und machte den Pfalzgrafen sammt einem Sohne des Grafen Ludwig von Thüringen, Namens Hermann, der sich bei Friederich befand, und zu demselben gehalten hatte, zu Gefangenen. Siegfried starb wenige Tage darauf an seiner in der Schlacht erhaltenen Wunde, worauf der Kaiser die Pfalzgrafschaft am Rhein dem Grafen Gottfried gab, einem ungemein wackern Jüngling, kühn, entschlossen und tapfer, und von unverbrüchlicher Treue gegen den Kaiser, dem er in der Folge noch ganz ausgezeichnete Dienste leistete.

4. Während Graf Mansfeld die aufrühriſchen ſächſiſchen Fürſten zu Paaren trieb, befand ſich Heinrich in Worms. Da Päschal, ſeinem Eide treu, den Kaiſer nicht gebannt, auch ſeine Legaten nicht dazu ermächtiget, und das auf dem Concilium von Vienne gegen Heinrich Geſchehene nicht gebilliget, jedoch auch nicht mißbilliget hatte; ſo glaubte er, daß das zwiſchen ihm und dem Kaiſer beſtehende freundliche Verhältniß nicht geſtört worden ſey. Er ſchrieb alſo an denſelben, und legte für den gefangenen Erzbiſchof von Mainz, deſſen ehemalige ſeltene Treue und Anhänglichkeit an den Kaiſer der heilige Vater in ſeinem Schreiben ungemein rühmte, eine Fürbitte ein. Das päpſtliche Schreiben that jedoch nicht die gewünſchte Wirkung. Heinrich ließ zwar den Erzbiſchof nach Worms bringen, und Albert, in der Hoffnung, ſeine Freiheit zu erhalten, trat nun auch, dem Scheine nach freiwillig, die ſehr feſte und ſchöne Burg Triffels dem Kaiſer ab; dieſer ließ ſich zwar das Geſchenk gefallen, aber demungeachtet den Erzbiſchof wieder in ſein Gefängniß zurückführen. — Unter Heinrich V. ſollte kein Vaſall ſich ungeſtraft dem Gehorſam gegen das Geſetz entziehen. Der junge Graf Reginald, nachdem er vorher ſchon den Biſchof Richard von Verdün, einen treuen Anhänger des Kaiſers, auf mancherlei Art beunruhiget und beleidiget, hatte endlich ſich gar der dem Biſchofe gehörigen Stadt Verdün mit Waffengewalt bemächtiget. Darüber erhob ſich nun eine blutige Fehde zwiſchen dem Biſchofe und dem verwegenen Grafen. Mit Hülfe des Grafen Wilhelm von Luxemburg gelang es zwar dem Erſtern, den unruhigen Grafen ſehr in die Enge zu treiben. Der größte Theil der Grafſchaft ward mit Feuer und Schwert verheert, aber von den vielen Burgen, die im Lande ſtanden, vermochte er keine zu nehmen. Als Heinrich dieß hörte, glaubte er ſelbſt dahin eilen zu müſ-

sen. Ganz unvermuthet erschien also jetzt plötzlich der Kaiser mit seinem Heere in Lotharingen, eroberte, zum Erstaunen Aller, die ungemein feste Stadt Bar im Sturme, machte den Grafen Reginald zu seinem Gefangenen, brach noch einige andere von dessen Burgen, und belagerte endlich die Feste Mousson. Diese lag auf einer steilen Anhöhe, war durch Kunst und Natur gleich stark befestiget, und konnte in stolzer Sicherheit jedem Angriffe, selbst des zahlreichsten Heeres, trotzen. Bald überzeugte auch der Kaiser sich von der Unbezwingbarkeit der Festung. Da er jedoch um jeden Preis sich Meister von Mousson machen wollte, ließ er einen hohen Galgen unter der Festung aufrichten und der Besatzung sagen, daß, wenn sie ihm die Burg nicht alsogleich übergeben würde, er ihren Herrn, den Grafen, daran würde aufknüpfen lassen. Um seine Gemahlin gegen jede Gefahr zu sichern, hatte Graf Reginald sie nach der uneinnehmbaren Festung Mousson bringen lassen; die Gräfin befand sich jetzt in gesegneten Umständen, und war dem Augenblicke ihrer Entbindung ganz nahe. Die Besatzung begehrte also auf die Auffoderung des Kaisers eine Bedenkzeit von vier und zwanzig Stunden. Aber gleich in der darauf folgenden Nacht gebar Reginalds Gemahlin einen Sohn, und nun ließ am andern Morgen die Besatzung dem Kaiser sagen: sie könnten das Leben des Grafen nicht durch die Uebergabe der Festung erkaufen, denn die Gräfin, ihre Gebieterin, habe in der Nacht einen Sohn geboren, dem sie sogleich gehuldiget und den Eid der Treue geschworen hätten. Diese Botschaft hatte Heinrich nicht erwartet; in gewaltigem Zorn über seine ihm fehlgeschlagene, nunmehr völlig vereitelte Hoffnung, befahl er den Grafen sogleich herbeizuführen und an den Galgen aufzuhängen. Die den Kaiser umgebenden Bischöfe und Fürsten legten Fürbitten für den Unglücklichen ein; da sie aber gleich

bemerkten, daß diese fruchtlos seyn würden, wagte es einer der Umstehenden, ihm mit den Strafgerichten des Allerhöchsten zu drohen, der eine solche zwecklose, blos von unmenschlicher Rachgier erzeugte Greuelthat gewiß nicht ungerochen würde hingehen lassen. Aber mit flammendem Blicke antwortete Heinrich denselben: „Dem Herrn des Himmels gehört der Himmel, aber die Erde hat er den Menschenkindern überlassen." — Indessen, wie es scheint, machte doch die Drohung mit Gottes Strafgericht einigen Eindruck auf ihn. Der blutige Frevel unterblieb. Heinrich hob die Belagerung auf, und führte den gefangenen Grafen mit sich fort. Diesem ward er jedoch bald wieder gewogen. Reginald hatte eine zahlreiche, weit verzweigte Verwandtschaft, auf deren wiederholt eingelegten Fürbitten Heinrich ihn nicht blos in Freiheit setzte, sondern auch alle ihm abgenommenen Güter und Burgen wieder zurückgab.

5. Im Jänner des folgenden Jahres Eintausend einhundert und vierzehn vollzog endlich Heinrich in Mainz auch seine Vermählung mit der englischen Königstochter Mathilde, welche er, wie der Leser weiß, schon vor seinem Zug nach Italien als Deutschlands Königin hatte krönen lassen. Heinrich wollte bei dieser Gelegenheit seinen Thron mit allem nur möglichen Glanz umgeben. An alle Bischöfe und Fürsten Deutschlands erging daher der Ruf nach Mainz zu kommen, um durch ihre Gegenwart die Feier des Festes noch mehr zu verherrlichen. Nicht aus Liebe, wohl aber aus Furcht kamen alle; keiner blieb aus. Selbst der Herzog von Sachsen, der sich an die Spitze des Bundes der sächsischen Fürsten gegen den König gestellt und nun, seiner Schuld bewußt, den Zorn des Kaisers zu fürchten hatte, erschien dennoch jetzt ebenfalls in Mainz; aber nicht mit fürstlichem Prunk, nicht von einer schimmernden Schaar sächsischer Ritter und Edeln umgeben,

ſondern gleich einem Verlaſſenen, barfuß, in einen ſchlechten Mantel gehüllt, und mit zur Erde geſenktem Blicke in der Geſtalt und Haltung eines Büßenden. Im Angeſicht der ganzen zahlreichen, eben ſo glänzenden, als erlauchten Verſammlung warf ſich Lothar vor dem Thron des Kaiſers nieder, und flehte um Verzeihung. Die Demüthigung des mächtigſten Fürſten des nördlichen Deutſchlands ſchmeichelte nicht wenig dem Stolze Heinrichs, aber eben daher war er auch jetzt um ſo mehr zum Verzeihen und Vergeben geneigt. Lothar ward alſo begnadiget und mit dem Kaiſer wieder ausgeſöhnt. — Heinrichs Macht und Anſehen hatten jetzt ihre höchſte Stufe erreicht und nichts kann uns darüber einen überzeugendern Beweis liefern, als daß ein Herzog, wie Lothar, ſchon mächtig durch ſich, noch mächtiger durch ſeine Verbindungen, ſogar Freiheit und Leben auf das Spiel ſetzt, und vor dem Kaiſer erſcheint, nur um von demſelben wieder in Gnaden aufgenommen zu werden*). — Die Feierlichkeiten der Vermählung dauerten mehrere Tage; aber ſchon während derſelben müſſen ſich gewiſſe Ereigniſſe zugetragen haben, worüber uns jedoch die nöthigen Nachrichten fehlen. Wie es ſcheint, hatte irgend Etwas Heinrichs Verdacht und Argwohn gegen die Fürſten auf das Neue wieder geweckt; denn mitten unter den Feſtlichkeiten ward auf ſeinen Befehl Graf Ludwig von Thüringen jetzt plötzlich ergriffen und zur Haft gebracht**).

---

*) Tantus enim usque ad id temporis timor principes invaserat, ut nullus rebellare auderet, vel rebellans cum maximo damno sui vel etiam vitae detrimento in gratiam ejus non rediret. (*Otton. Frising.* chron. Lib. VII. cap. 15).

**) Ludwig von Thüringen hatte ſchon vor der Schlacht bei Warnſtädt die Waffen niedergelegt, und dem Kaiſer ſeine Unterwerfung bezeiget, die jedoch der ſchlaue Heinrich weder annahm, noch zurückwieß. Durch

6. Durch Güte und Milde die Herzen zu gewinnen, war Heinrichs des Fünften Sache nicht; durch Schrecken wollte er über die Gemüther, besonders seiner stolzen Vasallen, herrschen; wohl möglich, daß er durch die Regierungsgeschichte seines Vaters und durch seine eigenen Erfahrungen die Ueberzeugung gewonnen, daß eine so gesetzlose, wilde, nur der gröbsten Selbstsucht fröhnende Zeit auch nur ganz allein durch die Strenge eines starken und gewaltigen Arms gezügelt werden könne; daher auch die Härte, mit der er die Fürsten seit einiger Zeit behandelte. Den Erzbischof von Mainz hatte er — und wie damals von Vielen behauptet ward — ohne Untersuchung, wenigstens ohne Beobachtung gesetzlicher Formen, und ohne alle Rücksicht auf die bestehenden Kirchensatzungen, und gleichsam zum Hohn derselben in einen schmählichen Kerker geworfen *). Um die Befreiung seines Sohnes Herrmann, der sich zu dem sächsischen Pfalzgrafen Friederich gehalten, den aber Graf Hoyer von Mansfeld zum Gefangenen gemacht hatte, mußte Graf Ludwig von Thüringen nicht nur die Wartburg abtreten, sondern

---

diesen letztern Umstand ward Ludwig getäuscht; und da man nur gar zu gerne das glaubt, was man wünscht, so wähnte er nun auch, der Kaiser habe seine Unterwerfung stillschweigend angenommen, und erschien daher ganz unbefangen bei der Vermählungsfeier in Mainz.

*) Hatte der Erzbischof auch wirklich ein Verbrechen begangen, so konnte zwar der Kaiser, in so ferne Gefahr in dem Verzug lag, sich der Person des Erzbischofes versichern, mußte ihn aber in ehrenvoller Haft halten, und unverzüglich ein Concilium versammeln, welches die einzige gesetzmäßige Behörde ist, vor der das Vergehen oder Verbrechen eines Bischofes untersucht und ein Urtheil darüber gefällt werden konnte, welches Letztere jedoch noch der päpstlichen Bestätigung bedurfte, und daher, bevor es vollzogen ward, erst nach Rom mußte geschickt werden.

dessen Sohn auch noch an den Kaiser eine so große Geldsumme zahlen, daß er, um diese aufzubringen, genöthiget war, den größten Theil seiner Güter an den Abt von Reinhardsbrunn zu verkaufen, und demungeachtet doch noch drei Jahre in harter Gefangenschaft gehalten ward. Der ebenfalls durch des Kaisers Feldherrn, den Grafen Mansfeld, in die Gefangenschaft gerathene Sohn des Pfalzgrafen von Sachsen aus dem Hause Sommerseburg ward auf Befehl des Kaisers in Bande geschlagen, und mußte, mit Ketten beladen, ein ganzes Jahr in einem Kerker schmachten, bis er endlich gegen ein schweres Lösegeld von 500 Mark seine Freiheit wieder erhielt, und um diese Summe herbeizuschaffen, ebenfalls gezwungen war, den größten Theil seiner Güter an den Bischof von Halberstadt zu verkaufen. — Den alten, in der Schlacht bei Warnstädt zum Gefangenen gemachten Grafen Wicbert von Groitzsch ließ der Kaiser durch ein Fürstengericht zum Tode verurtheilen; und nur durch Uebergabe aller Güter und Besitzungen seines Hauses vermochte der Sohn des Gefangenen, der ebenfalls Wicbert hieß, das Leben seines Vaters, jedoch nicht dessen Freiheit zu erkaufen. Völlig verarmt, irrte nun der junge Wicbert eine zeitlang landflüchtig umher, um gleich einem Raubritter sein Leben durch Raub zu fristen, bis ihm endlich der Bischof von Magdeburg einen Zufluchtsort bei sich öffnete und für seinen fernern Unterhalt sorgte. Ueberhaupt ohne die schwersten, stets mit Ueberlieferung oder Zerstörung der Hauptburgen verbundenen Bedingungen, hatte Keiner noch Verzeihung von Heinrich erhalten. Die plötzliche Verhaftung des in voller Sicherheit sich wähnenden Grafen von Thüringen verbreitete natürlicher Weise wieder neuen Schrecken in den Gemüthern der Fürsten. Jeder sah seine eigene Freiheit bedrohet, die er durch den nie schlummernden Argwohn des Kaisers, sogar ohne sein Verschulden,

plötzlich verlieren, und dann nur durch den Verlust des größten Theils seiner Güter wieder erkaufen konnte. Statt Zutrauen, Freude und Fröhlichkeit herrschten jetzt überall am Hofe nur Furcht, Mißtrauen und Argwohn, und die Feier der Vermählung des Kaisers mit einer jungen, liebenswürdigen Fürstin, die selbst die Thronfolge in demselben Hause gewissermaßen zu verbürgen schien: dieses Fest, an sich so geeignet, alle Herzen zu versöhnen, und um den Thron zu vereinigen, ward nun ein Fest des Mißvergnügens, der Erbitterung, des Hasses und der Zwietracht, wovon die Spuren selbst noch während der Festlichkeiten in den Blicken und Gesichtszügen vieler der Anwesenden sichtbar wurden *). Sobald also der äußere Anstand es erlaubte, suchten die Fürsten sich bei dem Kaiser zu beurlauben, verließen das Hoflager, und kehrten, mit bitterm Groll gegen Heinrich in ihrem Herzen, in ihre Länder zurück.

VII.

Größe, beinahe allgemeine Verschwörung der westlichen, wie der nördlichen Fürsten Deutschlands gegen den Kaiser. — Schlacht bei Welfersholze. — Folgen derselben.

1. In vollem Ingrimm hatten die Fürsten den Hof verlassen. Ueberzeugt, daß sie ihr Heil nur noch in ihren eigenen Waffen zu suchen hätten, stand auch bei jedem der Entschluß zur Empörung fest. Noch enger verbanden sich jetzt die geistlichen und weltlichen

*) Dieß sagt die Ursperger Chronik ganz bestimmt: verum in hac curia, qua pene omnes principes regni confluxerant, conspirationes fiunt, ac exhinc non solum occulta consilia sed et publica contra eum machinamenta disponunt. (Lib. VII. caq. 15).

Fürſten mit einander. Die Erſtern klagten über Beraubung und Unterdrückung der Kirchen, die Letztern über ſchnöde Willkühr, tyranniſches Regiment und verletzte Verfaſſung. Alle rüſteten ſich; die Einen in Geheim, die Andern ſogar öffentlich. Beſonders thaten dieß die trotzigen, wie es ſcheint, mehr als alle übrigen gegen den Kaiſer erbitterten weſtlichen Fürſten. An ihrer Spitze ſtanden der Erzbiſchof Friederich von Cöln, Conrad von Salzburg, Gottfried von Löwen, Heinrich von Limburg *), die Söhne des unlängſt verhafteten Grafen von Thüringen, und endlich der wilde, nichts als Krieg athmende Graf Friederich von Arensberg. Mit dieſen traten nun, obgleich für jetzt noch ganz in Geheim, auch die vielen unzufriedenen ſächſiſchen Fürſten in Verbindung, und alle harrten mit Sehnſucht nur einer günſtigen Gelegenheit gegen den Tyrannen der Kirche und des Reiches, wie ſie Heinrich nannten, loszubrechen.

2. Dieſe Gelegenheit gab ihnen bald der Kaiſer ſelbſt, und zwar noch im Sommer deſſelben Jahres (1114). Heinrich hatte gegen die wilden, ſeeräuberiſchen Bewohner der frieſiſchen Inſeln eine kriegeriſche Expedition beſchloſſen; aber dazu bedurfte er einer Flotte. Die am Rhein liegenden Städte, und vorzüglich die volkreiche Stadt Cöln ſollten die nöthigen Schiffe liefern. — Nirgends wurzeln Liebe und Haß ſo tief, als wie in den Herzen der Niederländer; auch

*) Nichts beweiſt mehr die Größe der Erbitterung gegen den Kaiſer, als dieſe Verbindung Heinrichs von Limburg und Gottfried von Löwen. Beide waren bisher Todfeinde geweſen, denn der Kaiſer hatte, wie wir wiſſen, dem Erſtern das Herzogthum Niederlotharingen genommen, und dem Andern es gegeben. — Sogar aus Feinden wurden jetzt Freunde, blos um den Kaiſer, ihren Herrn, mit deſto beſſerm Erfolge zu bekämpfen.

noch heute zu Tage ist dieß ein charakteristischer Zug derselben; um die eine oder andere dieser, tief in den niederländischen Gemüthern liegende Empfindungen völlig zu vertilgen, werden gewöhnlich viele Jahre, und sehr wichtige Ursachen und Veranlassungen erfordert. Die Cölner hatten also auch dem Kaiser dessen an seinem Vater verübte, verruchte That noch lange nicht verziehen, und jetzt wahrscheinlich durch ihren Erzbischof noch mehr gereitzt, schlugen sie demselben geradezu sein Verlangen ab. Darüber gerieth aber Heinrich um so mehr in Zorn, da ihre Widerspenstigkeit nicht nur den übrigen, ohnehin unzufriedenen Vasallen, ein böses Beispiel geben konnte, sondern ihn auch jetzt zwang, seine Expedition gegen die Friesen aufzugeben. Mit seinem, aus Schwaben, Bayern und Sachsen bestehenden, zahlreichen Heere, war der Kaiser schon auf seinem Zuge den Rhein hinab begriffen, als er die Botschaft von der Empörung der Cölner gegen seine Befehle erfuhr. Um an den Aufrührern ein für alle Uebrigen warnendes Beispiel aufzustellen, rückte der erbitterte Kaiser sogleich mit seinem ganzen Heere vor Cöln, und unter den Mauern dieser Stadt wiederholten sich nun dieselben kriegerischen Scenen, wie vor acht Jahren. Die braven Cölner vertheidigten nicht nur mit der größten Tapferkeit ihre Wälle und Mauern, sondern machten auch wieder öftere Ausfälle, erschlugen eine Menge von den Leuten des Kaisers, und blieben an Kühnheit und kriegerischem Muth selbst hinter den in den Waffen so sehr geübten Rittern und Dienstleuten im kaiserlichen Heer nicht zurück. Um der Stadt die Zufuhr auch auf dem andern Ufer des Rheins abzuschneiden, suchte Heinrich Deutz zu besetzen. Aber die, durch ihre bisherigen Erfolge nur noch kühner und muthvoller gewordenen Cölner zogen furchtlos dem Kaiser entgegen, und nun kam es zu einem sehr blutigen, einer Schlacht ähnlichem Gefechte, in welchem besonders

die ungemein gewandten cölnischen Bogenschützen sich ganz vorzüglich auszeichneten, und gerade jener Schaar, welche mit aus Horn geflochtenen Harnischen versehen war, und auf die daher Heinrich ein ganz besonderes Vertrauen setzte, eine schreckliche Niederlage beibrachte. Wenn die Berichte nicht übertrieben sind, so sollen von der ganzen zahlreichen hornenen Legion nur sechs Mann von den Pfeilen der Cölner Bogenschützen verschont geblieben seyn *).

3. Zum dritten Male brach sich also jetzt wieder Heinrichs so gefürchtete Macht an den Wällen und Mauern von Cöln; aber gerade die Tapferkeit, mit der die Einwohner Cölns ihre Stadt vertheidigten, ward nun auch für alle verbündeten Fürsten das erwünschte Signal zu einer allgemeinen Schilderhebung gegen den Kaiser. — Herzog Gottfried von Löwen war

*) Von dieser Schaar macht die Ursperger Chronik folgende Anzeige: Erat autem in exercitu Imperatoris quaedam legio quae loricis corneis *ferro impetrabilibus* utebatur. — Wenn aber diesem so ist, und die Harnische dieser Legion den Pfeilen undurchdringlich waren, so ist nicht einzusehen, wie die cölnischen Bogenschützen mit ihren Pfeilen die ganze Schaar bis auf sechs Mann vertilgen konnten. Um diesen Widerspruch zu heben, müßte man annehmen, daß jene Legion von dem Feinde so plötzlich sey überfallen worden, daß sie nicht mehr Zeit gehabt hätte, ihre Rüstung anzulegen. Da dieses jedoch sehr unwahrscheinlich ist, so möchte wohl die Erzählung von der so schrecklichen Niederlage der hornenen Legion, auf die Heinrich ein so großes Vertrauen setzte, und die den Kern seines Heeres gebildet zu haben scheint, blos eine prahlerische Uebertreibung der cölnischen Chroniker seyn. — Wegen Hitze oder Kälte hat noch nie in irgend einem Heere, von den Zeiten der Griechen bis auf die unserigen herab, der Soldat, bevor er in die Schlacht geht, einen Theil seiner Rüstung ablegen dürfen.

der Erste, der die Fahne der Empörung aufpflanzte. Er überfiel den Grafen Giselbert, Voigt von St. Tron und treuer Anhänger des Kaisers, bemächtigte sich mit leichter Mühe des nicht befestigten Städtchens St. Tron, und steckte dieses, wie alle Dörfer und Kirchen des ganzen Stiftes in Brand. Aber von einer andern Seite zogen nun auch der Erzbischof von Cöln und der Herzog von Lotharingen mit einem Heere gegen den Kaiser heran. Heinrich ging ihnen entgegen, nahm unter Weges die Städte Bonn und Jülich, welche die Cölner besetzt hatten, hinweg, und schlug bei letzterer Stadt den Erzbischof von Cöln und den Herzog von Lotharingen in die Flucht. Das ganze feindliche Heer würde vernichtet worden seyn, wäre nicht der tapfere Graf Friederich von Arnsberg mit neuen Schaaren herbeigeeilet, und hätte den Kaiser zum Rückzuge genöthiget. — Dieser verließ nun den Rhein, und ging nach Thüringen, nachdem er vorher noch, und zwar schon auf den nächstkommenden October, eine Heerfahrt gegen die Aufrührer angekündiget hatte. Wirklich stand auch schon im Anfange dieses Monats der Kaiser mit einem zahlreichen Heere wieder in Westphalen, züchtigte den Grafen Arnsberg durch schreckliche Verwüstung des größten Theils seiner Besitzungen, zog hierauf an den Rhein, und lagerte bei Andernach. Bald stand das Heer der Verbündeten ihm gegenüber. Bei demselben befanden sich der Erzbischof von Cöln, die Grafen von Limburg und Arnsberg, auch beinahe alle übrigen, minder bedeutenden verschwornen Fürsten, und endlich eine auserlesene Schaar der tapfersten Krieger Cölns. Der Graf von Limburg führte den Vortrab; unvorsichtiger Weise und ehe es noch Zeit war, griff er an, und ward daher mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen. Aber sogleich ward die Schlacht jetzt allgemein. Mit gleicher Tapferkeit, wie mit gleichem wechselndem Erfolg ward mehrere Stunden mit der größ-

ten Anstrengung von beiden Seiten gefochten. Endlich schien sich der Sieg auf die Seite des Kaisers zu neigen. Aber nun brach die brave cölnische Legion hervor, und machte einen neuen Angriff, und zwar mit solchem Erfolge, daß die tapfere Bürgerschaar, obschon sie keinen vollständigen Sieg mehr erkämpfen konnte, doch wenigstens denselben dem Kaiser entriß. Die Schlacht, obgleich blutig und mörderisch, war demnach dennoch unentscheidend. — Der herannahende Winter machte dem Feldzuge ein Ende; sämmtliche feindliche Heere verließen das Feld und der Kaiser begab sich nach Worms.

4. Des Kaisers Mißgeschick vor Cöln und die für ihn wenig ehrenvolle Aufhebung der Belagerung dieser Stadt brachten nun die nämliche Wirkung in dem Norden wie in dem Westen Deutschlands hervor. Das die Fürsten bisher so sehr schreckende Phantom von des allgewaltigen Kaisers Macht verschwand, und das nun kund gewordene Geheimniß, daß auch Heinrich seine schwache, leicht verwundbare Seite habe, machte seine Feinde um Vieles zuversichtlicher und kühner. Herzog Lothar von Sachsen, Markgraf Rudolph*), der Bischof Reinhard von Halberstadt, der

*) Dem Markgrafen Rudolph war während der Minderjährigkeit seines Neffen Heinrichs, ältesten Sohnes des verstorbenen Markgrafen Udo von der Nordmark, die Verwaltung dieses Landes übertragen worden. Als aber Heinrich volljährig geworden war, und nun die Regierung des Landes selbst antreten wollte, weigerte sich Rudolph, ihm die Nordmark zu übergeben. Da der junge Heinrich weder durch Bitten, noch ernste Vorstellungen das väterliche Erbe von seinem Oheim zurückerhalten konnte, so klagte er endlich gegen denselben bei dem Kaiser, und von diesem kam nun ein ungemein strenger und drohender Befehl an den Rudolph, die Markgrafschaft ohne allen Verzug

sächsische Pfalzgraf Friederich, die Söhne des noch in der Gefangenschaft schmachtenden Grafen Wicbert von Groitzsch, endlich auch der Erzbischof Adelgot von Magdeburg und noch mehrere andere Herren, wovon jeder über eigene und fremde Kränkungen klagen zu müssen glaubte, traten bei Kreutzburg zusammen, verschworen sich gegen den Kaiser, und traten nun förmlich dem Bündnisse der Fürsten am Rhein, wie in Westphalen und Lotharingen bei. — Mit wachsamem, ja wohl lauerndem Blicke überschaute Heinrich alle Theile seines Reiches; nicht leicht konnte daher irgendwo etwas geschehen, wovon er nicht sogleich Kenntniß erhielt, und war ihm auch jetzt der sächsischen Fürsten

---

seinem Neffen zu übergeben. Diesem Befehle mußte Rudolph gehorchen, klagte nun aber auch dafür um so lauter über das tyrannische Verfahren des Kaisers. — Es wäre wohl möglich, ist sogar wahrscheinlich, daß auch bei noch manchen andern der verbündeten Fürsten die Beweggründe zur Empörung nicht viel besser, als bei dem Markgrafen Rudolph, waren. — Der, durch die unter Heinrich IV. nie endenden innern Kriege herbeigeführte verwirrte, völlig gesetzlose, anarchische Zustand, wo die Fürsten entweder mit dem königlichen Namen ein freches Spiel, wie mit Herrmann von Lützelburg, trieben, oder der König jedem einzelnen Fürsten, damit er nicht zu der Gegenparthei übertrete, allen Unfug und jede Willkühr gestatten mußte; dieser anarchische, heillose Zustand war durch die Länge seiner Dauer ihnen zu einem Herkommen geworden, das sie jetzt Verfassung nannten, und nun in dem Streben Heinrichs V. die ihrer Vasallen Verhältnisse völlig entwöhnten Fürsten wieder in die frühern Schranken der ihnen geziemenden Abhängigkeit zurückzuführen, eine Verletzung jener saubern Verfassung erblickte, und da über gesetzlose Willkühr des Königes klagten, wo derselbe eigentlich nur eine, an sich gerechte, aber unter den damaligen Umständen nicht immer kluge und daher allzu große Strenge ihnen fühlen ließ.

geheimes Treiben nicht in dessen ganzem Zusammenhang und innern Verkettung bekannt, so hatte er doch von den feindseligen Gesinnungen derselben schon hinreichende Nachrichten von mehreren Orten her erhalten. — Kühn und schnell entschlossen, wie Heinrich war, ging er noch im Winter desselben Jahres 1114 nach Goslar, feierte dort das Weihnachtsfest, und lud dann die Verschwornen ein, vor ihm in Goslar zu erscheinen. Aber keiner derselben erschien; sie hatten im Gegentheil ihre Streitkräfte vereint, und bei Waldbeck im Mansfeldischen, nachdem sie diesen Ort in aller Eile befestiget, eine gut gewählte Stellung genommen. Der Kaiser war in der Absicht nach Sachsen geeilet, um wo möglich dem Ausbruch der Feindseligkeiten zuvorzukommen. Diese Hoffnung gab er nun auf und eröffnete selbst gleich in den ersten Tagen des folgenden Jahres 1115 den Feldzug, nahm Braunschweig und Halberstadt in Besitz, zog die Heerabtheilung, mit der er unter seinem Feldherrn, Hoyer von Mansfeld, Orlamünde hatte belagern lassen, an sich, und rückte dem Heere der Verbündeten entgegen. Diese hatten indessen von ihren Freunden und Bundesgenossen am Rhein und in Westphalen sehr bedeutende Truppenverstärkungen unter der Anführung der Grafen von Arnsberg und Limburg erhalten, daher auch jetzt keine Ursache, einer entscheidenden Schlacht auszuweichen. Aber wie es scheint, war noch ein Ueberrest von Furcht und Schrecken vor dem gewaltigen Herrscher in ihrer Brust zurück. Sie wagten keinen Angriff, wünschten auch keine Schlacht, schickten im Gegentheil Abgeordnete in das kaiserliche Lager und ließen dem Kaiser sagen: „Nicht aus Verwegenheit und um ihren Herrn und König anzugreifen, hätten sie sich vereiniget, sondern nur, weil die Noth sie dazu gezwungen, um sich gegen Gewalt zu vertheidigen.“ Diese Botschaft war dem Kaiser nicht unwillkommen, und er zeigte sich zu

einer friedlichen Unterhandlung und gütlichen Ausgleichung sehr geneigt. Aber diese Stimmung des Kaisers war nicht nach dem Wunsche seines eben so kühnen als ehrgeitzigen Feldherrn, des Grafen Hoyer von Mansfeld. Bisher vom Kriegsglück stets begünstiget, liebte er den Krieg, der ihm Gelegenheit gab, große und glänzende Thaten zu verrichten, und durch diese sich zu den höchsten Würden im Reiche emporzuschwingen. Zudem hatte ihm der Kaiser das Herzogthum Sachsen versprochen, das Lothar durch seine Empörung verwirkt hatte. Kam es aber jetzt zu Unterhandlungen, und führten diese, wie es alles Ansehen hatte, zu einem, beide Partheien befriedigenden Resultat; so blieb natürlich auch Lothar im Besitze von Sachsen, und ihm, dem Grafen Hoyer, verschwand vielleicht gar auf immer die Aussicht auf das schöne Herzogthum. Dieser Gedanke war ihm unerträglich, und fest entschlossen, durch einen glänzenden Sieg, an dem er gar nicht zweifelte, sich Sachsen und den Herzogshut zu erkämpfen, nahm er eine Abtheilung des Heeres, in welche er die auserlesenste Mannschaft gestellt hatte, und griff damit, ohne vorher dem Kaiser etwas davon zu sagen, das feindliche Heer bei Welfesholze an. Als die Kaiserlichen sahen, daß ein Theil der Ihrigen im Handgemenge mit dem Feinde sey, eilten sie ihnen sogleich zu Hülfe, und stürzten sich mit Ungestümm, jedoch nicht in bester Ordnung ebenfalls auf den Feind. Aber nun sprengte der junge Wicbert, Sohn des gefangenen Grafen von Groitzsch, dem Mansfeld entgegen, und forderte ihn zum Zweikampfe heraus. Beide Kämpfer waren einander würdig. Mansfeld nahm die Herausfoderung sogleich an; aber nun sollte auch des Kaisers bisher so sehr gefeierte Held die Wandelbarkeit des Kriegsglückes erfahren, und obgleich kühn, tapfer, stark und in den Waffen geübt, wie keiner, erlag er dennoch unter den

Streichen seines Gegners, stürzte endlich verwundet vom Pferde, und Wicbert tödtete den furchtbaren Mann mit eigener Hand. Des Heeres Zuversicht zum Siege beruhete auf seinem Feldherrn; sein Fall verbreitete daher Schrecken und Bestürzung unter demselben; es focht nicht mit der gewöhnlichen Tapferkeit, es leistete nur schwachen Widerstand, ward immer weiter zurückgedrückt, und endlich völlig geschlagen und in die Flucht getrieben. — Tief gebeugt durch diesen ganz unerwarteten Schlag des Schicksals, dessen Folgen er gewiß schon jetzt voraussah, kehrte der Kaiser nach den Rhein zurück.

5. Bisher hatte es noch kein Bischof gewagt, dem vor dritthalb Jahren zu Vienne gegen den Kaiser ausgesprochenen Bannfluch in Deutschland öffentlich zu verkündigen. Aber jetzt trat der Bischof Reinhard von Halberstadt, der, nicht nur gegenwärtig bei dem Treffen, sondern auch an demselben sehr thätigen Antheil genommen hatte *), auf das Schlachtfeld, machte allda den Bann öffentlich bekannt, und trieb den Unsinn gar so weit, daß er in seiner leidenschaftlichen Verblendung die Beerdigung nach christlichem Gebrauche aller Erschlagenen, die auf Seite des Kaisers gefochten hatten, untersagte **), indem der Fluch, der auf

*) Interfuit huic conflictui, immo ut ajunt quodamodo praefuit Episcopus Halberstadensis. (Chron. Ursp.)

**) Bis jetzt war der Bannfluch gegen den König noch in keiner Kirche bekannt gemacht worden. Viele Tausende waren demnach auch in dem Heere des Kaisers, die nichts davon wußten, oder wenn ihnen auch etwas dergleichen zu Ohren gekommen war, es dennoch wegen des Umstandes, daß der Bann nirgends noch war verkündet worden, im höchsten Grade zu bezweifeln, oder gar für ein völlig grundloses, leeres Gerücht zu halten berechtiget waren. — Wie konnte also diesen der kampflustige Bischof christliches und kirchliches Begräbniß verweigern?

diesem läge, auch auf jene übergegangen sey. Bald folgten dem Beispiel Reinhards auch noch andere Bischöfe. Kaum hatte der in Verkündigung des Bannes gegen den Kaiser unermüdliche Bischof Cono aon Präneste von der, für den Kaiser verlornen Schlvcht am Welfesholze Kunde erhalten, als er an den Erzbischof von Cöln schrieb und in ihn drang, seinem Beispiele zu folgen, und ebenfalls den Bann gegen den Kaiser bekannt zu machen. Er, der Erzbischof nämlich, sagt Cono in seinem Schreiben, möge sich ja nicht irre machen lassen von jenen, welche behaupten, ein Bischof könne den König nicht mit dem Banne belegen, denn wenn dieses auch nicht zu ihren bischöflichen Rechten gehöre, so hätten sie dennoch nach dem Rathschluß des heiligen Geistes und der heiligen Väter den König wegen seines begangenen, großen Verbrechens mit dem Bannfluche belegen müssen. Um den Erzbischof vollends zu überzeugen stimmt Cono nun auch das, nicht von weitem hieher passende alte Lied von dem Kaiser Theodosius und heiligen Ambrosius wieder an. Aber trotz aller dieser Gründe wollte der vorsichtige Erzbischof auch jetzt es noch nicht wagen, der Foderung des Legaten sich zu fügen, worauf dieser selbst nach Cöln eilte, und am 29. April des Jahres 1115 in der Kirche zum heiligen Gereon den Bannfluch gegen den Kaiser auf das feierlichste verkündigte. — Nicht minder thätig waren auch die Sachsen, den Bannfluch in allen Kirchen in ihrem Lande dem Volke bekannt zu machen. In Ungarn befand sich ein päpstlicher Legat, Namens Dietherich. Zu diesem schickten sie, ihn bittend nach Sachsen zu kommen. Der Legat kam, und zu Goslar, in Gegenwart des Erzbischofes Adelgot von Magdeburg, vieler anderer Bischöfe und weltlicher Herren, fluchte nun ebenfalls Dietherich dem Kaiser und sein Fluch widerhallte bald in allen Kirchen Sachsens. — Aber nicht allein mit geistlichen,

auch mit weltlichen Waffen setzten die verbündeten Fürsten den Krieg gegen den Kaiser fort. Sie eroberten mehrere Burgen und Schlösser, in denen entweder kaiserliche Besatzung lag, oder deren Besitzer in der Treue des Kaisers geblieben waren. Pfalzgraf Friederich, Markgraf Rudolph und der kriegerische Bischof von Halberstadt bemächtigten sich Quedlinburgs und der Heinenburg. Der Herzog Lothar eroberte Dortmund und zerstörte es, zwang die Stadt Münster, sich von ihrem, dem Kaiser treu gebliebenen, und daher jetzt ebenfalls unter dem Banne der Kirche liegenden Bischofe zu trennen, und für die Sache der Verbündeten, welches nun auch die kirchliche Sache geworden war, sich zu erklären. Eben so machten auch am Rhein die Feinde des Kaisers Fortschritte, und während der Erzbischof Friederich mehrere Burgen und Schlösser wegnahm, welche theils der Kaiser im vorigen Jahre angelegt hatte, oder die den Anhängern desselben gehörten, eroberten und zerstörten die Cölner die von dem Kaiser unlängst erbauete Feste Witschele. — Der Bann that jetzt überall dieselbe Wirkung, die er auch zu Zeiten Heinrichs IV. gethan hatte, und zwar hauptsächlich deswegen, weil auch jetzt wie damals Deutschland sich in einem anarchischen Zustande befand, unter dem Tumult wilder Leidenschaften weder die Stimme der Vernunft noch der Religion mehr gehört ward, und die verbündeten Fürsten in dem kirchlichen Bannfluch ein wirksames Mittel erblickten, sich an ihrem, ihnen bisher so furchtbaren König und Herrn zu rächen, ihn zu unterdrücken, und wo möglich völlig zu verderben. Wirklich fielen jetzt auch von dem Kaiser beinahe alle geistlichen und weltlichen Herren ab, und deren, die in seiner Treue blieben, gab es nur äußerst wenige. Diese waren die beiden Söhne seiner Schwester, nämlich der Herzog Friederich von Schwaben und dessen Bruder Conrad,

ferner Graf Gottfried von Kalw, dem Heinrich, wie man sich erinnern wird, nach Siegfrieds Tod die Pfalzgrafschaft am Rhein gegeben hatte, und endlich auch noch Graf Herrmann von Winzenburg nebst noch einigen andern zwar minder bedeutenden, aber nicht minder edel denkenden Herren. Auch unter den Bischöfen gab es einige, wie z. B. die Bischöfe von Münster und Regensburg und noch einige andere, die in ihrer Treue zu dem Kaiser nicht wankten.

6. Aber allem Ansehen nach — und man möchte es beinahe mit Bestimmtheit behaupten können — findet sich jetzt hier in der Geschichte Heinrichs V. eine immer noch nicht ausgefüllte Lücke. Wir hören nämlich nichts von dem, was er bei der ungemeinen Thätigkeit seiner Feinde, nun auch seiner Seits gegen dieselben unternahm. Sollte er vielleicht, weil in völlige Muthlosigkeit versunken, nun ganz unthätig eine günstigere Wendung seiner Angelegenheiten blos von irgend einem Zufall erwartet haben? Das gleicht aber durchaus nicht dem Charakter dieses Kaisers, und wir werden sogleich Gelegenheit haben uns zu überzeugen, daß Heinrich selbst in dem Momente der drohendsten, ihm ganz nahe stehenden Gefahr dennoch weder Kopf noch Muth verlor. Mit Grunde möchte man also vermuthen, daß der Kaiser, der nach dem Verlust von dem ganzen nördlichen und westlichen Deutschland der schwächere Theil war, mithin nicht mehr durch Waffengewalt seinem gesunkenen Ansehen wieder aufzuhelfen im Stande war, nun eine desto größere Thätigkeit auf dem Felde der Politik entwickelte, durch geheime Unterhandlungen mit einzeln der verbündeten Fürsten den Bund zu trennen, und so am Ende mit Hülfe der Einen die Andern zu schrecken und zum Gehorsam wieder zurückzuführen suchte. Wie aber dem auch seyn mag, so ist es gewiß, daß Heinrich

jetzt in großer Noth und Bedrängniß war, und daß seine Verlegenheit noch höher steigen und noch viel peinlicher für ihn werden mußte, als er um diese Zeit die Nachricht von dem im Sommer dieses Jahres (1115) erfolgten Tod der Markgräfin Mathildis von Toscana erhielt, und von vielen seiner Getreuern in Italien, besonders von den Mantuanern, dringend ermahnt ward, ohne Verzug herbeizueilen, und eine Verlassenschaft in Besitz zu nehmen, die ihm als Kaiser und nächstem Verwandten der Verstorbenen nach Erb- und Lehnrecht gebühre. Die Nothwendigkeit, so eiligst als möglich über die Alpen zu gehen, sah Heinrich wohl ein, besonders da es ihm nicht unbekannt seyn konnte, daß die Verstorbene schon vor mehreren Jahren, vermöge einer hierüber ausgestellten Urkunde, alle ihre Besitzungen dem römischen Stuhle geschenkt hatte. Zudem waren es auch noch verschiedene andere Verhältnisse und besonders gewisse geheime Umtriebe seiner Feinde in Rom, die, obgleich minder wichtig, ihn dennoch jetzt ebenfalls nach Italien riefen*).

*) Die, wie es scheint, sehr zahlreiche gegen den Kaiser feindlich gesinnte Parthei in Rom, wozu natürlicher Weise auch jene gehörten, deren Eifer Paschals mit Heinrich geschlossener Vertrag so sehr entflammt hatte, war nämlich, um an dem Kaiser sich auf eine ganz besondere Weise zu rächen, auf den tollen Gedanken gefallen, die römische Kaiserkrone auf das Haupt des griechischen Kaisers zu setzen. In der Ungewißheit, ob die Griechen in ihren Antrag eingehen würden, knüpften die Häupter der Parthei, lauter vornehme Römer, geheime Unterhandlungen mit dem Hofe in Constantinopel an, und wußten endlich durch Vorspiegelungen und Blendwerke jeder Art den sonst so klugen und scharfsichtigen Kaiser Alexius Komnenus so zu bethören, daß er wirklich eine Gesandtschaft nach Rom sendete, um dem Papste über die von dem deutschen Könige ihm zugefügten Mißhandlungen, und vor-

züglich über die harte Gefangenschaft, die er erduldet, seinen Schmerz zu bezeugen, und auch den Römern seine Bewunderung erkennen zu geben, die ihm ihre treue Anhänglichkeit an den heiligen Vater und der tapfere Widerstand, den sie gegen die Deutschen geleistet, eingeflößt hätten. Alexius erklärte zugleich in seinem Schreiben, daß, wenn er der Geneigtheit der Römer versichert seyn könnte, entweder er selbst, oder sein Sohn Johannes bereit seyn würde, nach Rom zu kommen, um gleich den alten rechtgläubigen Imperatoren vom Papste die Krone zu empfangen, und auf diese Weise die Einheit des römischen Reiches wieder herzustellen. — Die Geneigtheit des griechischen Kaisers, den ihm gemachten Antrag anzunehmen, bestärkte die Römer noch mehr in ihrem unsinnigen Vorhaben. Sie ordneten jetzt eine ungemein zahlreiche Gesandtschaft, die aus sechshundert der vornehmsten Einwohner Roms bestanden haben soll, um den Kaiser Alexius nach Rom zu führen. Die Abreise dieser Gesandtschaft konnte jedoch der ungeduldige, dem Kaiser, mehr als irgend Einer, zürnende Abt von Monte-Cassino nicht erwarten. Schon mit den nach Constantinopel rückkehrenden Gesandten sandte er aus seinem Kloster einige Abgeordnete dahin, die in seinem Namen jetzt schon dem Alexius, als künftigem römischen Kaiser huldigen, und in dessen Hände das Versprechen der Treue ablegen sollten. Aber damit endigte sich auch, wie man glauben muß, das ganze Possenspiel. Es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß die Römer die Narrheit sollten so weit getrieben, und die sechshundert Köpfe starke Gesandtschaft wirklich haben abgehen lassen. Der Abt von Farva, der dem Kaiser, dem er sehr ergeben war, von den Machinationen seiner Feinde in Italien Nachricht gab, auch in einem seiner Berichte sogar verschiedene, zu der famösen Gesandtschaft gewählte Römer mit Namen bezeichnet hatte, machte nachher von der ganzen Sache gar keine Erwähnung mehr. Zudem möchte man glauben, — was auch wirklich gar nicht unwahrscheinlich ist — daß der schlaue Alexius Komnenus, gleich vom Anfange an, aus irgend einem geheimen Grunde, die Römer blos auf einige Zeit zum Besten haben wollte; denn un-

möglich konnte es ihm sehr nach einer Krone gelüsten, deren Glanz so ziemlich zu verbleichen anfing, die seiner Macht nicht den mindesten Zuwachs verschaffte, aber ihn, der ohnehin schon genug mit den Türken und den Donauvölkern zu thun hatte, in unabsehbare Händel, und in einen für ihn, weil völlig erfolglosen, auch höchst verderblichen Krieg mit dem deutschen Kaiser und zugleich mit den Normännern verwickelt haben würde.

7. Aber um Deutschland verlassen zu können, mußte er, der Kaiser, es vorher doch einigermaßen beruhigen, wenn auch nicht auf Dauer, doch wenigstens für die Zeit seiner Abwesenheit. Den Herzog Welf von Bayern und den Bischof Erlang von Würzburg schickte er demnach mit Friedensvorschlägen an Lothar und die übrigen Fürsten. Aber diese trauten den Worten der Friedensboten nicht. Im Gegentheil glaubte Lothar darin eine Hinterlist zu erblicken, und zog daher, um gegen einen Ueberfall sich zu schützen, mit dem sächsischen Heere gegen Erfurt, in der Absicht sich der Stadt zu bemächtigen. Auf dem Marsche dahin begegneten ihm jedoch zwei andere, ebenfalls von dem Kaiser mit friedlichen Vorschlägen an die Sachsen gesandte Abgeordneten, der eine war der, wegen seiner Mäßigung und Friedensliebe allgemein geachtete Bischof Hartwig von Regensburg, der andere ein edler, durch Tapferkeit und Treue ausgezeichneter Ritter, Namens Thiederich von Ara, der in ganz Deutschland in dem Rufe ehrenhafter Geradheit und Biederkeit stand. Diese Beiden fanden mehr Glauben, und als sie die Sachsen auf das neue von der Wahrheit und Aufrichtigkeit der friedlichen Gesinnungen des Kaisers versicherten, ließen auch Lothar und die übrigen Fürsten von Erfurt ab, und stellten alle weitern Feindseligkeiten einstweilen ein *). — Um das Friedensgeschäft zu be-

*) Heinrich V. mußte jetzt selbst sich in der nämlichen Lage gefühlt haben, in der auch Heinrich IV. kurz vor

fördern und durch einen allgemeinen Frieden ganz Deutschland zu beruhigen, schrieb jetzt der Kaiser auf die ersten Tage des Novembers nach Mainz einen Reichstag aus, zu welchem er alle geistliche wie weltliche Fürsten berief. Aber Heinrichs Bemühungen arbeiteten indessen die Gegner desselben, besonders die theils der päpstlichen Partei eifrigst ergebenen, theils auch für das Wohl der Kirche wahrhaft besorgten Bischöfe entgegen. Wirklich konnten sie auch nicht anders; denn gelang es dem Kaiser, in Mainz die Fürsten zu versöhnen und deren Beschwerden zu heben, so war auch vorauszusehen, daß diese alsdann ihre Sache von jener der Kirche trennen und die Bischöfe um so weniger im Stande seyn würden, gegen den, nun von den Fürsten selbst wieder unterstützten und gehobenen Kaiser ihre und ihrer Kirchen gerechte Foderungen geltend zu machen. — Daß der Reichstag in Mainz vereitelt würde, das lag auch vorzüglich in dem Interesse des Erzbischofes von Cöln, und seinem Einfluß ist es wahrscheinlich zuzuschreiben, daß die Fürsten, geistliche wie weltliche, anstatt nach Mainz zu gehen, sich unter den Flügeln des päpstlichen Legaten Thiederichs, der vom Papste

---

den scandalösen und schandbaren Auftritten zu Tribur und Oppenheim sich befand; wenigstens führte er jetzt gerade ganz dieselbe Sprache, die auch damals sein Vater geführt hatte. So z. B. ließ er unter anderm den sächsischen Fürsten sagen: „er wolle Alles verbessern, was er bisher in jugendlichem Leichtsinn, leichtsinniger Uebereilung oder jugendlichem Ungestümm gefehlt habe (de suis extraordinarie vel *juveniliter* gestis); auch in Zukunft über alle Angelegenheiten des Reiches die Fürsten zu Rathe ziehen. — So berichtet wenigstens die Ursperger Chronik, aber wir müssen aufrichtig gestehen, daß Heinrichs V. starrer, durch nichts leicht zu rührender oder zu erschütternder Charakter uns an der Aechtheit dieses Berichts zweifeln macht.

den Auftrag erhalten hatte, die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands zu ordnen, in Fritzlar versammelten. Jetzt war die Spaltung in dem Reiche wieder vollständig. Umsonst harrte nun der Kaiser mehrere Tage in Mainz der Ankunft der Fürsten. Kein einziger kam, die Einen hielt die Erbitterung gegen den Kaiser und die Hoffnung, ihn jetzt, wie einst seinen Vater, gänzlich auf die Seite zu werfen, davon ab; die Andern die Furcht vor dem Legaten, und die Meisten die Ungewißheit, welche Wendung die Sachen jetzt nehmen würden.

8. Die Verlassenheit, in welcher sich in Mainz der Kaiser befand, der gar kein bedeutendes kriegerisches Gefolge bei sich hatte, entging nicht den Mainzer Vasallen und Dienstleuten, und nun glaubten sie diesen Augenblick benutzen zu müssen, um von dem beinahe wehrlosen Kaiser die Befreiung ihres Erzbischofes zu erzwingen. Von den rechtlichen Einwohnern, die zu ihrem Erzbischofe, weil er es an ihnen nicht verdient zu haben scheint, keine besondere Neigung zeigten, hatten sie zwar keinen Beistand zu erwarten, konnten jedoch auch versichert seyn, daß sie den Kaiser, den die Mainzer Bürger, wie die in Cöln, seines Vaters wegen immer noch mehr haßten als liebten, gewiß nicht zu Hülfe eilen würden. Unterstützt von einem Theile des, hier wie überall, leicht zu entflammenden Pöbels, erhoben sich also jetzt die Mainzer Lehnsleute und Dienstmannen in wildem Aufruhr gegen den Kaiser. In voller Rüstung und mit den Waffen in der Hand stürmten sie den Palast, füllten in wenigen Minuten alle Vorhöfe und Hallen desselben mit ihren Leuten, und begehrten unter tumultuarischem Geschrei, bald bittend, bald drohend, die Loslassung ihres Erzbischofes. Die Wüthenden schienen entschlossen, wenn man ihnen ihre Bitte nicht gewährte, den Pa-

last in Brand zu stecken, und alle Bewohner desselben zu ermorden. Doch dieser ganz unerwartete und eben daher desto mehr überraschende, furchtbare Aufstand schreckte nicht im mindesten den Kaiser; obgleich von keinem kriegerischen Gefolge umgeben, war er dennoch entschlossen, nicht nachzugeben, dem wilden Toben der Menge blos die unsichtbare Macht der, seine Person umgebenden kaiserlichen Majestät entgegen zu setzen. Aber seine, weit leichter als der Kaiser, zu schreckende und einzuschüchternde Umgebung, die schon den Palast in Flammen und über sich einstürzen sah, drang so sehr und so ängstlich mit Bitten in ihn, daß er endlich doch einigermaßen nachzugeben sich geneigt zeigte. Wirklich versprach er auch den erzbischöflichen Vasallen und Dienstleuten die Loslassung ihres Erzbischofes, jedoch blos unter der Bedingung, daß der Erzbischof innerhalb Jahresfrist sich stellen und wegen des Verraths, dessen er beschuldiget worden, zur Rede stehen und Genugthuung leisten, auch Geißeln und Bürgschaft dafür stellen sollte, daß dieses pünktlich von ihm geschehen würde. Sobald dieser Vertrag geschlossen war, verließ der Kaiser eine Stadt, die ihm wegen dieses ärgerlichen Auftritts und der wenigen Neigung, welche die Einwohner dabei gegen ihn blicken ließen, doppelt verhaßt war. Er ging den Rhein hinauf nach Speier. Dahin ließ er auch den gefangenen Erzbischof bringen, und nachdem dieser die gefoderte Bürgschaft gestellt hatte, setzte er ihn in Freiheit. — Durch seine lange und harte Gefangenschaft war Albert ganz abgezehrt, und seine magere, abgehärmte Gestalt durchschimmerte mannigfaltiges schweres Leiden; aber eben dadurch, weil jetzt sein Anblick überall Theilnahme erzeugte, und die Herzen der Menschen ihm gewann, ward er nun auch einer der gefährlichsten Gegner des Kaisers. Der erste Schritt, den er gleich nach erhaltener Freiheit that, war, daß er Abgeordnete an den

päpstlichen Legaten Thiederich sandte, und diesem seine völlige, unbedingte Unterwerfung unter den apostolischen Stuhl bezeugte. Er habe, sagt er in seinem Schreiben an den Legaten, durch reiferes Nachdenken die Ueberzeugung gewonnen, daß wir alle in Christo eins, und als Glieder desselben Leibes mit dessen Haupte vereiniget seyn müßten, wenn wir nicht ewiger Verdammniß uns schuldig machen wollten. Wer sich von der römischen Kirche trenne, der trenne sich von Gott ꝛc. ꝛc.*). Unstreitig ein sehr schönes, höchst lobenswerthes Bekenntniß, und gelangte der Erzbischof während seiner Gefangenschaft zu dieser Einsicht, so war jene ihm gewiß höchst heilsam; nur Schade, daß sie ihm nicht auch

*) Dasselbe sagt der Erzbischof auch in einem Schreiben an die Würzburger Geistlichkeit. Nos enim unum in Christo sentire, unum esse debemus, videlicet Capiti membra concordare, quod caput Christi est, a quo qui se demembrat aliquo schismatis et haeresis sacrilegio profecto in aeternum peribit. Deus enim noster non Deus dissensionis est, sed Deus pacis et unitatis, a quo dissentit, qui a Romana discordat Ecclesia. — So spricht und schreibt jetzt der, welcher im Jahre 11, also vor noch nicht gar fünf Jahren den sacrilegischen Rath gab, an die geheiligte Person des Oberhaupts der Kirche gewaltsame Hände zu legen, den Papst und den größten Theil der Cardinäle der römischen Kirche gefangen fortzuschleppen, und durch Drohungen und harte Behandlung, Concessionen zu erzwingen, die er jetzt selbst als ein an der Kirche begangenen gottlosen Raub darstellt. — Es wäre wohl der Mühe werth gewesen, etwas tiefer zu schauen und näher zu prüfen, ob es dem Herrn Erzbischofe mit allen diesen schönen Worten auch wahrer Ernst sey, oder ob er jetzt blos deswegen süßen Honig im Munde habe, damit der in seinem Herzen brütende Groll und Ingrimm gegen den Kaiser nur desto bitterer, und noch dabei wuchernd mit allen Kräften eines höhern Verstandes, seinen ehemaligen Herrn und Wohlthäter verfolgen könne.

lehrte, Christo in Allem nachzufolgen, mithin demüthig, sanftmüthig und friedeliebend zu seyn, und vorzüglich seinen Feinden und Beleidigern von ganzem Herzen zu verzeihen. Da Albert noch nicht zum Erzbischofe von Mainz war geweihet worden, so lud er den Legaten zugleich ein, auf das bevorstehende Weihnachtsfest nach Cöln zu kommen, und ihm die erzbischöfliche Weihe zu ertheilen. Daß man in einem Partheikampfe um jeden Preis Anhänger zu gewinnen und seinem Gegner zu entziehen sucht, das ist sehr begreiflich, aber eben daher ist es desto auffallender, daß der Legat, obgleich der Erzbischof so grob und schwer gegen die Kirche und dessen Oberhaupt gesündiget hatte, ihn jetzt dennoch, dessen begangene Frevel und Gewaltthaten in völlige Vergessenheit stellend, sogleich wieder in den Schooß der Kirche aufnahm, mit ihm Kirchengemeinschaft einging und seiner Einladung nach Cöln folgte. Freilich wäre es möglich, daß der Cardinallegat dem Erzbischofe dessen in harter Gefangenschaft erduldete Leiden als Buße könnte angerechnet haben. — Auch beinahe an alle Bischöfe Deutschlands und deren Geistlichkeit erließ jetzt der Erzbischof von Mainz eine Menge Schreiben, in welchen er sie dringend ermahnt, sich aller Gemeinschaft mit denen zu enthalten, welche unter dem Bannfluche der Kirche gebunden wären, und endlich, selbst unter Drohungen ihnen gebietet, sich bei seiner Weihe in Cöln einzufinden.

9. Die Rundschreiben des Erzbischofes von Mainz that jedoch nicht überall dieselbe Wirkung. Nur vierzehn Bischöfe erschienen in Cöln. Aber unter diesen befand sich auch der heilige Otto von Bamberg. Wahrscheinlich kam dieser ehrwürdige Oberhirt zwar nicht in der Hoffnung den Frieden in der Kirche und dem Reiche wieder herstellen, aber doch wenigstens manches fernere Uebel und manche Uebereilung verhüten zu

können *). — Von einer Versammlung unter dem Vorsitze und der Leitung des päpstlichen Legaten, welche überdieß jetzt auch des Erzbischofes von Mainz hinreißende, mit Gift und Gall gemischte Beredsamkeit

*) Der heilige Otto, dessen Reden und Handlungen stets auch mit seinen Grundsätzen und Gesinnungen in dem schönsten Einklang standen, und der wohl einsah, — was auch schon verschiedene frühere heilige Päpste in ihren Schriften erklärt hatten, — daß nämlich das Wohl der Kirche und der christlichen Welt vorzüglich auf einer vollkommenen Eintracht und Harmonie zwischen der geistlichen und weltlichen Macht beruhe, diese aber nicht durch Partheiungen und leidenschaftliche Ausbrüche gefördert, sondern nur noch mehr erschwert, oder gar zerstört werde: dieser heilige Oberhirt hatte sich indessen sowohl gegen den Kaiser, als überhaupt auch bei den gegenwärtig wieder beginnenden Wirrnissen und Spaltungen, mit solcher Schonung und Mäßigung benommen, daß er sich dadurch das Mißfallen der Eiferer und besonders des Erzbischofes Friederich von Cöln zuzog. Aus einem Schreiben des Erzbischofes von Mainz (Cod. Udalr. Nr. 291.) ergibt es sich, daß man in der Versammlung zu Frizlar die Sache gegen den heiligen Otto schon so weit getrieben, daß der päpstliche Legat im Begriffe stand, ihm die Darbringung des heiligen Opfers zu untersagen, oder ihn gar von allen bischöflichen Verrichtungen zu suspendiren, und daß blos die Fürbitte des erwähnten Erzbischofes von Mainz — wenigstens sagt dieser es selbst in seinem Schreiben — diesen bittern Kelch von dem heiligen Otto noch abwenden konnte. Es war also von diesem sehr klug, auch zeitgemäß, und gewissermaßen selbst nothwendig, seine Gegenwart der Versammlung der Bischöfe in Cöln nicht zu entziehen, besonders da die durchaus nothwendige Weihe des Erzbischofes von Mainz, die man schon so lange gesetzwidrig aufgeschoben hatte, und bei welcher noch zwei andere Bischöfe gegenwärtig seyn mußten, ebenfalls für ihn auch noch ein Beweggrund dazu gewesen seyn mochte.

immer noch mehr entflammen konnte, und zu deren Schutz endlich auch Herzog Lothar und mehrere sächsische Fürsten mit einem ansehnlichen Heere heran gezogen kamen, hatte unstreitig der Kaiser das Aeußerste zu befürchten. Da unter den in Cöln versammelten Bischöfen keiner war, von dem er kräftig vertreten zu werden hoffen konnte, so sandte er den, ihm bis jetzt treu ergebenen Bischof Erlong von Würzburg dahin; nicht sowohl um die Sache des Kaisers dort zu führen — denn dieß wäre unter den gegenwärtigen Umständen ein beinahe alberner Gedanken gewesen — als nur um von dem, was dort vorfallen, und die allda versammelten Bischöfe und Fürsten zu erstreben suchen würden, ihm schleunige und sichere Nachricht zu ertheilen. Daß die Absendung dieses Bischofes eine ganz zwecklose Maßregel sey, das zeigte sich bald von selbst; denn als Erlong in Cöln ankam, ward ihm der Zutritt zu der Versammlung nicht eher gestattet, als bis er vorher sich dem apostolischen Stuhle unterworfen, und mit dem Kaiser, als einem Gebannten, alle fernere Gemeinschaft aufzuheben verheißen hatte. Bei seiner Zurückkunft in Speier wollte er daher auch in Gegenwart des Kaisers das heilige Opfer nicht darbringen, und als er durch furchtbare Drohungen dazu gezwungen ward, entwich er nach beendigter heiliger Messe sogleich aus Speier, und that lange Zeit für seine jetzt bewiesene Feigheit ernste und strenge Buße*).—

*) Vor einem, mit dem Banne belegten Monarchen das heilige Opfer darzubringen, folglich mit einem aus der Kirchengemeinschaft Ausgeschlossenen dennoch Kirchengemeinschaft zu halten, ist offenbar eine, keinem Bischofe und keinem Priester gezlemende, strafsällige Handlung. Aber etwas ganz anderes ist es, wenn man von einem Bischof fordert, daß er auch jene materiellen Leistungen, wozu er als Lehnträger und Besitzer von Städten und Burgen, die ihm zu Lehen

Ein ungleich günſtigeres Ereigniß war es aber für den Kaiſer, daß der päpſtliche Legat auf ſeiner Reiſe nach Cöln unter Weges plötzlich ſtarb. Durch dieſen Todesfall ward der Verſammlung ihre Stütze entzogen, ihre ganze Kraft gebrochen. Was ſie bisher ſo kühn und ſo entſchloſſen gemacht hatte, war die zuverſichtliche Hoffnung, daß Alles, was ſie jetzt gegen den Kaiſer unternehmen und beſchließen möchten, auch von dem Legaten im Namen des apoſtoliſchen Stuhles würde beſtätiget und bekräftiget werden; und von dieſem mächtigen Stützpunkt ausgehend, konnte nun die Verſammlung ſich gleichſam als ein Organ des apoſtoliſchen Stuhles und der allgemeinen, über den ganzen Erdkreis verbreiteten Kirche betrachten, und der verſchlagene, in allen Geſchäften und Angelegenheiten des Reiches ſo bewanderte Erzbiſchof von Mainz die Sache gegen den Kaiſer eben ſo weit treiben, als ſie einſt gegen deſſen Vater unter ähnlichen Verhältniſſen war getrieben worden. Alle dieſe Hoffnungen und Ausſichten verſchwanden jetzt mit dem Tode des Legaten. Die Weihe des Erzbiſchofes hatte zwar Statt, weil der heilige Otto, der dieſelbe für nothwendig hielt, ſie nun verrichtete. Aber gegen den Kaiſer ward nicht einmal, was man doch allgemein vermuthet hatte, der Bannfluch auf das neue wieder verkündiget, jedoch dafür allgemein anerkannt, daß der gegen den Kaiſer erlaſſene Bannfluch gültig, mithin derſelbe von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen ſey, wovon nun die Folge war, daß mit Ausnahme einiger wenigen, alle übrigen Biſchöfe von ihm abfielen.

---

gegeben worden ſind, verfaſſungsmäßig verpflichtet iſt, dem Kaiſer, ſeinem oberſten Lehnsherrn nicht mehr leiſten ſoll. Das Geiſtliche darf nicht mit dem Weltlichen, und dieſes nicht mit jenem vermiſcht und verwirrt werden.

10. Jetzt sah der Kaiser wohl ein, daß, da es ihm unmöglich sey, die Bischöfe für sich zu gewinnen, er eben so wenig auch die Fürsten, deren Interesse, wie die Sachen nun stünden, innigst mit jenem der Kirche verflochten wäre, wieder zum Gehorsam zurückzubringen, mithin das Reich, wie es sein Wunsch gewesen, völlig zu beruhigen im Stande sey. Aber gerade um so mehr mußte er jetzt seine Blicke nach Italien richten, nicht blos weil seine wärmsten Anhänger, besonders der Abt von Farva, ihn unaufhörlich dringend dahin riefen, und die nicht länger mehr zu verzögernde Besitznahme einer reichen, seine Macht um vieles vermehrenden Erbschaft seine schleunige Gegenwart erheischte, sondern weil er mit Grund hoffen konnte, vielleicht mit Hülfe des Papstes von Italien aus Deutschland weit leichter und schneller beruhigen zu können, als er dieß jetzt selbst auf deutschem Boden vermochte. Daß während seiner Abwesenheit die Verwirrung im Reiche noch größer, und der Kampf der Partheien noch heftiger werden müsse, dieß konnte er sich leicht vorstellen, aber dabei auch auf die unerschütterliche Treue, Klugheit und Tapferkeit seiner beiden Neffen, der Staufen, nämlich Friederichs von Schwaben und dessen Bruder Conrads sich vollkommen verlassen. Um die Macht der beiden Brüder noch mehr zu verstärken, nahm er dem Bischofe von Würzburg, zu dem er ohnehin kein Zutrauen mehr haben konnte, das Herzogthum Franken, das heißt, alle herzogliche Gewalt in weltlichen Dingen, und übertrug sie seinem Neffen Conrad. Da nun Schwaben durch Herzog Friederich, Franken durch dessen Bruder Conrad, und die ganze Gegend am Mittelrhein durch den Pfalzgrafen Gottfried für den Kaiser, und das mächtige Bayern, wie auch Oberlotharingen weder für, noch gegen denselben waren, so war auch, wenn es während der Abwesenheit des Kaisers, woran gar nicht zu zweifeln war, zum Kampfe kommen sollte,

das Gleichgewicht zwiſchen den kämpfenden Partheien ſo ziemlich feſtgeſtellt*). — Großer Vorbereitungen zu ſeinem Zug über die Alpen bedurfte der Kaiſer nicht. Seine Anhänger in Italien hatten ihn zu überzeugen gewußt, daß der Eindruck, den er vor fünf Jahren durch ſeine Strenge auf die Gemüther gemacht, noch lange nicht erloſchen ſey, und daß gleich ſchon bei dem Gerüchte ſeiner Ankunft in Italien, auch der Schrecken, der ſeinem Namen voranging, augenblicklich wieder alle italieniſchen Vaſallen mit ihren Dienſtmannen um ſeine Perſon vereinigen würde**).

VIII.

Heinrichs V. zweite Heerfahrt nach Italien. — Tod Paſchalis II. — Gelaſius II.

1. Im Anfange des folgenden Jahres 1116 brach Heinrich, nachdem er kurz vorher noch den Herzog

*) Auch noch mehrere andere Fürſten, wie z. B. der tapfere Graf Otto von Ballenſtädt — der erſt im vorigen Jahre mit einer Handvoll Krieger über einen zehnfach ſtärkern Haufen Luitizen einen ſo glänzenden Sieg erfochten hatte — und denen die Eintracht im Reiche, mithin der Friede ernſtlich am Herzen lag, die aber wohl einſahen, daß dieſer Friede nur durch das Anſehen und die Macht des Königes könne erhalten werden, waren ebenfalls im Stillen der Sache des Kaiſers nicht abgeneigt.

**) Der Biſchof Azzo von Aqui ſchrieb an Heinrich: — — consulere praesumo, ut in Italiam venire festinetis; neque multum magno exercitu indigetis, vestra est enim adhuc Longobardia, dum terror, quem ei incussistis, in corde ejus vivit (Cod. *Udal.* Nr. 238). Ungefähr in demſelben Sinne ſchrieb damals auch der Abt von Farva an den Kaiſer.

Friederich von Schwaben zum Reichsverweser ernannt hatte, in Begleitung seiner jungen Gemahlin, der Königin Mathilde, nach Italien auf. Sein Heer war zwar bei weitem nicht so zahlreich als das erstemal, aber doch ansehnlich genug, um den Italienern Ehrfurcht zu gebieten. Er hatte seine sämmtlichen Haustruppen, größtentheils auserlesene, ihm mit Leib und Seele ergebene Krieger bei sich; auch mehrere Fürsten, und unter diesen Heinrich der Schwarze, Bruder des Herzogs Welf von Bayern, begleiteten ihn auf diesem Zuge; eben so auch die Bischöfe von Augsburg, Regensburg, Münster, Constanz, Brixen und Trient, und jeder dieser Fürsten oder Bischöfe hatte eine zahlreiche, kriegerische Mannschaft in seinem Gefolge. — Dem Kaiser war es sehr darum zu thun, die Städte Oberitaliens, die, wie man ihm geschrieben, seine Feinde gegen ihn einzunehmen gesucht hatten, für sich zu gewinnen. Wegen seines Reichthums, seiner Größe, seines immer höher steigenden Flors und seiner zusehends wachsenden Macht hatte Venedig einen ungemeinen Einfluß auf alle Völker und Städte Italiens. Diese Stadt für sich zu haben, war für den Kaiser kein kleiner Gewinn. Er verließ also auf dem Marsch sein Heer und eilte nach Venedig. Da er schon bei seinem ersten Aufenthalt in dieser Stadt einen ungemein günstigen Eindruck auf die venetianischen Gemüther gemacht hatte, so ward er jetzt mit ganz ungewöhnlicher Pracht empfangen. Der Doge von Venedig, Orlando Feletro, überließ ihm zu seiner Wohnung seinen herzoglichen Palast. Von Feletro begleitet, besuchte Heinrich die vornehmsten Kirchen der Stadt, staunte über die Größe und Pracht der Gebäude, bewunderte Venedigs weise Verfassung und Verwaltung, und nannte in einigen, von ihm um diese Zeit ausgestellten Urkunden den Staat von Venedig, bisher das Herzogthum Venedig genannt, das venetiani-

ſche Reich*). Durch die Lobſprüche des Kaiſers im höchſten Grade geſchmeichelt, und über deſſen Betragen ganz entzückt, nahmen die Venetianer keinen Anſtand, Heinrichs Hoheit über ihren Staat anzuerkennen, feierten auf jede mögliche Weiſe ſeine Perſon, und fanden alles, was er that, groß und wahrhaft kaiſerlich.

2. Gewiß blieb Venedigs Beiſpiel und die hohe Achtung, die ihm die ſtolzen, reichen und mächtigen Einwohner Venedigs erwieſen, nicht ohne Wirkung; denn kaum war der Kaiſer bei ſeinem Heere, das indeſſen in das Paduaniſche vorgerückt war, wieder angekommen, als auch ſchon von allen Seiten geiſtliche und weltliche Herren mit zahlreichen Gefolgen von Lehnleuten und Dienſtmannen herangezogen kamen und ihn als ihren Herrn und Kaiſer begrüßten, ſo daß von irgend einem Einfluß des über ihn ergangenen Bannſpruches in die Angelegenheiten des italieniſchen Reiches und deſſen Verwaltung auch nicht die allermindeſte Spur bemerkbar ward**). — Mit ſeinem Heere rückte

*) Andreas Dandolus in ſeiner venetianiſchen Chronik: Mense Marcii 1116 Henricus V. Imperator, Veneti as accedens, in Ducali palatio hospitatus est, liminaque beati Marci et alia Sanctorum loca cum devotione maxima visitat, et urbis situm, aedificiorumque decorem, et regiminis aequitatem multipliciter commendavit, Curiam etiam suorum principum tenens, plurimis monasteriis immunitatum privilegia de suis possessionibus Italici regni concessit, in quibus *ducalem* provinciam *Regnum* appellat.

**) Die um dieſe Zeit von Heinrich für ſo viele Städte Italiens ausgeſtellten Urkunden, ſo wie die Leichtigkeit, mit der er die in der Lombardei durch mancherlei Fehden zerrüttete Ordnung wieder herſtellt, und die Bereitwilligkeit überhaupt, mit der man ſich überall ſeinen Geboten füget, beweiſen ebenfalls und mehr als zur Genüge, daß der Bann, wenigſtens in Italien, nicht die mindeſten unangenehmen zeitlichen Folgen für ihn hatte.

nun Heinrich in die Länder der verstorbenen Markgräfin. Diese waren bekanntlich sehr beträchtlich, und begriffen einen großen Theil des Mailändischen, Liguriens und Toscana's. Ohne Widerstand setzte sich Heinrich in Besitz derselben und besetzte sogleich auch alle die vielen festen, in den Apenninen liegenden Burgen *). Papst Paschal erhob keinen Widerspruch dagegen; der Gedanke an die Investituren und seinen diesfalls geschlossenen Vertrag, dieser Gedanke, der jetzt bei des Kaisers Wiedererscheinung in Italien neue Stärke gewann, erfüllte zu sehr seine Seele, als daß er sich mit etwas Anderm hätte beschäftigen können. Auch von Paschals Nachfolgern ward, so lange Heinrich V. lebte, kein Einspruch erhoben, aber eben daher gab die

*) Ob der Kaiser sich der ganzen Verlassenschaft mit Recht oder Unrecht bemächtigte, das ist eine andere, nicht so leicht zu entscheidende Frage. Unstreitig befanden sich unter den Besitzungen der verstorbenen Markgräfin auch Allodialgüter. Zwar hatte auch auf diese Heinrich gerechten Anspruch als Verwandter Mathildens, deren mütterliche Großmutter die Schwester der Mutter Heinrichs III., mithin des Großvaters Heinrichs V. gewesen war. Indessen hatte jedoch Mathilde schon unter Gregor VII. alle ihre Güter dem römischen Stuhle geschenkt, und diese Schenkung, nach der Trennung ihrer Ehe mit dem jungen Welf, unter Paschal II. im Jahre 1102 wieder erneuert. Unstreitig hatte demnach auch der Papst, wenigstens auf die Allodialgüter der Markgräfin, nicht minder gegründete Rechte. Aber das, was Allodium oder Lehen war, von einander auszuscheiden, war jetzt sehr schwer, ja beinahe unmöglich. Wie in Deutschland hatte auch in Italien das Lehnwesen allen Allodialbesitz verschlungen, und längst schon war man in beiden Reichen gewohnt, jeden Grundbesitz, von welcher Art er auch seyn mochte, als ein Lehen zu betrachten. — Wir werden in der Folge noch auf diese Materie wieder zurückkommen müssen.

Mathildische Erbschaft nachher nur zu desto größerm Zwist und länger dauernden Streitigkeiten zwischen den Päpsten und den Kaisern die unselige Veranlassung.

3. Die Besitznahme der reichen Mathildischen Erbschaft war zwar der Haupt-, jedoch nicht einzige Zweck von Heinrichs zweiter Heerfahrt nach Italien. Mit dem Papste wollte er sich auf das engste verbinden, ihn von jener Parthei befreien, die sich offenbar gegen den römischen Stuhl empört, sogar Paschal II. abzusetzen gedrohet hatte, und auch jetzt noch dessen Hände gefesselt hielt. Der Gewalt dieser offenbar antipäpstlichen Parthei wollte der Kaiser den Papst entziehen, und dann in vollkommenem Einklange mit dem Oberhaupte der Kirche, in dieser wie in dem Reiche den Frieden wieder herstellen. Daß ihm dieß gelingen würde, dazu hatte der Kaiser sehr gegründete Hoffnung. Seinem Eide treu, hatte der Papst, so sehr man auch in ihn gedrungen, doch bis jetzt noch nie über den Kaiser den Bannfluch ausgesprochen; und wenn er das, was die Bischöfe von Vienne und Präneste und der päpstliche Legat Thiederich sich gegen den Kaiser erlaubten, zu genehmigen schien; so that er dieß nicht aus Ueberzeugung und freiem Willen, sondern blos aus Zwang, da die Gregorianische Parthei ihn schon so eingeengt hatte, daß er sich nicht mehr frei bewegen konnte. Man ist sogar gewissermaßen berechtiget zu glauben, daß dem Papste selbst, als der Sturm sich gegen ihn erhob, anfänglich der Gedanke, sich dem Kaiser in die Arme zu werfen, nicht ganz fremd geblieben war, und daß, wenn der Kaiser damals sogleich wieder mit einem Heere über die Alpen hätte eilen können, er höchst wahrscheinlich auch des Papstes wankendem Entschluß Bestimmtheit und Festigkeit gegeben haben würde; wenigstens scheinen seine, um jene Zeit an den Kaiser geschriebenen Briefe diese Vermuthung einiger-

maßen zu bestätigen*). — Heinrich sandte also gleich aus Venedig, oder vielleicht selbst schon vor seinem Abzuge aus Deutschland**), an den Papst eine Gesandtschaft, an deren Spitze als Wortführer der Abt Pontius von Clugny***) stand. Dieser war Ueberbringer eines Schreibens, in welchem der Kaiser dem Papste sein Bedauern über alle die Unannehmlichkeiten äußert, welche der heilige Vater, durch den mit ihm über die Investituren geschlossenen Vertrag sich zugezogen habe, wobei zugleich der Kaiser dem Papste seinen Wunsch zu erkennen gibt, ihn mit Hülfe der wahren Freunde der römischen Kirche aus dieser übeln Lage zu befreien, und dadurch den Frieden und vollkommene Eintracht für immer zu befestigen. Seine Heiligkeit möchten sich demnach mit dem Abte und andern frommen Männern berathen, auf welche Weise dieses Ziel am leichtesten erreicht werden könnte†).

---

*) Cod. *Udalr.* Nr. 266—272.

**) Wenn nach dem Bericht der Ursperger Chronik die Gesandten des Kaisers schon im Anfange März in Rom waren, so muß er sie nothwendig auch vor seinem Aufbruch aus Deutschland, der schon in den ersten Tagen des Februars erfolgte, dahin gesanot haben.

***) Muratori macht diesem Abte Pontius ungeziemenden Stolz und hochfahrendes Wesen zum Vorwurf.

†) „Compertum habemus," schreibt der Kaiser an den Papst, Pater venerande, te propter nos gravi controversia et plurimis affectum esse molestiis. Quo propter ob reverentiam Tui, Deo teste, gravius tuis quam propriis angimur incommodis. Idcirco Abbatem Cluniacensem ad hoc negotium adscivimus, scilicet virum religiosum et in fide Christi spectabilem: hunc quoque super hac causa tuae Paternitati direximus, parati secundum tuum consilium et ipsius et caeterorum religiosorum, pacem Ecclesiae diligentium *Te ab his molestiis eripere*, et pacem et concordiam inter me et te indissolubiliter stabilire. (Cod. *Udal.* Nr. 273.)

4. Paschal, in den strengen Grundsätzen des Cluniazenser Klosters erzogen und gebildet, war ein wahrhaft frommer, daher auch sanftmüthiger, friedelieben-der Papst. Demuth war ein Grundzug seines Herzens, dem Herrschsucht und gebieterisches Wesen völlig fremd waren. Jetzt stand er zwischen zweien Partheien, wovon er seinem sanften und milden Charakter nach keiner angehörte. Aber vor dem Gedanken an ein Schisma schreckte er wie vor einem bodenlosen Abgrund zurück. Gerne würde er also die von dem Kaiser ihm gereichte Hand angenommen haben, hätte ihn nicht die ängstliche Besorgniß, daß jene Parthei, welche sich ausschließlich die Kirche nannte*), und ihm nichts

*) Diese Parthei nannte sich so laut, so ununterbrochen fort, und aller Orten so oft die Kirche, daß man ihr es endlich glaubte und, als in Deutschland auch noch anderes, ganz fremdartiges Interesse dabei mit in das Spiel kam, sie auch wirklich dafür anerkannte. Aber die Kirche ist nur da, wo ihr Oberhaupt ist, und so gering auch die Zahl Jener seyn mag, die sich um diesen Mittelpunkt vereinigen, so sind sie es doch allein die, unter ihrem Oberhaupte vereint, die wahre Kirche ausmachen. Papst Paschal war leider damals nicht frei, in allen seinen Bewegungen war er gehemmt; ist aber das Oberhaupt der Kirche seiner Freiheit beraubt, dann ist auch die Kirche nicht mehr frei, und gerade jene Parthei, die sich jetzt die Kirche nannte, war es, die dem Oberhaupt der Kirche, mithin auch der wahren Kirche Fesseln anlegte, und beide ihren leidenschaftlichen Ansichten zu unterwerfen suchte. Weit entfernt also, die wahre Kirche zu seyn, hatte jene Parthei vielmehr die ganze kirchliche, so heilsame, vom Geiste Gottes vorgeschriebene, hierarchische Ordnung gestürzt, um auf ihren Trümmern ihrem stolzen Dünkel ein, blöde Augen blendendes Denkmal zu errichten. War es jemals erhört worden, daß ein einzelner Bischof sich erkühnen durfte, denjenigen, dem das Oberhaupt der Kirche die Lossprechung ertheilt, ihn mit der Kirche ausgesöhnt, zum Zeichen des Frie-

weniger als sehr freundlich gegenüber stand, eine Spaltung veranlassen möchte, — welche die wahre Kirche

---

dens die heilige Eucharistie ihm gereicht, und so den mit ihm geschlossenen Bund gleichsam mit dem Blute des Erlösers besiegelt hatte: daß, sagen wir, ein einzelner Bischof, wie Cono von Präneste gethan, sich erfrechen durfte, einen Solchen mit dem Banne zu belegen, mithin Dem zu fluchen, den das Oberhaupt der Kirche gesegnet hatte? Und damit noch nicht zufrieden, wollten sie sogar den heiligen Vater zwingen, seinen Eid zu brechen und selbst, ohne alle Rücksicht auf die Heiligkeit des Eides und seine eigene hohe Würde, den Bannfluch über den Kaiser auszusprechen. Man sage ja nicht, der von Paschal geleistete Eid sey ungültig, weil er mit dem, Gottes Geboten schuldigen Gehorsam im Widerspruch gelegen. Dieß ist eine grobe Unwahrheit; denn sonst müßte die Kirche, die während beinahe dreihundert Jahren, in welchen doch mancher große und heilige Papst den Stuhl des heiligen Petrus zierte, die Ausübung des Investiturrechts den Monarchen gestattet hatte, ebenfalls diesen ganzen, langen Zeitraum über die Gebote Gottes verletzt, gröblich gegen dieselben gesündiget haben. — Glaubten auch Bruno von Segni, Cono von Präneste, Guido von Vienne und die übrigen Eiferer, von den Bedürfnissen der Kirche und dem, was ihr frommt, bessere und richtigere Ansichten als der Papst zu haben, so wäre es für sie doch immer geziemend gewesen, sich in ehrerbietiges Stillschweigen zurückzuziehen, über die Verfügungen des Oberhaupts der Kirche sich kein Urtheil zu erlauben, und alles zutrauungsvoll der erbarmenden Liebe und Weisheit des göttlichen Gründers der Kirche zu überlassen, der es am besten weiß, und auch nie es unterlassen wird, die blos aus jener, der menschlichen Natur anklebenden Schwäche entspringenden Fehler und Mißgriffe seiner Statthalter wieder gut zu machen, und am Ende Alles so zu lenken und zu fügen, wie es seinem heiligsten Willen am angemessensten und seiner Kirche am ersprießlichsten ist. — Wir wiederholen es, der Geist, der jene Eiferer beseelte, war kein reiner, sondern ein stolzer Kastengeist,

des Sohnes Gottes auf lange Zeit wieder trüben und verwirren könnte. — In seiner peinlichen Verlegenheit berief der heilige Vater ein zahlreiches Concilium nach Rom. In der Mitte der versammelten Väter hoffte er Trost, Rath und Unterstützung zu finden. Wie schmerzhaft es für Paschals empfindsames Gemüth war, jetzt wieder auf Ereignisse zurückkommen zu müssen, die bisher die Quelle so vieler Kränkungen für ihn waren, gibt sich schon daraus kund, daß er, so viel er nur konnte, damit zögerte, den eigentlichen Gegenstand, wegen dessen das Concilium im Lateran versammelt war, in Vortrag zu bringen. Mehrere Tage beschäftigte er daher die versammelten Cardinäle und Bischöfe mit der gespaltenen, streitigen Erzbischofswahl in Mailand, hierauf mit dem Streite des Bischofes von Lucca mit der Stadt Pisa. Aber nun erhob sich einer der anwesenden Bischöfe, und erinnerte auf eine ziemlich verletzende Weise den heiligen Vater, daß das Concilium nicht wegen unbedeutender weltlicher, sondern der wichtigsten kirchlichen Angelegenheiten wegen versammelt sey. Paschal war jetzt gezwungen, das von ihm schon so oft erpreßte demüthige Bekenntniß, einen Mißgriff gemacht zu haben, hier abermal abzulegen. Der Papst erzählte also die Veranlassung und ganze Geschichte seiner Gefangenschaft, und wie er endlich, um von der Kirche und dem römischen Volke die ihnen drohenden Gefahren abzuwenden, und Raub, Mord, Brand und noch andere grauenvolle Frevel zu verhindern, jenen,

---

der im Widerspruch sich gefiel und endlich so tief in das Gemeine und Unedle herabsank, daß er, in eitler Selbstgenügsamkeit sich spiegelnd, sogar die Verlegenheiten und Bedrängnisse des heiligen Vaters überall und besonders auf dem lateranensischen Concilium, recht zur Schau zu stellen suchte, blos um seine eigene vermeintliche Superiorität desto schlagender daraus hervorgehen zu lassen.

dem König das Investiturrecht zugestehenden Vertrag abgeschlossen habe. Er bekenne aber jetzt darin gefehlt zu haben, und ersuche die versammelten Väter, für ihn Gott zu bitten, daß er ihm ebenfalls seinen Irthum verzeihen möge. Was aber die Urkunde betreffe, die er im Lager dem Könige über das Investiturrecht ertheilt, und die man ihrer Verwerflichkeit wegen ein Privilegium nenne, so verdamme er dieselbe als eine sündhafte Schrift, und spreche für immer das Anathema darüber aus. Niemand möge ihrer mehr gedenken, und er bitte die versammelten Väter, sie ebenfalls so zu betrachten, als wenn sie nie wäre gegeben worden, gar nicht existire. — Jetzt erhob sich das ganze Concilium und rief wie mit einer Stimme: Fiat, Fiat! — Doch auch dadurch, wie es scheint, ward der Ingrimm des leidenschaftlichen Bischofes Bruno von Segni noch lange nicht besänftiget; laut rief er jetzt aus: „Gott sey gelobt und Ihm gedankt, daß auch der Herr Papst Paschalis, der bei dem gegenwärtigen Concilium den Vorsitz führt, nun selbst jenes ketzerische Privilegium verdammt hat.“ — Spöttisch fügte Bruno noch hinzu: „Wenn aber jenes Privilegium eine Ketzerei enthält, so ist der, welcher es ausgestellt, ebenfalls ein Ketzer*).“ — Voll gerechten Unwillens über diese unerhörte Frechheit, erhob sich jetzt der Kanzler der römischen Kirche, der Cardinaldiacon Johannes von Gaëta,

*) Bruno autem Siginus episcopus altius exorsus est. „Gratias agamus omnipotenti Deo, qui dominum papam Paschalem, qui praesenti concilio praesidet, audivimus proprio ore damnantem illud previlegium quod pravitatem et haeresim continebat. Ad haec *ravillatorie* subjunxit: si privilegium illud haeresim continebat, qui illud fecit, *haereticus fuit.*“ (*Mansi* T. XXI. Jedoch noch umständlicher als von Mansi werden von der Ursperger Chronik die Vorgänge auf diesem Concilium erzählt.)

zur Vertheidigung des Papstes: „Wie," rief er dem Bruno zu, „erkühnest Du Dich, den Papst hier in dieser Versammlung öffentlich einen Ketzer zu nennen? Was er gethan hat, war zwar nicht gut gethan, aber doch nichts ketzerisches, da er dazu war gezwungen worden;" — „ja," erwiederte Bruno, „auf diese Weise hat auch der Papst nichts Uebeles gethan; denn wenn es etwas Gutes ist, das Volk Gottes aus einer Gefahr zu retten; so ist auch das, was der Papst gethan hat, gut; ist dieses aber auch etwas Gutes, so gebietet uns doch ebenfalls das Evangelium, für das Seelenheil unserer Brüder selbst unser Leben zum Opfer zu bringen." Da Bruno durch diese zweideutige Rede, bei der er das, was er dachte, zwar nicht wörtlich aussprach, aber doch sehr leicht errathen ließ, den dem Papste gemachten Vorwurf der Ketzerei nicht zurücknahm, so ermüdete jetzt Paschals Geduld *); er machte ein Zeichen mit der Hand, gebot Stillschweigen, und erklärte, daß die römische Kirche noch nie in eine Ketzerei gefallen sey, im Gegentheil alle Ketzereien und ketzerischen Lehren zerstört habe; daß sie auch nie in eine Ketzerei gerathen werde, und zu Folge der Verheissungen Christi, der für Petrus gebeten, daß sein Glaube nie wanke, gar nicht darein fallen könne.

4. Am folgenden Tag wohnte der Papst den Sitzungen des Conciliums nicht bei. Der päpstliche Kanzler, Johannes von Gaëta, dann Petrus, der Sohn des Leo, eines, wie der Leser weiß, der reichsten und angesehensten Römer und endlich der kaiserliche Gesandte, der Abt Pontius von Clugny, nebst noch einigen an-

*) Ad haec patientia Domini Papae horrendo haeresis nomine pulsata, expergefacta est, et manu silentium indicans, dissitentium clamores et murmura tali oratione compescit.

dern einsichtsvollen, in ihren Ansichten mit ihnen übereinstimmenden Männern, arbeiteten diesen ganzen Tag über mit dem Papste*), um eine friedliche Beilegung des Zwistes, und völlige, den Papst wie den Kaiser befriedigende Ausgleichung zu Stande zu bringen; aber ihnen entgegen arbeitete indessen auch die weit zahlreichere Parthei der Eiferer. Als er daher den andern Tag wieder in das Concilium kam, drang man mit Heftigkeit in den Papst, jetzt selbst über Kaiser Heinrich den Bannfluch auszusprechen. Johannes von Gaëta widersetzte sich mit aller Kraft diesem Ansinnen. Die Sitzung fing an stürmisch zu werden. Der Papst mußte endlich Ruhe gebieten, und um die Gemüther zu besänftigen, hielt er eine Rede, in der er zwar sorgfältig vermied, den Kaiser mit dem Banne zu belegen; aber doch das von Gregor VII. gegen die Investitur erlassene Verdammungsurtheil bestätigte, und über jeden Laien, der es ertheilen, wie über jeden Geistlichen, der es annehmen würde, das Anathema aussprach. Doch auch damit waren die Eiferer noch nicht zufrieden. Jetzt wollten sie wenigstens auf indirectem Wege den Papst zwingen, sich ihrem Begehren zu fügen. Der Cardinalbischof Cono von Präneste trat demnach jetzt hervor und forderte in trotzigem Tone, daß der Papst vor den Ohren der ganzen hier versammelten heiligen Synode laut erklären möge, ob er, Cono, sein Legat gewesen sey oder nicht, und ob er, der Papst, daher alle Handlungen, die er im Namen des apostolischen Stuhles verrichtet, genehmige oder nicht. Der eingeschüchterte Paschal wagte es nicht, eine verneinende Erklärung zu geben. „Du bist," sagte er, „Legat des

*) Quinta feria Papa in concilio non sedit, multis et maxime regiis negotiis per Dom. Cluniacensem, Joh. Cajetanum, et Petrum Leonis, caeterosquae illius parti fautores impeditus.

apoſtoliſchen Stuhles geweſen, und was Du und meine Brüder, die übrigen Legaten, gethan, genehmiget und bekräftiget haben, genehmige und bekräftige ich auch, ſo wie ich Alles, was ſie verdammt haben, ich ebenfalls verdamme." — Auf dieſe Weiſe hatte nun der Papſt den, über den Kaiſer ausgeſprochenen Bann beſtätiget und ihm die päpſtliche Sanktion ertheilt. — Nun fing Cono an, alles noch einmal vor dem Concilium zu erzählen, was er gegen den Kaiſer unternommen, und daß er denſelben in Jeruſalem, in Griechenland, Ungarn, Sachſen, Lotharingen und Deutſchland mit dem Bannfluch belegt habe; und da nun, fügte er hinzu, der Papſt jetzt alles, was ich gethan, öffentlich beſtätiget hat, ſo erſuche ich das Concilium, allen meinen Handlungen ebenfalls ſeine Beſtätigung zu ertheilen. Kaum hatte der Biſchof von Präneſte dieſe Worte geſprochen, als ſogleich auch — was ein klarer Beweis iſt, daß alles ein liſtig, ja wohl argliſtig abgeredeter Handel war — Abgeordnete des Erzbiſchofes Guido von Vienne hervortraten, und ſowohl mündlich, wie auch in dem Schreiben, das ſie mitbrachten, dieſelbe Foderung an das Concilium machten, die ſo eben der Biſchof von Präneſte an daſſelbe geſtellt hatte. Dieß erregte jedoch das Mißfallen verſchiedener, im Concilium anweſender Biſchöfe; durch lautes Murren gaben ſie daſſelbe zu erkennen; aber es waren gerade die verſtändigern und gemäßigtern, bildeten daher auch eine ganz unbedeutende Minderzahl, und dem Verlangen der beiden Legaten, nämlich des Cono von Präneſte und des Guido von Vienne, ward nun mit einer ganz unverhältnißmäßigen Stimmenmehrheit ganz nach deren Wunſche entſprochen *).

*) Was es eigentlich mit dieſen Legaten und deren vorgeblich von dem Papſt erhaltenen Vollmacht für ein Bewandtniß habe, werden wir ſogleich aus dem Munde des heiligen Vaters ſelbſt vernehmen.

Diesen, das päpstliche Ansehen so sehr herabwürdigenden Auftritten, saß nun Paschalis II. schweigend und trauernd gegenüber. Aber die erste Folge von diesen Vorgängen war, daß der Erzbischof Jordan, welchem auf eben diesem Concilium das Erzbisthum Mailand war zugesprochen worden, nun ebenfalls in der Kirche zum heiligen Ambrosius und in Gegenwart des päpstlichen Legaten, Johannes von Crema, den Bannfluch über den Kaiser öffentlich aussprach *).

*) Auch bei der Entscheidung der Frage, welchem von den beiden mit einander streitenden Bischöfen, nämlich dem Grossolano von Savonna oder dem Jordanus von Clivi, das Erzbisthum Mailand zuzuschreiben sey, waren allem Ansehen nach dem heiligen Vater die Hände gebunden. Grossolano war in dem Jahre 1100 zum Bischofe von Savonna gewählt worden. Als aber noch in demselben Jahre der Erzbischof Anselm von Mailand ein Heer Kreuzfahrer nach Palästina führte, ernannte er für die Zeit seiner Abwesenheit den Bischof Grossolano von Savonna zu seinem Vicarius in dem Erzbisthum Mailand. Als dieser erzbischöfliche Sitz in dem Jahre 1103 erledigt ward, erwählte ein großer Theil der Geistlichkeit, des Adels wie auch des mailändischen Volkes den bisherigen Bischof von Savonna zum Erzbischof von Mailand. Grossolano war ein wissenschaftlich gebildeter Geistliche, der besonders in Bekämpfung und Widerlegung der griechischen Spaltungen große Gelehrsamkeit bewiesen hatte, daher bei dem römischen Hofe, und besonders bei dem Papste in großer Achtung stand, auch von demselben, gleich nach seiner Wahl zum Erzbischof, durch den päpstlichen Generalvicar in der Lombardei, den Cardinal Bernhard, das Pallium erhielt. Einige Zeit darauf erhob Litprand, ein Priester der mailändischen Kirche, mancherlei Beschuldigungen gegen den neuen Erzbischof. Dieser begab sich sogleich mit seinem Gegner nach Rom, um vor dem Papste sich zu rechtfertigen; und da sein Ankläger keine seiner Anklagen beweisen konnte, so ward Grossolano freigesprochen und in seiner erzbischöflichen Würde abermal

bestätiget. Unglücklicher Weise entfiel ihm bei dieser Gelegenheit sein Bischofsstab aus der Hand. Man hielt dieß für eine üble Vorbedeutung; mancherlei Gerede ward dadurch veranlaßt. Die Mailänder wollten ihn sogar nicht mehr zum Bischofe haben. Grossolano hatte demnach, als er wieder zurückkam, sich von Seite der Mailänder keines sehr wohlwollenden Empfanges zu erfreuen. In der Hoffnung, daß dieser Volksschwindel bald wieder von selbst verfliegen würde, begab sich Grossolano auf eines der, den Erzbischöfen von Mailand gehörigen Schlösser, und unternahm von da aus, auf den Rath einiger Freunde, eine Pilgerreise nach Jerusalem. Sobald die mailändische Geistlichkeit dieses erfuhr, trat sie zusammen, und obwohl sie wußte, daß der Papst dem Grossolano gewogen war, erklärte sie dennoch denselben des Erzbisthums verlustig, und wählte zur großen Unzufriedenheit der Einwohner den Jordanus, einen, wie Muratori sagt, sehr unwissenden und leichtsinnigen Mann zum Erzbischofe. Als endlich Grossolano von seiner Reise nach dem heiligen Lande wieder zurückgekommen war, entstand, wie es vorauszusehen war, zwischen den beiden Bischöfen ein Streit wegen des erzbischöflichen Stuhles, auf welchem jeder sich zu behaupten suchte. Grossolano wie Jordan hatten in Mailand ihre Freunde und Anhänger. Zwischen diesen kam es nun zu mancherlei gewaltthätigen, sogar blutigen Auftritten. Da jedoch dadurch nichts entschieden ward, so kam man endlich überein, die Streitfrage der Entscheidung eines Conciliums zu überlassen. Dieses geschah jetzt auf dem gegenwärtigen, im Jahre 1116 zu Rom im Lateran gehaltenen Concilium, welches nun wirklich den Streit zu Gunsten des Jordans entschied. Die Gründe, mit denen man das Urtheil motivirte, waren die alten, obgleich schon unzähligemal unbeachtet gelassenen Kirchensatzungen, denen zu Folge die Versetzung eines Bischofes von seinem bischöflichen Stuhl auf einen andern nur unter sehr dringenden und wichtigen Umständen gestattet seyn soll, welches jedoch bei der Transferirung des Grossolano von dem bischöflichen Stuhl von Savonna auf jenen von Mailand nicht der Fall gewesen wäre. Offenbar nur ein leerer und dabei

noch ungeschickt gewählter Vorwand! Die wahre Ursache war, allem Ansehen nach, weil man voraus sah, daß Grossolano, ein Anhänger des Kaisers, sich weigern würde, gegen denselben den Bann in seiner Kirche zu verkündigen, welches höchst wahrscheinlich auch die Bedingung war, unter welcher man dem Jordan das Erzbisthum zuerkannte. Daß dieses jedoch ein höchst ungerechter, die Canons verletzender Spruch war, fällt von selbst in die Augen. Jordan war ja blos ein Eingedrungener; denn mit welchem Rechte konnte die Geistlichkeit von Mailand einem canonisch gewählten und vom Papste zweimal bestätigten, durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Bischof, der überdieß das bischöfliche Amt schon einige Zeit verwaltet hatte, eigenmächtig absetzen und einen andern Bischof wählen? Diese ungerechte Entscheidung charakterisirt ebenfalls so ziemlich die ganze Verfahrungsweise dieses Conciliums.

5. Wie es scheint, lag es in den Rathschlüssen Gottes, daß der fromme Papst Paschal II., besonders in den zwei letzten Jahren seines Pontificats, durch mancherlei Leiden geprüft und geläutert werden sollte; denn kaum waren die für ihn so betrübenden Vorgänge auf dem Concilium im Lateran vorüber, als ihm schon wieder ein neuer nicht minder bitterer Kelch gereicht ward. — Petrus, der Präfekt der Stadt Rom nämlich, starb noch in demselben Monate. Der Papst war Willens, den Sohn des Leo, der ebenfalls Petrus hieß, und der durch seine Klugheit und Treue sich ihm empfohlen hatte, zu dieser sehr bedeutenden und angesehenen Stelle zu erheben. Aber die Römer, die den Leo haßten, wahrscheinlich blos weil er sehr reich war, und sie ihn deswegen beneideten, suchten die Absicht des Papstes zu vereiteln. Bevor der Verstorbene noch beerdiget war, drangen sie in das Haus desselben, nahmen den Sohn heraus, riefen ihn, obgleich er seiner allzugroßen Jugend wegen für diese Stelle noch

gar nicht geeignet war, zum Präfekten aus, und führten ihn mit lautem Jubel in die Kirche zu dem Papste. Dieser stand noch am Altar und hatte das heilige Opfer, das er für die Seele des Dahingeschiedenen brachte, nicht vollendet. Mit Ungestüm forderte nun von ihm das Volk, daß er diese Wahl sogleich bestätigen möchte. Noch mehr als das unverständige Verlangen, einen noch nicht zum Jüngling gereiften Knaben zum Präfekten von Rom zu machen, erregte des Volkes freche Ausgelassenheit den gerechten Unwillen des Papstes. In sehr ernsten Worten verwies Paschal den Römern ihren Mangel an Ehrerbietung für die Heiligkeit des Orts wie des Augenblickes, erinnerte sie an das Unstatthafte und Anmaßungsvolle ihres Begehrens und schlug ihnen dasselbe geradezu ab. Aber der junge Sohn des verstorbenen Präfekten hatte eben so viele Freunde und Anhänger, als Leo, der Vater des von dem Papste Begünstigten, Feinde und Neider zählte. Ganz Rom kam darüber in Bewegung. Volkshaufen rotteten sich unter aufrührischem Geschrei in den Straßen zusammen. Mancherlei Ausschweifungen wurden begangen. Umsonst hoffte man, der Tumult werde sich von selbst wieder legen. Im Gegentheil nahm der Unfug mit jedem Tage zu. Die, Leo's Söhnen und dessen Freunden und Anhängern gehörigen Wohnungen und andere Gebäude wurden von dem tobenden Volke erstürmt, geplündert und niedergerissen, und die Erbitterung ging endlich gar so weit, daß, als der Papst am zweiten Osterfeiertage mit sämmtlichen Cardinälen in feierlicher Prozession aus der Peterskirche zurückkam, er mit Steinwürfen von dem Capitol aus begrüßt, verfolgt, und der ganze feierliche Zug auseinander getrieben ward. Da von der Frechheit und dem Uebermuth der Römer das Aeußerste zu befürchten war, so fand der Papst für gut, Rom zu verlassen. Er flüchtete nach Seza und bat den Grafen Ptolomäus von

Tusculum um Hülfe. Diese sagte der Graf ihm zu, begehrte aber vorher von dem Papste, daß er ihm Riccia und dessen Gebiete zu Lehen geben möchte. Paschal that es; aber kaum war es geschehen, als der tückische, gegen den römischen Stuhl stets feindlich gesinnte Graf an dem heiligen Vater zum Verräther ward. Die päpstliche Parthei hatte so eben die Römer geschlagen. Dieser Sieg ermuthigte die Päpstlichen, die jetzt mit leichter Mühe den Aufstand hätten dämpfen können. Aber nun fiel der treulose Graf über die Sieger her, schlug diese in einem entscheidenden Gefechte, und verschaffte dadurch der römischen Parthei wieder die Oberhand. Auch das übrige Volk, das bisher an den Unruhen keinen Antheil genommen hatte, trat jetzt auf die Seite des von den Römern gewählten Präfekten. Diesem Beispiel folgten auch alle an der Seeküste gelegene Ortschaften, so daß der Papst sich gezwungen sah, den Römern nachzugeben, und den unbärtigen Knaben als Präfekten von Rom zu bestätigen; worauf sich sodann auch der Aufstand wieder legte, und der Papst nach Rom zurückkehren konnte.

6. Wenn der Kaiser diese Vorfälle in Rom blos aus dem Gesichtspunkte seines persönlichen Interesse betrachtete, so konnten sie ihm nicht anders als höchst erwünscht seyn, und wirklich, wie es scheint, legte er auch bei Beurtheilung derselben keinen andern als diesen Maßstab an. Er schrieb sogleich den Römern und dem jungen Präfekten, schickte ihnen reiche Geschenke, und versprach ihnen nächstens zu ihnen zu kommen. Dieses letztere Versprechen konnte er jedoch nicht so schnell, als er wünschte, erfüllen, und während dieser Zeit kam der Papst wieder nach Rom zurück. Aber um so ernstlicher suchte er jetzt mit diesem zu unterhandeln. Er berief mehrere italienische Bischöfe zu sich, um mit diesen und den deutschen Bischöfen, die ihm

nach Italien gefolgt waren, ſich über die Weiſe zu berathen, wie eine vollkommene Eintracht zwiſchen ihm und dem Papſte am leichteſten könnte zu Stande gebracht werden. Die um den Kaiſer verſammelten Biſchöfe theilten ſämmtlich die Sehnſucht des Kaiſers nach Frieden und Eintracht, und drei derſelben, nämlich die Biſchöfe von Aſti, Piacenza und Aqui unternahmen es, nicht als kaiſerliche Abgeordnete, ſondern aus eigenem Antriebe nach Rom zu gehen, um einen Vergleich einzuleiten, und dem heiligen Vater denſelben Wunſch, der ſie beſeelte, ebenfalls einzuflößen. — Die Nachrichten, welche Heinrich von dieſen drei Biſchöfen erhielt, waren für ihn ſehr ermunternd; ſie meldeten ihm, der Papſt habe ihnen die Verſicherung gegeben, an keinen der Gegner des Kaiſers, weder an den Erzbiſchof von Cöln, noch an die Biſchöfe von Salzburg, Würzburg, Halberſtadt ꝛc. ꝛc. geſchrieben zu haben — (viva voce vel litteris salutasse) — den Erzbiſchof von Mainz betrachte der heilige Vater als einen Verräther an Gott und an ſeinem Herrn. Er verabſcheue alles, was Guido von Vienne und Cono von Präneſte gegen den Kaiſer ſich erlaubt hätten, und wie es ſcheint, fügten die drei Biſchöfe noch hinzu, habe auch Cono von Präneſte darüber die Gunſt des Papſtes verloren. — Dieſe Nachrichten theilte Heinrich ſogleich auch den übrigen Biſchöfen, die um ihn waren, mit, und nachdem er ſich mit denſelben noch ferner berathen hatte, gab er den ſo eben drei genannten Biſchöfen nun den förmlichen Auftrag, in ſeinem Namen mit dem Papſte zu unterhandeln, und ermächtigte ſie zugleich, dem heiligen Vater zu ſagen, daß er, der Kaiſer, bereit ſey, ſich wegen der gegen ihn erhobenen Beſchuldigung, als habe er den mit dem Papſte geſchloſſenen Vertrag nicht treulich erfüllt, nach den Geſetzen und kirchlichen Satzungen zu rechtfertigen, oder wenn er wirklich ſchuldig befunden werden ſollte, jegliche Genugthuung, die man von ihm

fodern würde, zu leisten. Dieses offene und redliche Anerbieten des Kaisers schien den Papst vollkommen zu befriedigen, und nun gab er auch seiner Seits den drei kaiserlichen Abgeordneten, und zwar in Gegenwart mehrerer, allem Ansehen nach mit ihm gleichgesinnter Cardinäle, und im Angesicht des Fürsten der Apostel, folgende, höchst merkwürdige, und über den ganzen unseligen Handel ungemein helles Licht verbreitende Erklärung: „Er habe mit keinem der Feinde des Kaisers, weder mündlich noch schriftlich in freundlichem Verkehr gestanden; den Erzbischof Adalbert von Mainz betrachte er, wie die ganze römische Kirche, als einen Verräther an Gott, seinem Herrn, dem Kaiser und der ganzen Christenheit*), den Cono von Präneste habe er weder nach Sachsen, noch nach Cöln gesandt; was derselbe gethan, sey null und nichtig; Thiederich habe gelogen und sich fälschlich für seinen Legaten ausgegeben; und daß der Erzbischof Guido von Vienne den Kaiser mit dem Banne belegt, dieß habe er weder genehmiget, und noch viel weniger befohlen**). Da

*) Dieß ist ein neuer und nicht wenig auffallender Beweis, wie eigenmächtig, anmaßungsvoll, und ohne um den Willen und die Gesinnungen ihres Herrn, des Papstes, sich zu bekümmern, diejenigen, die sich seine Legaten nannten, überall verfuhren; da der Cardinal Thiederich den Erzbischof von Mainz, ohne vorher an den Papst zu berichten, und blos deswegen, weil er an dem Kaiser zum Verräther geworden war, alsogleich wieder in den Schooß der Kirche aufnahm, mit ihm Kirchengemeinschaft einging, und die erzbischöfliche Weihe ihm zu ertheilen sich anheischig machte.

**) Diese Erklärung des Papstes ist einem, von dem Kaiser an den Bischof Hartwig von Regensburg erlassenen Schreiben entnommen. Heinrich schreibt in demselben: „Igitur Dominus apostolicus unanimes sibi ad hoc conjungens Cardinales in testimonium, in praesentia principis Apostolorum negavit, quod Cononem in Coloniam aut Saxoniam miserit; irritum esse judi-

jedoch ſo viele angeſehene Kirchenhäupter den Bann ausgeſprochen hätten; ſo könne ohne deren Zuſtimmung auch er, der Papſt, denſelben nicht wieder aufheben, indem beiden Theilen vor einer Synode gehört zu werden vergönnt werden müßte." — Darüber, nämlich über dieſen letztern Zuſatz, hätten nun die kaiſerlichen Abgeordneten dem Papſte ſehr gegründete, nicht leicht zu widerlegende Bemerkungen machen können; aber ſie wollten denſelben nicht noch mehr ängſtigen, wohl einſehend, daß der, weder von Einſicht noch Liebe, noch Demuth geleitete Eifer einer mächtigen und zahlreichen Parthei dem heiligen Vater nicht anders zu handeln geſtatte, keinen andern Ausweg ihm laſſe.

7. Gerne wäre Heinrich jetzt ſogleich mit ſeinem Heere nach Rom gezogen, jedoch nicht ſowohl in feindlicher Abſicht, als vielmehr in der Hoffnung, mit dem

---

cavit, si quid in nos maledictionis affluderit; affirmavit, quod ipse nunquam nos excommunicaverit, *filio suo, quem consecravit, quem benedixit*, quod nunquam maledixerit. Damnavit Theodoricum eo, quod in regno nostro legatum se ejus Domini Apostolici *menditus* fuerit; nihil optavit quidquid excommunicationis in aliquem fecerit; in praesentia Cleri et populi testificatus est, quod non praecepit vel *consentit, vel ratum fecit, vel habet*, quod Viennensis Episcopus excommunicationis gladium super nos erexit (Cod. *Udalr.* Nr. 318.) — Aber nicht der Kaiſer allein erzählt dieſes, auch die Urſperger Chronik erwähnt der obigen päpſtlichen Erklärung. — Den Zuſatz des Papſtes, daß er nämlich den, über den Kaiſer von der Kirche ausgeſprochenen Bann nicht ohne Beiſtimmung derſelben aufheben könne: dieſen Zuſatz findet man nicht in Heinrichs Schreiben an den Biſchof von Regensburg, wohl aber in der Urſperger Chronik; und die Folge der Ereigniſſe beweißt die Aechtheit des Berichts der Chronik.

Papste, dessen freundliche und friedliche Stimmung er nicht mißkennen konnte, trotz aller vorschwebenden Schwierigkeiten dennoch ein gütliches Auskommen zu treffen. Aber leider war das Jahr schon viel zu weit vorgerückt, der Winter ganz nahe, und dessen Strenge wenigstens diesseits und jenseits der Alpen überall schon fühlbar. Ueberhaupt brachte dieser Winter unerhörte Unglücksfälle, grenzenloses Elend über Italien wie über Deutschland und selbst einen Theil Frankreichs. Schon gegen das Weihnachtsfest schreckten wunderbare Meteore die Menschheit und erfüllten die Gemüther mit Angst und Besorgniß. Wirklich waren sie auch diesmal ächte Vorboten noch ungleich furchtbarerer und schrecklicherer Naturerscheinungen. Gleich in den ersten Tagen des Jahres Ein Tausend und Siebenzehn ward ganz Italien durch ein schreckliches Erdbeben gleichsam in allen seinen Grundfesten erschüttert. Ueberall spalteten sich die Mauern der Städte, oder stürzten ein; eben so eine Menge Thürme, Kirchen, und besonders in Verona, Venedig, Parma, Cremona u. s. w., der größte Theil der Häuser, unter deren Trümmern Tausende den Tod fanden. Als diese furchtbare Landplage vorüber war, erhoben sich ganz ungewöhnliche Sturmwinde; unter unaufhörlichem Donner und Blitz zog ein gräßliches Ungewitter schon im Monate Februar über ganz Italien hin; Wolkenbrüche, und mehrere Tage anhaltende Regengüsse schwellten alle Bäche und Flüsse an; diese traten nun bald aus ihren Ufern, überströmten weit hin die umliegenden Gegenden, und richteten, gleichsam im Bunde mit dem gräßlichsten, immer noch anhaltenden, die größten Bäume entwurzelnden Orkanen, überall ganz ungeheure Verwüstungen an. Die geschreckten und geängstigten Menschen deuteten nun alle diese zerstörenden Naturerscheinungen als sichtbare Strafgerichte Gottes, und in den Gemüthern der Völker Italiens wie Deutschlands ward dadurch eine, dem Kaiser nichts

weniger als sehr günstige Stimmung erzeugt. Heinrich fühlte dieß sehr wohl, und glaubte daher jetzt um so mehr eilen zu müssen, die schwankenden Verhältnisse zwischen ihm und dem Papste zu beendigen, und durch einen Frieden mit diesem auch die verwirrten und getheilten Kirchen wieder zu beruhigen und mit einander auszusöhnen.

8. Sobald also ein milder, freundlicher Frühling den harten und verhängnißvollen Winter abgelöst hatte, brach der Kaiser mit seinem Heere auf und trat den Marsch nach Rom an. Aber schon unterweges mußte er erfahren, daß gerade der wichtigste Theil seines Zweckes verfehlt sey. Der Papst nämlich, der wohl wußte, daß der Kaiser nicht nachgeben würde; er selbst aber, der Papst, nicht nachgeben könnte, hatte gleich bei der ersten Nachricht von der Annäherung des Kaisers Rom verlassen und sich zuerst nach Monte-Cassino, und von da nach Benevent begeben. Demungeachtet setzte Heinrich seinen Zug fort, eroberte auf dem Marsch einige Burgen und Schlösser, und langte endlich mit seinem Heere in der Nähe von Rom an. Den jungen Präfekten und das römische Volk hatte er schon gewonnen, der dem Papste entgegengesetzten Parthei war ohnehin nichts erwünschter als die Ankunft des Kaisers; Alles fiel ihm daher jetzt zu. Ungemein prachtvoll war demnach auch sein Empfang. Alle Häuser waren mit Kränzen geschmückt, alle Straßen mit Blumen bestreut. Der gesammte hohe römische Adel drängte sich um den Monarchen, und unter dem lauten, aufrichtigen oder erheuchelten Jubel des aus allen Theilen der Stadt herbeiströmenden Volkes, zog Heinrich, die junge Kaiserin an seiner Seite, auf das Capitol. Aber von der hohen Geistlichkeit erschien Niemand. Erst am andern Tage schickten die Cardinäle Einige aus ihrer Mitte an den Kai-

ser, um ihn zu begrüßen. Diese erboten sich zwischen ihm und dem Papst ein unauflösbares Band der Freundschaft und Eintracht zu knüpfen, wenn nur er, der Kaiser, dem Investiturrecht, welches der ganzen Kirche so anstößig wäre, entsagen wollte. Mit finsterer Stirne erwiederte Heinrich: es sey ein, in altem und langem Herkommen gegründetes königliches Recht, auf welches er, ohne der Würde seines Reiches etwas zu vergeben, nicht verzichten könnte. Alle Unterhandlungen mit dem Papste oder den Cardinälen hatten nun, ohne daß Etwas wäre erreicht worden, ein Ende. Aber um so mehr suchte der Kaiser sich den Römern gefällig zu machen, sein früheres hartes Verfahren völlig in Vergessenheit zu bringen. Den mächtigen, ihm vorzüglich ergebenen Grafen Ptolomäus von Tusculum ernannte er zum Statthalter von Rom, und gab ihm seine natürliche Tochter Bertha zur Gemahlin. Um dem Volke ein Bild ehemaliger römischer Größe, in welchem die eiteln Römer sich so gerne spiegelten, zur Schau zu stellen, hielt Heinrich am ersten Osterfeste, geschmückt mit allen Insignien seiner erhabenen Würde, die Kaiserkrone auf dem Haupte, umgeben von allen deutschen und italienischen Fürsten und Bischöfen, die ihm nach Rom gefolgt waren, wie auch den Vornehmsten des stolzen römischen Adels und endlich begleitet von zahlreichen Schaaren seiner Krieger in blendender Rüstung einen feierlichen, ungemein prachtvollen, wirklich an ehemalige Weltherrschaft erinnernden Zug durch die vornehmsten Straßen von Rom. Da der Papst schon Heinrich, unter allen dabei üblichen Ceremonien und Segnungen, zum römischen Kaiser [illegible], gekrönt und eingeweihet hatte, so hätte derselbe sich jetzt selbst jene Krone aufsetzen können, die er ja aus den Händen des Papstes vor fünf Jahren empfangen hatte. Dieß wäre jedoch nicht nach alter Sitte gewesen. Aber der Papst war abwesend und alle Cardinäle hat-

ten ſich verborgen. Zum Glücke für den Kaiſer befand ſich der Erzbiſchof von Braga in Portugal, Burdinus Mauritius, in Rom. In Geſchäften ſeiner Kirche weilte er ſchon beinahe ſeit drei Jahren in der Hauptſtadt der Chriſtenheit, und erſt unlängſt hatte ihm der Papſt, bevor er Rom verließ, Aufträge an den Kaiſer gegeben. Burdinus war ein Mann von unbeſcholtenem Wandel, ungewöhnlicher Bildung und ausgezeichnet durch ſeine hohe kirchliche Stellung. Aber ungeziemender Ehrgeiz und eitle Ruhmliebe werden ihm zum Vorwurfe gemacht. Die Ehre, einem römiſchen Kaiſer die Krone aufzuſetzen, hatte demnach für ihn auch ganz ungemeinen Reiz; willig fügte er ſich alſo dem Wunſche Heinrichs und verrichtete mit der größten Feierlichkeit in der Vatikankirche die Ceremonie des Kronaufſetzens*). Aber darüber erzürnte Paſchal, als er Kunde davon erhielt, ſo ſehr, daß er den Erzbiſchof mit dem Banne belegte und aus der Gemeinſchaft der römiſchen, mithin auch aller übrigen Kirchen ausſchloß**).

---

*) Eine Krönung in dem eigenen, ausſchließenden Sinne des Wortes kann man es nicht nennen.

**) Es war eine uralte Sitte, daß Kaiſer und Könige, an hohen Feſttagen, mit allen Zeichen ihrer Würde und die Kaiſer- oder Königskrone auf dem Haupte, ſich dem Volke und den Großen ihres Reiches zeigten. In Deutſchland ließen die Könige in der Stadt, in welcher ſie das Feſt feierten, ſich von dem Erzbiſchofe, in deſſen erzbiſchöflichen Sprengel der Ort gehörte, die Krone aufſetzen. Das war aber keine eigentliche Krönung, wie ſolche beim Antritt der Regierung des Monarchen, nach ertheilter Salbung, und unter vielen Ceremonien, die nachher, wenn er die Krone aufſetzte, nicht mehr Statt hatte, zu geſchehen pflegte. — Wäre alſo Heinrich noch nicht von dem Papſte gekrönt worden, und Burdinus hätte ſich erfrecht, dieſe feierliche, bedeutungsvolle Handlung zu vollziehen, ſo würde er

9. Um sein Heer jenen, gewöhnlich unter den des Clima's ungewöhnten Deutschen, tödtliche Seuchen erzeugendem Einflusse des glühenden Himmels Süd- und Mittelitaliens zu entziehen, brach Heinrich im Anfange des Sommers mit seinem Heere von Rom auf, um nach Oberitalien zu ziehen, versprach aber den Römern, gleich nach Abnahme der allzugroßen Sommerhitze wieder zu ihnen zurückzukommen. Da er wußte, daß der Papst bei den Normännern Hülfe gesucht, vielleicht noch suche, ließ er seinem Statthalter, dem Grafen von Tusculum, eine nicht unbedeutende Schaar seiner Krieger zurück, um die Normänner, wenn sie einen Versuch auf Rom oder dessen Gebiet wagen sollten, desto nachdrücklicher zu empfangen. Diese Vorsicht war nicht überflüßig. Bei den Normännern in Apulien hatte zwar der Papst kein geneigtes Gehör gefunden*), aber der Fürst von Capua ihm Hülfe gegen den Grafen von Tusculum zugesagt. Kaum hatte also der Kaiser Rom verlassen, als die Normänner in das römische Gebiet einfielen, und eine vom Papste ebenfalls abgefallene Stadt, Palliano ge-

---

unstreitig sich eines höchst straffälligen, weil gewaltsamen und sündhaften Eingriffes in die päpstlichen Rechte schuldig gemacht haben. Aber was er jetzt gethan, war blos ein aus Leichtsinn und Eitelkeit begangener Fehler, wofür der furchtbare Bannfluch eine viel zu harte Strafe zu seyn scheint. Man möchte beinahe sagen, daß dieser Fall in die Cathegorie jener Fälle gehört, worüber als Mißbrauch der Banngewalt der heilige Damiani so laut und so bitter klagte.

*) Die Ursache davon war, weil Landulph, der päpstliche Statthalter von Benevent, in Streit und beinahe ununterbrochener Fehde mit den Normännern in Apulien lebte; daher auch jetzt diese gegen den römischen Stuhl, obgleich sie dessen Lehnleute waren, keine sehr große Zuneigung hatten.

nannt, rein ausgeplündert. Aber die Normänner hatte ihre Begierde nach Raub und Beute viel zu frühe auf den römischen Boden gelockt. Der Kaiser stand noch ganz nahe, nämlich zwischen Sutri und Rom, und kehrte demnach mit seinem Heere augenblicklich wieder zurück. Sobald die Normänner von dem Anmarsch des Kaisers Kunde erhielten, begaben sie sich eiligst auf die Flucht, wodurch jedoch, weil hitzig von dem Feinde verfolgt, nur ein kleiner Theil ihrer Leute dem Schwerte der Deutschen entging; die meisten wurden entweder zusammengehauen, oder gefangen genommen. Heinrichs Heer ging hierauf nach der Lombardei zurück. — Im Herbste dieses Jahres näherte nun auch der Papst sich wieder der Stadt Rom, unterwarf sich verschiedene, an der Seeküste von ihm abgefallene Städte, ward aber in Anagni gefährlich krank; jedoch bald wieder hergestellt, gelang es ihm in den ersten Tagen des folgenden Jahres 1118 über die Tiber zu kommen, durch Ueberfall die Stadt Leo's in seine Gewalt zu bekommen, und sich wieder in Besitz der Kirche des heiligen Petrus zu setzen. Aber jetzt stand er am Ziele seiner mühe- und angstvollen Laufbahn. Er ward abermals krank und starb am Ein und zwanzigsten des Monats Januar, als er gerade im Begriffe stand, die von dem Grafen von Tusculum und dem Präfekten angelegten Festen belagern zu lassen. Heiter waren die letzten Augenblicke dieses so sanftmüthigen und doch so sehr gequälten Papstes. Nicht ein einziger Zug aus seinem ganzen Leben wirkte Reue erweckend auf ihn zurück. Er war überzeugt, seinem hohen Berufe stets mit heiliger Treue entsprochen zu haben. Der Tod hatte demnach für ihn seine Schrecken verloren; er erschien ihm vielmehr als ein tröstender Engel, der ihn dem wilden, geräuschvollen, durch Leidenschaften besudelten Schauplatz der Welt entriß, und in die friedlichen und seligen Wohnungen seines Herrn

einführte. Begraben ward er in der, nach dem heiligen Johannes genannten Kirche im Lateran.

10. Um jedem fremdem Einfluß vorzubeugen, versammelten sich die Cardinäle und einige vornehme Römer in größter Eile und eben so geheimnißvoll in einem nahe bei dem Capitol liegenden Kloster, und wählten schon am vierten Tag nach Paschals Tod den bisherigen Kanzler der römischen Kirche, denselben Johannes von Gaëta, der, wie der Leser sich erinnern wird, den Papst auf dem letzten Concilium im Lateran gegen die Vorwürfe des Bruno von Segni so kräftig vertheidiget hatte. Johannes war ein Sprosse eines sehr edeln Geschlechtes. In dem Kloster auf Monte-Cassino hatte er seine Bildung erhalten. Man rühmte ungemein seine umfassende Gelehrsamkeit, seinen Scharfblick in dem praktischen Leben, und seine tiefe Kenntniß aller Angelegenheiten und Verhältnisse der Kirche, deren Geschäfte er schon eine ganze Generation hindurch als Kanzler geleitet hatte. Obschon sehr weit in Jahren vorgerückt, war er demungeachtet noch ein sehr rüstiger Greis, und in vollem Gebrauche aller seiner geistigen wie physischen Kräfte. Einstimmig ward er zum Oberhaupte der Kirche erwählt, und sogleich unter dem Namen Gelasius der Zweite, von allen Anwesenden, unter welchen sich auch einige vornehme römische Senatoren befanden, als Papst begrüßt. — Aber ganz nahe bei dem Kloster Palara, in welchem die Wahl geschehen war, stand der Palast des Cencius Frangipani, eines der mächtigsten und reichsten römischen Großen, aber auch der wüthendste Anhänger der kaiserlichen Parthei*). Unglücklicher Weise erfuhr dieser, was in dem nahen Kloster geschehen

*) Unter Gregor VII. gehörten die Frangipani zu den wärmsten Anhängern des römischen Stuhles und den

sollte, oder schon geschehen wäre. Jetzt kannte seine Wuth kein Maaß und kein Ziel mehr. — Mit bewaffneter Mannschaft drang er sogleich in das Kloster, und als er hörte, daß die Wahl schon vorüber wäre, ergriff er den Neugewählten, riß ihn unter den gröbsten Mißhandlungen aus der Kirche, schleppte ihn nach seiner Wohnung, ließ ihn dort binden und in einen Keller einsperren. Alle, die der Wahl beigewohnt hatten, Cardinäle wie Laien, wurden, ohne Rücksicht auf ihre Würden, auf das grausamste mishandelt, geschlagen, geplündert, mit Füßen getreten. — Mit Blitzesschnelle verbreitet sich das Gerücht von diesem unerhörten Frevel in der ganzen Stadt. Nur ein Gedanke, nämlich den Papst augenblicklich den Händen seiner Feinde wieder zu entreissen, schien jetzt alle Römer zu beseelen. Wer nur Waffen tragen konnte, griff auch zu den Waffen. Bald wälzten sich, unter furchtbaren Drohungen, zahllose gewaffnete Schaaren nach dem Capitol, selbst erklärte Gegner, wie der junge Präfekt, und Leo's Sohn Petrus, vereinten sich jetzt, und zogen mit Mannschaft zur Befreiung des Papstes heran. Als die Familie Frangipani sah, daß ganz Rom in gerechtem Zorne sich gegen sie erhoben, entfiel ihnen der Muth. Mehrere davon stürzten zu den Füßen des Papstes, baten ihn unter Thränen um Verzeihung und Schonung, und setzten ihn eiligst wieder in Freiheit. Mit großem, oft wiederholtem Freudenrufe ward Gelasius von den Römern empfangen, auf ein weißes Pferd gesetzt und im Triumphe unter

---

leidenschaftlichsten Gegnern des Kaisers. Jetzt war es gerade umgekehrt. Man sieht, daß, wie in Deutschland so auch in Italien und in Rom die Farben wechselten, und je nachdem ihr eigenes, oft schmutziges Interesse es gebot, bald die blaue, grüne, rothe oder braune Farbe anlegten.

dem allgemeinen Jubel aller Stände des Volkes durch die sogenannte heilige Straße nach dem Lateran geführt. Der gesammte hohe Clerus der römischen Kirche, der größte Theil des römischen Adels, und das ganze römische Volk hatten nun faktisch Gelasius den Zweiten als Papst anerkannt, und in dieser Eigenschaft ihm auch gehuldiget.

22. Aber auch der Kaiser blieb nicht unthätig, sobald er die Nachricht von dem Absterben Papstes Paschals II. erhalten hatte. Unverzüglich brach er mit seinem Heere von den Ufern des Po auf und zog mit solcher Schnelligkeit und in so angestrengten Eilmärschen gegen Rom, daß er in diese Stadt einrückte, ehe man noch die mindeste Nachricht von seiner Annäherung erhalten hatte *). Heinrichs Absicht war, mit dem neuen Papste noch vor dessen Weihe ein gütliches Auskommen zu treffen, und dann bei dieser Gelegenheit auch der Kaiser altes Bestätigungsrecht der Papstwahlen auszuüben, oder auch, wenn er sich mit dem Gewählten nicht würde verständigen können, das Decret des Papstes Nicolaus II., welches das kaiserliche Bestätigungsrecht anerkannte, geltend zu machen, mithin die getroffene Wahl umzustoßen und eine neue vornehmen zu lassen **). — Gelasius erschrack nicht wenig, als ihm am Abend eines Tages plötzlich ge-

*) Um die Römer wahrscheinlich zu täuschen, hatte der Kaiser ihnen kurz vorher geschrieben, daß es ihm erst möglich seyn werde, am Osterfeste wieder in ihrer Mitte zu erscheinen.

**) Aber eben dieses Decret des Papstes Nicolaus II. — wenigstens so, wie es auf uns gekommen — drückt, wie wir zu seiner Zeit auch unsern Lesern schon berichtet haben, sich gerade in dieser wichtigen Bestimmung, nämlich den Einfluß des Kaisers auf die Papstwahlen betreffend, nichts weniger als ganz klar,

meldet ward: Heinrich sey im Besitze der Stadt Rom. Einst ein Genosse der Gefangenschaft des Paschals, hatte er in derselben ebenfalls sehr harte Behandlung erfahren. Er traute also dem Kaiser nicht, und entschloß sich daher, unverzüglich aus Rom zu entfliehen. Da aber zu dieser Flucht, an welche eine Stunde vorher noch niemand hatte denken können, nicht die mindeste Vorbereitung getroffen war; so verbarg er sich mit denen, die gerade bei ihm waren, die Nacht über in einem Privathause, dessen Eigenthümer schon Beweise seiner Anhänglichkeit an den römischen Stuhl gegeben hatte. Mit Anbruch des folgenden Tages ging der Papst, weil seine Flucht zu Lande zu gefährlich war, an die Tiber, um zur See sicherer entfliehen zu können. Mit mehreren Cardinälen, Bischöfen und andern Geistlichen bestieg er zwei Schiffe. Aber bald sah er jetzt, daß die Flucht zur See nicht minder gefährlich sey, als jene auf dem Lande. Das Wetter war äußerst ungestüme, der Wind den Schiffen entgegen, und zudem war die Mündung der Tiber schon von kaiserlichen Schaaren besetzt, die mit Pfeilen auf die beiden Schiffe schossen, ja sie zu verbrennen droheten, wenn man ihnen den Papst nicht unverzüglich ausliefere. Demungeachtet segelten die Schiffe glücklich zwischen beiden Ufern hindurch und kamen in die See. Aber plötzlich warf ein fürchterlicher Windstoß sie wieder in den Fluß zurück. Nun brach auch die Nacht ein. In der Dunkelheit derselben, vom Sturm hin- und her-

---

daher verschiedener Deutung fähig. In den mehrsten Abschriften dieses Decrets findet man in Beziehung auf des Kaisers Theilnahme an der Papstwahl sogar den Zusatz: wenn es (das Bestätigungsrecht) schon vorher von dem römischen Stuhle einem Kaiser wäre ertheilt worden. — Das Decret Nicolaus II. war also für den Kaiser eine sehr stumpfe und dabei leicht zerbrechliche Waffe.

getrieben, von lauernden Feinden an den Ufern umgeben, war schon alle Hoffnung zur Rettung verschwunden, als demungeachtet die Schiffe, man weiß nicht wie, auf wahrhaft wunderbare Weise gerettet wurden, und endlich nach mühsamer und gefährlicher Fahrt bei Gaëta, der Vaterstadt des Gelasius, glücklich landeten. — Sobald das Gerücht von der Ankunft des Papstes in Gaëta in der Umgegend erscholl, eilten sogleich Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, weltliche Herren und eine Menge Volkes herbei, um den heiligen Vater ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Bald darauf kamen auch noch aus Rom mehrere Cardinäle und andere Geistliche an, und nach wenigen Tagen ward nun die Consecration des neuen Papstes mit der größten Feierlichkeit zu Gaëta vollzogen, worauf auch einige süditalienische Fürsten, nämlich der Herzog Wilhelm von Apulien, und die Grafen Robert und Richard von Capua und Aquila, nebst mehreren andern Baronen und Herren, die sämmtlich die Feier der Weihe durch ihre Gegenwart verherrlichet hatten, dem neuen Papste huldigten, und den Eid der Lehenstreue ihm leisteten.

12. Der Kaiser, im höchsten Grade ärgerlich über den Gang der Ereignisse, und nur zu deutlich einsehend, daß er, trotz der Schnelligkeit und des Geheimnißvollen seines Marsches von dem Po bis nach Rom, dennoch seinen Zweck verfehlt habe, schickte nun eine Gesandtschaft nach der andern an den Papst, unter den schmeichelhaftesten Worten und Versprechungen ihn bittend nach Rom zurückzukehren. Als diese Bitten keinen Erfolg hatten, ward Heinrichs Sprache drohend; das Aeußerste, ließ er dem Papste sagen, würde er gegen ihn unternehmen. Aber Gelasius ließ sich weder durch die süßen Worte und Versprechungen des Kaisers locken, noch durch dessen Drohungen schrecken; und auf Heinrichs wiederholte, dringende Forderung, jenen mit dem

verstorbenen Papste Paschal geschlossenen Vertrag zu bestätigen, erklärte Gelasius ganz entschieden: „Er sey zwar bereit, den Zwist zwischen Kirche und Reich beizulegen; aber er könne dieses nur unter der Beistimmung einer, in Mailand oder Cremona zu versammelnden Synode; denn," setzte Gelasius hinzu, „die Bischöfe und Aebte, seine Brüder, seyen von Gott als Richter in der Kirche eingesetzt, und ohne ihr Urtheil, und ohne vorläufig mit ihnen gepflogener Berathung könne eine solche Sache nicht entschieden werden." — Vollkommen überzeugt war jetzt der Kaiser, daß er von diesem Papste nichts zu erwarten habe, nichts durch ihn werde zu Stande bringen können. Die Erklärung des Papstes mußte ihn um so mehr erbittern, da sie gewissermaßen nicht nur höhnisch, sondern auch im höchsten Grade beleidigend war: höhnisch, weil der Kaiser und die ganze Welt wußten, daß bisher die Bischöfe in Bekämpfung und Verwerfung des Investiturrechts durch des Königes Hand noch ungleich mehr Eifer und Heftigkeit, als der Papst selbst gezeiget, er und der Papst daher auch schon zum voraus wissen könnten, daß die Entscheidung der Synode, auf welche Gelasius sich berief, durchaus ungünstig für den Kaiser ausfallen müsse; aber auch beleidigend, weil gerade die zwei Städte, in deren einer der Papst das Concilium, und zwar erst nach acht Monaten zusammen berufen wollte, sich gegen den Kaiser förmlich empört hatten und in ihrer Empörung noch immer beharrten. Ohne noch länger zu zögern, beschloß also jetzt auch Heinrich, mit der größten Schonungslosigkeit gegen den Papst zu verfahren, das Aeußerste gegen denselben zu wagen.

13. In einem der ersten Tage des Monates April (wahrscheinlich am 7.) versammelte demnach der Kaiser das römische Volk in der Peterskirche, und

ließ ihm die von Gelasius erhaltene Erklärung öffentlich vorlesen. Laut gab die ganze Versammlung ihren Unwillen darüber zu erkennen. Aber ganz besonders ärgerte und beleidigte es die Römer, daß der Papst die Synode, welche eine, für Kirche und Reich so wichtige Angelegenheit entscheiden sollte, nicht in Rom, sondern in Mailand oder Cremona halten wollte. „Wie," riefen die erzürnten und beleidigten Römer, „er will Roms Vorzüge nach Mailand oder Cremona verlegen! Das darf durchaus nicht gestattet werden," und sogleich entstand nun der Ruf: man müsse unverzüglich einen andern Papst wählen. Aber jetzt erhob sich auch die Frage: ob, und in welcher Form eine, den bestehenden Gesetzen und Kirchensatzungen nicht zuwiderlaufende Wahl könnte vorgenommen werden? Da der Kaiser mehrere in Kirchen- und Staatsangelegenheiten sehr erfahrne Gelehrten, besonders den berühmten Rechtsgelehrten Irnerius (Werner) von Bologna in seinem Gefolge hatte; so ward diesen die Entscheidung der Frage überlassen. Die verschiedenen, die Papstwahlen betreffenden ehemaligen Verordnungen und Verträge, wobei man auch das Decret Nicolaus II. nicht vergaß, wurden öffentlich vorgelesen, und da man das Verhältniß der Kaiser zu den Päpsten ganz in und nach dem Geiste des römischen Rechts, und nicht, wie es schon seit den Zeiten Leo IX., mithin länger als ein halbes Jahrhundert, nach den Gregorianischen Grundsätzen, sich umgestaltet hatte, feststellte; so gaben die Rechtsgelehrten eine Entscheidung, die allen Bedenklichkeiten ein Ende machte. Man schritt nun alsogleich zur Wahl, und einstimmig erwählte das hier versammelte Volk den Erzbischof von Braga, Burdinus Mauritius, zum Papste. Der Kaiser führte ihn hierauf vor den Altar, und frug ihn: „Wie heißest du?" — „Ich heiße," erwiederte der Befragte, „Burdinus; aber als der Papst mich zum Bischof weihete, nannte er mich

Mauritius." — Ein Geiſtlicher, wahrſcheinlich ein Gebannter, rief hierauf dreimal: „Wollet Ihr den Herrn Mauritius zum Papſte?" und eben ſo oft antwortete das Volk: „Wir wollen ihn." — Derſelbe Geiſtliche ſchlug nun über dem Gewählten das Evangeliumbuch auf, und rief mit den übrigen anweſenden Geiſtlichen, — deren es aber nur wenige ſeyn konnten, indem beinahe die ganze römiſche Geiſtlichkeit ſich entweder von Rom entfernt, oder dort verborgen gehalten hatte — mit lauter Stimme aus: „Wir genehmigen die getroffene Wahl und beſtätigen den Herrn Mauritius." — Der auf dieſe ärgerliche Weiſe gewählte Papſt nahm nun den Namen Gregor VIII. an. Mit allen äußern Zeichen von Ehrerbietung führte ihn der Kaiſer ſelbſt über die Engelsburg in den Lateran, wo er die Nacht über blieb, und am folgenden Tage, von dem Kaiſer wieder abgeholt, in feierlichem Zuge und unter vielem Gepränge in die Peterskirche geführt ward (1018.). Da kein Biſchof in Rom anweſend war, ſo mußte die Weihe des ſogenannten Papſtes Gregorius VIII. auf unbeſtimmte Zeit vertagt werden.

14. Burdinus Gregorius war nun Papſt, bildete ſich vielleicht ſogar ein, es wirklich zu ſeyn, und ward auch von allen Unverſtändigen, deren Anzahl nie und zu keiner Zeit unbedeutend iſt, dafür anerkannt; obgleich, wie die Folge der Ereigniſſe es zeigen wird, Kaiſer Heinrich V. ſelbſt jetzt in Burdinus eben ſo wenig einen wirklichen Papſt erblickt, als dieſer ſich in Wahrheit dafür gehalten haben mag. Indeſſen unterzog er ſich doch ſogleich allen päpſtlichen Verrichtungen, ertheilte die heiligen Weihen, und da beinahe die ganze römiſche Cleriſei aus der Stadt entflohen war, ſo ſchuf er eine neue römiſche Kirche um ſich her, fertigte Bullen unter dem päpſtlichen Siegel aus; und als der Kaiſer am heiligen Pfingſttage dem ſchau-

lustigen Römervolk durch einen feierlichen Zug durch die Stadt noch einmal ein, das Auge ergötzendes Schauspiel geben wollte; so schmückte auch an diesem Tage Gregor VIII. in der Vatikankirche Heinrichs Haupt mit der Kaiserkrone. — Der Treue und Anhänglichkeit der Römer, wenigstens für den Augenblick versichert, eben so sehr überzeugt von der völligen Ergebenheit des Präfekten der Stadt, so wie des größten Theils des römischen Adels, dessen Interesse er mit dem seinen zu verflechten gewußt hatte, und von den Normännern nichts mehr befürchtend, indem diese, obgleich sie dem Papste Hülfe zugesagt hatten, doch auf die erste Gesandtschaft, die der Kaiser an sie abgeordnet hatte, sogleich ihre Gesinnungen änderten und von jedem feindlichen Unternehmen abstanden, glaubte Heinrich seinen Papst in Rom hinreichend befestiget, und da seine Angelegenheiten ihn nach Oberitalien riefen; so verließ er, als der Sommer sich nahete, wieder Rom, ging zuerst nach Ligurien und von da nach der Lombardei.

15. Papst Gelasius war von Gaëta nach Capua gegangen. Schon in seiner Vaterstadt hatte er etwas von den Vorfällen in Rom gehört, aber vollständigen, keinem Zweifel mehr Raum gebenden Bericht darüber erhielt er erst in Capua. Sogleich versammelte er ein Concilium und sprach über den Kaiser, dessen Afterpapst und alle, welche an diesem Frevel Antheil genommen, einen furchtbaren Bannfluch aus. — Als Gelasius bald darauf erfuhr: der Kaiser sey mit seinem Heere nach der Lombardei zurückgegangen, machte er einen Versuch, seinen Sitz wieder in Rom zu nehmen. Von einigen Getreuen begleitet, näherte er sich der Stadt, ging endlich, nachdem seine römischen Freunde die nöthigen Vorkehrungen getroffen hatten, in dieselbe hinein, und nahm in der, zwischen den Häusern des Petrus Leo, und des Stephans und Landulphs, zweier

ihm sehr ergebener Normänner, gelegenen Kirche zu unserer Lieben Frau, secundi cerei genannt, seine Wohnung. In dieser Verborgenheit genoß der heilige Vater mehrere Tage einer gesicherten Ruhe. Aber auf Bitten des Cardinals Desiderius wagte es eines Tages der Papst, seinen stillen Zufluchtsort zu verlassen, sich nach der Kirche der heiligen Praxedes zu begeben, um dort das heilige Opfer darzubringen. Unglücklicher Weise lag diese Kirche ganz nahe bei dem Palaste der Frangipani. Diese erfuhren jetzt den Aufenthalt des Papstes Gelasius in Rom, drangen sogleich mit einer Rotte Bewaffneter in die Kirche, um sich der Person desselben zu bemächtigen. Aber die Getreuen, die um ihn eine Art von Schutzwache bildeten, besonders die Normänner, die bei ihm waren, warfen sich den Eindringenden entgegen. Es kam zu einem hitzigen, mitunter blutigen Gefechte, unter dessen Schutz es dem Papste gelang, den Händen seiner Verfolger zu entkommen. Als der Tumult aufgehört hatte, wußte niemand, weder Freunde noch Feinde, was aus dem Papste geworden wäre. Sorgfältig suchten ihn die Erstern auf und fanden ihn endlich am Abend des Tages in seiner ganzen pontificalischen Kleidung, in der er am Morgen an dem Altar gestanden, nicht weit von der Peterskirche in einem Kornfelde liegen, in welchem er sich zu verbergen gesucht hatte. Sobald Gelasius wieder in Sicherheit war, beratheten in seiner Gegenwart die Freunde, was jetzt noch ferner zu thun seyn möchte. Nach einigem Hin- und Herreden nahm endlich der Papst selbst das Wort: „Brüder," sagte er, „folgen wir jetzt der Lehre, die uns das Evangelium ertheilt; wenn sie Euch, sagt dasselbe, in einer Stadt verfolgen, so flieht in eine andere. Lasset uns also aus diesem Babel, aus diesem Sodom, aus diesem Aegyptenlande fliehen. Ich betheure es vor Gott und der Kirche, daß, wenn es je geschehen könnte, ich in Rom lieber

Einen Kaiſer, als ſo viele Herren haben möchte. Ein Böſewicht würde wenigſtens die andern Böſewichter ſtrafen, bis endlich auch jenen die ſtrafende Hand des Königes aller Könige ergreifen würde." — Dieſen Entſchluß führte Gelaſius auch gleich am folgenden Morgen aus. Mit zwei Cardinalprieſtern und vier Cardinaldiaconen und noch verſchiedenen vornehmen Laien beſtieg er einige Fahrzeuge, die man in der Nacht noch zuſammengebracht hatte, und ſegelte damit nach Piſa. Die Piſaner, im höchſten Grade erfreut, den heiligen Vater in ihrer Mitte zu ſehen, empfingen denſelben mit ſo vielen und ſo ungeheuchelten Beweiſen von Ehrfurcht, Liebe und Anhänglichkeit, daß Gelaſius ſich entſchloß, hier einige Wochen zu bleiben, um von den vielen, bisher ausgeſtandenen Mühſeligkeiten, Schrecken, Aerger und Sorgen ſich einigermaßen wieder zu erholen. Am erſten des folgenden Monates (October) verließ er Piſa und ging nach Genua, weilte jedoch allda nicht lange, ging wieder zu Schiffe und erreichte nach einer kurzen, gefahrloſen Fahrt, glücklich den Hafen von St. Aegid an der Küſte von Provence. Auf die erſte Nachricht von der Ankunft des Papſtes auf franzöſiſchem Boden ſandte der König Ludwig ſogleich ſeinen Miniſter, den berühmten Abt Suger, an den heiligen Vater, um denſelben im Namen des Königes und des ganzen Reiches auf das ehrerbietigſte zu begrüßen. Auch beinahe alle Biſchöfe Frankreichs, eine Menge Mönche mit ihren Aebten, ſehr viele franzöſiſche Großen und zahlloſe Volkshaufen eilten herbei, um dem Papſte ihre Verehrung und Anhänglichkeit zu erweiſen. Da man jetzt auch bald die ungemein große Geldverlegenheit erfuhr, in welcher der heilige Vater ſich befand; ſo beeiferte ſich alles, der König und die königliche Familie, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, Fürſten und Grafen, wie auch die Reichen unter dem Volke, dem Papſte zu Hülfe zu kommen, und an die Stelle der bisherigen Noth,

und des immer drückender werdenden Mangels traten nun auf einmal wieder Reichthum und Ueberfluß *). Damit der Papst, der noch verschiedene französische Städte zu besuchen, und sie mit seiner Gegenwart zu beehren gesonnen war, diese Reisen mit größerm Anstand und mehr Bequemlichkeit zu machen im Stande wäre, machte der Abt von Clugny allein ihm ein Geschenk von dreißig, und jener von St. Aegid von zehn der auserlesensten Pferde. — Da jetzt Gelasius von der Treue und Anhänglichkeit der ganzen französischen Nation, des Königes, wie aller Großen des Reiches, des gesammten hohen wie niedern Clerus, kurz, aller Stände und Klassen der Nation sich vollkommen überzeugt hatte; so beschloß er hier im Schooße Frankreichs einen entscheidenden Schritt gegen den Kaiser und dessen Afterpapst zu thun. Er schrieb demnach ein ungemein zahlreiches Concilium nach Rheims aus. Alle Bischöfe und Aebte in Deutschland, Burgund, Frankreich und Italien wurden dahin berufen. Es sollte zahlreicher werden als sich noch je eines unmittelbar um die Stufe des heiligen Stuhles vereiniget hatte. Aber anders stand es in dem Rathschluß des Ewigen. Es gefiel Gott, den Gelasius, bevor er noch sein Vorhaben ausführen konnte, von dieser Welt abzurufen. Durch das Podagra schon in einen leidenden Zustand versetzt, ward er auf einer seiner Reisen durch die französischen Provinzen auch noch von einem heftigen Seitenstechen zu Maçon ergriffen. Da er sich dem Tode nahe fühlte, eilte er das Kloster von Clugny zu erreichen, wo er

*) Porro auctor hujus temporis Folco in chronico Beneventano testatur, ingenti studio Francos ad exulem Pontificem confluxisse, eorumque munificentia ingentem vim auri et argenti fuisse collectam ex spontaneis fidelium suas domus evacuantium oblationibus, ut exuli pontifici subvenirent. (Ap. *Baron.* ad 1118. §. 17.)

auch wenige Tage nach seiner Ankunft allda am neun und zwanzigsten Januar des Jahres Ein Tausend, ein Hundert und neunzehn starb. Sein, für ihn mit so vieler Bitterkeit verbundenes Pontificat hatte nur die Dauer von einem Jahre weniger zwei Tage gehabt. Begraben ward er in der Kirche der Abtei.

16. Am Morgen des Tages, welcher der letzte seines Lebens war, ließ Gelasius den Bischof von Palestrina rufen, und empfahl ihn den sein Sterbebett umgebenden Cardinälen zu seinem Nachfolger. Aber Cono war zu klug, vielleicht auch zu bescheiden, oder zu ängstlich, unter den gegenwärtigen, für die Kirche so betrübenden Verhältnissen, diese hohe Würde anzunehmen. Er schützte die Schwäche seiner Schultern vor, die eine eben so schwere als heilige Bürde nicht zu tragen vermöchten; wußte aber dafür die Wahl mit vieler Geschicklichkeit auf den Erzbischof Guido von Vienne zu lenken. Der Vorschlag des Cono fand allgemeinen Beifall; selbst der sterbende Papst billigte denselben und unverzüglich ward nun ein Bote an den Erzbischof gesandt und derselbe nach Clugny berufen. Guido kam schon an dem dritten Tage nach dem Hinscheiden des Gelasius in der Abtei an. Auch er suchte die päpstliche Würde von sich abzulehnen, ward aber demungeachtet von allen anwesenden Cardinälen zum Papste gewählt, und am neunten Februar zu Vienne unter dem Namen: Calixt II. geweihet. Aber jetzt entstand doch bei Manchem, und bei dem Neugewählten selbst die Besorgniß: die in Rom und der Gegend zurückgebliebenen Cardinäle, Bischöfe und andere Geistlichen möchten die Wahl nicht genehmigen, und ein doppeltes, nur um so gefährlicheres, die Kirche noch mehr verwirrendes Schisma die Folge davon seyn. Diese Besorgniß verschwand doch bald, als nämlich von mehrern in Rom anwesenden Cardinälen die Nachricht

anlangte: der gesammte hohe und niedere Clerus in Rom, wie das ganze römische Volk hätten die Erhebung des Erzbischofes von Vienne mit dem größten Jubel vernommen. — Durch die einstimmige Wahl der Geistlichkeit und des Volkes saß also jetzt Calixt der Zweite auf dem Stuhle des heiligen Petrus. — Guido war ein Sprosse des burgundischen Königshauses; sein Bruder war Graf von Burgund, und die Gemahlin Königes Ludwigs des Siebenten von Frankreich war eine Tochter der Schwester Guido's. Er selbst zeichnete sich aus durch Reichthum, gefällige Manieren und die feinere Sitte der damaligen französischen Höfe; zudem stand er in dem Rufe großer Gelehrsamkeit und eines kühnen, unternehmenden Geistes. War also Guido, wie die einstimmige Wahl der Römer vermuthen läßt, mit allen, dem höchsten Oberhaupte der Kirche geziemenden höheren Tugenden hervorleuchtender Heiligkeit geschmückt; so traten zu diesen so wünschenswerthen Eigenschaften jetzt auch noch alle jene zeitlichen, weltlichen Vorzüge hinzu, welche fürstliche Geburt, Reichthum, eine große Persönlichkeit und mächtige Verbindungen nur immer zu geben pflegen. — Aber der neue Papst war derselbe, der vor einigen Jahren schon als Bischof sich erkühnte, unaufgefodert, wie unbekümmert um den Willen des damaligen Papstes, seines Herrn, und ohne die mindeste Schonung für den, von demselben geleisteten Eid, also ganz eigenmächtig, den Bannstrahl gegen Heinrich zu schleudern, und seinem Beispiel zu folgen auch die übrigen Kirchen aufzufodern, und mit demselben Eifer, der ihn beseelte, auch sie zu entflammen*). — Mit Grund war also von

*) Die auf Provincial-Concilien genommenen Beschlüsse haben nur dann auch für die übrigen Kirchen eine verbindende Kraft, wenn sie von dem Papste bestätiget, und von ihm den andern Kirchen sind zuge-

ihm zu erwarten, daß er jetzt, mit dem Schwerte des heiligen Petrus umgürtet, und die furchtbare, weil unsichtbare Macht der Kirche in sich vereinigend, nun auch unter deren ganzen Schwere den Kaiser zu erdrücken suchen werde. Wenigstens befürchteten das Heinrich und dessen Freunde, wie auf der andern Seite Heinrichs Gegner es mit Zuversicht hofften. Zum Glücke werden wir sogleich sehen, daß die Besorgnisse des einen Theils eben so ungegründet, wie die Hoffnungen der andern Parthei waren.

IX.

Ereignisse in Deutschland. — Heinrichs Rückkehr aus Italien. — Neue Unterhandlungen mit dem Papste.

1. Während der Abwesenheit des Kaisers aus dem Reiche ward Deutschland abermals der bejammernswerthe Schauplatz der furchtbarsten Verwüstung. Schrecklich wüthete wieder der unbändige, jetzt völlig entzügelte Fehdegeist in allen Ländern deutscher Zunge. Ueberall ward gemordet, geraubt und gebrannt. Meutereien und Empörungen der Bürger in den Städten. Auf dem flachen Lande blutiger Kampf der Partheien,

---

fertiget worden. Dieß war jedoch hier nicht der Fall. Paschal II. hatte den, auf der Synode von Vienne, gegen den Kaiser ausgesprochenen Bannfluch, trotz des drohenden erzbischöflichen Schreibens, democh, wie man sich erinnern wird, nicht bestätiget; und daß demungeachtet der Erzbischof von Vienne sein, gegen Heinrich gefälltes Urtheil an andere Bischöfe sandte, und in sie drang, es zu bestätigen und in ihren Kirchen zu verkündigen: dieß war offenbar von seiner Seite eine ordnungswidrige, dem Geiste der Kirche zuwiderlaufende, und das päpstliche Ansehen verletzende Anmaßung.

Mord, Brand, unerhörte Mißhandlung der Einwohner ohne Unterschied des Alters, des Standes oder Geschlechtes, und mehr als barbarische Grausamkeit gegen die Gefangenen. Alle göttlichen und menschlichen Gebote hatten ihre Kraft verloren. Lug und Trug, Arglist und Meineid und der schwärzeste Verrath hörten auf, etwas schändliches zu seyn. Jeder that, was sein wilder Sinn ihm eingab. Keiner erkannte mehr ein anderes Recht als jenes, das an der Spitze seines Schwertes geschrieben stand, und Fürsten, Grafen, Edle und Ritter wütheten gegen einander mit der Wuth reißender Thiere. Die volkreichsten Gegenden wurden entvölkert, und die gesegnetsten, fruchtbarsten Strecken in Einöden verwandelt. Des Heiligen ward so wenig geschont wie des Gemeinen. Keine Art des Eigenthums ward mehr geachtet, am allerwenigsten jenes der Kirchen und Klöster, und die Voigte, welche die Beschützer der Abteien seyn sollten, wurden nun deren schonungslosseste Dränger, Quäler und Peiniger, und wenn ein gewisser Graf Berthold eine dem Kloster Lorsch gehörige Burg zerstörte, den Abt verjagte und dessen Einkünfte sich zueignete; so that er nichts, was nur einigermaßen die Aufmerksamkeit hätte erregen und dem gräflichen räuberischen Unhold einen Tadel hätte zuziehen können. In der Abtei Fulda, dem reichsten und berühmtesten Kloster Deutschlands, starben beinahe die Mönche aus Mangel an Nahrungsmitteln; und bei der großen Anzahl vertriebener, im Reiche nakt und blos herumirrender Geistlichen hörte sogar an vielen Orten aller öffentliche Gottesdienst auf. Dieser unselige Zustand erzeugte bald eine immer mehr zunehmende Demoralisirung des gemeinen Volkes, eine Menge bis dahin unerhörter Frevel und Laster, und endlich zahllose Räuberbande, welche das Land nach allen Richtungen durchzogen, und den gequälten, ausgeplünderten, und von Niemand mehr

geschützten Landleuten das Wenige raubten, was die wilden Schaaren der kriegführenden Heeren ihnen noch übrig gelassen hatten*). Kurz das unglückliche Deutschland bot dem trauernden Blicke des gemüthvollen Beobachters auf das neue wieder das gräßliche Schauspiel einer völligen Auflösung aller Elemente einer gesetzlichen, staatsgesellschaftlichen Ordnung dar, und die Geschichtschreiber jener Zeit suchen fruchtlos Ausdrücke oder ein Bild, unter welchem sie den bejammernswerthen Zustand des völlig zerrütteten, mit Blut und Lastern jeder Art besudelten, aus allen seinen Fugen herausgerissenen deutschen Reiches und das grenzenlose, über die Menschheit gebrachte Elend in dessen ganzem Umfange der Nachwelt darzustellen im Stande wären.

2. Sobald Heinrich im Anfange des Jahres 1116 Deutschland verlassen und mit seinem Heere die Alpen überstiegen hatte, fielen auch noch die wenigen Fürsten, die bisher zu ihm gehalten, von ihm ab. Niemand blieb ihm mehr, als blos seine Neffen, die beiden Brüder Friederich und Conrad von Hohenstaufen, und der wackere edle Pfalzgraf Gottfried am Rhein**); aber diese drei allein schon überwogen bei weitem beinahe

*) Die Ursperger Chronik, welche so viel als möglich ein vollständiges Gemälde von Deutschlands damaligem Jammer zu entwerfen sucht, sagt von diesen Räuberbanden: Post haec occasione nacta, undique latrunculi pullulabant, qui nullam temporibus vel personis distantiam exhibentes, ut dici solet, rapere et deperdere irradere et occidere, nihilque per omnia victis reliqui facere satagebant.

**) Quae scissura illo tempore tam gravis fuit, ut praeter Fridericem ducem, fratremque suum et Gottfridem Palatinum comitem Rheni, vix aliqui ex principibus fuerint, qui Principi suo non rebellarent. (*Otto Fris.* de gest. Trid. L. I. cap. 12.)

die ganze Schaar der übrigen, blos von Eigennutz getriebenen, und daher bald auf diese, bald auf jene Seite schwankenden deutschen Fürsten. Friederich, Herzog von Schwaben, jetzt das Haupt und die Stütze der kaiserlichen Parthei, war noch in der vollen Blüthe seiner Jahre und seiner Kraft, nicht nur persönlich tapfer, sondern auch besonnen und des Krieges kundig; dabei von ungemeiner Liebenswürdigkeit, ein Freund der Menschheit, der die Leiden der damaligen Zeit, so viel er konnte, zu lindern suchte. Durch sein leutseliges Betragen gewann er die Herzen, und durch seine mehr als fürstliche Freigebigkeit zog er eine Menge Ritter und edle Krieger an sich, die von allen Seiten herbeiströmten, und freiwillig unter seine Fahnen sich reiheten*). — Herzog Conrad von Franken, obgleich an großen Anlagen und trefflichen Eigenschaften des Herzens seinem Bruder, dem Herzog Friederich, nicht gleich, auch weit rauher in seinen Manieren, und zu gewaltsamen, beinahe grausamen Maßregeln geneigt, aber im Ganzen genommen doch ein tüchtiger Fürst, hielt ebenfalls fest und unerschütterlich zu dem Kaiser; eben so auch der gleich tapfere, aber weit mildere rheinische Pfalzgraf Gottfried. Im südlichen Deutschland, am Rhein, in Schwaben, Franken und Bayern hatte demnach die Parthei des Kaisers das Uebergewicht;

*) Otto von Freisingen gibt dem jungen Herzog, Friederich von Schwaben, folgendes ungemein schmeichelhaftes und doch der Wahrheit vollkommen entsprechendes Zeugniß: „Erat autem praedictus Dux in bellis fortis, in negotiis ingeniosus, vultu et animo serenus, in sermone urbanus, unusque tam largus, ut ob hoc multitudo maxima militum ad eum confluueret, seque ad serviendum ultra offerret (Lib. I. c. 12.) — Da der Sieg größtentheils den Waffen Friederichs folgte, so möchte auch wohl die den Rittern sich stets in naher Aussicht zeigende reiche Beute ebenfalls das Ihrige beigetragen haben.

aber in Sachsen und Thüringen behielten Heinrichs Feinde die Oberhand, und in dem Westen Deutschlands und in Lotharingen hielten die beiden mit einander kämpfenden Partheien sich gegenseitig das Gleichgewicht. — Die Seele der dem Kaiser feindlichen Parthei war der in Ränken und Künsten unerschöpflichen Erzbischof Adelbert von Mainz. Voll Ingrimm in seinem Herzen, und nach Rache dürstend, hätte er ganz Deutschland und Italien, ja das ganze Abendland gegen Heinrich in Bewegung setzen mögen *), und sein weitaussehender Plan beabsichtigte nichts geringeres, als dem Kaiser, wie einst dessen Vater geschehen, die deutsche Kaiserkrone von dem Kopfe zu reißen und ein anderes Haupt damit zu schmücken. Trefflich unterstützt ward er darin von dem Erzbischof Adelgott von Magdeburg, und ganz besonders von dem Bischof Reinhard von Halberstadt.

3. Gleich im ersten Jahre der Abwesenheit Heinrichs eroberten die sächsischen Fürsten die Stadt Naumburg. Aber der einzige, wesentliche Gewinn, den ihnen diese Eroberung brachte, war blos, daß sie den tapfern, beinahe tollkühnen Grafen Heinrich von Meissen, einen der wärmsten und thätigsten Anhänger des Kaisers, zum Gefangenen machten, und ihn nun gegen die längst schon gefangenen, und von dem Kaiser noch immer in ziemlich harter Haft gehaltenen sächsischen Fürsten, nämlich gegen den Grafen Wiebert von Groitzsch, den Markgrafen Ludwig von Thüringen, denselben, welchen der Kaiser an seinem Vermählungsfeste in Mainz plötzlich hatte verhaften lassen, und endlich gegen den Burggrafen Burchhorn auswechseln, mithin ihnen wie-

*) Longum est *Praesulis Moguntini* machinamenta contra Regis fideles, eorumque adversus illum insidiosas discursiones exarare (Chr. Ursp. ad 1116.)

der ihre Freiheit verschaffen konnten. — Aber weit bedeutender und von wichtigern Folgen waren die Unternehmungen des jungen, aber kriegserfahrenen Herzogs Friederich von Schwaben. Nicht plan- und zwecklos streifte er mit seinen Schaaren umher, um da oder dort einen feindlichen Haufen zu vernichten, eine den Feinden gehörige Gegend zu verheeren, und heute Terrain zu gewinnen, das, wie man damals Krieg führte, schon am andern Tage wieder verloren ging. Ein wohl überdachter Plan leitete ihn in allen seinen kriegerischen Unternehmungen. Der Treue seiner schwäbischen Vasallen versichert, glaubte er sein Herzogthum gegen feindliche Angriffe hinreichend gedeckt, wandte also seine ganze Aufmerksamkeit auf die Rheingegenden, die mit ihren vielen volkreichen und blühenden Städten eine der schönsten Perlen in der deutschen Krone waren. Er sah wohl die Vortheile ein, die ein schiffbarer Strom einem Heere, das längs demselben seine Operation fortführe, gewähren müsse. Auch er operirte also dem Rhein abwärts. Aber dem Beispiel der alten Römer folgend, als diese sich in Deutschland festzusetzen suchten, rückte Friederich nie weiter vor, als bis er in der Gegend, die er verlassen wollte, einige Burgen, und zwar stets auf den wichtigsten strategischen Punkten, die seinem Blicke nicht leicht entgingen, erbauet und hinreichend besetzt hatte; erst dann rückte er wieder vor, jedoch seinem System treu, dasselbe nach richtigem Maße der Entfernungen stets auf das neue befolgend *).

*) Es ward daher zum Sprichwort: Herzog Friederich habe immer eine Burg in dem Schweife seines Rosses. Ipse (Fridericus) enim de Alemannia in Galliam transmisso Rheno, se recipiens, totam Provinciam a Basilea usque Moguntiam, ubi maxima vis regni esse rocitur, paulatim ad suam inclinavit voluntatem. Nam semper secundum alveum Rheni descendens, nunc castrum in aliquo apto loco aedificans, vicina

Dieſe Burgen bildeten die Baſis ſeiner fernern Operationen, ſicherten ihm den Rücken, erhielten die unterworfenen Gegenden im Gehorſam, und ſchützten ſie gegen die zahlreichſten feindlichen Streifpartheien; und ſo gelang es ihm, daß er ſchon im erſten Jahre dem Kaiſer, ſeinem Herrn, alle Rheinländer von Baſel bis vor die Thore von Mainz unterworfen hatte.

4. An der Tapferkeit und Vorſicht Friederichs ſcheiterten alle Verſuche, welche die Feinde des Kaiſers am Rhein machten, und zwar ſtets mit einem für ſie nicht wenig bedeutenden Verluſt. So z. B. erſchien gegen das Ende des Jahres 1116, als ſchon die Zeit zum Kriegführen größtentheils vorüber war, Herzog Lothar mit vielen ſächſiſchen Fürſten in Mainz. Wahrſcheinlich wußten ſie ſelbſt nicht recht was ſie wollten; denn wenige Tage darauf zogen die meiſten der ſächſiſchen Herren mit ihren Schaaren wieder nach Hauſe. Nur Herzog Lothar wollte nicht umſonſt an den Rhein gekommen ſeyn. Seine Mannſchaft war auch nach dem Abzug der ſächſiſchen Fürſten noch ſtark genug, um etwas Bedeutendes unternehmen zu können. Er belagerte alſo die Abtei und Feſtung Lintburg. Kaiſer Conrad II. hatte ſie gegründet, und das Andenken an ihren Ahnherrn machte auch deſſen Nachfolgern die Abtei ungemein werth, und die Zerſtörung derſelben, die in Lothars Abſicht lag, würde den Kaiſer auf ſeiner empfindlichſten Seite und auf das ſchmerzhafteſte verwundet haben. Herzog Friederich, in der Meinung, der Feldzug ſey beendiget, hatte ſein Heer ſchon entlaſſen, als er die Belagerung der Abtei und Feſte Lint-

---

quaeque coegit. Nunc iterum procedens relicto priore aliud munivit, ut de ipso in proverbio dicerent: Dux Fridericus *in cauda equi sui semper trahit castrum.* (*Otto. Fris.* L. I. c.)

burgs erfuhr. Aber mit Pfeilesschnelle flog er jetzt nach dem Elsaß, zog in wenigen Tagen eine zwar nicht sehr zahlreiche, aber aus versuchten Kriegern bestehende Schaar zusammen, und rückte damit in Eilmärschen den Belagerern entgegen. Um die Feste Lintburg zu entsetzen, bedurfte es weiters nichts als dieser kühnen und entschiedenen Bewegung Friederichs; denn sobald Lothar die Annäherung desselben erfuhr, hob er unverzüglich die Belagerung einer Festurg auf, unter deren Mauern er während einer drei Wochen lange dauernden Belagerung schon manchen braven Mann verloren hatte. Obgleich das Belagerungsheer weit stärker war, als Friederichs schnell zusammen geraffter Haufe, zog sich dennoch Lothar, obgleich wenig ehrenvoll, in aller Eile wieder über den Rhein zurück *).

*) Was die Zeitfolge der Ereignisse betrifft, so nehmen die Geschichtschreiber jener Zeit es damit nicht sehr genau. Nicht selten widerspricht sogar der Eine oder Andere in Ansehung der Zeitbestimmung sich selbst. Dieß ist jedoch sehr begreiflich. Während des heftigen, über ganz Deutschland zersplitterten Kampfes mußten sehr oft dieselben Ereignisse, dieselben Erscheinungen, nur bald in dieser, bald in jener Gegend, sich wiederholen. Aus diesem bunten, krausen und ungeregelten Getümmel nahm nun jeder Chroniker das heraus, was ihm das merkwürdigste schien; und da alles einem und demselben kurzen Abschnitte, nämlich während Heinrichs Abwesenheit, angehörte; so warfen sie auch alles da hinein, es gleichsam als gleichzeitig betrachtend, und daher sich wenig oder gar nicht darum bekümmernd, wie die verschiedenen Ereignisse gerade auf einander folgten. Im Ganzen genommen ward auch dadurch wenig oder nichts verloren; indem es gewiß wenig Interesse haben kann zu wissen, ob diese oder jene Stadt, diese oder jene Gegend, vor der erstern, oder die erstere vor der andern verbrannt oder zerstört ward, besonders da dergleichen Einzelheiten in keiner eigentlichen historischen Verbindung

5. Da der Erzbischof von Mainz die Seele der feindlichen Parthei war, unaufhörlich das Feuer der Empörung noch mehr schürte, neue Ränke schmiedete, und in Wahrheit, zwar nicht gerade als der Urheber, wohl aber als der thätigste Pfleger und Nährer der jetzt in ganz Deutschland herrschenden Verwirrung betrachtet werden konnte; so beschloß Herzog Friederich, Mainz zu belagern, und nach der Eroberung dieser Stadt, woran sein kühner, unternehmender Geist schon keinen Augenblick mehr zweifelte, durch Gefangennehmung des Erzbischofes das größte, jede Aussöhnung und Ausgleichung hemmende Hinderniß aus dem Wege zu räumen. — Gleich im Anfange des folgenden Jahres erschien also Friederich ganz unvermuthet mit einem zahlreichen Heere vor den Thoren von Mainz. Die Stadt war mit hohen und starken Mauern versehen, die auf der einen Seite noch der Rhein bespülte, daher auch jeden Angriff erschwerte, oder vielmehr in jener Zeit ganz unmöglich machte. Aber dafür gab es auf der andern Seite der Stadt viele Weinberge, die zum Theil ganz nahe an der Mauer lagen und das Ersteigen derselben erleichterten. Das Heer verlangte unverzüglich zum Sturme geführt zu werden. Aber Friederich wollte den Mainzern nicht das Schicksal einer, von wilden Schaaren im Sturm eroberten Stadt bereiten; zudem befürchtete er mit Recht, daß selbst der Kirchen und deren Heiligthümer nicht möchte geschont werden. Er hoffte auf menschlichere Weise die Stadt zu gewinnen, entweder durch die Mühseligkeiten, welche die Bürger und Besatzung einer Stadt während einer Be-

---

mit einander standen, kein das Ganze durchlaufender Plan die Ereignisse an einander kettete, und diese nur gar zu oft blos vorübergehende Ausbrüche planloser Wuth, oder persönlicher wilder Leidenschaften waren.

lagerung gewöhnlich zu ertragen haben, oder auch nöthigen Falles durch Hunger die Uebergabe zu erzwingen. Friederichs Hoffnung schien in Erfüllung zu gehen. Die Belagerung hatte noch nicht lange gedauert, als der Erzbischof, der mit jedem Tage einen allgemeinen Sturm und in Folge desselben die Eroberung der Stadt befürchten mußte, den Herzog um einen Waffenstillstand bitten ließ, mit dem Versprechen, sich dem Kaiser zu unterwerfen; der Herzog möchte nur einen ihm beliebigen Tag dazu festsetzen. Friederich, der nun den Zweck, warum er Mainz hatte erobern wollen, erreicht zu haben glaubte, genehmigte gerne die Vorschläge des Erzbischofes, hob also die Belagerung auf, entließ den größten Theil seines Heeres, behielt nur die schwäbischen Schaaren unter seinen Fahnen, und trat auch mit diesen gleich darauf den Rückzug an. Aber kaum war er aufgebrochen, als der treubrüchige Erzbischof die Thore öffnen ließ und mit seinen sämmtlichen Bürger- und Söldnerschaaren unter der Anführung des wilden Grafen Emicho von Leiningen, die Schwaben, denen die Mainzer jetzt an Zahl ganz unverhältnißmäßig überlegen waren, wüthend angriff. Aber selbst diese unerhörte Treulosigkeit vermochte weder den Herzog zu überraschen, noch seinen Muth zu schwächen. Schnell ordnete er seine Schaaren, und da diese den gerechten Zorn ihres Herrn über des Erzbischofs schandbaren Verrath theilten; so stürzten sie sich jetzt mit verdoppelter Wuth auf den Feind. Das Treffen war hitzig und blutig, dauerte aber gar nicht lange; denn bald stürzte der ungestüme Leiningen tödtlich verwundet vom Pferde. Der Fall ihres Feldherrn, dessen Wildheit und Tapferkeit bekannt waren, verbreitete allgemeines Schrecken unter den Mainzern. Immer heftiger drangen nun in sie Friederichs wackere Schwaben, schlugen sie endlich völlig in die Flucht, und verfolgten sie mit dem Schwerte in der Faust bis unter die Thore

rere bayerische Fürsten und Herren, durch andere Angelegenheiten verhindert, bei der Versammlung in Würzburg sich nicht eingefunden hatten; so übernahmen es jetzt der Bischof Otto von Bamberg, der Herzog Heinrich von Bayern und der Graf Berengar von Sulzbach, sie davon in Kenntniß zu setzen, worauf sie sich sämmtlich in Regensburg versammelten und auf einem allda gehaltenen Fürstentage zu Allem, was in Würzburg geschehen, ihre Zustimmung gaben. Alle vertriebenen Bischöfe konnten jetzt wieder zu ihren Kirchen zurückkehren, mithin auch der Erzbischof Conrad von Salzburg, einer der ärgsten Gegner Heinrichs, der während seiner Verbannung mancherlei Abentheuer bestehen und, um der kaiserlichen Parthei nicht in die Hände zu fallen, beinahe ein ganzes Jahr in einer Gebirgshöhle hatte leben müssen. — Auffallend und sehr bemerkenswerth, zugleich auch ein sprechender Beweis, wie sehr seit den Zeiten Heinrichs IV. die Ansichten über den Bann sich geändert hatten, ist es, daß die in Würzburg versammelten Fürsten, wie auch die ihnen beistimmenden bayerischen Herren sehr wohl die Macht und große innere Bedeutenheit eines Bannfluches einsahen, und aus diesem Grunde sich auch nicht berufen fühlten, etwas darüber zu entscheiden, sondern es ganz allein dem römischen Stuhle anheimstellten, aber

---

schwungsüchtige Unzufriedene, neuerungssüchtige Köpfe ein Signal zur Empörung wäre, und eben dadurch Blutvergießen und grenzenloses Elend über die Menschheit herbeigeführt würde, man zu dieser furchtbaren Maßregel nur im äußersten Nothfall schreiten und nur dann gegen Monarchen anwenden dürfe, wenn das, was dem Menschen das Heiligste ist, nämlich die von Jesu gegründete und geordnete Kirche, durchaus auf andere Weise nicht könnte erhalten werden. Aus welchem Grunde, fügt Ivo hinzu, auch alle frühern Päpste (bis auf Gregor VII.) es sorgfältig vermieden hätten.

auf der andern Seite doch dem Banne keinen Einfluß und keine Wirkung sowohl auf sich selbst, als überhaupt auf alle übrigen Regentenverhältnisse zuerkannten; endlich sogar auch davon, daß der Papst auf dem Concilium von Rheims alle von dem, dem Kaiser geleisteten Eide der Treue gelößt hatte, nicht die mindeste Notiz nahmen; daher auch, als Heinrich bald darauf in Quedlinburg auf einem öffentlichen Tage verschiedene, Sachsen betreffende Angelegenheiten und unter diesen auch die Orlamündische Erbschaftssache ordnete, selbst die sächsischen Bischöfe keinen Anstand mehr nahmen, in weltlichen Geschäften und Reichsangelegenheiten mit dem Kaiser Gemeinschaft zu pflegen. — Um dem heiligen Vater die Würzburger Beschlüsse zu überbringen, wurden der Erzbischof Udo von Trier und der Abt Arnulph von Fulda nach Rom gesandt.

7. Nun war es einmal wieder Friede. Deutschland konnte jetzt freier athmen und mit Grunde einer noch schönern Zukunft entgegen sehen. Aber es dauerte nicht lange, so ward diese freundliche Aussicht schon wieder getrübt. Gegen das Ende des Jahres starb nämlich der Bischof Erlang von Würzburg. Sogleich eilte der Kaiser dahin, nicht sowohl um durch seine Gegenwart die Wahlfreiheit zu beschränken, oder sie zu influenciren, als vielmehr blos dem Erwählten noch vor dessen Weihe die Investitur zu ertheilen. Mit Ausnahme eines gewissen Domherrn Rudger, der, wie gesagt wird, schon zu Lebzeiten des verstorbenen Erlang sich um das Bisthum, wenn es erlediget werden würde, sehr bemühete, und dann des Domprobstes Otto, der aber in Ansehung seiner Sitten nicht in dem besten Rufe gestanden haben soll, waren sämmtliche Geistliche der Würzburger Kirche bei der Wahl gegenwärtig und wählten den, dem ungemein angesehenen, alten gräflichen Hause von Henneberg angehörigen Grafen Gebhard zum Bischof. Dieser

war jedoch noch sehr jung, kaum zum Jüngling gereift, hatte noch keine kirchliche Weihe erhalten, ja sogar seine theologischen Studien nicht vollendet. Er selbst am meisten über diese seine Wahl erstaunt, wollte anfänglich die ihm angetragene hohe Würde von sich ablehnen; aber von seinen Anverwandten bestürmt, die ihm vorstellten, daß er ein, wie die Welt zu sagen pflegt, so großes, sich ihm von selbst darbietendes Glück durchaus nicht aus den Händen lassen dürfte, vielleicht auch noch von dem, einen mächtigen geistlichen Reichsfürsten umgebenden Glanz geblendet, gab er endlich nach, zeigte zwar keine besondere Lust zu der ihm angetragenen Würde, sträubte sich jedoch nicht mehr gegen deren Annahme, besonders da ihm versichert ward, der Erzbischof Adalbert habe seine Wahl nicht nur gebilliget, sondern sogar mittelbar dazu mitgewirkt, ließ sich demnach dem Kaiser vorstellen und ward von demselben nun sogleich mit Ring und Stab belehnt. Auf den ersten Blick möchte man glauben, daß bei dieser ganz ungewöhnlichen, selbst den Canons entgegenlaufenden Wahl eine mächtige Hand in Geheim ihr Wesen getrieben, und wahrscheinlich der Kaiser auf dieselbe sehr mächtig eingewirkt haben müsse. Wenn man aber auf der andern Seite bedenkt, daß der sehr verständige Kaiser, der jetzt im Begriffe stand, sich mit dem Papste auszusöhnen, gewiß nicht diese Aussöhnung durch einen Akt, der so leicht der ganzen Christenheit zum Anstoß werden konnte, wird haben erschweren wollen, und daß die gesammte Würzburger Geistlichkeit, und zwar zur höchsten Zufriedenheit aller Einwohner Würzburgs gewählt hatte; so möchte es wohl erlaubt seyn zu muthmaßen, daß der junge Gebhard, jetzt schon mit allen Tugenden seines Alters und seines Standes geschmückt, durch ganz ungewöhnliche geistige Anlagen und die trefflichsten Eigenschaften des Herzens zu den größten Hoffnungen für die Zukunft könnte berechtiget

haben *). Indessen ist es bei dem Mangel an hinreichend erklärenden Nachrichten sehr schwer, die Gründe, worauf diese Wahl beruhete, oder auch die geheimen Triebfedern, die dabei im Spiele waren, zu entdecken und mit Bestimmtheit anzugeben. Aber dafür ist es leider nur zu gewiß, daß diese Bischofswahl beinahe einen neuen Feuerbrand über Deutschland geworfen, und die kaum aufblühende Eintracht unter den Fürsten wieder in Spaltung und Zwietracht verwandelt hätte. Der Kaiser nämlich hatte kaum Würzburg verlassen, als es dem Domprobst gelang, einige Geistliche und auch einen Theil der Einwohner von dem jungen Gebhard abwendig zu machen, und in dem Kloster Schwarzach eine neue Wahl zu veranstalten, durch die der Diaconus Rudger gewählt und von dem Erzbischof Adalbert, zu dessen Metropolitansprengel die Kirche von Würzburg gehörte, auch sogleich zum Bischofe geweihet ward. Das Würzburger Stift hatte also jetzt zwei Bischöfe, wovon der Eine zwar die Weihe, der Andere jedoch von dem Kaiser die Belehnung mit allen zu dem Stifte gehörigen Herrschaften, Städten, Burgen nebst allen übri-

*) In der von Gebhard verfertigten apologetischen Schrift, in welcher derselbe den ganzen Hergang seiner Wahl mit allen damit verbundenen Nebenumständen, wie mit den unmittelbar darauf folgenden Ereignissen sehr umständlich erzählt, erscheint wenigstens derselbe als ein sehr liebenswürdiger, bescheidener, nichts weniger als ehrgeiziger, im Gegentheil wahrhaft demüthiger und frommer junger Mann. Eine gewisse, in eben dieser Schrift uns ungemein freundlich ansprechende, natürliche Unbefangenheit und Offenheit geben auch dem Inhalt derselben ein Gepräg von Wahrheit, das Zutrauen einflößt, jedoch dessen ungeachtet möglicher Weise blos Täuschung seyn könnte, indem die Berichte anderer Geschichtschreiber in gar zu auffallendem Widerspruch damit stehen. — Wir werden auf diese Schrift sogleich wieder zurückkommen.

gen Gerechtsamen erhalten hatte. Aber für den Erstern erklärten sich mehrere weltliche Fürsten, und unter diesen auch der edle, liebenswürdige Herzog Friedrich von Schwaben *) und dessen Bruder Conrad. Um diesen Streit beizulegen, ward ein öffentlicher Tag nach Würzburg anberaumt. Die Fürsten erschienen zur bestimmten Zeit mit zahlreichem kriegerischen Gefolge. Aber der Kaiser, weil zu sehr in den Rheingegenden beschäftiget, kam nicht, worauf die Fürsten ebenfalls wieder nach Hause gehen wollten. Aber nun brachen die Würzburger Dienstleute und Einwohner, die dem Gebhard mit Treue ergeben waren, plötzlich aus der Stadt heraus, um das Lager der Fürsten, das ein paar Stunden von Würzburg entfernt war, zu überfallen. Das Geräusch und der Lärmen, den sie machten, als sie heranrückten, verrieth den Fürsten die Annäherung der Feinde. Schnell ordneten sie also ihre Scharen und zogen den Heranrückenden entgegen. Es kam zu einem ganz zwecklosen Kampfe; denn nach einem wirklich sehr hitzigen Gefechte zogen die fürstlichen Scharen wieder in ihr Lager und die Würzburger in ihre Stadt. Diesen tückischen Ueberfall wollten die Fürsten nicht ungestraft lassen. Gleich am folgenden Tag rückten sie vor die Stadt. Aber ihr Angriff mißlang; mit Verlust wurden sie von den tapfern Einwohnern zurückgeschlagen **). Da die

*) Daß Herzog Friedrich von Schwaben sich für den Rudger erklärte, dieß könnte man schon als einen ziemlich starken Beweis hinnehmen, daß derselbe auch der Würdigere war, und daß bei Gebhards Wahl doch etwas Unlauteres mitunter gelaufen seyn möchte.

**) Welcher kriegerische Geist schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in allen großen wie kleinen deutschen Städten erwacht war, und wie vollkommen diese damals schon, wenn man ihre Kräfte zu concentriren gewußt hätte, ein Gegengewicht gegen den stolzen und rohen Lehnsadel hätten bilden können: dar-

Stadt sehr gut befestiget war, und noch besser vertheidiget ward, so sahen die Fürsten wohl ein, daß sie für jetzt nichts gegen dieselbe unternehmen könnten, und zogen daher wieder nach Hause, aber im höchsten Grade ärgerlich über diese so ganz unverhoffte Störung des erst vor kurzem allgemein angenommenen und durch Handschlag bestätigten Friedens. Am meisten aufgebracht darüber war der Kaiser selbst. Er betrachtete, — ob mit Grunde oder Ungrunde: dieß wagen wir nicht zu entscheiden — diese neue Wirrniß als ein Werk der Arglist des Erzbischofs Adalbert. Dieser hatte, wie dem Kaiser war versichert worden, der Wahl des Gebhards seine Zustimmung gegeben, auch als der Kaiser ihm den Auftrag gab, den Neugewählten zu weihen, nicht die mindeste Einwendung gemacht, jedoch, sobald Heinrich den Rücken gewandt hatte, einem andern, nämlich dem Rudger, die Weihe ertheilt, und dadurch den Grund zu dieser neuen, weit aussehenden Spaltung gelegt *).

über hat es uns bisher in dem Lauf der Geschichte nicht an Beweisen gefehlt. Was die Städte sowohl für die Kaiser selbst, als auch für die Größe, die Stärke, für das Ansehen, und überhaupt für den Flor des deutschen Reiches werden konnten, dieß sahen die zwei letzten Kaiser aus dem fränkischen Hause, nämlich Heinrich IV. und V. wohl ein; aber leider nicht ihre Nachfolger, die aus den veralteten, freilich sehr tief gewurzelten Vorurtheilen eines ausgearteten, offenbar überspannten Lehnwesens sich nicht loszuwinden vermochten, und daher das einzige wahre Mittel nicht beachteten und zu gebrauchen wußten, das ihnen noch zu Gebote stand, ihren schwankenden feudalistischen Thron in einen ächt monarchischen zu verwandeln, der völligen Vernichtung ihrer Macht, und dem daher rührenden, immer tiefern Sinken des deutschen Reiches bei Zeiten noch zuvorzukommen.

*) Wenigstens beschuldiget Gebhard in seiner apologetischen Schrift den Erzbischof sehr zweideutigen Benehmens. Unter leeren Hoffnungen habe er lange

Ueberhaupt hatte der Erzbischof indessen dem Kaiser noch manche andere Ursachen zum Mißvergnügen ge-

---

Zeit ihn dahin gehalten; aber endlich ihm sagen lassen, daß er ihn zum Bischofe weihen und auf dem bischöflichen Stuhle erhalten würde, wenn er ihm sechs hundert Pfund Silbers, und dann auch noch drei hundert Pfund für den Papst geben wolle: Dominus et Canonicus Herbipolensis electus Gebhardus, si in usus Apostolici Romam trecentos libros miserit, mihique sexcentas dederit, gratiam nostram obtinebit et de negotio suo deinceps certus et securus manebit. (*Udal.* cod. No. 335.) Er, Gebhard, aber habe dieses Begehren von sich abgelehnt, weil er lieber alles dulden, als mit dem Laster der Simonie sich hätte beflecken wollen. — Da diese Angabe Gebhards sich jedoch auf kein anderes Zeugniß stützt, so ist es immer noch eine große Frage, ob dieselbe auch wahr sey. Hat wirklich Adalbert sechs hundert Pfund für sich begehrt; so trifft ihn mit Recht der Vorwurf der Bestechlichkeit und Verkäuflichkeit. Aber etwas ganz anderes wäre es, wenn der Papst jene drei hundert Pfund gefodert hätte. So weit der Himmel von der Erde, eben so entfernt von Simonie ist auch eine solche Foderung. Dem römischen Papste, als höchstem Oberhaupte der, sämmtliche christliche Völker umfassenden allgemeinen Kirche, lag auch, besonders damals, die Sorge für alle in drei Welttheilen zerstreuten Kirchen ob, deren vielen und oft drückenden Bedürfnissen die Päpste von den ältesten Zeiten her stets mit der größten Milde und Freigebigkeit nicht blos entgegen, sondern gewöhnlich selbst noch zuvorkamen. Es wäre demnach wahrhaft höchst sonderbar, wenn die Päpste nicht das Recht und die Macht haben sollten, auch von allen übrigen Bischöfen der Christenheit, die doch im Ganzen genommen in gewisser Hinsicht sämmtlich als ihre Suffraganbischöfe könnten betrachtet werden, zu solchen edeln, gottgefälligen, das Christenthum befördernden, erweiternden und befestigenden Zwecken Beiträge zu fodern, und selbst sie dazu zu verpflichten. Man hat kurz vor, wie während und nach der sogenannten Kirchenreformation ein entsetzliches Geschrei

geben. Heinrich machte daraus kein Geheimniß, und als Adalbert dieß erfuhr, hatte er gar die Frechheit,

---

gegen die Annoten und das viele aus allen Ländern nach Rom strömende Geld erhoben. Aber nicht nur waren alle diesfallsigen Angaben im höchsten Grade übertrieben, sondern der geistvolle und gelehrte, leider der Welt zu frühe entzogene Graf De-Maistre, dem die römischen Archive offen standen, hat auch nachher aus einer Menge Urkunden und den darin enthaltenen Rechnungen, es offenkundig gemacht und der Welt dargethan, nicht nur welcher heilsame, wahrhaft universalische, weil über die ganze Welt sich erstreckend, wohlthätige Gebrauch von diesen Geldern gemacht ward, sondern daß auch die apostolische Kammer, oft in einem ganz kurzen Zeitraume von nur wenigen Jahren, verhältnißmäßig ungeheure Summen mit beispielloser Selbstaufopferung noch dazu geschossen hat. — Statt also gegen den römischen Stuhl diesfalls Klagen erheben, oder ihm Vorwürfe machen zu wollen, sollte man es eher als eines der größten und glänzendsten Verdienste unserer heiligen Päpste betrachten, deren wahrhaft väterlichem Herzen selbst die in den entferntesten Gegenden des Orients wohnenden, und noch in den Finsternissen des Heidenthums oder anderer falschen Religionen versunkenen Nationen eben so nahe liegen, als selbst die sie unmittelbar umgebenden christlichen Völker. — Was heut zu Tage von Geld nach Rom geht, ist kaum des Redens werth, und dennoch bestehen noch immer die vielen bewunderungswürdigen, einen ungeheuern Aufwand erfodernden, dem Alterthum unbekannten, in ihrer Art ganz eigenen Institute zur Fortpflanzung, Beförderung und Erweiterung des Christenthums. — Das Gebot, das Christus seinen Aposteln gab: in die ganze Welt zu gehen, und allen Völkern seine Lehre zu verkündigen, ward von unsern höchst ehrwürdigen, heiligen Päpsten ununterbrochen und mit evangelischer Gewissenhaftigkeit bis auf den heutigen Tag erfüllt, und zwar so, wie dieß von keiner irdischen Macht, selbst der größten, nicht geschehen könnte. Aber welcher überschwängliche Segen von Oben auch darauf ruhet, dar-

daß er, sich gleichsam gegen seinen Kaiser und Herrn jetzt schon zum Kriege rüstend, die Festungswerke von Aschaffenburg wieder herstellen und noch neue hinzufügen ließ. Aber nun verlor Heinrich die Geduld. Er betrachtete dieß nicht bloß als einen, für ihn im höchsten Grade beleidigenden Trotz, sondern selbst als eine Herausforderung von Seite des Erzbischofes. Der Kaiser war so sehr gegen denselben erbittert, daß er ihn auf einem öffentlichen Tage als einen Reichsfeind in die Acht wollte erklären lassen, auch sogleich bedeutende Rüstungen anstellen ließ. — Nun befand sich Deutschland abermals am Vorabend eines Krieges, der, weil alle Fürsten, wegen der Stellung der Partheien, daran hätten Antheil nehmen müssen, das ganze Reich auf das Neue wieder in Flammen gesetzt haben würde. Zum Glücke kamen in diesem kritischen Moment die

---

über können uns die vielen, in allen vier Welttheilen täglich zu machenden Erfahrungen hinreichend belehren. — — Was endlich den Gebhard und Rudger betrifft, so wollen wir jetzt nur in aller Kürze unsern Lesern noch berichten, daß beide sich anfänglich in das Bisthum theilten; Gebhard blieb im Besitz der Stadt und Umgegend von Würzburg, und Rudger in dem an dem Neckar gelegenen Theile des Würzburger Sprengels. Das durch diese Beiden in der Würzburger Kirche veranlaßte Schisma dauerte bis zum Jahre 1125, um welche Zeit Rudger resignirte, in das Kloster Schwarzach — wenn er nicht diese drei Jahre über darin geblieben seyn sollte — zurückging und auch allda bald nachher starb. Nach Rudgers Tod wollte Erzbischof Adalbert, wie es sich aus seinem, an den Bischof von Bamberg geschriebenen Brief ergibt, den Gebhard auf den bischöflichen Stuhl erheben, aber dieß gab der Papst Honorius II. nicht zu. Zum Bischof von Würzburg ward nun Embrico gewählt, von Heinrichs V. Nachfolger, dem Kaiser Lothar, in das Bisthum eingeführt, und aus diesem Gebhard vertrieben. (*Ussermanni* Episcopatus Wirceburgensis illustratus. p. 60—63.).

päpstlichen Legaten mit den, von dem Reichstag in Würzburg nach Rom geschickten Gesandten an, und ihre Ankunft verscheuchte nun plötzlich wieder die, an Deutschlands Horizont lauernden, trüben Wolken, vereinigte alle Interessen auf einen und denselben Punkt, und gab der ganzen Lage der Dinge eine völlig veränderte Gestalt.

8. Die von dem Reichstage in Würzburg nach Rom geschickten Gesandten waren von dem Papste ungemein wohlwollend empfangen worden. Sie überreichten demselben die auf dem Reichstage genommenen Beschlüsse, und erstatteten ihm sehr umständlichen Bericht über alle dort gepflogenen Verhandlungen. Dieser Bericht machte einen um so tiefern Eindruck, da er schon von dem Erzbischof Adalbert Nachricht erhalten hatte, mit welcher Festigkeit die deutschen Fürsten auf Beibehaltung des Investiturrechts mit den weltlichen Besitzungen bestehen würden. Da jetzt der Kaiser und alle Reichsfürsten, geistliche wie weltliche, über diesen Punkt vollkommen einverstanden waren, mithin auch vereint dasselbe zu erstreben suchten, so sah Calixt wohl ein, daß, wenn nicht ein weit gefährlicheres Schisma, als die bisher dadurch veranlaßten, die Kirche auf das Neue trüben und verwirren sollte, er nothwendig von seinen und seiner Vorfahren allzu hoch gespannten Foderungen nachgeben, mithin jetzt nur das der Kirche zu erhalten suchen müsse, was wirklich und unmittelbar der Kirche gehöre, ohne auch auf Jenes Anspruch zu machen, worauf der Kaiser und das Reich nicht minder gegründete Rechte hätten, oder doch wenigstens zu haben schienen. Der Papst zeigte also jetzt ebenfalls die größte Bereitwilligkeit, seinem bisherigen Gegner die Hand des Friedens zu reichen, und ordnete nun mit den beiden wieder zurückkehrenden Prälaten, nämlich dem Erzbischof von Trier und dem Abte von Fulda, eine Gesandtschaft,

an deren Spitze der ehrwürdige Cardinal von Ostia stand, nach Deutschland ab, um dort einen längst schon so sehr ersehnten Frieden zu schließen, und die Eintracht zwischen der Kirche und dem Reiche auf eine dauerhafte Weise wieder herzustellen. Schon das päpstliche Schreiben, das der Cardinal dem Kaiser überreichte, athmete nichts als Friede, Liebe und Eintracht. Calixt erinnert darin Heinrich an die, sie beide mit einander vereinigende Blutsverwandtschaft, die es ihnen doppelt zur Pflicht mache, auch stets in Liebe und Eintracht mit einander zu verbleiben. „Die Kirche," sagt ferner der Papst in seinem Schreiben, „die Allen, gleich einer Mutter, unentgeltlich dient, ist weit davon entfernt, dir Etwas von deinen Rechten entziehen zu wollen. Sie fordert nur, daß du aufgeben mögest, was deines Amtes nicht ist, damt du alsdann nur desto freier und würdiger desselben pflegen kannst. Die Kirche erhalte, was Christo gehört, und du, was des Kaisers ist. Jeder Theil begnüge sich mit seinem Amte, damit die, welche Allen Gerechtigkeit erweisen sollen, nicht selbst aus Eifersucht gegen einander ungerecht werden. Dadurch wirst du, als wahrer König und Kaiser, Uns und die ganze Kirche in Liebe mit dir verbinden, und Gottes Segen auf dich herabziehen." — Gleich nach ihrer Ankunft in Deutschland begaben sich die päpstlichen Legaten zu dem Erzbischofe Adalbert nach Mainz. Auch Sie waren, wie ihr Herr, der Papst, von denselben friedfertigen Gesinnungen beseelt; und überhaupt lag der Wunsch nach Friede so allgemein und so tief in jeder deutschen Brust, daß es sogar den Legaten wenig Mühe kostete, die durch die Hergänge in Würzburg überall ungemein aufgeregten Gemüther so vollkommen zu beruhigen, daß dadurch keine Störung des Friedensgeschäftes mehr zu befürchten war. Die Beilegung des, durch jene Doppelwahl in der Würzburger Kirche entstandenen Schisma ward demnach auf eine schicklichere Zeit vertagt. Auch

der Erzbiſchof Adalbert ſchien jetzt aufrichtig zu Werke zu gehen, und das Seinige zum baldigen Abſchluſſe des Friedens beitragen zu wollen; denn da er kurz vorher, wegen ſeines Benehmens in der Würzburger Angelegenheit, einen ziemlich ſcharfen Verweis vom Papſte erhalten hatte*); ſo ſuchte er jetzt um ſo mehr ſich dem heiligen Vater auf alle Weiſe wieder gefällig zu machen.

9. In einem, an alle Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte, wie auch an ſämmtliche weltliche Fürſten und Herren gerichteten Schreiben, beriefen die Legaten ein allgemeines Concilium auf Mariä Geburt (8. Septbr.) nach Mainz zuſammen. In einem beſondern Schreiben an den Kaiſer

*) Dieſes päpſtliche Schreiben iſt nicht unmerkwürdig; es beweißt, daß der Papſt Adalberts Charakter ſehr richtig zu beurtheilen wußte. Gleich im Eingange ſeines Briefes ſagt Calixt: Er wiſſe ſehr wohl, daß er, der Erzbiſchof, voll Eifer für die Sache Gottes ſey; aber er möchte auch darauf bedacht ſeyn, daß dieſer Eifer ſtets von wahrer Liebe geleitet werde, damit nichts Indiscretes geſchehe, ſondern alles vernunftgemäß und in dem Geiſt des Evangeliums vollbracht werde (scimus quidem zelum Dei vos habere, quem tamen salva charitate condire debetis, ut nihil indiscrete, sed omnia rationabiliter et secundum Deum agere valeatis). Wegen des Benehmens des Erzbiſchofes in der Würzburger Angelegenheit ſchreibt der Papſt demſelben: „Quod si ita est (nämlich wenn er den zum Biſchof gewählten Gebhard ungehört, und ohne daß deſſen Sache gehörig wäre unterſucht worden, verurtheilt habe). fraternitatem vestram canonicis regulis divinitus inspiratis, liquido constat deviasse. (Cod. *Udal.* p. 330.). — Adalberts Antwortsſchreiben darauf iſt nichtsſagend, daher auch durchaus nicht rechtfertigend für ihn. Es iſt bloß eine fortlaufende Schmähung des Gebhardes, jedoch ohne allen Beweis, und ſogar ohne alle geſchichtliche Entwickelung des ganzen Herganges, woraus, wenn mit Wahrheitsliebe dargeſtellt, ſich ſchon vieles, ja wohl das Meiſte entweder pro oder contra ergeben haben würde.

— dem man diesen Titel jetzt schon nicht mehr versagte — ward derselbe, und zwar dringend ersucht, die Versammlung ebenfalls mit seiner Gegenwart zu beehren. Auch dieser Brief des Cardinallegaten athmet nichts als Friede, Liebe und Eintracht. „Du sollst wissen," sagt der Cardinal in seinem Schreiben an den Kaiser, „daß Wir nichts gegen dich, sondern, so weit es nur immer die Gerechtigkeit erlaubt, Alles für dich thun wollen; und daß Wir nicht die Absicht haben, die Ehre deines Reiches im mindesten zu schmälern, sondern im Gegentheile sie auf alle Weise zu vermehren." — Mainz war zwar von den Legaten zum Versammlungsort bestimmt. Aber, wie es scheint, mißfiel die Wahl des Orts dem Kaiser. Der Groll gegen Adalbert war in seinem Herzen noch lange nicht völlig erloschen, und natürlicher Weise mußte ihm die Stadt, in der Adalbert seinen Sitz hatte, nichts weniger als sehr angenehm seyn. Mit der größten Bereitwilligkeit fügten sich die Legaten dem Verlangen des Kaisers, und so ward von ihnen nun statt Mainz die Stadt Worms beliebt; daher auch wegen dieser Ortsveränderung das Concilium erst einige Tage nach der früher bestimmten Zeit eröffnet werden konnte. Ueber die Hauptpunkte war man schon einig; denn der Papst hatte, noch vor der Abreise der nach Deutschland bestimmten Legation, in einem zu Rom gehaltenen Concilium, über die Bedingungen, unter denen die Kirche Frieden schließen könnte, sich berathen und, die gebieterischen Zeitumstände erwägend, sich zur Ergreifung jenes Auskunftsmittels entschlossen, welches der Abt Gottfried von Vendome *) in

*) Dieß Auskunftsmittel war, daß die vom Könige ertheilte Belohnung sich blos auf den Besitz und die Verwaltung der zeitlichen Güter beziehen sollte, daher auch die kirchlichen Symbole, nämlich Stab und Ring, nicht mehr dabei gebraucht werden dürften. Gottfried von Vendome, einer der eifrigsten Vertheidiger der Kirchen-

mehreren an den Papſt gerichteten Briefen längſt ſchon vorgeſchlagen hatte. Die Verhandlungen, mit großer Ruhe und Beſonnenheit gepflogen, führten demnach ſchon nach wenigen Tagen zum Abſchluß eines Vertrages, wodurch endlich dem, ſchon ein halbes Jahrhundert dauernden, und wegen ſeinen häufigen Verwickelungen in weltliche Angelegenheiten, grenzenloſes Elend über Deutſchland wie über Italien wälzenden Streite ein Ende gemacht ward. Der Inhalt dieſes Vertrages ergibt ſich am beſten aus den, vom Papſt und dem Kaiſer darüber ausgefertigten Urkunden, in welchen einem jeden Theile vorgeſchrieben wird, wie er in Zukunft bei der bis jetzt im Streite gelegenen Angelegenheit ſich zu verhalten habe. Die kaiſerliche Urkunde, worin Heinrich V. der Inveſtitur mit Ring und Stab entſagt, lautet alſo: „Ich Heinrich von Gottes Gnaden Römiſcher Kaiſer überlaſſe aus Liebe zu Gott, zu der heiligen Römiſchen Kirche und zu dem Herrn Papſte Calixtus, wie zum Heile meiner Seele, an Gott, an die heiligen Apoſtel Petrus und Paulus und an die Römiſche Kirche, alle Inveſtitur durch Ring und Stab, und willige ein, daß in allen Kirchen meines Reiches Wahl und Weihe vollkommen frei ſeyn ſollen. Alle Regalien und Beſitzungen, welche ſeit meines Vaters und meiner Zeit, während der Dauer des Streites, dem Römiſchen Stuhle ſind entriſſen worden, werde ich, wenn ich ſie ſelbſt inne habe, wieder zurückgeben, und wenn ſie in andern Händen ſind, für deren Rückgabe beſorgt ſeyn. Eben ſo werde ich auch den andern Kirchen, wie auch

---

freiheiten, ſagt dennoch, daß die Belehnung mit dem zeitlichen Beſitze die Wahlfreiheit nicht nur auf keine Weiſe beeinträchtigt, ſondern ſogar nothwendig, und ſelbſt für die Kirchen ſehr heilſam und wohlthätig ſey, indem die Monarchen durch eben dieſe Belehnung auch für ſich die Verpflichtung eingingen, die Kirchen in ihren Beſitzungen gegen feindliche Angriffe oder andere Beeinträchtigungen zu ſchützen.

den Fürsten, sowohl geistlichen als weltlichen, ihre Besitzungen nach Recht und Gerechtigkeit und dem Gutachten der übrigen Fürsten wieder zurückstellen, und wenn ich sie nicht habe, zu deren Rückgabe auf alle Weise behülflich seyn. Dem Papste und der Römischen Kirche gebe ich wahren Frieden, so wie allen, die auf ihrer Seite waren, oder auch jetzt noch sind; und werde der Römischen Kirche, so oft sie Hülfe von mir verlangt, stets in Allem gewärtig seyn." — — In der päpstlichen Urkunde sagt der Papst: „Ich Calixtus, Knecht der Knechte Gottes, an Heinrich von Gottes Gnaden Römischen Kaiser. Ich genehmige und willige ein, daß die Wahlen der Bischöfe und Aebte des deutschen Reiches, die zu dem Reiche gehören, in deiner Gegenwart ohne alle Simonie und Gewaltthätigkeit*) vollzogen werden, und daß du, wenn bei der Wahl Streitigkeiten entstehen sollten, mit Zuziehung des Metropolitans und der übrigen Bischöfe der Provinz, demjenigen Theile, auf dessen Seite das Recht steht, Beistand und Hülfe leisten mögest. Der Neugewählte soll die Regalien, mit Ausnahme derjenigen, welche offenbar der Römischen Kirche gehören, von dir durch die Belehnung mit dem Scepter erhalten, und Alles, was er diesfalls zu leisten hat, dir entrichten. In den andern, zu dem eigentlichen Deutschland nicht gehörigen Theilen des Reiches, soll der Gewählte die Belehnung innerhalb sechs Monaten erhalten**). Worüber du bei mir klagen wirst, darüber will ich dir pflicht-

*) Das heißt, daß die Wählenden nicht durch die Majestät des anwesenden Kaisers sollen eingeschüchtert, oder ihnen gar, durch mittelbare oder unmittelbare Drohungen, der Gebrauch der ihnen zugestandenen Wahlfreiheit sollte verkümmert werden.

**) Nämlich in Italien und Burgund, wahrscheinlich auch in den, unter unmittelbarer deutscher Oberhoheit stehenden slavischen Ländern, Böhmen und Mähren.

gemäß Hülfe und Beistand leisten. Ich gebe dir und Allen, die von Anbeginn dieser Streitigkeiten sich zu dir gehalten, einen wahren Frieden." — Am Ende der von dem Kaiser ausgestellten Urkunde wird noch bemerkt, daß der Vertrag nach dem Rath und mit der Zustimmung der, in der Urkunde unterzeichneten Fürsten geschlossen worden sey." Dieser waren es acht geistliche und sieben weltliche Herren; nämlich die beiden Erzbischöfe von Mainz und Cöln, die Bischöfe von Bamberg, Speier, Augsburg, Utrecht, Konstanz und der Abt von Fulda. Von den weltlichen: Der Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Heinrich von Bayern, die Markgrafen Bonifacius und Theobald, Gottfried Pfalzgraf bei Rhein, Graf Berengar von Sulzbach, und endlich Graf Gottfried. Die Urkunde ward von dem Erzbischofe Friedrich von Cöln, als Erzkanzler für das Reich Italien, mit Beifügung des großen kaiserlichen, goldenen Siegels ausgefertiget.

10. Am dreiundzwanzigsten September ward der Vertrag dem Volke bekannt gemacht. Da aber die Menge so zahllos war, daß die Stadt Worms sie nicht zu fassen vermochte; so wurden die beiden Urkunden außerhalb der Stadt auf der weiten, längs dem Rheine sich hinstreckenden Ebene von Worms, Punkt für Punkt, dem Volke öffentlich vorgelesen. Der Cardinallegat hielt hierauf einen feierlichen Gottesdienst, und indem er während desselben dem Kaiser die heilige Eucharistie reichte, und ihm den Friedenskuß gab, schönte er ihn und alle seine Anhänger mit dem Papste aus, und nahm sie feierlich wieder in

*) Dieser letzte Zusatz findet sich nicht in der Urkunde, welche die Ursperger Chronik liefert, und aus der sie auch beinahe alle übrigen Chroniker genommen haben; wohl aber bei Baronius, der eine Abschrift aus dem Vatikan vor sich hatte, die auch sämmtliche jetzt folgende Unterschriften enthält.

von Mainz. Aber die Bürger der Stadt, die von den Mauern herab die Niederlage der Ihrigen gesehen, und nun den Tod so vieler ihrer Angehörigen zu beklagen hatten, entbrannten in schrecklichem Zorn gegen ihren Erzbischof, dessen Treulosigkeit sie als die einzige Ursache ihres Unglücks erkannten. Ohnehin nährten sie in ihrem Herzen schon seit einiger Zeit einen bittern Groll gegen Adalbert, weil er sein, dem Kaiser gegebenes Wort nicht gehalten, so treulos demselben zuwider gehandelt hatte. Jetzt wollten sie ihn gar aus ihrer Stadt jagen, und nahe stand es daran, daß ihr Unwille gegen den Erzbischof in eine offenbare Empörung ausgebrochen wäre, hätten die Freunde desselben das Volk nicht zu besänftigen, und durch Vorstellungen der gefährlichen Folgen, die es für die Bürger selbst haben könnte, diese wieder zu beruhigen gewußt *).

6. Die schrecklichen Naturereignisse, deren wir schon erwähnt, die in diesem Jahre (1117) die Völker Italiens ängstigten, erschütterten nicht minder auch die Gemüther in Deutschland. Die kleinen, durch Privatinteresse und persönliche Leidenschaften erzeugten Befehdungen, Räubereien, Verwüstungen, Mordthaten, nebst allen mit solchem wildem Getümmel verbundenen Freveln nahmen zwar auch jetzt noch kein Ende, aber der Kampf zwischen den größern Fürsten hörte allmählig auf; von bedeutenden Unternehmungen gegen einander standen sie nach und nach ab; und so entstand jetzt von selbst eine Art von Waffenruhe, die Vielen um so er-

*) Auch Otto von Freisingen erwähnt des Zorns der Mainzer gegen ihren Erzbischof: Cives qui parentes et amicos in illa caede amiserant, tanta cordis amaritudine affecti erant, ut pane in proprium episcopum, velut hujus concussionis auctorem irruerent. (de gest. Frid. L. I. c. 13.)

wünschter war, da es ihnen an Mitteln, den Krieg fortzusetzen, gebrach. Nur der Erzbischof von Mainz, dessen Ingrimm aus den Ereignissen des Tages immer neue Nahrung schöpfte, machte eine Ausnahme. Gleich im folgenden Jahre (1118) ließ er Oppenheim, welches der Herzog Friederich besetzt hielt, durch den Grafen Hermann angreifen. Die Stadt ward erobert, in Brand gesteckt, und zwölf hundert Menschen wurden dabei lebendig verbrannt. — Um diese Zeit wurden nun auch in Deutschland die Vorfälle in Italien bekannt. Man erfuhr: Paschal II. sey gestorben, Gelasius II. zum Papste erwählt worden, und der Kaiser, diese Wahl nicht anerkennend, habe in Gregor VIII. einen Gegenpapst aufgestellt. Unstreitig war diese Handlung Heinrichs äußerst unklug und unbesonnen. Die Erreichung seiner Zwecke, wie der Erfolg es auch auswieß, konnte er dadurch nicht im mindesten befördern, mußte aber nothwendig durch diesen offenbaren Frevel die Zahl seiner Feinde vermehren, ihren Muth beleben, und ihnen sogar neue, noch weit schärfere Waffen in die Hände geben, während manche edle, daher gemäßigte, aber auch um den Frieden in der Kirche wahrhaft besorgten Gemüther sich von ihm abwandten und auf die Seite seiner Gegner hinneigten. Heinrichs beinahe unverzeihlichen Mißgriff suchten nun die ihm feindlichen Bischöfe, besonders Adalbert von Mainz und Friederich von Cöln, in Verbindung mit dem heftigen, von Eifer glühenden Cono von Präneste auf alle Weise zu benutzen. Auf einer Synode in Cöln sprach der Bischof Cono, der nun als Legat Gelasius II. vollkommen dazu berechtiget war, auf das Feierlichste den Bannfluch nicht nur über den Kaiser aus, sondern auch über die Gebrüder Hohenstaufen, nämlich über Friederich von Schwaben und Conrad von Franken, endlich auch über den Pfalzgrafen Gottfried, so wie über alle, die sich zu ihnen hielten. Da jedoch nur sehr wenige Bischöfe die Synode von

Cöln besucht hatten, welches den Cono und die beiden Erzbischöfe nicht wenig verdroß, so schrieb Ersterer eine neue Synode nach Fritzlar aus, und mischte seinem Schreiben sehr scharfe Drohungen gegen alle jene Bischöfe bei, welche seinem Rufe nicht folgen und in Fritzlar erscheinen würden. Des Legaten drohende Worte scheinen ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben. Nicht nur sehr viele Bischöfe, auch eine Menge weltlicher Fürsten fanden sich ein, und das Resultat ihrer Berathungen war ein Beschluß, dem zu Folge ein allgemeiner Reichstag in Würzburg gehalten, und der Kaiser, wenn er nicht auf demselben erscheinen und sich rechtfertigen würde, ohne weiters und selbst in seiner Abwesenheit des Reiches entsetzt werden sollte. — Alles dieses geschah vorzüglich auf das Betreiben des Erzbischofs von Mainz. Aber so klug, schlau und in Ränken geübt auch Adalbert seyn mochte, so wußte er doch jetzt die Zeichen der Zeit nicht richtig zu deuten, und täuschte sich daher mit der eiteln Hoffnung, daß nun unverzüglich auch die Tage Heinrichs des Vierten wiederkehren würden.

7. Sobald Heinrich Kunde von dem in Fritzlar genommenen Beschluß erhielt, sah er die Nothwendigkeit ein, daß, wenn er den Reichstag in Würzburg verhindern, und dadurch die Entwürfe seiner Feinde zerstören wollte, er jetzt unverzüglich Italien verlassen müsse; den größten Theil des Heeres und auch seine Gemahlin ließ er jedoch zurück, den Italienern gleichsam zum Unterpfand seiner baldigen Rückkehr nach Italien. Seine Anhänger erhielt er dadurch in ihrer Treue, und seine Feinde, an deren Spitze der Erzbischof von Mailand stand, im Zaume, weil in banger Erwartung. Er selbst eilte nach Deutschland, und kam ungefähr um dieselbe Zeit allda an, da der Papst Gelasius an der Küste von Provence

gelandet haben mochte. Aber nur in feindlicher Gesinnung, nur mit Entwürfen des Zornes und der Rachsucht kam Heinrich nach Deutschland zurück. An der Wuth des Kaisers entbrannte nun auch sogleich die Wuth seiner Freunde, wie seiner Feinde. Alles griff zu den Waffen, und noch ärger und schrecklicher als bisher wüthete auf das neue wieder der Bürgerkrieg in allen Theilen Deutschlands; selbst an den höchsten Festen unserer heiligen Religion ruheten die Waffen nicht, und Mord, Brand und jede Art der Verruchtheit schändeten diese heiligen, sonst ausschließlich der Andacht und Anbetung gewidmeten Tage. Der Feind Gottes und der Menschen feierte jetzt in Deutschland seinen höllischen Sabbat. Aber mitten in dieser satanischen Feier kam plötzlich die Nachricht an: Papst Gelasius sey gestorben, und Calixt der Zweite auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden. Auf die Gemüther in Deutschland brachte dieses, die ganze Christenheit interessirende Ereigniß eine ganz unerwartete Wirkung hervor. Große Hoffnungen, wie ängstliche Besorgnisse knüpften sich an dasselbe an. Aber eben daher entsanken jetzt die Waffen den Händen beider Partheien. Jede hielt es der Klugheit und ihrem Vortheile entsprechend, nun vor allem erst abzuwarten, wie die Verhältnisse zwischen dem neuen Papste und dem Kaiser, zwischen der Kirche und dem Reiche sich gestalten würden. Der lange, größtentheils planlos geführte, blutige Kampf hatte während seiner Dauer einen bedeutenden Theil seines primitiven Zweckes verloren, und das kirchliche Interesse endlich jenes der weltlichen Fürsten völlig verschlungen; und da jetzt auf die bisherigen Anstrengungen eine eben so große Abspannung eintrat, und das Bedürfniß nach Ruhe und Frieden überall gefühlt ward, man jedoch allgemein der Ansicht war, daß dieser Friede nur die Folge einer, zwischen Kirche und Staat wieder hergestellten Eintracht seyn könnte; so

hatten dieſe jetzt auch alle große und kleine weltliche Herren ausſchließend im Auge.

8. Dieſe Stimmung wußte Heinrich mit vieler Klugheit zu benutzen. Er ſchrieb einen allgemeinen Reichstag nach Tribur aus, und wohl wiſſend, daß dieß der Wunſch der meiſten Fürſten ſey, berief er ſämmtliche geiſtliche wie weltliche Herren dazu; zugleich erklärte er auch öffentlich, — was natürlicher Weiſe die Gemüther nicht wenig beſänftigte, und Viele davon ihm wieder gewann — daß in Anſehung der Forderungen, die man an ihn machen wollte, und wirklich an ihn machen würde, er alles der Entſcheidung der Verſammlung überlaſſen und dieſer ſich fügen werde. — Da kirchliche Angelegenheiten und die Wiederherſtellung der Eintracht in der Kirche der vorzüglichſte Gegenſtand der Berathungen zu Tribur ſeyn ſollten; ſo mußte nothwendig der Kaiſer nicht nur den neugewählten Papſt Calixt davon in Kenntniß ſetzen, ſondern — um nicht inconſequent zu ſeyn und mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu gerathen — auch ſeinem Papſte in Rom, Gregor VIII., es berichten. — Wirklich erſchienen auch von beiden Päpſten Abgeordnete in Tribur. Aber von keinem Einzigen der hier verſammelten Biſchöfe, Aebte und weltlichen Herren ward Gregor als Papſt anerkannt. Alle ohne Ausnahme huldigten Calixt dem Zweiten, gelobten ihm Gehorſam, und gaben ſchon im Voraus ihre Zuſtimmung zu Allem, was auf dem, von dem Papſte auf den achtzehnten October nach Rheims ausgeſchriebenen Concilium würde beſchloſſen werden. Stillſchweigend gab alſo jetzt Heinrich ſeinen Papſt Gregor in Rom auf; denn er mißbilligte nicht nur keinesweges das Verfahren der Bſchöfe, ſondern verſprach ſogar ſelbſt ſich zu dem Concilium nach Rheims zu begeben, um auch das Seinige zur Wiedervereinigung der Kirchen und deren Eintracht beizutragen; und offenbar war ja dieſes Letztere

eine faktiſche Anerkennung Calixts des Zweiten, als rechtmäßigen Papſtes. — Damit jedoch auch über den innern Zuſtand Deutſchlands Etwas verhandelt würde, ſo ward feſtgeſetzt: im ganzen deutſchen Reiche ſoll allgemeiner Friede herrſchen, einem Jeden das ihm Entriſſene wieder zurückgegeben werden und der Kaiſer alle fiscaliſchen Güter, welche ſeine Vorfahren beſeſſen, wieder zurücknehmen. Schon die Natur dieſes letztern Anhanges beweist, daß es weder dem Kaiſer noch den Fürſten damit wahrer Ernſt war. Uebrigens war jetzt von Seite des Kaiſers ein ſehr entſcheidender, beide Partheien einander nähernder und zu beiderſeitiger Verſtändigung führender Schritt geſchehen. Zudem waren auch in Beziehung auf die im Streite liegende Hauptfrage allem Anſehen nach die weltlichen Fürſten mit dem Kaiſer gleicher Anſicht. Da ſeit länger als einem halben Jahrhundert ſo vieles darüber war verhandelt, geſchrieben und geſprochen worden; ſo wußten nun auch die Laien die geiſtliche Seite des Inveſtiturrechts von deſſen völlig weltlicher, blos auf Verfaſſung und Lehnsweſen ſich beziehenden Seite ſehr wohl zu unterſcheiden; und da noch überdieß auch die Nachfolger Gregors VII. von der Strenge der Grundſätze deſſelben nachzulaſſen anfingen und die Inveſtituren nicht mehr in dem Lichte betrachteten, in welchem Gregor VII. ſie erblickte; ſo war nun mit Grunde eine baldige Ausgleichung und völlige Beendigung des, ſchon länger als zwei Generationen hindurch, Kirche und Staat verwirrenden und grenzenloſes Elend über die Menſchheit herbeiführenden Zwiſtes zu erwarten.

9. Bevor noch das Concilium in Rheims ſeinen Anfang nahm, hatten ſchon Unterhandlungen zwiſchen dem Papſt und dem Kaiſer Statt. Von Calixt geſandt, kamen zwei Abgeordnete, nämlich der Biſchof von Chalons und der Abt von Clugny bei dem Kaiſer in

Strasburg an. Heinrich eröffnete die Conferenz mit der an die Abgeordneten gerichteten Frage: „auf welche Weise, nach ihrer Meinung, ein dauerhafter Friede, ohne Schmälerung und Verletzung seiner und des Reiches Rechte zu Stande gebracht werden könnte.“ Darauf erwiederte der Bischof von Chalons: „Wenn Du, o König*), in Wahrheit Frieden zu erhalten wünschest; so mußt Du nothwendig auf die Investitur der Bischöfe und Aebte mit Ring verzichten. Aber glaube ja nicht, daß Du und Dein Reich dadurch Etwas von ihren Rechten verlieren. Ich selbst kann Dich am besten davon überzeugen; denn als ich im französischen Reiche zum Bischofe war gewählt worden, habe ich weder vor noch nach der Weihe Etwas aus der Hand des Königes empfangen, und dennoch diene ich ihm in Allem, was Zins, Zoll, Heeresfolge und alle übrigen Rechte betrifft, die ehemals den Königen gehörten, und von diesen der Kirche Gottes geschenkt worden sind, eben so treulich, als nur immer Deine Bischöfe Dir dienen können, die Du mit Ring und Stab investirt, und eben dadurch eine Spaltung in der Kirche veranlaßt, und Dir selbst den Bannfluch zugezogen hast.“ — Ueberrascht durch diese unerwartete Erklärung, rief der Kaiser, beide Hände empor hebend, ganz erstaunt aus: „Das ist es ja gerade, was ich verlange, und weiteres fodere ich nicht.“ (Eia, sic fiat, non quaero amplius). — Nach kurzer Berathung mit den Seinigen, versprach Heinrich die Investitur aufzugeben, wenn er Gerechtigkeit bei dem Papste finden, und er, wie alle seine Anhänger, während des Krieges verlornen Besitzungen wieder erhalten würden. Dieses sagten die päpstlichen Abgeordneten

*) Da Heinrich im Banne war, so versagte die Parthei der Eiferer ihm den Titel eines römischen Kaisers; und wahrscheinlich war der Bischof von Chalons ein Anhänger dieser Parthei.

ihm zu, verlangten aber: der Kaiser möchte ihnen seine so eben gemachte Erklärung schriftlich mittheilen, sie mit einem feierlichen Handschlag bestätigen, und endlich dafür sorgen, daß auch die ihn jetzt umgebenden Bischöfe und Fürsten sie ebenfalls durch ihre Unterschriften bestätigen. Alles dieß geschah, worauf der Bischof und der Abt unverzüglich nach Paris zurückeilten, um dem Papste über den Erfolg ihrer Sendung Bericht zu erstatten. —

10. Der heilige Vater war nicht wenig erfreuet über Alles, was er von seinen Abgeordneten vernahm. Da aber Heinrichs bisheriges Betragen eher Mißtrauen als Zutrauen einzuflößen geeignet war, so traute ihm auch jetzt der Papst noch nicht ganz. Er schickte also den Bischof von Chalons und den Abt von Clugny, denen er noch den Bischof von Ostia und den Cardinal Gregor zugesellte, auf das Neue an den Kaiser, mit dem Auftrage, alle Punkte der kaiserlichen Erklärung und Zusage genauer zu erörtern, und in klar bezeichnenden, jeder falschen Deutung zuvorkommenden Ausdrücken schriftlich abzufassen, endlich auch mit ihm über den Tag übereinzukommen, an welchem es zum förmlichen Abschlusse des Friedensvertrages, jedoch nach Beendigung des jetzt in Rheims versammelten Conciliums kommen sollte. — Die vier päpstlichen Abgeordneten fanden den Kaiser an der Spitze von 80,000 Mann in einem Lager zwischen Metz und Verdün. Er hatte sich den Grenzen des Reiches genahet, um, wie er es den Fürsten zu Tribur versprochen hatte, von der Synode in Rheims nicht ferne zu seyn. Heinrich nahm die päpstlichen Gesandten sehr wohlwollend auf, und da diese ihm die Zusicherung brachten, daß, wenn er seine zu Straßburg gemachte Zusage erfüllen würde, der heilige Vater bereit sey, ihn wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen;

so bestimmte Heinrich einen Tag, an welchem er in Mousson zu erscheinen und sein Wort in Gegenwart des Papstes treulich zu erfüllen versprach. Dieses Versprechen bekräftigte er durch einen Schwur, und in Heinrichs Seele schwuren nun auch noch der Herzog Welf von Bayern, der Pfalzgraf Gottfried, der Bischof von Lausanne und noch verschiedene andere, geistliche wie weltliche Herren. Aber auch für den Papst schwuren dessen Abgeordnete, daß Calixt alles, was sie in seinem Namen versprochen, erfüllen würde. Die beiden darüber ausgefertigten Urkunden sind beinahe gleichlautend. Die des Kaisers ist folgenden Inhaltes: „Ich Heinrich, durch Gottes Gnaden römischer Kaiser, entsage aus Liebe zu Gott, dem heiligen Petrus und dem Papste Calixt, der Investitur jeder und aller Kirchen, und gebe Allen, die seit Entstehung des Zwistes für die Kirche gekämpft haben, oder noch kämpfen, wahren Frieden. Die Besitzungen der Kirchen aber, so wie Aller, die im Dienste der Kirche stehen, gebe ich, wenn ich sie habe, wieder zurück; und habe ich sie nicht, so werde ich treulich dafür sorgen, daß sie dennoch zurückgegeben werden. Sollte hierüber sich irgend ein Anstand oder Streit erheben, so sollen kirchliche Dinge nach kirchlichem Rechte, weltliche Dinge aber nach weltlichem Rechte entschieden werden." — Die andere, von dem Papste auszustellende Urkunde lautete also: „Ich Calixt II., durch Gottes Gnaden römischer Bischof, gebe dem römischen Kaiser und Allen, die für denselben gegen die Kirche gestritten haben, oder noch streiten, wahren Frieden; denen, die während dieses Streites Besitzungen verloren haben, gebe ich solche, wenn ich sie habe, wieder zurück, und habe ich sie nicht, so werde ich ernstlich darauf bedacht seyn, und dahin wirken, daß sie ihnen wieder zurückgegeben werden. Sollte hierüber ein Streit entstehen, so sollen weltliche Dinge nach

weltlichem Recht, kirchliche Dinge nach kirchlichem Rechte entschieden werden.

10. Der Papst war indessen in Rheims eingetroffen und hatte das Concilium eröffnet. Es war ungemein zahlreich. Man zählte fünfzehn Erzbischöfe, über zweihundert Bischöfe, und eine noch größere Menge von Aebten, andern Geistlichen, auch selbst weltlichen Herren. Aus allen christlichen Ländern, vorzüglich aus Italien, Frankreich und Deutschland waren die Bischöfe nach Rheims geeilet; sogar aus Spanien und England fanden sich Einige ein. Auch der Erzbischof Adalbert von Mainz und noch sieben andere deutsche Bischöfe erschienen auf demselben, und durch das glänzende, kriegerische Gefolge von drei bis vierhundert Rittern, welches Adalbert mitbrachte, zeichnete er sich vor allen übrigen, auf dem Concilium versammelten Vätern sehr auffallend aus. — An einem Sonntag des Monates October 1119 hatte der Papst das Concilium eröffnet; da aber indessen seine Gesandten von dem Kaiser zurückgekommen waren, so erklärte er schon am folgenden Tage den versammelten Vätern, nachdem er sie von dem Stand seiner Unterhandlungen mit dem Kaiser in Kenntniß gesetzt hatte, daß er gesonnen sey, das Concilium zu unterbrechen, und zwar wegen einer, zwischen ihm und dem Kaiser verabredeten persönlichen Zusammenkunft. Er wolle, fügte Calixt hinzu, jetzt selbst sehen, ob in jenem Menschen (?), dem Kaiser nämlich, Wahrheit sey oder nicht. — (Utrum in veritate *homo ille* ageret. Mit dem Wort ille, wie es hier gebraucht wird, verbindet sich stets ein verächtlicher Nebenbegriff.) — Mit einem zahlreichen Gefolge von Cardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen brach demnach Calixt von Rheims auf und kam schon am Abend des folgenden Tages nach Mousson, mithin ganz in die Nähe des bei Ivri im Lager ste-

henden kaiserlichen Heeres. — Wer hätte jetzt nicht glauben mögen, daß das Ziel nun erreicht sey, und nichts mehr den Abschluß des so sehr ersehnten Kirchenfriedens stören könne. Aber leider lagerten sich jetzt auf einmal wieder Mißtrauen und Argwohn zwischen beide Partheien. Schon die Nähe des zahlreichen kaiserlichen Heeres machte den Papst, und noch mehr dessen Umgebungen mißtrauisch und furchtsam. Sie fingen an, die Aufrichtigkeit des Kaisers zu bezweifeln, prüften daher noch einmal mit der größten Genauigkeit jedes Wort des Vertrages, und nun fand sich bald in jeder der beiden Urkunden ein Satz, der bei den Prüfenden große Bedenklichkeiten erregte. In der vom Kaiser auszustellenden Urkunde heißt es nämlich: „Ich entsage der Investitur jeder und aller Kirchen.“ Aber nun befürchteten der Papst und seine Räthe: der Kaiser möchte zwischen den Kirchen und deren Besitzungen einen Unterschied machen, demnach vielleicht gesonnen seyn, entweder sie den Kirchen zu nehmen und an sich zu ziehen, oder doch mit denselben noch ferner zu investiren. Jener Satz müsse also dahin abgeändert werden, daß der Kaiser nicht nur der Investitur der Kirchen, sondern auch deren Besitzungen entsage. — Wie grundlos und nichtssagend diese Bedenklichkeit war, ergibt sich von selbst. — Daß der Kaiser einen Unterschied machte zwischen Kirchen und deren Besitzungen, daran hatte er vollkommen Recht, was auch, wie wir nun bald sehen werden, der Papst selbst nachher einsah, daher auch endlich das Recht der Belehnung mit den Besitzungen der Kirche dem Kaiser zugestand. Noch ungegründeter, und blos von schwarzem Argwohn erzeugt war die Besorgniß, daß der Kaiser den Kirchen ihre Besitzungen entziehen und diese sich selbst zueignen möchte, was doch eine offenbare Unmöglichkeit war, indem das ganze Reich, alle geistlichen wie weltlichen

Fürsten sich gegen den Kaiser empört haben würden, der auch deswegen, wie man sich erinnern wird, das von Paschal II. ihm dieser Art gemachte Anerbieten ausschlug, weil er von der Unausführbarkeit desselben vollkommen überzrugt war. — Weit vernünftiger und besser gegründet war die Abänderung, welche man an einem in der, von dem Papste auszustellenden Urkunde enthaltenen Satz zu machen für nothwendig fand. In diesem sagt nämlich der Papst: „Ich gebe dem Kaiser und Allen, die gegen die Kirche gestritten haben, oder noch streiten, den Frieden.“ — Mit Recht befürchtete der Papst, daß auch die während des Kampfes, nach Vertreibung der rechtmäßigen Priester, in deren Würden eingesetzten Geistlichen diesem Frieden eine Deutung geben könnten, der zu Folge sie in den Würden, die sie doch unrechtmäßiger Weise erhalten, dennoch müßten gelassen werden. Ueberhaupt, bemerkte der Papst, bedeute der Friede, den er zu geben verspreche, blos Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Kirche, und könne sich daher weder auf die, nach Vertreibung der gesetzmäßigen Priester, eingedrungenen, noch auch auf die gesetzmäßig abgesetzten Priester erstrecken. Dieses müßte demnach ebenfalls dem Kaiser erklärt und von demselben angenommen werden.

11. Den Gedanken einer persönlichen Zusammenkunft mit Heinrich gab der Papst jetzt auf, schickte aber in das kaiserliche Lager eine zahlreiche Gesandtschaft mit dem Auftrage, dem Kaiser die für nothwendig gefundenen nähern Bestimmungen vorzulegen, und deren Genehmigung von ihm zu fodern. — Aber so wie Liebe Gegenliebe erzeugt, eben so gebären Mißtrauen und Argwohn auch nur wieder Mißtrauen und Argwohn. — An der Spitze der päpstlichen Gesandtschaft stand als Wortführer derselbe Bischof von Chalons, der schon

zu Straßburg mit dem Kaiser unterhandelt hatte. Als dieser jetzt dem Kaiser erklärte, daß unter dem Worte „Kirchen" auch deren Besitzungen zu verstehen seyen, und daß diese nähere Bestimmung nun auch in den Vertrag müßte eingerückt werden, verbreitete sich plötzlich ein finsterer Ernst über Heinrichs ganzes Gesicht. Auch er ward jetzt mißtrauisch und befürchtete, der Papst habe die Absicht, alle Grafschaften, Markgrafschaften, Städte, Burgen und alle von den Königen den Kirchen gegebenen Rechte und Besitzungen, kurz, das gesammte ungeheure Kirchengut dem Reiche zu entziehen, es von Zins, Zoll und allen darauf haftenden Dienstleistungen frei zu machen, auf diese Art es ganz vom Reiche zu trennen und außer aller Verbindung mit demselben zu setzen. Ganz trocken gab er also zur Antwort: „Dieß habe er nicht versprochen." — Als der Bischof jetzt in Eifer zu gerathen anfing, bemerkte ihm Heinrich in wenigen Worten, daß er ja selbst in Straßburg ihm erklärt habe, daß das Reich keinen Schaden leiden solle. „Das," erwiederte der Bischof, „soll es auch nicht; im Gegentheil sollen die Bischöfe auch in Zukunft alles leisten, was sie Deinen Vorfahren geleistet haben." — Aber in diesen Worten des Bischofes, die ja so leicht wieder spurlos verhallen könnten, glaubte Heinrich keine hinreichende Bürgschaft für sich zu finden; er schloß also die Conferenz mit der Erklärung, daß, bevor zum förmlichen Abschluß des Vertrages geschritten werden könnte, er sich erst noch mit den Fürsten berathen müsse, ob nicht aus der Entsagung der Investitur in diesem neuen Sinne einiger Nachtheil für das Reich hervorgehen könnte *).

*) Dießmal möchte Heinrichs geäußertes Mißtrauen doch wohl entschuldiget werden können. Dem sehr klugen, alles wohl überlegenden Kaiser mußte sich ja nothwendig jetzt der Gedanke aufdringen, daß, wenn

Da der Kaiſer daher jetzt um einigen Aufſchub bat, ſo blieb der Papſt auch noch denſelben Tag in Mouſſon. Als aber am folgenden Tage Heinrich ihm bemerken ließ, daß dieſe Zeit zu kurz wäre, um die Meinung ſeiner Fürſten einzuholen, er daher noch eine Verlängerung der Friſt von zwei Tagen begehren müſſe, ward der heilige Vater ſehr unwillig, beſchuldigte den Kaiſer der Argliſt, brach alle Unterhandlungen ab und begab ſich nach einem Schloſſe des Grafen von Troyes, wo er die Nacht zubrachte, und kehrte dann nach Rheims zurück, und zwar mit ſolcher Eile, daß er zu Pferde mit ſeinem Gefolge zwanzig franzöſiſche Meilen in einem Tag zurücklegte und noch am Abend des Tages, jedoch nach einer ſol-

---

es dem Papſte damit Ernſt wäre, daß die Biſchöfe alle, auf ihren weltlichen, ihnen von den Kaiſern zu Lehen gegebenen Beſitzungen haftenden Dienſte und Verpflichtungen noch ferner leiſten und erfüllen ſollten, auch die Belehnung mit denſelben eine höchſt gleichgültige Sache ſeyn müßte, und daß demnach, da der Papſt jetzt ſo hartnäckig ſelbſt auf der Entſagung des Belehnungsrechtes mit denſelben beſtehe, er leicht eine geheime, dem Reiche nachtheilige Abſicht dabei haben könnte. — Wahrſcheinlich würde, hätte der perſönliche Zuſammentritt des Papſtes und des Kaiſers wirklich ſtatt gehabt, dieſes Mißverſtändniß ſich leicht aufgeklärt haben; beſonders da die Ausſcheidung des rein Geiſtigen und Kirchlichen von dem Zeitlichen und Weltlichen jetzt getroffen war, der Kaiſer der Inveſtitur des Erſtern entſagt hatte, und nur die Belehnung mit dem Letztern ſich vorbehalten wollte. Was auch wirklich am Ende geſchah, und von dem Papſt und der ganzen Kirche als recht anerkannt ward. — Sehr merkwürdig und empfehlungswerth ſind darüber die Schriften mehrerer ausgezeichneter Biſchöfe, wie z. B. des, dem Leſer ſchon bekannten Biſchofes Ivo von Chartres (ep. 60 und 236), des Hugo von Fleury de regia potestate, des Biſchofes Godefried (*Sismondii* opera T. III. p. 888.) und noch anderer mehr.

chen Anstrengung, ganz erschöpft in Rheims anlangte. Wahrscheinlich war es die Furcht, daß bei der Nähe des kaiserlichen Lagers ihn jetzt, da er zum größten Mißvergnügen des Kaisers die Unterhandlungen abgebrochen, gar leicht das Schicksal Paschals II. treffen könnte, die ihn zu einer so außerordentlichen, einer Flucht ähnlichen Eile angetrieben hatte. — Gleich am folgenden Tage ließ er dem Concilium Bericht über den schlechten Erfolg seiner mit dem Kaiser gepflogenen Verhandlungen erstatten, eilte das Concilium zu schließen und die versammelten Väter zu entlassen. Neue Canons waren auf der Rheimser Synode nicht gemacht worden. Nur Gregors VII. und Urbans II. sämmtliche Verordnungen gegen Investitur von Laienhand, Simonie, Priesterehen, Räuber kirchlicher Güter ꝛc. wurden auf das neue bestätiget und zum Theil noch geschärft *). — Die zwei

*) Diese Verordnungen wurden bloß in fünf Beschlüssen zusammengefaßt. Aber außer diesem mußte das Concilium auch noch mit verschiedenen weltlichen Angelegenheiten, die vor dasselbe gebracht wurden, sich beschäftigen. So z. B. klagte der französische König Ludwig VII., welcher persönlich der Synode beiwohnte, gegen den König von England wegen mancherlei Gewaltthätigkeit, die derselbe gegen französische Vasallen erlaubt hatte, besonders gegen seinen eigenen Bruder Robert, der als Herzog der Normandie ein Vasal Frankreichs war. Auch Mathildis, eine Gräfin von Poitiers, trat auf und klagte gegen ihren Gemahl, der sie verstoßen und eine andere sich beigelegt hatte. Da der Beklagte Krankheit halber nicht vor dem Concilium erscheinen konnte, so setzte ihm der Papst eine bestimmte Frist, innerhalb welcher er entweder in Rom vor dem Papste erscheinen und sich rechtfertigen, oder seine rechtmäßige Gemahlin wieder zu sich nehmen sollte. Eben so klagte auch Bischof Audin von Evreux gegen den Grafen Amalrich von Montfort, denselben beschuldigend, ihn von seiner Kirche vertrieben und seinen bischöflichen Palast in Brand gesteckt zu ha-

ersten Tage nach seiner Rückkehr von Mousson vermochte der, durch seine schnelle Reise noch zu sehr ermüdete Papst, nicht den Sitzungen beizuwohnen. Am dritten Tage jedoch erschien er wieder in der Mitte der versammelten Väter und ließ die fünf, auf die so eben bezeichneten Gegenstände sich beziehenden Beschlüsse öffentlich vorlesen. Aber am folgenden Tage sollten die Sitzungen, mit Verkündigung der Namen Aller, dem Banne anheimgefallenen Feinde der Kirche geschlossen werden. Um diesem Akt eine desto größere Feierlichkeit zu geben, hatte der Papst 427 brennende Kerzen herbeibringen und an die anwesenden Bischöfe und Aebte vertheilen lassen. Als nun eine lange Reihe von Namen, an deren Spitze Kaiser Heinrich und dessen Gegenpapst Gregor VIII. standen, war vorgelesen worden, erhob sich, mit brennenden Lichtern in der Hand, die ganze zahlreiche Versammlung. Mit vieler Würde sprach nun der Papst über alle Widersacher der Kirche den Bannfluch aus, und entband alle Vasallen, Diener und Unterthanen des Kaisers von dem ihm geleisteten Eide der Treue; worauf die ganze Versammlung, das Anathema wie mit einer Stimme laut wiederholend, ihre brennenden Kerzen auslöschte, sie auf die Erde schleuderte, und so den, vom Papste ausgesprochenen Fluch im Namen der gan-

---

ben. Endlich führten auch noch einige fremde Bischöfe, wegen wirklicher oder vermeintlicher Beeinträchtigung ihrer Rechte, Klage gegen einander. Da nun über alle diese Dinge viele Zeit verloren ging, und besonders die, welche die abwesenden Angeklagten vertraten, in ungemein langen Reden sehr viel Ueberflüßiges und Unnöthiges vorbrachten, worauf die Kläger mit eben so vielem Umschweif wieder antworteten; so machte der Papst endlich dem ermüdenden Zungengefechte dadurch ein Ende, daß er an die Kostbarkeit der Zeit erinnerte, und größere Sparsamkeit mit Worten sehr ernstlich empfahl.

zen Kirche beſtätigte. — Der Papſt entließ nun das Concilium und erlaubte den Biſchöfen und Aebten wieder zu ihren Kirchen zurückzugehen, nachdem er ihnen vorher noch ſämmtlich völlige Losſprechung von allen ihren Sünden und Vergehungen ertheilt hatte *).

*) Ueber die, ſowohl in Straßburg, wie auch zu Mouſſon, zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte gepflogenen Unterhandlungen ſehe man Hesso Scholasticus bei *Mansi* T. XXI. unter der Aufſchrift: Ejusdem (Remensis) Concilii Acta descripta in Commentariolo Hessonis Scholastici. p. 244—250. — Heſſo ſelbſt war bei dem Concilium gegenwärtig geweſen.

X.

Calixts Ankunft in Rom. — Trauriger Ausgang des Gegenpapſtes Burdinus, genannt Gregor VIII. — Beendigung des Inveſtiturſtreites durch den Calixtiniſchen oder Wormſer Vertrag.

1. Von der ganzen Chriſtenheit in allen drei Welttheilen war jetzt Calixt als Biſchof von Rom, mithin als Papſt und Oberhaupt der Kirche anerkannt. Nur einige nicht ſehr bedeutende Städte in Italien waren in dem Gehorſam Gregors des Achten geblieben. Zwar hatte dieſer durch gemäßigtes und leutſeliges Betragen die Liebe der Römer zu gewinnen gewußt; aber demungeachtet hatte dennoch ſelbſt in Rom Calixt einen ſehr zahlreichen und bedeutenden Anhang. Zudem war die päpſtliche Parthei, an deren Spitze der Erzbiſchof Jordan von Mailand ſtand, auch um dieſelbe ſich ungemein verdient gemacht hatte, ſogar in der Lombardei ſehr zahlreich, und deren Uebergewicht über jene des Kaiſers vollkommen entſchieden. Der Papſt hatte demnach jetzt keinen Grund mehr, die Hauptſtadt der Chriſtenheit noch länger der ſegenvollen Gegenwart des

ſichtbaren Statthalters Jeſu Chriſti zu berauben. Nachdem er alſo in dieſem Jahre das Weihnachtsfeſt noch in Autun gefeiert hatte, begab er ſich nach Valence in dem Delphinat und trat hierauf im folgenden Monate März 1120 die Reiſe nach Italien an. Dieſe war für Calixt ein ununterbrochener Triumphzug. Schon in St. Ambroſio, dem erſten und zwar nicht ſehr bedeutenden Ort, in welchem der Papſt, nachdem er die Alpen überſtiegen hatte, ankam, fand er einige Cardinäle, Biſchöfe, auch weltliche Herren, und noch eine weit größere Menge Volkes verſammelt, welche herbeigeeilt waren, um dem heiligen Vater ihre Ehrfucht zu beweiſen. In Begleitung des Erzbiſchofes von Mailand, welcher ebenfalls nach St. Ambroſio gekommen war, begab ſich Calixt nach den großen und volkreichen Städten der Lombardei, wo er überall unter dem lauten Jubel ihrer Bewohner empfangen ward. Zu Tortona trat ein italiäniſcher Biſchof vor ihn, und klagte gegen den Erzbiſchof von Mailand, der ihn ſeines Bisthums unrechtmäßiger Weiſe entſetzt hätte. Aber der im Gefolge des Papſtes befindliche Biſchof von Oſtia bemerkte dem Kläger, daß man im Winter keine Trauben keltern könne. Sie hätten des Erzbiſchofes jetzt nöthig und dürften daher ihm nicht vor den Kopf ſtoßen. Der Kläger gab ſich zufrieden und brachte gern und willig der gebieteriſchen Zeit ein, obgleich für ihn ſehr ſchmerzhaftes Opfer. — In Piacenza feierte der Papſt das Oſterfeſt, ging hierauf nach Toscana, und in Lucca, Piſa, ſo wie in allen übrigen Städten, wohin er kam, erwartete ihn ſtets derſelbe ehrenvolle, derſelbe freudige Empfang. — Als Calixt ſich endlich Rom näherte, verließ der Gegenpapſt die Stadt und ging nach Sutri. Sobald Gregor Rom verlaſſen hatte, wendeten ſich auch alle Herzen der Römer wieder zu dem rechtmäßigen Papſt. Noch nie, ſagen die italieniſchen Geſchichtſchreiber jener Zeit, hielt ein Papſt einen ſo glänzenden und prachtvollen Einzug in

die Stadt, als jetzt Calixt II. Ganz Rom riß sich gleichsam von seinen Wurzeln los, um freudetaumelnd seinem Papste entgegen zu eilen. Den feierlichen Zug, dessen Ende gar nicht zu ersehen war, und der daher vom frühen Morgen bis Nachmittags drei Uhr dauerte, eröffneten sämmtliche Kinder der Stadt Rom, weiß gekleidet, mit Palmzweigen in ihren Händen, und Hymnen in Wechselchören singend zum Lobe des heiligen Vaters; und nur lauter Jubelruf des Volkes unterbrach bisweilen den lieblichen Gesang der holden Unschuld. Auf die Knaben und Mädchen folgten die verschiedenen Schulen der Nationen in ihrer Nationaltracht. Auf diese der gesammte hohe und niedere Clerus, nebst allen Beamten der römischen Kirche, endlich der ganze, in der Stadt sich aufhaltende römische Adel. Von ihren vier Kriegstribunen geführt, schlossen endlich in ihrem kriegerischen Schmuck sämmtliche Dienstleute der römischen Kirche den feierlichen Zug. Eine kostbare Krone schmückte an diesem festlichen Tage das Haupt des Papstes.

2. Ein paar Monate blieb jetzt Calixt ganz ruhig in Rom, ließ jedermann vor sich, und machte sich durch seine Herablassung und gefälligen, lieblichen Manieren überall beliebt. Aber die Nähe des Gegenpapstes in Sutri, der noch immer Hülfe vom Kaiser erwartete, störte nicht selten die Ruhe des Papstes. Streifpartheien, aus Sutri gesandt, machten die Umgegend Roms unsicher, mißhandelten die dahin wallenden Pilger, und nahmen ihnen die Opfer ab, die sie am Altar des heiligen Petrus niederlegen wollten. Auch die in Rom befindliche kaiserliche Parthei, besonders die mächtige Familie Frangipani, erhob wieder ihr Haupt, und erlaubte sich Manches, was dem heiligen Vater mißfiel. Bald verlor also auch für ihn der Aufenthalt in Rom seinen anfänglichen Reiz. Calixt ging demnach nach Monte-Cassino, wo er sammt seinem gan-

zen Gefolge über zwei Monate auf das prächtigſte bewirthet ward. Indeſſen fühlte der Papſt immer mehr die Nothwendigkeit, durch Beſeitigung des Gegenpapſtes und Demüthigung der ihm feindlichen Adelspartei, der Kirche wie dem römiſchen Staat wieder Friede und Eintracht zu verſchaffen. Aber um dieſes bewirken zu können, bedurfte er einer bedeutenden kriegeriſchen Macht. Dieſe hoffte er von den Normännern zu erhalten. Der Papſt begab ſich alſo nach Benevent. Hier übertraf ſein Empfang alle Erwartung. Unter anderm ſchmückten die reichen Almafitaniſchen Kaufleute alle öffentlichen Plätze mit den feinſten Zeugen, mit nicht minder koſtbaren Zierrathen auch ihre Häuſer, und in den Straßen ſtanden große goldene und ſilberne Gefäße, in denen Zimmet und andere koſtbare Aromaten brannten. Auf die erſte Kunde von des Papſtes Ankunft in Benevent, eilten der Herzog Wilhelm von Apulien, der Fürſt Jordan von Capua nebſt allen übrigen normänniſchen Grafen und Herren dahin, leiſteten dem heiligen Vater den gewöhnlichen Vaſalleneid, und wurden mit ihren Beſitzungen von ihm auf das neue belehnt. Im Anfange Auguſt war Calixt in Benevent angekommen und blieb nun die ganze übrige Zeit des Jahres allda. Aber während ſeines Aufenthaltes in Unteritalien machte er auch dem Herzog Wilhelm von Apulien in Troja einen Beſuch. Mit allen äußern Merkmalen der größten Ehrfurcht empfing der Herzog den Papſt, führte deſſen Pferd am Zügel bis an die Kathedralkirche, und ſagte ihm jetzt auch die von ihm begehrten Hülfsvölker zu.

3. Als dieſe wichtige Angelegenheit geordnet war, kehrte der Papſt im Anfange des folgenden Jahres 1121 wieder nach Rom zurück. Auch hier traf er jetzt alle nöthigen Anſtalten zu dem bevorſtehenden Feldzuge, verſtärkte die normänniſchen Hülfsvölker theils mit zahlreichen römiſchen Schaaren, theils auch mit andern,

in der Eile angeworbenen Kriegsvölkern, und schickte das ganze Heer unter der Anführung des Cardnals Johannes von Crema vor Sutri. Er selbst folgte demselben auf dem Fuße. — Noch immer täuschte sich der in Sutri jetzt eingeschlossene Burdinus mit der leeren Hoffnung auf nahe Hülfe vom Kaiser. Wahrscheinlich theilte er diese eiteln Hoffnungen auch den Einwohnern von Sutri mit. Diese vertheidigten sich daher anfänglich mit der größten Tapferkeit. Als aber die versprochene Hülfe auch nicht von ferne erschien, die Mauern der Stadt immer heftiger beschossen wurden, auch schon hie und da Theile derselben zusammenstürzten, und die geängstigten Einwohner nun alles Elend und allen Jammer einer, besonders von den wilden Normännern, im Sturm eroberten Stadt befürchten mußten, ergrimmten sie gegen den, welchen sie als den Urheber der ihnen jetzt so furchtbar drohenden Gefahr betrachteten. Ein schrecklicher Volksaufstand war die Folge davon. Der rasende Pöbel drang in die Wohnung des Burdinus, bemächtigte sich unter vielen Schmähungen der Person desselben und lieferten ihn den römischen Soldaten aus. An dem Unglücklichen glaubten diese nun jeden grausamen Muthwillen üben zu dürfen. Sie setzten ihn rückwärts auf ein Kameel, gaben ihm dessen Schweif gleich einem Zügel in die Hand, legten ihm eine zottige Thierhaut um und führten ihn in diesem hohn- und spottvollen Aufzug, dem Heere voran, bis an die Thore von Rom, endlich auch in die Stadt hinein und durch alle Straßen, in denen er seit einem Jahre so oft in seinem ganzen päpstlichen Ornat, und als ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung erschienen war, und die er jetzt als eine traurige, dem Gespötte der Welt und aller Straßenjungen Roms preisgegebene Jammergestalt durchwandeln mußte. Ja die Unholde, die ihn unaufhörlich mit den empfindlichsten Schmähreden überhäuften, würden ihn noch vor den Thoren der Stadt ermordet ha-

ben, hätte nicht der Papſt mit der größten Mühe ihn ihren Händen entriſſen. — Nachdem Burdinus dieſe peinvolle Schmach ausgeſtanden hatte, ward er milder behandelt und auf Befehl des Papſtes nach dem Kloſter Cava gebracht, wo er nach mehreren Jahren in hohem Alter ſtarb. Es war nicht möglich, ihm die Ueberzeugung von der Geſetzwidrigkeit, ja wohl Gottloſigkeit ſeiner Wahl beizubringen. Bis an ſein Ende beharrte er in dem Wahne: er ſey der rechtmäßige Papſt und Calixt ein Eingedrungener, der, blos weil vom Waffenglücke begünſtiget, den Stuhl des heiligen Petrus uſurpire. — Mit Hülfe der Normänner demüthigte der Papſt jetzt auch die bisher gegen ihn feindlich geſinnten römiſchen Großen, beſonders die aufrühreriſchen Grafen von Zeccano, ließ die feſte Burg der Frangipani in Rom niederreißen, ſtellte in der Stadt, wie in deren Umgegend wieder vollkommene Sicherheit her, und ſtrafte ſtrenge die Räuber, wie vornehm ſie auch ſeyn mochten, die wie bisher ſich erfrechten, in die Peterskirche einzudringen, die auf dem Altar niedergelegten Opfer zu rauben und dieſelben ſich zuzueignen. Daß dabei von Seite des Papſtes auch nicht ein Schatte von Eigennutz ein Beweggrund war, bewies er ſelbſt am klarſten dadurch, daß er die, in entfernten Ländern wohnenden Rechtgläubigen, wegen der Weite des Weges, von einer Pilgerreiſe nach Rom dispenſirte, und ſie dennoch der nämlichen Indulgenzen theilhaftig werden ließ, als wenn ſie wirklich zu den Schwellen der Apoſtel gewallet wären; jedoch unter der Bedingung, daß ſie irgend einen andern näher gelegenen, und von der Kirche genehmigten Wallfahrtsort beſuchen und dort ihre fromme Gaben hinbringen ſollten *).

*) Es iſt eben ſo ungerecht, als dem Zeugniß der damaligen Chroniker widerſprechend, wenn einige neuere Geſchichtſchreiber den Papſt Calixt beſchuldigen: Er

habe, um an Burdinus eine, seiner unwürdige Rache zu nehmen, die demselben zugefügten Mißhandlungen selbst angeordnet und befohlen. Alle damaligen Geschichtschreiber stimmen darin mit einander überein, daß blos die *milites*, das heißt die Dienstleute der römischen Kirche, die in Italien wie in Deutschland zu dem niedern Adel gerechnet wurden, es waren, die ganz eigenmächtig, daher auch ohne Wissen und Willen des Papstes jenes grausame Bubenstück an ihrem, eines bessern Schicksals würdigen Gefangenen verübten. Wie viele Beweise haben wir bisher nicht schon gehabt, von der Frechheit und den oft unerhörten Anmaßungen der Dienstleute überhaupt so wie von der Nachsicht, die ihre Herren, um der Dienste derselben sich zu jeder Zeit versichert zu wissen, mit ihnen haben mußten. Wir wollen hier unsere Leser nur an die Geschichte der Empörung der Stadt Cöln unter dem Erzbischof Hanno erinnern. Welchen grausamen Unfug erlaubten sich nicht die Dienstleute des Erzstiftes, als Hanno mit denselben, nachdem die Stadt sich schon wieder unterworfen hatte, in Cöln einzog? Wie eigenmächtig erfrechteten sie sich nicht, unter dem Vorwand, die ihrem Herrn zugefügte Beleidigung zu rächen, in die Häuser der Einwohner einzudringen, und eine eigene ganz willkührliche Justiz an allen denen auszuüben, die sie doch, bei der in der Stadt herrschenden Verwirrung, nur dem Hörensagen nach für die Urheber der Empörung halten konnten; und wie viele Mühe mußte sich endlich Hanno noch geben, um nur seine Dienstleute mit guter Manier und ohne auf eine sie beleidigende Weise, sobald als möglich wieder zu entlassen, sie nach Hause zu schicken, und so die Einwohner Cölns gegen fernere Mißhandlungen zu schützen, die er, obgleich der Herr dieser Dienstleute, dennoch nicht zu verhindern im Stande gewesen seyn würde? — Von dieser, eines Papstes so unwürdigen That ist Calixt II. offenbar frei zu sprechen. Zudem hatte dieser Papst zu viel Verstand und einen viel zu feinen Takt, als daß er nicht selbst hätte fühlen sollen, wie sehr er sich und seine erhabene Würde, durch eine so niedrige, pöbelhaft gemeine Rache, in den Augen aller Edeln herabgesetzt haben würde. Endlich berichten alle gleich-

zeitigen Geſchichtſchreiber, daß Burdinus gewiß würde ermordet worden ſeyn, wenn nicht der Papſt, und zwar mit vieler Mühe ihn aus den Händen der Wüthenden befreiet hätte. — Aber unſtreitig hat dennoch Calixt II. ſich dadurch den gerechten Tadel der Nachwelt zugezogen, daß er, um ſeinen Sieg über den Gegenpapſt zu verewigen, ein Gemälde, auf welchen man den Burdinus unter den Füßen Calixts erblickt, verfertigen und zum ewigen Andenken in dem Lateran aufhängen ließ *). — Von den alten Römern ward nach einem Bürgerkrieg dem Sieger nie der Triumph geſtattet, und zwar, weil jeder Bürgerkrieg ſchon an ſich, ſo wie der Tod ſo vieler darin erſchlagener Bürger nur ein Gegenſtand der Trauer und nicht des Triumphes ſeyn könnte. — Um wie viel weniger darf alſo auch die Kirche ſich eines, über einen ihrer eigenen Söhne errungenen Sieges erfreuen und darüber triumphiren; beſonders wenn der Ueberwundene, bevor er ſo tief fiel, daß er ſich dem Kaiſer zu Erreichung politiſcher Zwecke als ein verächtliches Werkzeug hingab, ein nicht nur durch Reinheit der Lehre und tadelloſen Wandel, ſondern auch durch manche andere treffliche Eigenſchaften ausgezeichnetes, hochgeſtelltes Mitglied der Kirche ſelbſt war. Das Andenken an ſolche traurige, die Kirche ſo ſehr betrübende und deren Annalen wenig ehrende Ereigniſſe ſollte man eher, ſtatt es zu verewigen, auf immer zu vertilgen ſuchen **).

*) Sugerius in vita Ludor.

**) Der Verfaſſer der Lebensbeſchreibung dieſes Papſtes (bei dem Cardinal von Arragonien) berichtet ſogar, Calixt ſey nach der Uebergabe Sutri's und der Gefangennehmung des Burdinus, durch mehrere, von den Römern ihm zu Ehren errichteten Triumphbögen in Rom eingezogen. O, der traurigen, überall und in allen Dingen ſich kundgebenden, menſchlichen Erbärmlichkeit!

4. Der auf dem Concilium von Rheims abermals gegen Heinrich geſchleuderte Bannfluch machte jedoch wenig oder gar keinen Eindruck auf Deutſchland. Der Bannſtrahl hatte jetzt, wie es ſcheint,

seine frühere Wirkung und seinen politischen Einfluß größtentheils verloren. Zwar fielen in Folge des erneueten Bannes einige Bischöfe vom Kaiser ab, nämlich der Bischof von Straßburg, der aber deßwegen auch sogleich aus seinem Bisthum vertrieben ward; ferner der Erzbischof Udo von Trier*), und der neue Bischof Stephan von Metz. Aber dafür gewann Heinrich wieder den Bischof Erlong von Würzburg, indem er ihm das Ostfränkische Herzogthum zurückgab, und

*) Der Erzbischof Udo hatte bisher von seiner Treue und Ergebenheit dem Kaiser sprechende Beweise gegeben, das königliche Investiturrecht laut und kräftig, selbst gegen den Papst Paschal vertheidiget, auch den Kaiser auf seiner letzten Heerfahrt nach Italien begleitet. Der Kaiser wußte wohl, daß er auch jetzt nicht in seiner Treue wanke und zu dem Schritte, den er that, blos durch den Erzbischof Adelbert gezwungen ward. Dieser nämlich, der leider nun auch zum päpstlichen Legaten in Deutschland ernannt war, suchte auf alle Weise den Udo zu kränken und dessen Rechte zu schmälern. Um den Verfolgungen desselben sich zu entziehen, ging er nach Rom und unterwarf sich dem Papste — (der Gegenpapst Gregor saß damals noch unangetastet in Sutri). — Calixt empfing den Udo sehr wohlwollend, bestätigte alle Rechte und Vorrechte seiner Kirche, und sicherte ihn dadurch gegen alle fernere Eingriffe und Neckereien des Erzbischofs von Mainz. — Nach seiner Rückkehr nach Deutschland ward Udo von Heinrich, der ihm nie gezürnt hatte, sehr wohlwollend empfangen, und er diente nun dem Kaiser in allem, was des Kaisers war, mit derselben Treue, mit welcher er auch in allen kirchlichen Angelegenheiten den Verordnungen und Befehlen des Papstes gehorchte. — Hätten doch alle Bischöfe es eben so gemacht, und gewiß würden sie es gethan haben, hätten sie nur den Foderungen der Vernunft und ihrem eigenen religiösen Gefühle, und nicht blos ihren Leidenschaften und den Lockungen zeitlichen Interesses folgen wollen!

seinen Neffen Conrad, um ihn zu entschädigen, zum Markgrafen von Tuscien und Herzog von Ravenna machte. Noch mehr ward Heinrich für den Abfall einiger Bischöfe dadurch entschädiget, daß beinahe alle sächsischen Fürsten und Herren wieder auf seine Seite traten. Den Anfang machte der wilde, aber ungemein kriegerische und tapfere Graf Friederich von Arnsberg. Aus unbekannten Ursachen änderte er seinen Sinn, kam zu dem Kaiser, versöhnte sich mit demselben und öffnete ihm eines der Thore Sachsens, worauf Heinrich sich sogleich nach Goslar begab und einen Fürstentag dort hielt. Dahin kamen nun auch der Herzog Lothar von Sachsen, der sächsische Pfalzgraf Friederich, Rudolph, der Graf der Nordmark und endlich sogar auch der Erzbischof Friederich von Cöln, nebst noch mehreren andern sächsischen Grafen und Herren, söhnten sich mit dem Kaiser aus, und wurden aus Feinden desselben jetzt dessen Freunde. Diese so sehr erwünschte Aussöhnung hatte man vorzüglich den weisen Ermahnungen des Pfalzgrafen Friederich, eines höchst ehrwürdigen Greises, zu danken, der, weil schon sehr hoch in Jahren, bald darauf starb. Nur von den sächsischen Bischöfen vermochte der Kaiser keinen zu gewinnen; alle verschmäheten es, mit dem gebannten Monarchen in irgend eine Berührung zu kommen. — Heinrich verließ hierauf Goslar und ging nach Franken. Nach der Abreise des Kaisers traten die sächsischen und thüringischen Fürsten zusammen, um sich über eine gemeinsame Richtschnur zu berathen, der, bei den gegenwärtigen kritischen und verwickelten Verhältnisse zwischen dem Kaiser und dem Papste, der Kirche und dem Reiche, einstweilen jeder zu folgen hätte. Einmüthig ward jetzt beschlossen, innerhalb der Grenzen Sachsens und Thüringens festen Frieden zu erhalten; jedem, er möge seyn wer er wolle *), der einen feind-

*) Ohne den Kaiser zu nennen, (suppressa Imperatoris

lichen Versuch auf das Land machen wolle, mit vereinter Kraft zu widerstehen und alle kirchlichen Angelegenheiten, auf kirchliche Weise, wie diese für jetzt noch bestünde, zu ordnen und zu schlichten. Diesem Vereine zu Folge ward sogleich die Feste Wasserburg, welche der Kaiser besetzt hielt, deren Besatzung aber die ganze herumliegende Gegend drückte und allerlei Gewaltthätigkeiten sich erlaubte, erobert und zerstört; und eben so wurden nun auch die in Sachsen erledigten Bisthümer durch freie Wahlen wieder besetzt, und die Gewählten, bevor sie noch die Investitur vom Kaiser erhalten hatten, geweihet. Nur die Münsterer, deren bischöfliche Kirche ebenfalls erledigt war, wollten den ohne Willen und Wissen des Kaisers zum Bischof gewählten Grafen Thiederich von Winzeburg nicht annehmen, mishandelten ihn und jagten ihn zur Stadt hinaus. Ihrer Uebereinkunft gemäß kamen diesem nun die sächsischen Fürsten zu Hülfe. Es kam zu hartem Kampfe. Die Dienstleute des Stifts leisteten tapfern Widerstand. Ein großer Theil der Stadt, sammt der Domkirche, ging bei dieser Gelegenheit in Flammen auf. Aber am Ende wurden die Münsterer gezwungen, den Neugewählten zu ihrem Bischofe anzunehmen.

5. Der Kaiser, überzeugt, daß der Friede in der deutschen Kirche, wie in dem deutschen Reiche nicht könnte wieder hergestellt werden, so lange nicht der Erzbischof Adelbert unschädlich gemacht und ihm die Macht benommen würde, das Feuer der Zwietracht und Empörung immer noch mehr zu schüren und anzufachen, beschloß jetzt Mainz, das er, weil Adelbert

---

persona: sagt die Ursperg. Chron.) war dieß offenbar gegen denselben gerichtet; denn wer anders als blos Er hätte etwas Feindliches gegen Sachsen unternehmen können, unternehmen wollen

seinen Sitz allda hatte, als den Mittelpunkt aller feindlichen Umtriebe und gegen ihn geschmiedete Ränke betrachtete, zu belagern und diese Stadt sich zu unterwerfen. Dazu rüstete sich Heinrich ganz im Stillen, war aber dabei so unvorsichtig, daß er seine Absicht vor der Zeit selbst verrieth. Bevor er nämlich noch ein, zu einem solchen Unternehmen hinreichend starkes Heer beisammen hatte, fing er schon an, die Stadt feindlich zu behandeln, hemmte die Schifffahrt auf dem Rhein, unterbrach den Handel der Einwohner, warf in alle um die Stadt liegenden Burgen starke Besatzung, und erschwerte dadurch ungemein die für die Stadt nöthigen Zufuhren, deren sich die Besatzungen der benachbarten Burgen nicht selten bemächtigten. Leicht errieth also jetzt Adelbert den Plan des Kaisers, verließ daher eiligst die Stadt und flüchtete nach Sachsen. — Bald darauf, im Anfange des Sommers, zog Heinrich mit einem zahlreichen, größtentheils aus Schwaben und Elsäßern bestehenden Heere den Rhein herab, vertrieb die Bischöfe von Speier und Worms, und rückte vor Mainz. Aber auf diesen Fall war der Erzbischof jetzt vorbereitet. Sobald er nämlich die Absicht des Kaisers ahnete, berief er sogleich als päpstlicher Legat sämmtliche sächsische Bischöfe und Fürsten zusammen, wußte ihnen die Gefahren, welche dem ersten Metropolitansitze der deutschen Kirche droheten, so lebhaft vorzustellen, und durch seine hinreißende Beredsamkeit ihren Eifer für dieses, wie Adelbert sagte, Gott gefällige Werk*) so sehr zu entflammen, daß alle durch Handschlag ihm ihre Hülfe zusagten. — Auf die erste Nachricht, daß der Kaiser

*) Da Adelbert als päpstlicher Legat große Vollmacht hatte, so ließ er in allen sächsischen Kirchen öffentliche Gebete, mit Fasten verbunden, anstellen, um von Gott die Erhaltung der Stadt Mainz zu erflehen.

mit einem Heere sich Mainz nahe, zogen demnach auch alle geistliche wie weltliche sächsische Herren ihre Streitkräfte zusammen, und eilten mit Heeresmacht der bedroheten Stadt zu Hülfe. Heinrich hob die Belagerung auf und rückte den Sachsen entgegen. Bald standen beide Heere einander zu Gesicht. Aber wahrscheinlich mochten die sächsischen Fürsten schon auf ihrem Marsch über den abermals ausgebrochenen Kriege, über dessen Natur, Zweck und Veranlassung mancherlei Betrachtungen angestellt haben. Adelberts feurige Rede, wodurch er ihre Gemüther auf einige Augenblicke so sehr zu erregen gewußt hatte, war jetzt verhallt, und als nun beide Heere einander gegenüberstanden, und ihre beiderseitigen Kräfte bemessen konten, mithin einsehen mußten, daß die Schlacht ungemein blutig und mörderisch seyn würde, drang sich nun auch, jetzt bei kaltem Blute, einem Jeden das Gefühl auf: wie über alle Maße es thöricht, ja wohl gottlos wäre, abermals, und zwar blos den Ränken des Erzbischofes Adelbert zu Gefallen, ganze Ströme deutschen Bürgerbluts fließen zu lassen. Um dieses zu verhindern, brachten die Sachsen einen Waffenstillstand in Antrag. Heinrich bewilligte ihn, und nun ward festgesetzt, daß von jeder Seite zwölf Fürsten gewählt, und diese zu Beendigung alles fernern Elendes eine Uebereinkunft treffen sollten. Die Unterhandlungen dieser vier und zwanzig Friedensmittler stießen auf keine großen Schwierigkeiten; denn Ruhe, Friede und Ordnung war ein allgemein gefühltes Bedürfniß, und der Wunsch danach daher auch von beiden Seiten aufrichtig und ohne Argliſt. Man kam überein, daß auf das nächste Michaelisfest ein allgemeiner Reichstag in Würzburg gehalten und auf demselben alles geordnet werden sollte, wodurch der Friede im Reiche und die Eintracht zwischen diesem und der Kirche wieder hergestellt werden könnte. Der Waffen-

ſtillſtand und die getroffene Uebereinkunft wurden von beiden Seiten durch Handſchlag beſtätiget; worauf die beiden Heere, die noch vor etlichen Tagen, wie Adelbert gehofft und vielleicht es auch gewünſcht hatte, im Begriffe ſtanden, ſich gegenſeitig zu erwürgen und zu vertilgen, ſich nun freundlich die Hand reichten, ſich auflößten und jeder in ſeine Heimath friedlich zurückkehrte.

6. An dem beſtimmten Tage kam der Kaiſer mit einem ungemein großen Gefolge (ingenti comitatu) nach Würzburg. Eine Tagreiſe davon lagerten die ſächſiſchen Fürſten und der Erzbiſchof Adelbert an den Ufern der Werniz. Nachdem man von beiden Seiten Geißeln geſtellt und gegenſeitige Sicherheit gelobt hatte, zogen die Sachſen nach Würzburg. Da jedoch dieſe Stadt nicht groß genug war, um die ungeheure Volksmenge zu faſſen, ſo ging der Kaiſer den Sachſen entgegen und empfing ſie außerhalb der Mauern Würzburgs. Mit großer Sorgfalt wurden jetzt eine ganze Woche hindurch Unterhandlungen gepflogen, und die Beſonnenheit, Ruhe und Eintracht, die dabei herrſchten, gereichten den berathenden Fürſten nicht zu kleiner Ehre. Zwar fehlte es auch jetzt wieder nicht an ſolchen, die den Frieden zu verhindern und jede Uebereinkunft zu ſtören ſuchten. Aber ihre Anzahl war nicht groß, und alle ihre Bemühungen ſcheiterten an der Klugheit des Kaiſers. Dieſer hatte verſprochen, alles, ohne ſich einzumiſchen, den Entſcheidungen der Fürſten zu überlaſſen. Treu ſeinem gegebenen Wort, ließ er nun denſelben völlig freie Hand, gewann dadurch das Zutrauen Aller, die es redlich mit dem Reiche meinten, erleichterte auch durch dieſe ſeine Nachgiebigkeit den Fürſten ihre Arbeit; und ſo kam ſchon nach ſieben Tagen folgender höchſt merkwürdiger Friedensentwurf zu Stande*): „Im ganzen Reiche ſoll allge-

*) Daß man ſich ſobald und ſo friedlich verſtändigte,

meiner Friede seyn, und Jeden, der ihn bricht, die Todesstrafe treffen. Die königlichen Reichsrechte und Einkünfte bleiben dem Könige, und eben so der Kirche alle ihre kirchlichen Rechte, Güter und Einkünfte. Entrissene Güter und Erbschaften sollen den rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben und jeder Person und jedem Stande sein eigenthümliches Recht zu Theil werden. Gegen Räuber und Diebe soll nach einer, von dem Könige zu erlassenden Verordnung, oder den schon bestehenden Gesetzen gemäß strenge verfahren, und dadurch das Reich in seinem Innern vollkommen beruhiget werden. Der Kaiser wird dem Papste Gehorsam geloben*), und mit Hülfe der Fürsten und nach deren Rathe Frieden mit ihm schließen; so daß der Kaiser behält, was ihm und dem Reiche, und der Papst und die Kirche was ihnen gehört. Die rechtmäßig gewählten und geweihten Bischöfe bleiben im Frieden bis zur Ankunft des Papstes in Deutschland; so lange bleibt auch der Kaiser im Besitze der Stadt Worms, räumt aber dem Bischofe den bischöflichen Sprengel ein. Beider-

---

hatte man größtentheils der Vorsicht des Kaisers zu danken, der, die Zeitverhältnisse nicht aus den Augen verlierend, und die darin handelnden Personen und deren Interesse richtig beurtheilend, es dahin gebracht hatte, daß den geistlichen Herren keine besondere Berathung unter sich gestattet ward, sondern sie mit den weltlichen Herren in einer und derselben Kammer (curia) sich gemeinsam berathen mußten.

*) Das heißt, Calixt II. als den rechtmäßigen Papst anerkennen, welches bis jetzt noch nicht förmlich geschehen war; besonders als der Papst die Unterhandlungen in Mousson abgebrochen und den Kaiser auf das neue gebannt hatte, der hierauf mit dem Gegenpapst Burdinus, dessen Gefangennehmung erst vor einigen Monaten Statt gehabt hatte, wenigstens dem Aeußern nach, in Verbindung geblieben war und dieser daher auch bis auf den letzten Augenblick auf die Hülfe des Kaisers gehofft hatte.

ſeitige Geißeln und Gefangenen werden freigegeben. Wegen des Streites über die Inveſtitur werden die unpartheiiſchen Fürſten ihn ſo beizulegen ſuchen, daß das Reich nicht Schaden leide und ſeine Würde behaupte. Bis dahin können alle Biſchöfe mit dem Könige in Gemeinſchaft treten, ohne deßwegen die Strafe der Excommunication ſich zuzuziehen*)." — Was aber den, über den Kaiſer ausgeſprochenen Bannfluch betraf; ſo ward hierüber gar nichts entſchieden, ſondern nur beſchloſſen, Geſandte nach Rom zu ordnen, die dem heiligen Vater die Würzburger Beſchlüſſe mittheilen und ihn bitten ſollten, ſich mit dem Könige auszuſöhnen und das auf einem Concilium zu entſcheiden, was außer dem Bereiche weltlicher Berathung wäre**). — Da meh-

*) Der obige Entwurf iſt aus *Martene* Collect. ampliss. genommen. Die Urſperger Chronik geht gar zu leicht darüber hinweg und liefert nur einen äußerſt magern Auszug davon. Daß es den Fürſten geiſtlichen wie weltlichen Standes beliebte, in dem Vertrag feſtzuſetzen, daß von jetzt an die Biſchöfe und alle Geiſtlichen mit dem Kaiſer, obgleich derſelbe noch in dem Banne ſey, dennoch, ohne alle Gefahr und übeln Folgen für ſie, in Gemeinſchaft und Geſchäftsverbindung treten könnten: davon ſagt die Urſperger Chronik kein Wort; aber bei Martene heißt es deutlich: Donec id fiat (nämlich bis zur völligen Beendigung des Inveſtiturſtreites) Episcopi et omnes Ecclesiastici sine ulla injuria aut periculo communicationem suam cum Imperatore custodiant.

**) Von dem Bannfluche ſagt die Urſperger Chronik, daß er die Quelle alles Unheils und aller bisherigen Aergerniſſe geweſen ſey: „De verbo excommunicationis, unde scandala pene cuncta pullulaverant". — Aber eben daher bemerkt auch der, dem Leſer ſchon bekannte, geiſtvolle und fromme Biſchof Ivo von Chartres, der jedoch, was auch gar nicht beſtritten werden kann, dem Papſte das Recht und die Macht zuerkennt, ſelbſt Kaiſer und Könige mit dem Banne zu belegen, daß, da der Bannfluch gewöhnlich für alle aufrühreriſche,

den Schoß der Kirche auf. Jedes Gemüth dankte und lobte Gott. Der Jubel war allgemein und grenzenlos; denn in dem erſten Freudentaumel betrachtete man den Vertrag als die Grundfeſte künftiger Eintracht und dauerhaften Friedens, und als eine Quelle, aus der überſchwänglicher Segen über alle Provinzen Deutſchlands hervorſtrömen würde. Dieſe ſchönen Hoffnungen wurden noch höher geſteigert, als auch die Fürſten, um den Frieden zu befeſtigen, gegenſeitig ſchwuren: Heinrichs bisherige Gegner, daß ſie von jetzt an mit Treue zu dem Kaiſer halten, und innerhalb der Grenzen des Reiches ihm gegen alle ſeine Feinde gewärtig ſeyn wollten; der Kaiſer und deſſen Parthei aber, daß ſie alles Vergangene vergeſſen, und an keinem von Allen, die während des langen Streites gegen ſie geweſen, die mindeſte Rache üben wollten. Die frohe Kunde von dem geſchloſſenen, allgemeinen Frieden ward nun bald von den, mit ihren zahlreichen Gefolgſchaften in ihre Länder zurückkehrenden Fürſten in ganz Deutſchland verbreitet. Da nicht alle Fürſten Deutſchlands der großen Reichsverſammlung in Worms beigewohnt hatten, ſo verſammelten dieſe ſich jetzt, auf den Ruf des Kaiſers, am 12. November in Bamberg, wohin der Kaiſer ſich von Worms aus begeben hatte. Sämmtliche hier verſammelten Herren gaben zu Allem, was in dem Concordat vorgetragen worden war, ihre freudige Zuſtimmung, und ſchloſſen ſich nun ebenfalls mit aller Treue dem Kaiſer wieder an. Jetzt, da der Friede nun allgemein und von Allen war beſtätiget worden, ordnete Heinrich mit dieſer frohen Friedensbotſchaft auch unverzüglich Geſandte nach Rom, die zugleich von Seite des Kaiſers dem heiligen Vater koſtbare Geſchenke überbrachten. Voll Freude über dieſe nun allgemein herrſchende friedliche Stimmung, ſchrieb Calixt an ſeinen, ihm jetzt ſo theuren Anverwandten, den Kaiſer Heinrich, einen ungemein freundlichen Brief, dankte ihm darin auf das Verbindlichſte für die Beweiſe von Güte und

Wohlwollen, die er seinem, des Papstes, Neffen, dem Bischofe von Metz gegeben, und bat ihn endlich auch, sobald als möglich nach Italien Bevollmächtigte zu schicken, und durch diese der römischen Kirche die ihr bisher noch vorenthaltenen Regalien übergeben zu lassen. — In dem folgenden Jahre (1123.) gab Papst Calixt II. auf dem im Anfange des März im Lateran gehaltenen, großen ökumenischen Concilium, dem Wormser Concordat seine feierliche Bestätigung.

XI.

Nähere Beleuchtung des sogenannten Calixtinischen oder Wormser Vertrags.

1. Durch das Wormser Concordat war nun ein in der Kirche- und Völkergeschichte Epoche machender Streit entschieden. Derselbe hatte, genau gerechnet, von dem Augenblicke an, wo Papst Gregor VII. ihn zuerst erhoben, neunundvierzig Jahre gedauert. — Sollte wirklich Gregor, wie von Vielen behauptet wird, es auch zu denken möglich seyn könnte, den Plan gehabt haben, das Investiturrecht in dessen ganzem Umfange, mithin auch in dessen doppelter Bedeutung der weltlichen Macht völlig zu entziehen, so würde offenbar dadurch der römische Stuhl der einzige, wie geistliche so auch weltliche Lehnsherr aller Bischöfe geworden seyn, und da diese in Deutschland zugleich sehr mächtige Reichsfürsten waren, auch deren weltliche Macht sich in den Händen des Papstes concentrirt haben; indem ja ihre Fürstenthümer jetzt nicht mehr dem Reiche, sondern blos der Kirche ganz allein angehört hätten. Eine nothwendige Folge davon würde in Deutschland die völlige Vernichtung des königlichen Ansehens gewesen, und an dessen Stelle die Macht und das, nun im Weltlichen wie im Geistlichen, gebieterische Ansehen des römischen Stuhles getreten seyn. Da aber damals Deutschland ein vorherrschendes, und auch von allen übrigen Völkern dafür anerkanntes Reich

war; so würden nun die Päpste gerade durch das so mächtige, angesehene und gefürchtete Deutschland, auch ihrer zeitlichen Weltherrschaft über das ganze christliche Abendland eine sichere und feste Grundlage gegeben haben. Wohl möchte eine solche theocratische Verfassung in ihrer völligen Entwickelung und Ausbildung für das zeitliche wie ewige Wohl der Völker ungemein heilsam gewesen seyn; Friede und Eintracht würde dadurch in der großen christlichen europäischen Staatenrepublik weit leichter erhalten, und überhaupt alles Große, Edle und Gute, was in dem Menschen liegt, nicht wenig gefördert worden seyn. Aber alles dieses beruhet jedoch blos auf der Voraussetzung, daß alle Päpste von gleich großer Heiligkeit, Einsicht, geistiger Superiorität und Regentenweisheit seyn müßten und es auch stets seyn würden. Da jedoch einer solchen Voraussetzung nicht eine einzige Verheißung Jesu zum Grunde liegt, ja selbst mehrere Aussprüche aus dem Munde der ewigen Wahrheit das Geistige und Ueberirdische von dem Zeitlichen und Irdischen sehr scharf scheiden; so wird auch gewiß kein Katholik, selbst der tiefste Verehrer des römischen Stuhles, der wärmste und treueste Anhänger des Oberhauptes der Kirche — und dieß sollten wir alle seyn — es bedauern, daß Gregors VII. Plan einer geistlichen und zugleich christlich-weltlichen Universalmonarchie, — wenn er anders diesen gehabt haben sollte — *) am Ende dennoch, obgleich erst nach neunundvierzigjährigem Kampfe, an

*) Sollte wirklich ein solcher riesenhafter Plan — was, wir wiederholen es, immer möglich gewesen seyn könnte, — Gregors des Siebenten starker, alles mit ihren geistigen Armen umfassenden Seele vorgeschwebt haben; so dürfen wir doch überzeugt seyn, daß die Quelle davon nicht Ehrgeiz oder Herrschsucht war, sondern blos seine, obgleich irrige Ueberzeugung, daß nur auf diesem Wege das Reich Gottes auf Erden wieder hergestellt, und das zeitliche wie ewige Heil der Völker erzielt werden könnte.

der Einigkeit der deutschen Fürsten mit ihrem Könige scheitern mußte. Wie aber dem auch sey, so gebührt dem Papste Calixt II. doch immer das Verdienst, daß er, indem er das Reingeistige von dem positiven Weltlichen und Zeitlichen rein ausschied, und dem letztern entsagte, eben dadurch auch dem unseligen Kampfe zwischen dem Altar und dem Thron um die Weltherrschaft ein Ende zu machen suchte.

2. Aber bei allem dem war doch der Gewinn, den dieser Vertrag dem römischen Stuhle, wie der Kirche brachte, nichts weniger als unbedeutend. Erstens ward dadurch der Welt jener furchtbare Wahn benommen, daß die bischöfliche Würde ein königliches Amt sey, ein Wahn, dessen schädliche Wirkung mit der Zeit noch weit drückender und fühlbarer hätte werden, auch eine immer größere Beengung und Hemmung der Bischöfe in ihrem geistlichen Wirkungskreise, ja sogar eine Vernachläßigung ihrer heiligsten Pflichten, die sie oft zeitlichen und persönlichen Verhältnissen unterzuordnen sich gezwungen gesehen hätten, eine unvermeidliche Folge davon seyn müssen. — Auch die völlige Freiheit der Wahlen, was nicht minder wichtig ist, ward ebenfalls dadurch gewonnen. Das schmachvolle Abhängigkeitsverhältniß der Kirchen, als solche, von der Willkühr der weltlichen Macht hatte jetzt ein Ende; denn wenn bis dahin die Kirchen stets den zu ihrem Bischofe annehmen mußten, den der König, ohne sie darum zu befragen, gewählt hatte; so mußte jetzt der König, wenn er anders nicht wortbrüchig werden, und seinem Vertrage treu bleiben wollte, jederzeit der von der Kirche getroffenen Wahl seine Zustimmung geben. — Endlich war es ein ungemein großes Ergebniß für den römischen Stuhl, daß nun die Papstwahlen von allem Einfluß der weltlichen Macht völlig entfesselt wurden. Gregor VII. hatte noch die Bestätigung seiner Wahl bei

dem König Heinrich IV. nachgesucht, auch nicht eher, als bis diese erfolgt war, den Titel eines römischen Papstes sich beigelegt. Dieses unterließen nun seine Nachfolger, und mußten es nothwendig unterlassen, weil ihre Wahl in die Zeit des Kampfes zwischen dem römischen Stuhle und dem Kaiser fiel; auch beide Heinriche zur nämlichen Zeit stets schon Gegenpäpste aufgestellt, mithin von der wahren Kirche sich getrennt und losgesagt hatten. Aber in einem Vertrage, geschlossen, um das Verhältniß zwischen dem höchsten Oberhaupte der Kirche und Jenem des Reiches auf immer zu ordnen, hätte doch nothwendig von dem, bis jetzt von allen Kaisern in Anspruch genommenen, und von ihnen auch ausgeübten Rechte der Theilnahme an den Papstwahlen einige Erwähnung geschehen müssen. Da dieses jedoch nicht geschah, und der Kaiser selbst nicht die mindeste Bemerkung darüber machte, so ist dieß offenbar von Seite Heinrichs eine zwar stillschweigende, aber deswegen nicht minder deutliche, und jetzt selbst urkundliche Verzichtleistung auf jenes Recht; wie dann auch von jetzt an aller Einfluß der Kaiser bei den Papstwahlen völlig aufhört. — Obgleich man es keinen Gewinn nennen kann, wenn man das, in dessen rechtmäßigem Besitze man längst schon ist, auf das neue zu erhalten scheint; so mußte es doch für den römischen Stuhl nicht wenig erfreulich seyn, daß in dem Concordat des Papstes völlige Unabhängigkeit auch als weltlicher Herr, mithin dessen volle Souveränität förmlich anerkannt ward. Unstreitig waren zwar die Länder, welche König Pipin und dessen Sohn Carl der Große dem römischen Stuhle schenkten, von allem Lehensnexus mit dem fränkischen Reiche befreiet, und der Päpste souveräner Besitz dieser Länder längst schon staatsrechtlich begründet. Da aber Carls des Großen Nachfolger, als römische Kaiser und Schutzvögte der römischen Kirche, sehr oft sich Eingriffe in die weltlichen Rechte der Päpste erlaubten, Regalien

ſogar ſich zueigneten, die offenbar der römiſchen Kirche gehörten, und nicht ſelten in Rom dem Papſte gegenüber ſich gerade ſo betrugen, als wenn dieſer ihr Lehnsmann, mithin ihr Unterthan wäre; ſo mußte nach und nach des Papſtes, als weltlichen Herrn, wahre, und ſelbſt ſtaatsrechtlich feſt begründete Eigenſchaft immer mehr verkannt, und mancherlei, beſonders geſchichtliche Zweifel darüber erzeugt werden. Dieſe verſchwinden nun ſämmtlich wie Nebelgeſtalten vor dem Concordat. Wäre nämlich der römiſche Staat, oder eines der Länder, die denſelben ausmachten, ein Lehen des römiſchen Reiches geweſen; ſo hätte auch nothwendig von der Belehnung mit demſelben durch den Scepter von dem Kaiſer die Rede ſeyn müſſen. Da aber dieſes nicht geſchah, vielmehr im Gegentheil alle der römiſchen Kirche gehörigen Güter, Länder und Regalien von jeder Belehnung ausdrücklich frei geſprochen wurden, ſo ward ja eben dadurch (eo ipso) der Papſt als völlig unabhängiger, vollkommen ſouveräner Fürſt und Landesherr anerkannt.

3. Indeſſen hatte der Calixtiniſche Vertrag doch auch manche, und zwar nicht wenig bedeutende Mängel. Es fehlte ihm durchaus an vollkommen deutlichen, hier ſo nothwendigen, keiner doppelten Deutung mehr Raum gebenden Beſtimmungen. Erſtens iſt es gewiß ſchon ein großes Gebrechen, daß in demſelben nicht deutlich ausgeſprochen wird, ob die Belehnung durch den Scepter der Weihe, oder dieſe der Belehnung vorangehen ſolle. Natürlicher Weiſe deuteten die Monarchen dieſen Punkt auf eine, ihrem Intereſſe entſprechende Weiſe, und behaupteten, daß die Weihe nicht eher dürfte vorgenommen werden, als bis ſie dem zu Weihenden die Belehnung ertheilt hätten. Aber dieß konnte unmöglich in dem Geiſte und dem Sinne des Concordats liegen; es würde ja dieſen in den auffallendſten Widerſpruch mit

sich selbst setzen. Der Vertrag nämlich verbürgt den Kirchen vollkommene Wahlfreiheit. Wenn aber nun die Gewählten, zu Folge des angeblichen, dem Könige in dem Vertrage zugestandenen Prärogativs, die Gewählten nicht eher geweihet werden durften, als bis sie von dem Monarchen die Belehnung erhalten hatten; so war auch die Wahl nichts weniger als frei. Die Wählenden mußten ja offenbar sich vorher erst erkundigen, den König darum befragen, ob er Dem, den ihre Wahl treffen würde, auch die Belehnung ertheilen wolle; und verweigerte er diese unter irgend einem Vorwande, der immer leicht zu finden ist, so waren sie gezwungen, einen andern zu wählen. Die Wahlfreiheit war demnach wieder nicht wenig beschränkt, und in der Macht der Könige lag es, dieselbe in immer noch engere Schranken einzuschließen, wovon am Ende die Folge gewesen seyn würde, daß wieder, wie bisher, die Wahl blos als eine leere Ceremonie betrachtet, und die Besetzung der bischöflichen Stühle ganz der Einsicht und dem Wohlgefallen des Königes wäre überlassen worden. Die Vertheidiger der kirchlichen Freiheit konnten um so mehr behaupten, daß nach dem Sinne des Concordats die Weihe der Belehnung vorangehen müsse, und der König verpflichtet sey, den Geweihten auch jedesmal zu belehnen, da dieses ja in Ansehung der Bisthümer, welche in Ländern lagen, die zwar zu dem Kaiserreiche, aber nicht unmittelbar zu Deutschland gehörten, ausdrücklich festgesetzt war. Wenn es mit den Bisthümern in Deutschland nicht eben so gemeint gewesen wäre, so wäre auch gar nicht zu begreifen, warum man eine so auffallende Ungleichheit hätte aufstellen sollen, ja wohl aufstellen wollen. Aber von dem Grundsatze ausgehend, daß überall, wo Freiheit der Wahl statthaben solle, auch nothwendig Freiheit der Weihe damit verbunden seyn müsse, wollte das Concordat nichts weniger als eine solche wahrhaft höchst anstößige Ungleichheit eintreten lassen, sondern die Könige blos von der

Verpflichtung dispenſiren, den in jenen Ländern Gewählten unmittelbar nach deren Weihe auch die Belehnung zu ertheilen, ſondern ihnen dazu eine längere Friſt, nämlich von ſechs Monaten geſtatten, offenbar aus dem Grunde, weil ſie, bei eintretender Erledigung eines biſchöflichen Stuhles in den nicht unmittelbar zu Deutſchland gehörigen Staaten, theils wegen deren Entfernung, theils auch, weil vielleicht ſie ſelbſt durch andere dringende Reichsgeſchäfte daran gehindert, ſich nicht ſogleich dahin möchten verfügen können. Alles dieß geht, und man kann wohl ſagen, bis zur höchſten Evidenz, aus der Natur der Sache, wie aus der Vernunft und jeder nur einigermaßen geſunden Logik, und zwar ganz handgreiflich von ſelbſt hervor *). Aber bei allem dem hätte Alles dieß doch durchaus ganz klar und deutlich in dem Vertrage müſſen ausgeſprochen werden. Unſtreitig würde dadurch die Quelle vieler nachher entſtandener und daher rührender höchſt unangenehmer Mißverſtändniſſe verſtopft worden ſeyn. — — Daß der Vertrag über das ligiſche Homagium, welches die Biſchöfe dem Könige zu leiſten hatten, und wodurch ſie deſſen Leute wurden, ſich nicht äußerte, im Gegentheil, obgleich die Päpſte Urban II. und Paſchal II. es unterſagt hatten, dennoch die Leiſtung deſſelben ſtillſchweigend zugeſtand: dieß möchten wir gerade nicht als einen, dem Concordat anklebenden Mangel betrachten. Zwar kann man nicht läugnen, daß das Vaſallenverhältniß die hohe biſchöfliche Würde in etwas herabſetze, auch in gewiſſen Fällen möglicher

*) Unmöglich konnte auch der Papſt einer andern Meinung ſeyn, als daß die Weihe der Belehnung vorangehen müſſe. Im entgegengeſetzten Falle wäre ja der ganze Vertrag ein wahrhaft lächerliches Machwerk geweſen; in Beziehung auf die Inveſtituren hätte man nichts gewonnen als blos eine Veränderung der Symbole, ſtatt Ring und Stab den Scepter genommen, mithin einer bloßen Ceremonie eine andere bloße Ceremonie unterſchoben.

Weise die Freiheit der Kirche beeinträchtigen könne. Aber wessen war dieß die Schuld? Gewiß nur der deutschen Bischöfe und Aebte selbst, die zugleich auch weltliche Fürsten und Herren waren, und es noch ferner bleiben wollten; und so lange sie es blieben, auch unmöglich, ohne allen Nexus mit dem Reiche abzubrechen und dessen Verfassung gerade in einem ihrer wichtigsten Punkte schwer zu verletzen, aus dem Vasallenverhältniß heraustreten durften. Es würde, wäre das wirklich geschehen, alsdann in Deutschland zwei ganz von einander verschiedene Klassen von Reichsfürsten gegeben haben. Die Einen, durch das Vasallenverhältniß gebunden, in gehöriger Abhängigkeit von dem Reiche und dem Könige; die Andern, von diesem Verhältniß gelöset, in völliger Unabhängigkeit als eigene, selbstständige Fürsten. Wie ungemein Vieles die ohnehin schon so sehr geschmälerte königliche Macht dadurch wieder hätte verlieren müssen, fällt von selbst in die Augen; aber auch überdieß würde, als zweite beinahe nicht minder nothwendige Folge davon, das große und herrliche deutsche Reich höchst wahrscheinlich noch weit früher in eine Menge theils großer, theils kleinerer Brocken und Stücke zerbröckelt worden seyn. Als nach dem Sturz der Hohenstaufen und dem Erlöschen des schwäbischen Kaiserhauses dieses Unglück wirklich Deutschland traf, und dasselbe nur dem Namen nach noch ein Oberhaupt hatte, und blos dem Scheine nach noch einen eigenen, in sich zusammengehaltenen Staatskörper bildete, dann mußte freilich auch die Leistung des ligischen Homagiums seine Bedeutung verlieren, und konnte füglich von selbst aufhören. — Mit vollem Grunde gab also Friederich der Erste, Heinrichs des Fünften dritter Nachfolger, dem Papste Hadrian IV., als dieser von ihm die Befreiung der Bischöfe von dem Homagium verlangte, zur Antwort, daß er dazu sogleich bereit sey, so bald nur die Bischöfe auch alle ihre Reichsregalien wieder zurückgeben würden.

4. Welch ein groſser Gewinn für die Kirche die Wahlfreiheit war, und wie sehr dieselbe dem Geiſte der ursprünglichen Kirchenzucht*) entsprach, haben wir schon unsern Lesern anschaulich zu machen gesucht. Was uns jetzt noch übrig bleibt, ist nur eine kurze aber nicht überflüſsige Prüfung, ob auch die Diener der Kirche die derselben errungene Freiheit auf eine würdige, dieselbe immer noch mehr verherrlichende Weise zu benutzen gewuſst haben; ob nach Einführung der freien Wahlen höher erleuchtete, heiligere, geistvollere Männer, als bis dahin, die bischöflichen Stühle zierten; ob bei den Wahlen auch jeder Art von Simonie alle Zugänge zu den Kapitelsälen fest verschloſsen waren, und endlich ob die Ehre und Verherrlichung der Kirche, so wie das Heil des Volkes bei den Wählenden gewöhnlich der einzige vorherrschende Gedanken war, demnach auch das Streben, nur dem Würdigsten das hohe Apostelamt zu übertragen, stets sämmtliche Glieder des Kapitels beseelte. — Darüber natürlicher Weise kann uns nur die Geschichte die nöthigen Aufschlüsse geben. Aber was bietet sie uns, wenn wir ihre Jahrbücher aufschlagen? Schon Kaiser Friederich I. klagt bei dem Erzbischofe Philipp von Cöln, als päpstlichen Legaten, „daſs jetzt die Bischöfe ungleich weniger rechtschaffene und fromme Leute wären, als zu den Zeiten, da die Kaiser die Bischöfe ernannten; diese sahen blos auf Verdienst, da man jetzt blos nach Gunst und nach Nebenansichten handelt**). Ob in diesen Worten des Kaisers Wahrheit

*) Aber Manches, was dem Geiſte der ursprünglichen Kirchenzucht, mithin zur Zeit der Blüthe des Christenthums, da der Glaube überall lebendig, und die Liebe noch nicht so sehr erkaltet war, vollkommen entsprach, könnte leicht viele Jahrhunderte nachher nichts weniger als sehr passend mehr seyn, und in diese Cathegorie möchte gar wohl vielleicht auch die Wahlfreiheit gehören.

**) Nicht unmerkwürdig ist es, daſs der letzte deutsche

lag, kann man am besten erkunden, wenn man die Chroniken und Jahrbücher der Stifter darum befragt, und besonders wenn man sie bis auf die Zeiten der sogenannten Reformation herab durchgeht. Wer weiß nicht, wie lau und wie wenig ihrer Würde geziemend im Anfang dieser furchtbaren und unseligen Kirchenspaltung sich viele deutsche Bischöfe benommen haben? — — Das Treffliche und Wohlthätige, wie das Mangelhafte und Nachtheilige jeder vielumfassenden Institution gibt sich selten auch sogleich, sobald dieselbe in das Leben getreten, unmittelbar darauf kund; nur nach und nach entwickelt sich dasselbe, wird immer anschaulicher, und endlich zu einem entscheidenden, keinen Zweifel mehr zulassenden, Urtheile reif. Obgleich wir nun so eben erst gesehen haben, daß die freien Wahlen, selbst gleich nach ihrer Einführung, nicht immer zu sehr erwünschten Resultaten führten; so ist es doch ungleich merkwürdiger und belehrender auch zu vernehmen, was Rom und der römische Stuhl einige hundert-Jahre nachher davon dachten und wie sie darüber urtheilten. Vernehmen wir hier einstweilen nur zwei Stimmen, nämlich die eines Cardinals, und dann auch jene eines großen und weisen Papstes selbst. Schon der Cardinal Madrucci sagte, gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, den deutschen Bischöfen in seinem, ihnen übergebenen Reformprojekt: „daß der Untergang vieler Kirchen blos den absoluten Wahlen und Postulationen solcher Individuen zuzuschreiben sey, denen es durchaus an den zu einem Bischofe erforderlichen Eigenschaften gebreche.“ — Aber noch weit stärker, und das Verderbniß noch ungleich näher bezeichnend, drückt sich der römische Stuhl im Eingange jener Constitution aus,

Bischof, der nach seinem Tode von der Kirche den Heiligen beigezählt ward, gerade auch von dem letzten, die Bischöfe in seinem Reiche noch ernennenden Kaiser, nämlich von Heinrich IV. und zwar während derselbe selbst noch unter dem Banne lag, war eingesetzt worden.

der zu Folge er den Königen Frankreichs die Ernennung der Biſchöfe wieder überträgt. „Da aus den Wahlen“ *), ſagt der große Papſt Leo X., „die in den Dom- und Erzſtiftern wie auch in den Klöſtern ſeit vielen Jahren ſtattgefunden, große Gefahr für das Heil der Seelen entſtanden iſt, indem die meiſten entweder durch mißbrauchtes weltliches Anſehen, oder auch nach vorhergegangenen, unzuläßigen, durch irgend eine Art von Simonie befleckten Verträgen, oder endlich auch aus bloßer perſönlicher Zuneigung, oder Verwandtſchaftshalber, ſind vollbracht worden, und die Wählenden eben daher ſich mit der ſchrecklichen Schuld des Meineides belaſtet haben; indem ſie ja vor der Wahl ſämmtlich einen feierlichen Eid ſchwuren, nur den Tauglichſten und Würdigſten zu wählen, und nicht Jenen, von welchem ſie wüßten, daß er durch Verſprechung zeitlicher Vortheile, durch Geſchenke, oder auch durch Bitten, ſey es entweder unmittelbar von ſeiner Seite, oder auch durch andere angeſehene und einflußreiche Perſonen, die Wahl auf ſich zu lenken ſuche; und nachher dennoch dieſen

*) Cum ex electionibus, quae in ecclesiis cathedralibus et metropolitanis ac monasteriis dicti regni a multis annis citra fiebant grandia animarum pericula provenirent, cum pleraeque per abusum saecularis potestatis, nonnullae vero praecedentibus illicitis et simoniacis pactionibus, aliae particulari amore et sanguinis affectione, et non sine perjurii reatu fierent, cum electores ipsi etiamsi ante electionem per eos faciendam magis idoneum et non eum, quem promissione aut datione alicujus rei temporalis, seu prece vel precibus per se vel alium interpositis electionem procurare didicissent, eligere sponte jurarent, juramentum hujusmodi non servarent, sed contra proprium hujusmodi sacramentum in animae suae prejudicium venirent, ut nobis notorie constat ex *crebris absolutionibus et rehabilitationibus* a nobis et praedecessoribus nostris petitis et obtentis, idem Franciscus Rex etc. etc. (apud *Raynald* ad a. 1516. n. 12.)

Schwur nicht gehalten, sondern, zum Verderben ihrer eigenen Seelen, demselben vorsätzlich zuwider gehandelt haben, wie dieses klar und offenkundig vor Uns liegt, besonders aus den vielen Absolutionen und Rehabilitationen, die von Uns und unsern Vorfahren ununterbrochen verlangt und erhalten worden; so hat der König Franz I., um unsern väterlichen Ermahnungen als ein wahrer Sohn der Kirche zu folgen, sowohl des an sich schon so sehr verdienstlichen Gehorsams wegen, als auch um die gemeinsame Wohlfahrt seines Reiches, statt der pragmatischen Sanktion — (durch diese war nämlich den Kapiteln die freie Wahl zugestanden worden) — folgende von Uns gegebenen Constitutionen — (durch die den Königen Frankreichs die Besetzung erledigter bischöflicher Stühle wieder übergeben ward) — angenommen"*). — Dieß die Sprache

*) Höchst bemerkenswerth ist es noch, daß der französische König dieses päpstliche Geschenk gar nicht annehmen wollte, es durchaus von sich abzulehnen suchte, so daß der Papst gezwungen war, den König an den, dem römischen Stuhl schuldigen Gehorsam zu erinnern, und in Folge dessen ihm die Ernennung der Bischöfe zur Pflicht zu machen. Wie es scheint, fühlten der König und dessen Minister sehr wohl, daß diese päpstliche Ermächtigung für den Monarchen kein neues ihm ertheiltes Recht, sondern eine ihm auferlegte, mit der furchtbarsten Verantwortlichkeit verbundene Verpflichtung sey. — Nichts ist alberner als der Wahn, in dem größtentheils die Welt und besonders die Leute am Hofe befangen sind; diese glauben sich thörichter Weise noch immer überzeugt, daß, wenn der König Einen zum Bischofe ernenne, er demselben eine Gnade erweise. Hier kann und darf der Fürst keine Gnade erweisen; es kann und darf bei ihm durchaus nicht von Gnadeerweisung, sondern blos von gewissenhafter Pflichterfüllung die Rede seyn. — Im Gegentheil, statt eine Gnade auszutheilen, bedarf der König selbst einer Gnade, und muß darum flehen, nämlich um die Gnade der Erleuchtung

des höchſten Oberhaupts der Kirche in Beziehung auf die freien Wahlen der Kapitel in Frankreich; und zu ſeiner Zeit werden wir ebenfalls hören, daß auch in Anſehung der Biſchofswahlen in Deutſchland die Päpſte weder ihre Geſinnungen noch ihre Sprache änderten. Aber eben daher ward auch endlich der römiſche Stuhl bewogen, ſämmtlichen katholiſchen Monarchen das Ernennungsrecht der Biſchöfe ihres Reiches, jedoch unter dem Vorbehalt päpſtlicher Beſtätigung, wieder zurückzugeben. Eine weiſere, den Bedürfniſſen der Kirche beſſer entſprechende, und alle katholiſche Seelen mehr beruhigende Einrichtung hätte gewiß nicht wohl getroffen werden können. Würden jetzt auch Mißgriffe von irgend einem Hofe gemacht, ſo iſt ja Rom da, um dieſelben, ſobald es nur will, ſogleich wieder zu berichtigen. — Dieſe ſo ungemein wichtige kirchliche Angelegenheit ſteht alſo jetzt wieder auf demſelben Punkte, auf welchem ſie auch vor ungefähr achthundert Jahren, vor jenem ſo lange dauernden, blutigen, Kirche, Völker und Familien ſpal-

---

von Oben, daß er ja, ohne alle andere weltliche Rückſicht, nur den Würdigſten wähle; denn der heilige Ligori, der doch nicht gerade zu den ſtrengſten Asceten gehört, behauptet, und weiß ſeine Behauptung zu begründen, nämlich daß der König, der einen, an ſich nicht unwürdigen Mann zum Biſchof ernennt, jedoch einen noch Würdigern kennt, den Erſtern aber blos deswegen vorzieht, weil er entweder ihm, oder deſſen Familie einen Beweis ſeines königlichen Wohlwollens geben will, oder weil er ihn auch noch zu andern Geſchäften, ſey es im Staatsrathe oder in der Ständeverſammlung, beſſer brauchen zu können glaubt; daß ein ſolcher König, ſagt der heilige Ligori, eine ſchwere Todſünde begehe, die, wenn er plötzlich und unvermuthet darin ſterben ſollte, die ewige Verdammniß für ihn nach ſich ziehen würde. — „Dieß", wird die Hofwelt ſagen, „iſt ein hartes Wort, wer mag es hören" — freilich ein ſehr hartes, aber auch ſehr wahres, ernſtes, der gewiſſenhafteſten Beachtung werthes Wort.

tenden, und zahllose Gewissen ängstigenden Investiturstreit stand. — Wollte man jetzt die Frage aufwerfen: Wozu also jener, alle christliche Völker in Bewegung setzende, und ganz Deutschland und Italien in ihren Grundfesten erschütternde Streit? so möchte man wohl zu der Antwort berechtiget seyn; daß jener ein halbes Jahrhundert hindurch mit so vieler Anstrengung, und einem so ungeheuern Aufwand von Kraft geführte Kampf etwas ganz anderes seiner Benennung, und wieder etwas höchst anderes seiner Natur und seinem innern Wesen nach war. Es war nämlich ein Kampf um die Herrschaft der Welt, ein Kampf zwischen der geistigen und blos rohen physischen Gewalt, um die Frage zu entscheiden, ob der Stuhl des heiligen Petrus, oder der morsche Kaiserthron in Zukunft der Welt das Gesetz geben soll. Der Sieg entschied sich für die Päpste, und mehrere Jahrhunderte hindurch gebot nun von jetzt an ihr Wort allen christlichen Reichen und Völkern des Abendlandes. Unter dem Schatten des römischen Stuhles fand man jetzt Schutz gegen die Uebermacht des Throns; aber dennoch war des Papstes Sieg nicht so vollständig, daß man nicht, obgleich nur bisweilen, auch an den Stufen des Thrones wieder Sicherheit gegen allzugroße Anmaßungen der Kirche gefunden hätte. Aber im Ganzen genommen ward die ewige Stadt nun auf lange Zeit wieder die Beherrscherin der Welt, und in zweifacher Bedeutung der wahre, seine leuchtenden Radien nach allen Seiten ausstrahlende Mittelpunkt des gesammten christlichen Erdkreises. — Aber wie es scheint, hat die ewige Weisheit es so zugelassen, vielleicht es selbst so geordnet, damit die Wildheit kraftvoller jugendlicher Völker, die keine blos physische Gewalt mehr zu zügeln vermochte, durch eine unsichtbare, geistige Macht gebändiget und gezähmt, ihrem Charakter ein mehr christliches Gepräge aufgedrückt, und die Menschheit überhaupt durch den Empfang einer höhern, christlichen Weihe auch auf eine höhere

Stufe von geistiger und sittlicher Cultur geführt werden sollte. — Sehr füglich möchte man vielleicht die jetzt beginnende Periode ein, von den abendländischen Völkern nothwendig zu durchlaufendes Stadium in der Entwickelung ächt europäischer, christlicher Cultur nennen.

XII.

Letzte Lebens- und Regierungsjahre Heinrichs V.

1. Der Kaiser und Papst Calixtus überlebten den Abschluß des Concordats nur um wenige Jahre, und während dieser Zeit ward auch ihre gegenseitige Freundschaft durch nichts mehr gestört. Aber die großen und feurigen Hoffnungen auf wiederkehrende Eintracht, innere Ruhe und dauerhaften Frieden, wozu der Wormser Vertrag dem Scheine nach berechtiget, und daher so großen Jubel veranlaßt hatte, gingen bei weitem nicht in Erfüllung; und wie hätten sie auch dieses bei der damaligen Verfassung Deutschlands gekonnt, wo der König, bei seiner so sehr gelähmten königlichen Gewalt, nichts durch sich, sondern blos durch die Fürsten Etwas vermochte, und diese, stets eifersüchtig auf die Macht ihres Herrn, nur dann gehorchten, wenn ihr eigenes Interesse ihnen zu gehorchen gebot. Ist das Lehnwesen einmal bis zu einem gewissen Grade entartet, dann liegt es in seiner Natur und seinem ganzen innern Wesen, ununterbrochen Streit, Zank, Hader ꝛc. ꝛc. zu erregen, und dann recht sorgfältig zu nähren und zu pflegen. Seit zwei Generationen hindurch an Kriege und blutige Fehden gewohnt, war das Kriegführen dem hohen wie niedern deutschen Adel zu einer andern Natur geworden. Alles blos der Stärke seines Arms danken zu wollen, galt für edles hohes Rittergefühl, für Feigheit aber Achtung und Gehorsam gegen das Gesetz. Bei der geringsten Veranlassung griff also auch jetzt wieder ein Jeder sogleich zu den Waffen, und

wenige Monate nach dem Wormser Frieden brannte es schon wieder an allen Ecken und Enden Deutschlands *).

2. Aber dazu kam nun noch eine andere, über ganz Deutschland verbreitete, furchtbare Landplage, die man noch überdieß als eine nothwendige Folge des Wormser Friedensschlusses betrachten mußte. Der niedere Adel nämlich, das heißt die Dienstleute, aber außer diesen auch noch die gemeinen Söldner, seit den vielen Jahren innerer Zerrüttung unter Rauben, Morden und Gewaltthätigkeiten jeder Art erzogen und aufgewachsen, kannten keine andere Erwerbsquelle als diese. Aber ihrer bedurfte man jetzt nicht mehr nach geschlossenem Frieden, und somit versiegte nun auch sogleich die einzige Quelle, nicht sowohl nothdürftigen Unterhalts, als vielmehr blos eines an Schwelgerei gewöhnten, ausschweifenden Lebens. Von gleichem Bedürfniß getrieben, verstand sich nun bald dieses zahllose Gesindel untereinander. In großen Haufen rottete es sich zusammen, und zahlreiche Schaaren von Räubern, die sich Ritter nannten, stiegen nun überall gleichsam wie aus dem Erdboden hervor. Am liebsten trieben sie ihr Gewerb auf den Gütern der Stifter und Kirchen, die sie, nachdem sie sie ausgeplündert hatten, auf das schrecklichste verwüsteten, Dörfer und Maierhöfe niederbrannten. Aber eben so wenig schonten sie auch die armen, wehrlosen Bauern. Das Wenige, was diese noch besaßen, oder auch verborgen hatten, wußten sie durch die grausamsten Martern von ihnen herauszupressen, und ließen ihnen dann gewöhnlich nichts als nur die Augen, um ihr Elend zu be-

*) Chron. Ursper. ad 1023. Eo itaque tempore primo per Saxoniam, deinde per *totam pene Germaniam*, externis quiescentibus, civilium ubique seditionum tempestas increvit, et ut ait propheta: mendacium et perjuria inundaverunt, et sanguis sanguinem tetigit.

weinen*). Ward ihnen an einem Ort kräftiger Widerstand geleistet, so rächten sie sich durch Brandanlegung und zogen in eine andere Gegend, wo sie freiern Spielraum fanden, trieben dort einige Zeit ihr Unwesen, und kehrten zu einer günstigern Zeit wieder dahin zurück, woher sie gekommen waren. Durch die schrecklichen Verwüstungen ward in manchen Jahren in mehreren Gegenden Deutschlands der Ackerbau völlig vernachläßiget. Die Folgen davon waren Theuerung und Hungersnoth, und diese neuen Landplagen verschafften den Räuberbanden stets neuen Zuwachs an Leuten ihres Gelichters. Diese Unholde waren lange Zeit eine blutige Geißel für ganz Deutschland, das nicht eher ganz davon befreit ward, als bis diese Banden, die sich nach und nach immer besser organisirt hatten, endlich unter dem Namen: Reiter, aus Deutschland nach Frankreich auswanderten, dort ihre Dienste anboten, und diese auch angenommen wurden. Die Franzosen nannten sie Brabanzonen, und der Ruf ihrer Verruchtheit ward in Frankreich noch größer, als er je in Deutschland gewesen war.

3. Der Friedensvertrag von Worms war, wie man sich erinnern wird, am 23. September auf den weiten Ebenen dieser Stadt verkündiget worden. Das gleich darauffolgende Weihnachtsfest feierte der Kaiser in Utrecht; und hier, kaum drei Monate nach geschlossenem allgemeinen Frieden, erhielt er schon Beweise über Beweise, wie es jetzt mit der Eintracht der Deutschen und deren Liebe zur Ruhe und Ordnung beschaffen sey. Aus

*) Praedones quippe qui sub nomine equitum ubique superabundabant, villas et agros ecclesiarum invadebant; colonos domi forisque spoliabant et, ah scelus! ab his, qui pane solo et aqua victitare solebant, delicias sibimet ministrari tormentis exigebant; sicque praedis et incendiis uno quoque suas injurias vindicante, coepit undique caritas, immo raritas annonae succrescere. (Chr. Ursp.)

einer wahrscheinlich höchst unbedeutenden, und daher auch unbekannten Veranlassung entstand zwischen Leuten aus dem Gefolge des Kaisers und einigen Utrechtern ein Streit. Bald nahmen auf beiden Seiten auch noch andere Antheil an dem Handel. Das Zanken und Lärmen der Streitenden ward immer heftiger, immer ärger und größer der Tumult. Ganz Utrecht kam endlich in Bewegung. Aber plötzlich verbreitete sich das Gerücht von einer Verschwörung der Utrechter gegen den Kaiser; sie wollten, hieß es, denselben ermorden. Das ganze zahlreiche Gefolge des Kaisers griff nun zu den Waffen. Dasselbe thaten auch die Utrechter. Es kam zu einem langen und hitzigen Kampf in den Straßen der Stadt. Auf beiden Seiten wurden viele getödtet, noch mehrere verwundet. Endlich nahmen die Utrechter die Flucht, warfen sich aber in einen Thurm, den sie noch das Glück hatten, auf ihrer Flucht zu erreichen, und da dieser seiner Lage und Festigkeit wegen unangreifbar war, so trotzten sie aus dieser Feste nun kühn und furchtlos den Rittern des Kaisers. Diesem gelang es jedoch, die Ruhe in wenigen Tagen in der Stadt wieder herzustellen; und da er denen in dem Thurm Verzeihung zusagte, so kehrten auch diese in ihre Wohnungen zurück. Nur mit dem Bischofe Godebald von Utrecht ward eine Ausnahme gemacht, denn da diesen der Verdacht einiger Theilnahme an dem blutigen Aufstand traf, so ließ ihn der Kaiser gefangen nehmen. Die Schuld des Bischofes war jedoch nichts weniger als erwiesen; der ganze Aufstand in Utrecht konnte eben so wohl blos ein Werk des Zufalles gewesen seyn. Seine willkührliche Verhaftung erregte daher den Unwillen beinahe aller niederländischen Fürsten, erschütterte nicht wenig ihre Treue, und machte mehrere derselben zu offenbaren Feinden des Kaisers.

4. Während dieser Hergänge in Utrecht kam es auch in Sachsen zu ziemlich ernsthaften, aber nichts we-

niger als sehr friedlichen und freundlichen Auftritten. Herzog Lothar hatte seine bisherige Residenz verlassen, und seinen Sitz in der Stadt Blankenburg genommen. Diese Residenzveränderung weckte den Verdacht vieler der übrigen sächsischen Fürsten. Sie argwohnten ehrgeizige Entwürfe von Seite des Herzogs, und schloßen ein gegenseitiges Schutzbündniß, im Falle der Herzog Lothar etwas gegen ihre Rechte unternehmen würde. Um gehörig vorbereitet zu seyn, ließ der unruhige, vorlaute Bischof Reinhard von Halberstadt die nicht ferne von Blankenburg gelegene, aber völlig zerfallene Festung Heimenburg wieder aufbauen und in Vertheidigungsstand setzen. Dieß verdroß den Herzog, er fühlte, daß es blos ihm zum Trotz geschehen sey, zog daher die nöthige Mannschaft zusammen und rückte vor die Heimenburg. Alle verbündeten Fürsten, der Markgraf Heinrich von der Nordermark, dessen Oheim Graf Rudolph, Markgraf Heinrich der Jüngere von Meißen, der Landgraf Ludwig von Thüringen und noch einige minder mächtige Herren eilten nun sogleich zum Entsatz der Burg herbei. Aber auch dem Herzog Lothar kam der Erzbischof Adalbert mit bedeutender Macht zu Hülfe. Verstärkt durch des Erzbischofes zahlreiche Schaaren, zog Lothar den Verbündeten kühn entgegen. Als diese aber jetzt des Herzogs große Ueberlegenheit an Streitkräften sahen, boten sie die Hand zum Vergleich; Lothar nahm ihn an; aber die Heimenburg mußte ihm übergeben werden, und ward auf seinen Befehl wieder zerstört. — Trotz der vielen, gegen ihn verbündeten, zum Theil mächtigen Fürsten und Herren, war Herzog Lothar jetzt dennoch Sieger geblieben. Sein Ansehen gewann dadurch im ganzen Lande; aber um so mehr wurden nun auch Eifersucht, Argwohn, Mißtrauen, mit allen gewöhnlich damit verbundenen Leidenschaften bei allen übrigen sächsischen Fürsten gegen ihn rege; und so bot jetzt Sachsen das sonderbare Schauspiel, daß die, welche während der langen innern Unruhen und der schrecklichen

Anarchie, die Deutschland zerriß, stets treu und fest zusammen gehalten, nun nach geschlossenem allgemeinen Frieden sogleich unter sich selbst zerfielen, so daß die, welche so lange, und in einer so wankenden, heftig bewegten Zeit Freunde waren, jetzt einander feindlich und lauernd gegenüber standen.

5. Indessen waren auch des gefangenen Bischofes Godebald Freunde und Anhänger nicht müßig. Unter diesen zeichnete sich ganz besonders eine Frau durch Thätigkeit und ihren Haß gegen den Kaiser aus. Es war die verwittwete Gräfin Petronella von Holland, die bei der Minderjährigkeit ihres Sohnes Thiederich die Grafschaft verwaltete. Sie war eine Schwester des Herzogs Lothar von Sachsen, auf dessen Macht und Ansehen sie mit Zuversicht rechnen zu können glaubte. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ging jetzt blos dahin, alle niederländischen Fürsten aufzuregen, und sie in einem gemeinsamen Bunde gegen den Kaiser zu vereinigen. Sie selbst erlaubte sich Manches, was das kaiserliche Ansehen verletzte, den Kaiser beleidigen mußte. Ihrem Betragen nach hatte sie demselben förmlich den Gehorsam aufgekündiget. Das Treiben der Gräfin war dem Kaiser nicht unbekannt, und um eine aufkeimende Empörung gleich in ihrer Geburt zu ersticken, unternahm der Kaiser noch in demselben Jahre (1123) eine Heerfahrt nach den Niederlanden. Er eröffnete den Feldzug mit der Belagerung der zu dem Bisthum Utrecht gehörigen Feste Schulenburg. Aber sogleich zog nun auch Lothar aus Sachsen mit einem Heere seinen niederländischen Freunden, — vielleicht jetzt schon seine Verbündeten, — zu Hülfe. Da der Besitz der Feste Schulenburg die Operationen des Kaisers nach dem Innern der Grafschaft Holland sehr erleichtert haben würde, so suchte Lothar vor Allem, diese Burg zu entsetzen. Schon standen beide Heere einander gegenüber, jedoch getrennt durch einen dazwischen liegenden

breiten und gefährlichen Sumpf. Wie es scheint, hatte Heinrich eine sehr gute und feste Stellung gewählt, in der er selbst unangreifbar, mit ungetheilter Aufmerksamkeit und aller nur möglichen Thätigkeit die Belagerung der Burg betreiben konnte. Wirklich wagte auch Lothar nicht, den Kaiser anzugreifen, und das Schicksal des Feldzuges einer entscheidenden Schlacht zu überlassen. Indessen wußte er jedoch seinen Zweck noch auf andere Weise zu erreichen. Er brach nämlich aus seinem Lager auf, machte einen sehr angestrengten Seitenmarsch, und legte sich plötzlich vor die Stadt Deventer, wohl wissend, daß der Kaiser Deventer nicht aufgeben, sondern zum Entsatze dieser Stadt sogleich herbei eilen würde. Lothar hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht; denn sobald der Kaiser von der Belagerung Deventers Kunde erhielt, brach er unverzüglich mit seinem Heere vor Schulenburg auf. Seinen Marsch beschleunigte noch mehr die Nachricht, die er unter Weges erhielt, daß nämlich die Sachsen bei einem Sturm auf Deventer sich beinahe der Stadt bemächtiget hätten, wenn nicht die braven Einwohner der Besatzung zu Hülfe geeilet wären, und mit dieser vereint, den Feind wieder zurückgeschlagen hätten. — Bei der Annäherung des Kaisers hatte nun auch die Belagerung von Deventer ein Ende. Aber dafür machte Lothar einen kühnen Marsch in dem Rücken des Kaisers, kam vor Schulenburg, versah die Feste auf das neue mit Lebensmitteln, und warf noch überdieß eine bedeutende Verstärkung an Mannschaft in dieselbe hinein. Aber damit schloß nun auch Lothar seinen Feldzug, und ohne den Kampf weiter fortzusetzen, kehrte er mit allen seinen Schaaren wieder nach Sachsen zurück, wohin ihn wahrscheinlich die indessen dort ausgebrochenen Unruhen gerufen hatten *).

*) Nach Lothars Rückzug entfiel auch dessen Schwester, der Gräfin Petronella und deren Verbündeten der Muth. Sie unterwarfen sich dem Kaiser, und wurden wieder mit

6. Der Tod eines kinderlos verstorbenen sächsischen Fürsten setzte jetzt abermals ganz Sachsen in Bewegung. Es war wieder eine, der Orlamündischen nicht ganz unähnliche Erbschaftssache. Um aber den Grund des Streites recht einzusehen, und demnach auch urtheilen zu können, auf welcher Seite das Recht stand, müssen wir einige kurze Rückschritte in der Geschichte machen. — Um das Jahr 1103 nämlich starb Heinrich I., Markgraf von Meißen und der Niederlausitz. Da er keine Kinder hinterließ, so betrachtete Kaiser Heinrich IV. diese Länder als dem Reiche heimgefallene Lehen, und übergab sie dem Oheim des verstorbenen Markgrafen, dem Grafen Thimo von Wettin. Aber dieser fand gleich darauf und noch in denselben Tagen, im Dienste des Kaisers, entweder in einem Gefechte, oder bei Bestürmung einer Feste den Tod. Er hinterließ zwei Söhne, Konrad und Dedo; und diese, obgleich ihr Vater, weil von dem Tode ereilt, sich noch nicht in Besitz jener Länder hatte setzen können, glaubten dennoch schon das Erbrecht darauf geltend machen zu dürfen, und nahmen daher beide Länder, die Markgrafschaft Meißen und die Niederlausitz nämlich in Anspruch. Aber nun erklärte Gertrude, Wittwe des verstorbenen Markgrafen Heinrichs von Meißen, daß ihr Gemahl sie schwanger hinterlassen habe, und foderte mit Recht, daß, bevor man über die Erbschaft ihres verstorbenen Herrn eine neue Bestimmung treffen könnte, erst ihre Niederkunft müßte abgewartet werden. Jedermann, selbst der Kaiser Heinrich IV. wie auch alle sächsischen Fürsten und Herren fanden diese Forderung billig, und zwar um so mehr, da der mächtigste von ihnen, der Herzog Lothar, Gertru-

---

ihm ausgesöhnt. Auch der Bischof Godebald von Utrecht erhielt durch die Vermittelung und Fürbitte der Kaiserin Mathildis wieder die Freiheit, mußte jedoch eine sehr bedeutende Summe Geldes dem Kaiser bezahlen, und überdieß noch die wichtige Feste Schulenburg ihm abtreten.

dens Schwiegerſohn war. Den beiden Grafen von Wettin war aber, wie man ſich leicht denken kann, die Schwangerſchaft der verwittweten Fürſtin im höchſten Grade ärgerlich. In ihrem Unmuth ſprengten ſie, theils ſelbſt, theils ihre Dienſtleute das Gerücht aus: Gertrude ſuche durch ihr Vorgeben blos die Welt zu täuſchen; ſie ſey nicht ſchwanger, habe aber ein Kiſſen ſich vor den Leib gebunden. Dieſes an ſich ganz ungegründetes Gerücht erhielt jedoch dadurch einen kleinen Grad von Wahrſcheinlichkeit, daß der verſtorbene Markgraf Heinrich jünger als Gertrude, ſchon der dritte Gemahl derſelben war, und ſie ſelbſt jetzt ſchon an der Grenze weiblicher Fruchtbarkeit ſtand. Natürlicher Weiſe kamen dieſe Gerüchte nun auch bald zu den Ohren der Fürſtin. Aber Gertrude war ein Weib von Kopf und Herz, und in banger, mütterlicher Beſorgniß, daß dergleichen Gerüchte dennoch dem Kinde, das ſie unter dem Herzen trug, nachtheilig werden könnte, hatte ſie den Muth, die Welt augenſcheinlich von ihrer Schwangerſchaft zu überzeugen. Sie verſammelte daher die vornehmſten Dienſtleute ihres verſtorbenen Gemahls, trat in deren Mitte auf eine zu dieſem Zwecke hinreichend erhöhete Stelle, und entblößte ſich von den Schultern bis unter den Leib *). Ueber Gertrudens Schwangerſchaft konnte nun nicht mehr der mindeſte Zweifel ſchweben; auch kam ſie bald darauf nieder, und das Kind, das ſie gebar, war ein Sohn, nachher Heinrich der Jüngere genannt, den jetzt auch ſogleich alle Dienſtleute der Markgrafſchaft für ihren rechtmäßi-

*) Quidam ministerialium ejus (Conradi) rumorem divulgaverunt, quod ipsa plumario ventri alligato prognantem se esse hoc artificio mentiretur. Quo illa cognito, die quodam universis sui mariti ministerialibus convocatis, in medio ipsorum, in loco eminenti, astans, devoluto ex humeris usque ad notes pallio, nudam se ostendit, dicens: ut ipsi an vere gravida esset judicarent. (Chronic. montis sereni p. 168.).

gen Herrn erkannten, und als Solchem ihm huldigten. — Den Grafen von Wettin verschwand nun auf immer alle Aussicht auf die reiche Meißnerische Erbschaft, und zu schwach, ihren Zorn zu unterdrücken, oder wenigstens zu verbergen, ergoß sich dieser in den pöbelhaftesten Schmähungen, Spott- und Hohnreden gegen die Fürstin und deren neugebornen Prinzen; dieser, ließen sie durch ihre Dienstmannen ausstreuen, sey ein Wechselbalg; Gertrude sey zwar niedergekommen, habe aber nur ein Mädchen zur Welt gebracht, und diese gegen den Knaben eines Koches vertauscht, den sie jetzt ihren Sohn nenne. Diese eben so alberne als boshafte Verläumdung, die schon in Gertrudens bekanntem edlen Charakter ihre Widerlegung fand, machte auch nicht den mindesten Eindruck. Der junge Erbe war nun einmal in dem Besitze des väterlichen Erbes, ward auch sogleich vom Kaiser Heinrich IV. darin bestätiget, und während seiner Minderjährigkeit verwaltete Gertrude das Land mit eben so viel Einsicht als Milde, und war, so lange sie lebte, der gemeinsame Gegenstand der Verehrung und Liebe aller ihrer Unterthanen. Nach ihrem Tode übernahm ihr Sohn, der indessen volljährig geworden war, die Regierung. Aber nun erwachte auch wieder auf das neue der Groll seiner Vettern, der Grafen von Wettin; die alte Fabel vom Koch und dessen Knaben ward wieder aufgefrischt und in Umlauf gesetzt, auch der junge Markgraf selbst durch mancherlei höchst grobe, dessen Person beschimpfende Neckereien auf das Empfindlichste beleidiget *). Aber Heinrich der Jüngere war ein wackerer Ritter; den Flecken, den man auf seine Geburt zu werfen gesucht hatte, wollte er in dem Blute seiner Verläumder auswaschen. Dem Grafen Konrad von Wettin kündigte er also den Krieg an, überwand ihn in einer

*) So z. B. erhielt er einige Male, ohne zu wissen, woher es komme, einen Bratspieß zum Geschenke.

entſcheidenden Schlacht, nahm ihn gefangen und ließ ihn nach der Feſte Kirchheim bringen, und dort in ſehr harter, zum Theile peinvoller Haft halten *).

7. Aber nun geſchah es in dem gegenwärtigen Jahre 1023, als gerade der Kaiſer mit ſeinem Feldzuge gegen Holland beſchäftiget war, daß der Markgraf Heinrich der Jüngere plötzlich ſtarb, und zwar, wie behauptet ward, an einem, von unbekannter Hand ihm gereichten Gifte. Da er nie vermählt geweſen, mithin auch keine Erben hatte hinterlaſſen können, ſo betrachtete der Kaiſer ſämmtliche Länder des Verſtorbenen als erledigte Reichslehen, und belehnte mit einem Theile derſelben den Grafen Wicbert von Groitſch, und mit dem Andern den Grafen Hermann von Winzeburg. Aber kaum war die Nachricht von Heinrichs des Jüngern Tode auf der Burg Kirchberg angelangt, als auch der gefangene Graf von Wettin Gelegenheit fand, aus ſeiner Haft zu entkommen. Er eilte ſogleich zu dem Herzog Lothar, und da er ſein vorgebliches, obgleich durchaus ungegründetes Recht auf die Markgrafſchaft Meißen wieder geltend machte, bat er den Herzog um Beiſtand und Schutz. Lothar, der ſchon ſeit langer Zeit den Kaiſer auf alle mögliche Weiſe zu kränken ſuchte, fand Konrads Anſprüche vollkommen gegründet, und ohne ſich um die, von dem Kaiſer mit dieſen Ländern ſchon getroffenen Verfügungen zu bekümmern, fiel er in Begleitung Conrads und des Grafen Albert von Ballenſtädt in die Marken ein,

*) In castro Kirchberg custodiae traditum, *lecto ferreo* et multis malis oppressum detinuit.

**) Wären Konrads und auch jedes Andern Anſprüche auf die Meißeniſche Marken noch weit weniger ſcheinbar geweſen ſeyn, ſo würden doch Lothar und die andern ſächſiſchen Fürſten ſie vollkommen gegründet gefunden haben. Die wahre Urſache war der Sachſen alte Eiferſucht auf die königliche Macht. Durch zwei, ihm ſo

gab die eigentliche Markgrafschaft Meißen, welche der Kaiser dem Wicbert von Groitsch überwiesen hatte, dem Konrad von Wettin, und die Niederlausitz, welche der Kaiser dem Grafen von Winzeberg zugetheilt hatte, dem Grafen Albert von Ballenstädt, brachte es auch bei den Dienstleuten dieser Länder dahin, daß sie in jedem Ländertheil den, welchem Lothar denselben übergeben hatte, als ihren rechtmäßigen Herrn anerkannten, und ihm huldigten. — Dieser Trotz und diese gänzliche Nichtachtung des königlichen Ansehens mußten nothwendig den Kaiser auf das höchste beleidigen. Aber anstatt noch mehrere Truppen an sich zu ziehen, und sogleich nach der Elbe aufzubrechen, blieb Heinrich, aus Gründen, die nicht leicht zu errathen sind, am Rhein, gab aber den Herzogen von Böhmen und Mähren, Wratislav und Otto, den Auftrag, mit allen ihren Streitkräften in Meißen einzufallen, während der Graf Wicbert von Groitsch und der Erzbischof von Mainz, der dem Erstern auf das Geheiß des Kaisers seine Schaaren hatte zuführen müssen, von einer andern Seite in die Marken eindringen, und dann in Verbindung mit den Böhmen das Land wieder erobern sollten. — Wratislav und Otto waren sogleich bereit, den vom Kaiser erhaltenen Auftrag zu vollziehen, kamen daher um die bestimmte Zeit mit ihren Böhmen und Mähren über das Erzgebirg herab, und lagerten am Fuße desselben bei dem Flecken oder Städtchen Wozdeck. Ihnen zog unverzüglich Lothar mit seinen Verbündeten entgegen. Als aber beide Heere einander gegenüber standen, kam es doch nicht zum Kampfe, sondern zu Unterhandlungen, in welchen Lothars Schlau-

---

völlig ergebene Fürsten, wie Wicbert und Winzeberg, würde der Kaiser, wenn jene die Markgrafschaft wirklich erhalten hätten, einen weit festern Fuß in Sachsen gewonnen haben, und dieß war es gerade, was Lothar und dessen Verbündeten durchaus nicht zugeben wollten.

heit den böhmiſchen Herzog ſo geſchickt zu überliſten wußte, daß dieſer unverrichteter Dinge, und nachdem er vorher blos noch einige Striche Landes an der Grenze verwüſtet hatte, ſich mit ſeinem Heere wieder nach Böhmen zurückzog *). Bald darauf kamen auch der Erzbiſchof von Mainz und Wicbert von Groitſch an; da ſie aber keine Böhmen mehr fanden, gingen ſie ebenfalls wieder nach Hauſe, und in den Marken blieb nun alles, nicht wie der Kaiſer, ſondern wie der Herzog Lothar es geordnet hatte.

8. Man möchte beinahe glauben, daß die Argliſt des Erzbiſchofes von Mainz hier wieder ihr Spiel getrieben,

*) In den, in den ſlaviſchen Ländern nie endenden Familienzwiſten hatte erſt unlängſt Herzog Wratislav ſeinen Bruder, den Herzog Sobieslav von Mähren, vertrieben; dieſer war nach Deutſchland geflohen, hatte aber an dem kaiſerlichen Hoflager nichts weniger als eine erwünſchte Aufnahme gefunden, daher ſich zu ſeinem Schwager, dem Grafen Wicbert von Groitſch begeben, und war, als dieſer, weil mit ſeinen Angelegenheiten zu ſehr beſchäftiget, ihm ebenfalls keine Hülfe zuſagen konnte, zu dem Herzog Boliſlaus III. nach Polen geflohen. — Dieſe Verhältniſſe benutzte jetzt Lothar, um bei Wratislav gegen den Erzbiſchof von Mainz, und vorzüglich gegen den Grafen Wicbert von Groitſch, für den die Böhmen die Mark Meißen erobern helfen ſollten, Verdacht zu erregen. „Ich wundere mich," ließ er dem Wratislav und deſſen Böhmen ſagen, „daß Ihr, die Ihr doch ſonſt ſo kluge Leute ſeyn wollt, nicht einſehet, wie hinterliſtig man Euch nach Sachſen gelockt hat. Kennt Ihr nicht die Hinterliſt des Erzbiſchofes von Mainz und des Grafen Wicbert. Dieſe haben Euch gegen Uns gereizt, um, wenn Ihr, als Sieger oder Beſiegte, Euch geſchwächt haben werdet, in Böhmen einzufallen; und Ihr werdet ſehen, daß Sobieslav alsdann ſogleich wieder zu ſeinem Schwager zurückkehren wird." — Dieſe Botſchaft that ihre Wirkung, und Wratislav, wie wir hier oben berichtet, ging wieder nach Hauſe.

und er, im geheimen Einverständniß mit Lothar und den übrigen Fürsten, zu dem Mißlingen dieser Unternehmung ebenfalls das Seinige beigetragen haben könnte; denn als er jetzt mit den alten Ansprüchen des Erzbisthums Mainz auf den Thüringer Zehenten wieder hervortrat, und sie geltend machen wollte, trat ihm kein einziger der sächsischen Fürsten entgegen, stillschweigend schienen sie alle es zu genehmigen. Wirklich machte auch der Erzbischof sogleich damit den Anfang, daß er in der Mark Duderstadt den Zehenten eintreiben ließ; aber schon hier fand er einen solchen Widerstand, daß seine Leute nur durch die härtesten Zwangmittel und die roheste Gewalt ihren Auftrag erfüllen konnten. Aber gerade diese Gewaltthätigkeiten gaben auf der Stelle das Signal zu einem allgemeinen Volksaufstand in ganz Thüringen. Eine allgemeine Landesversammlung ward zu Triteburg gehalten, und das Resultat der Berathungen war, daß die Thüringer, zwanzig tausend Mann stark, unverzüglich aufbrachen und gegen Erfurt zogen, wo sich der Erzbischof aufhielt. Dieser, unvorbereitet und hülfslos, war jetzt gezwungen, zu süßen Worten seine Zuflucht zu nehmen; und da es ihm weder an der Gabe der Rede, noch auch, sobald er nur wollte, an Popularität gebrach, so gelang es ihm, die Thüringer, jedoch vorzüglich dadurch zu beruhigen, daß er seine Forderung aufgab, und für immer auf den Zehenten, wenigstens für seine Person, verzichtete. Die Thüringer zogen hierauf im Triumphe nach Hause, und der Erzbischof Adalbert hatte, außer dem Schrecken, den ihm ein zwanzig tausend Mann starker Haufe Bauern eingejagt haben mochte, auch noch die Schmach einer völlig fehlgeschlagenen, und dabei wenig ehrenvollen Geldspekulation.

9. Die für das königliche Ansehen so schmachvollen Vorfälle in Sachsen konnten einen Monarchen, wie Heinrich V., dessen vorherrschende Leidenschaft unbegränzte

Herrschsucht war, nicht anders als auf das Schmerzhafteste berühren. Indessen sieht man nicht, daß er etwas dagegen unternahm. Ueberhaupt vermißt man jetzt bei ihm die früher bei jeder Gelegenheit von ihm entfaltete Thätigkeit. Indessen konnte er dennoch unmöglich die Sachen gehen lassen, wie sie gingen *). Um also die für ihn so peinvollen sächsischen Angelegenheiten so gut als möglich zu ordnen, schrieb er auf den 7. Mai des Jahres 1124 eine allgemeine Reichsversammlung aller geistlichen und weltlichen Fürsten, von denen keiner fehlen sollte, nach Bamberg aus **). — Dem Gebote

*) Denn sie gingen jetzt in ganz Deutschland gerade so, als wenn das Reich kein Oberhaupt hätte, es gar keinen König mehr gäbe, und jeder große wie kleine Vasal, ja selbst jeder Raubritter von Niemand mehr als blos von seinem Schwerte abhängig sey.

**) Ein Reichstag war für den Bischof, in dessen Residenz er gehalten ward, weil mit ganz ungewöhnlichen Unkosten verbunden, stets eine ungemein lästige Sache. Aber eben deswegen hatte man jetzt Bamberg, den Sitz des heiligen Otto, dazu gewählt. Man hatte denselben bei dem Kaiser auf das neue zu verdächtigen gewußt, und die Veranlassung dazu hauptsächlich daher genommen, weil er so selten an dem kaiserlichen Hoflager erscheine. Ueberhaupt war für die Fürsten, geistlichen wie weltlichen Standes, die Lebensweise des heiligen Bischofes ein Stein des Anstoßes. Er vermied alle fürstliche Pracht, war ein Feind leeren Prunkes und kleinlicher Eitelkeit, hatte keine Hofhaltung, lebte still und mit beinahe klösterlicher Zurückgezogenheit. Die reichen Einkünfte seines Bisthums — Bamberg war damals eines der reichsten Stifte in ganz Deutschland — verwandte er blos zum zeitlichen wie ewigen Heile der ihm anvertrauten Heerde. Er baute und schmückte Kirchen, umgab den öffentlichen Gottesdienst mit größerem Glanze, legte Schulen an, suchte auf alle Weise auch in den Klöstern das wissenschaftliche Leben zu fördern, und war dabei der Vater aller Armen, Kranken und Hülfsbedürftigen seines ganzen Sprengels. Jeden Nothleidenden, der zu

des Kaisers gehorchend, erschienen alle großen und klei-

ihm kam, empfing er mit offenen Armen, und keiner ging ungetröstet und ohne Hülfe von ihm hinweg. Da auf Allem, was der heilige Otto unternahm, der Segen von Oben ruhete, so waren bei allem dem doch die bischöflichen Kassen nie leer, obgleich der Mammon, der darin lag, für den frommen Bischof, dessen Gedanken gerade jetzt auf weit höhere, wahrhaft göttliche Dinge gerichtet waren, auch nicht den mindesten Reiz hatten. Aber wahre Tugend will nicht scheinen, wirkt nur im Stillen und Verborgenen. Des heiligen Otto's zahllose Werke wahrer christlicher Liebe und Barmherzigkeit waren also blos seinen Diözesanen, nicht aber der Welt und am wenigsten den Fürsten, den Vornehmen und Großen im Reiche bekannt. Diese glaubten daher, das eingezogene, von keinem äußern Glanz umgebene Leben des Bischofes wäre blos die Folge einer übertriebenen, von der Liebe zum Gelde erzeugten Sparsamkeit. Aus diesem Grunde hatte man vorzüglich dem Kaiser Bamberg zur Abhaltung des Reichstages in Vorschlag gebracht, und die Schadenfreude dieser Leute ergötzte sich schon im Voraus daran, wie sehr Otto, von dessen Heiligkeit sie weder einen Begriff noch eine Ahnung hatten, durch den großen Aufwand, den er zu machen nun gezwungen wäre, sich gekränkt fühlen würde. Aber schon nach wenigen Tagen sahen sie sich alle in ihrer Hoffnung, und zwar weit über alle Erwartung getäuscht. Den Kaiser und dessen ganzen Hofstaat, wie alle, in ganz ungewöhnlicher Anzahl jetzt in Bamberg versammelten Fürsten bewirthete der heilige Bischof mit wahrhaft königlicher Pracht. Mit der größten Bereitwilligkeit brachte er alles dar, und zwar nicht blos, was man dem alten Herkommen nach zu fordern berechtiget gewesen wäre, sondern überschritt mit verschwenderischer Freigebigkeit noch um Vieles diese Grenze, und erwarb sich durch die zarte Aufmerksamkeit, die er seinen zahlreichen Gästen schenkte, und die ungewöhnliche Sorgfalt, mit der er allen ihren Wünschen zuvorzukommen suchte, nun auch den aufrichtigsten Dank und die freudigste Anerkennung aller Anwesenden. Aber noch mehr staunten alle, als der ehrwürdige Bischof jetzt hervortrat und den Kaiser und alle um ihn versammelten

nen Vaſallen des Reiches, ſelbſt aus den entfernteſten Theilen deſſelben um die beſtimmte Zeit in Bamberg. Niemand fehlte, als blos Herzog Lothar von Sachſen und noch einige ſeiner Anhänger. Dieß Ausbleiben Lothars, das jetzt den Kaiſer nur um ſo lebhafter an alles

---

Fürſten um die Erlaubniß bat, dem Rufe des Herzogs Boleslav von Polen, ſo wie dem Drange ſeines eigenen Herzens zu folgen. Herzog Boleslav nämlich hatte erſt unlängſt ſich ganz Pommern unterworfen; da aber die Einwohner des Landes noch in allen Gräueln des Heidenthums verſunken waren, ſo hatte der Herzog durch Briefe und durch Boten den heiligen Otto dringend erſucht, ſich der unglücklichen Einwohner Pommerns zu erbarmen, ihnen Jeſu Chriſtenthum zu verkündigen, das Kreuz, dieſes Zeichen unſers Heiles, unter ihnen aufzupflanzen, und durch Gründung das Chriſtenthum und die Verbreitung der beſeligenden Lehre des Evangeliums, auch zu dem zeitlichen wie ewigen Wohl der zahlreichen Bevölkerung jenes weit ausgedehnten Landſtriches den Grund zu legen. Dem Herzog Boleslav koſtete es wenig Mühe, den Otto zu bewegen, ſich ſeinem frommen Verlangen zu fügen; der Heilige durfte ja hierin blos dem Zuge ſeines eigenen Herzens folgen. Von dem Papſte war er dazu ſchon ermächtiget, und nun bat er auch den Kaiſer und die verſammelten Fürſten, daß ſie den Schritt, den er zu thun bereit ſey, genehmigen möchten. Wie eine Binde fiel es jetzt, beſonders den bisherigen Gegnern des Biſchofes, von den Augen; ſie erblickten nunmehr in ihm ein von Jeſu Chriſto ſelbſt zum Apoſtelamt erwähltes Werkzeug. Vom Kaiſer bis auf den letzten Ritter war alles von Ehrfurcht gegen den Heiligen durchdrungen, und gerne gaben der Kaiſer und alle geiſtlichen und weltlichen Fürſten ihre Einwilligung dazu, daß Otto auf einige Zeit ſeine Kirche verlaſſe, um die Leuchte des Evangeliums auch den entfernten Pommern ſcheinen zu laſſen. Nur Otto's Diöceſanen weinten bei dem Gedanken an den ihnen bevorſtehenden Verluſt; ſie wollten von keiner Trennung etwas wiſſen, mußten aber endlich doch ihre Liebe und ihr Verlangen nach ihrem heiligen Oberhirten deſſen höherem und heiligerem Zwecke zum Opfer bringen.

das erinnerte, was der Herzog im vorigen Jahre gegen ſein Anſehen unternommen, mußte an ſich ſchon den Monarchen im höchſten Grade verdrießen, aber in noch weit größeren Zorn entflammte Heinrich, als jetzt von Seite Lothars Geſandten erſchienen, die den von ſeinem Bruder vertriebenen Sobieslav mitbrachten, und im Namen ihres Herrn, des Herzogs Lothar, den Kaiſer ermahnten, die beiden Brüder mit einander auszuſöhnen, und überhaupt, wie es ihm gezieme, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. Dieſe unerhörte Frechheit, daß ein Vaſall ſich erkühnte, ſeinen Herrn und König an ſeine Pflicht zu erinnern, ihm gleichſam wegen Mangel an Pflichterfüllung öffentlich einen Verweis zu geben, empörte alle anweſenden Fürſten. Dieſe Bewegung in den Gemüthern entging dem Kaiſer nicht, und ſie ſogleich zu ſeinem Vortheil benutzend, ſprach er mit immer ſteigender Stimme zu den Fürſten: „Dieſer Lothar da, der ſelbſt Uns Unrecht thut, indem er in ſeinem Uebermuth vergißt, was er zu leiſten uns ſchuldig iſt, verlangt, daß man Anderer Unrecht rächen ſoll. Aber warum ſoll ich nicht vor Allem wegen der, mir ſelbſt zugefügten Beleidigungen, ihn zur Rechenſchaft ziehen? Iſt er es nicht, der, obſchon gleich den Andern, von mir geladen, dennoch ganz allein, und nur mit wenigen ſeiner Anhänger nicht auf dem Reichstag erſchien, und konnte er mich wohl noch ärger beleidigen, noch frecher das kaiſerliche Anſehen mißkennen? Wer alſo von Euch, Ihr Fürſten! Gerechtigkeit liebt, und die Mir und in Mir Euch ſelbſt zugefügte Beleidigung wahrhaft fühlt, der ſchwöre jetzt auf dieſe heiligen Reliquien, die Waffen zu ergreifen, und mir am St. Jakobsfeſte (25. Julius) nach Sachſen zu folgen.“

10. Aber jetzt erwies ſich wieder der längſt bekannte wankelmüthige Charakter der damaligen deutſchen Fürſten. In der Zwiſchenzeit bis zum Tage, an wel-

chem das Heer sich versammeln sollte, änderten sich die Gesinnungen des größten Theils derselben, und nur Wenige erschienen mit ihrer Mannschaft zur bestimmten Zeit und an dem bestimmten Ort. Bei dieser ungünstigen Stimmung der Fürsten fand der Kaiser es nicht nur höchst bedenklich, sondern, alles genau erwogen, sogar unmöglich, einen Zug nach Sachsen gegen so viele gegen ihn verbündete Fürsten zu unternehmen. Aber um so mehr muß man jetzt jene Gegenwart des Geistes bewundern, mit der Heinrich an eine fehlgeschlagene Hoffnung sogleich wieder eine andere, noch glänzendere Hoffnung anzuknüpfen, und der widrigsten Zeitumstände sich bemeisternd, selbst diese zu Erreichung noch ungleich höherer Zwecke zu benutzen wußte. — Man wird sich erinnern, daß Heinrich V., gleich nach seiner Thronbesteigung, um dem verblichenen Glanze seiner Krone einen neuen Schimmer zu geben, und das tief gesunkene königliche Ansehen wieder zu heben, mehrere Feldzüge nach Böhmen, Polen und Ungarn unternahm. Entsprach auch der Erfolg dieser Kriegszüge nicht seinen Wünschen, so fand er doch häufige Gelegenheit, Muth, Entschlossenheit und persönliche Tapferkeit zu zeigen, noch manche andere, einen König zierende kriegerische Eigenschaften zu entfalten, und wirklich dadurch bei den Fürsten, wie bei der ganzen Nation sich ein Ansehen und eine Achtung zu verschaffen, die unter den Umständen, unter denen er zum Thron gelangt war, durchaus nicht zu erwarten gewesen wären. — In einer beinahe ähnlichen Lage, wie gleich nach dem Tode seines Vaters, befand sich auch jetzt wieder Heinrich V. Furchtlos und ohne allen Scheu trotzten ihm Herzog Lothar und die mit demselben verbündeten Fürsten, verletzten seine königlichen Rechte, höhnten allen seinen Verordnungen, und benahmen sich auf eine Weise, als wenn Heinrich aufgehört hätte, König zu seyn; und die Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit, womit die übrigen Fürsten die-

sem zusahen, mußte gewisser Maßen für ihn noch demüthigender und kränkender seyn, als selbst die offenen Beleidigungen und Herausforderungen der Sachsen. Nur ein ruhmvoller, mit Sieg gekrönter Feldzug gegen einen auswärtigen Feind konnte dem Kaiser wieder gewinnen, was er seit einigen Jahren völlig verloren zu haben schien. — Heinrichs Schwiegervater, der König von England, war damals gerade in einen Krieg mit König Ludwig von Frankreich verwickelt. Es galt die Normandie, die Ludwig, obgleich fruchtlos, dem Könige von England zu entreissen suchte. Heinrich entschloß sich also jetzt, dem Letztern zu Hülfe zu eilen, in Frankreich einzufallen, und durch die furchtbare Diversion, die er dadurch den Franzosen machen würde, nicht nur den Dank seines Schwiegervaters zu verdienen, sondern selbst wieder Gelegenheit zu finden, neue Lorbeern zu sammeln, durch kühne Waffenthaten sich auszuzeichnen, den Ruhm der deutschen Waffen zu vermehren, und zugleich sein Heer durch ungeheure Beute zu bereichern. Mit Zuversicht konnte er darauf zählen, daß in diesem Falle auch sogleich alle Ritter und Edeln Deutschlands herbeiströmen, und unter seine Fahnen sich reihen würden, und daß, wenn er endlich mit Ruhm bedeckt, an der Spitze eines siegreichen, mit unermeßlicher Beute beladenen Heeres wieder nach Deutschland zurückkäme, auch die Fürsten wieder, wie ehemals, mit ehrfurchtsvoller Scheue vor ihm zurücktreten, und Mittel und Wege genug sich ihm von selbst darbieten würden, nicht nur sein früheres königliches Ansehen wieder zu gewinnen, sondern selbst seinen Thron noch um einige Stufen höher als bisher zu stellen.

11. Zu einem Feldzuge gegen König Ludwig war Heinrichs Heer stark genug. Die Territorialmacht der französischen Könige war damals wenig bedeutend, und noch weit mehr als die deutschen Könige hingen sie von dem guten Willen ihrer viel mächtigern Vasallen ab,

die jedoch bisher ihr Intereſſe ſtets von jenem des königlichen Hauſes zu trennen gewohnt waren. Statt alſo ſein Heer nach Sachſen zu führen, ging Heinrich damit über den Rhein. Seinem Marſch gab er die Direktion auf Rheims. Wahrſcheinlich veranlaßte dieſer Umſtand den Abt Suger zu der lächerlichen Meinung: Heinrich ſey in Frankreich eingefallen, um an dem König und vorzüglich auch an der Stadt Rheims ſich zu rächen, weil in dieſer der Papſt Calixt der Zweite, und zwar mit der Genehmigung Ludwigs jenes Concilium gehalten hätte, auf welchem der Bannfluch gegen den Kaiſer war ausgeſprochen worden. — Unglücklicher Weiſe für Heinrich ward deſſen Invaſionsplan vor der Zeit an den franzöſiſchen König verrathen. Wahrſcheinlich war es Einer aus der unmittelbaren Umgebung des Kaiſers, der, weil unzufrieden mit dieſem Zuge, dem Könige Ludwig davon Nachricht gab. Aber dieſer und ſein ganzer Hof geriethen darüber in die größte Beſtürzung. Im ganzen Abendland ſtand damals die Tapferkeit der Deutſchen und deren kriegeriſche Wildheit (Furor teutonicus) in hohem Rufe. Im erſten Schrecken, und die ihm und ſeinem Reiche drohende Gefahr für weit größer haltend, als ſie wirklich war, erließ Ludwig ein allgemeines Aufgebot an die ganze Nation, forderte alle Vaſallen und alle freie Männer auf, die Waffen zu ergreifen und zur Vertheidigung des Vaterlandes herbei zu eilen. „Die furchtbaren Deutſchen," ſagte Ludwig zu den Franzoſen, „näherten ſich in feindlicher Abſicht den Grenzen Frankreichs, und nicht nur die Ehre und Sicherheit ſeines Thrones, ſondern der ganzen Nation ſtehe auf dem Spiele." Er ſelbſt, der König, begab ſich nach St. Denys, und nachdem er hier zu dem heiligen Dionyſius, dem Patron Frankreichs, um Schutz und Beiſtand geflehet hatte, ließ er ſich von dem Abt des Kloſters Frankreichs geheiligte Fahne, die Oriflamme, überreichen. Dieß geſchah gewöhnlich nur in Zeiten der größ-

ten Gefahr; nur wenn das ganze Reich bedrohet war, wehete die heilige Oriflamme in der Mitte der französischen Krieger. — Der Aufruf des Königes that eine, alle Erwartung übersteigende Wirkung. Das, die Franzosen so schnell begeisternde Ehrgefühl war jetzt plötzlich in der ganzen Nation wieder erwacht. Aus den entferntesten Theilen des Reiches strömten zahllose Krieger herbei. Selbst die mächtigsten französischen Herren, die Herzoge von Burgund und Aquitanien, die Grafen von Bretagne und Anjou, Hugo von Troyes, der Graf von Flandern ꝛc. ꝛc. kamen mit zahlreicher Mannschaft herbei, und brannten vor Begierde, an einem Kampf Antheil zu nehmen, in welchem es für König, für Vaterland und die Ehre des französischen Namens galt; und schon nach wenigen Wochen war ein, aus mehr als hunderttausend Mann bestehendes Heer an Frankreichs Grenzen um seinen König versammelt. — Der Kaiser war indessen bis Metz vorgerückt. Aber mit diesem Marsch hatte auch der ganze Feldzug ein Ende. In Metz erfuhr nämlich der Kaiser, in welchem Zustande furchtbarer Aufregung sich ganz Frankreich befinde, daß der Gedanke an die ihrem Reich drohende Gefahr bei der Nation alle andern Interessen und Gefühle verschlungen, und sämmtliche Franzosen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung des Vaterlandes vereiniget habe, daß daher alles jetzt zu den Waffen greife, und daß endlich schon hunderttausend der auserlesensten Krieger ihn, den Kaiser, an der Grenze erwarte, während noch andere Hunderttausende auf dem Marsch dahin begriffen wären. — Nun war auch dieser Plan, der, wenn nicht ein Verräther denselben dem französischen Könige entdeckt hätte, Heinrich sehr weit hätte führen können, gänzlich mißlungen. Der Kaiser gab demnach seine Unternehmung auf, und trat, ohne zu zögern, seinen Rückzug nach dem Rhein wieder an. — Acht Tage lang hatten Ludwig und seine Franzosen

die Deutschen erwartet. Als sie in dieser Zeit nicht gekommen waren, brach jetzt auch Ludwig mit seinem Heere über die Grenzen hervor, verheerte einige Striche Landes, besann sich doch bald wieder eines Bessern, und ging ebenfalls mit seinem Heere nach Hause. Es wird zwar gesagt, Ludwig hätten die Bitten seiner Geistlichen dazu bewogen. Wären aber auch die Bitten der Geistlichen unterblieben, so würde er dennoch durch Mangel an Subsistenzmitteln, die er in der ungeheuern Quantität, wie sein zahlreiches Heer es erforderte, nicht hätte zusammenbringen können, zum Rückzuge gezwungen worden seyn. — Trotz der außerordentlichen, durch ganz Frankreich gelaufenen, die ganze Nation begeisternden Bewegung, war es demnach doch nicht zum Schlagen gekommen; die Franzosen hatten daher auch keine Gelegenheit gehabt, Lorbeern zu sammeln; was aber für sie weit höhern Werth, als Sieg und Siegeskränze, hatte, war, daß sie jetzt gewissermassen unter sich und vor der Welt sagen konnten, auch einige Zeit es sehr oft und eben so laut sagten, nämlich, „daß schon bei dem bloßen Anblicke des französischen Heeres die Deutschen die Flucht ergriffen hätten.

12. Der Kaiser war noch in Metz, als in Worms Ereignisse sich zutrugen, die ihm um so unangenehmer seyn mußten, je unerwarteter sie waren. Während Heinrichs Zug nach Frankreich nämlich hatte der Bischof Burchard von Worms, wahrscheinlich in der Meinung wie in der Hoffnung, daß der Krieg gegen Frankreich sich nicht so bald wieder endigen werde, diesen Augenblick benutzt, und mit Hülfe des Herzogs Friederich von Schwaben sich in den Besitz von Worms gesetzt. Diesen Burchard verfolgte der Kaiser mit unauslöschlichem Hasse. Zwar war derselbe früher in den Reihen der Feinde Heinrichs gestanden. Aber der Friedensvertrag von Worms hatte ja Alles ausgeglichen, alles Geschehene in

ewiger Vergeſſenheit begraben, und Jedem das, was er während des Kampfes verloren, wieder zurückgegeben. Auf den Biſchof Burchard von Worms fand jedoch bei dem Kaiſer dieſer Vertrag keine Anwendung. Er bekam nicht nur die Stadt Worms nicht wieder zurück, ſondern mußte überall, wo er dem Kaiſer hätte begegnen können, ſich deſſen Blicken zu entziehen ſuchen. Aber jetzt war es während Heinrichs Abweſenheit dem Biſchofe gelungen, theils mit Hülfe einer Schaar Krieger, die ihm der Herzog von Schwaben überlaſſen hatte, theils auch weil von den eigenen Dienſtleuten des Stiftes, und vielleicht auch einem großen Theil der Einwohner ſelbſt unterſtützt, ſich der Stadt Worms zu bemächtigen, und ſobald er ſich im Beſitze derſelben ſah, ſie auch eilig zu befeſtigen und in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Heinrich rückte alſo vor Worms. Als er ankam, fand er die Thore geſchloſſen und die Mauern und Wälle mit Bewaffneten beſetzt. Sogleich begann der Kampf. Auf beiden Seiten floß Blut; denn es ward öfters an dem Fuße der Mauern gekämpft, auch einige Mal, obgleich fruchtlos, die Stadt geſtürmt. Dieſen kräftigen Widerſtand hatte der Kaiſer nicht erwartet, ward aber eben dadurch nur noch mehr bewogen, die Belagerung mit der größten Thätigkeit fortzuſetzen. Wahrſcheinlich dachte der Kaiſer jetzt an die, von dem Erzbiſchofe Adalbert ſo ſehr befeſtigte Stadt Mainz, und einige in ihrer Nähe liegenden Burgen. Da er den Biſchof Burchard durchaus für einen ſeiner ärgſten Feinde hielt, ſo mußte er, und zwar nicht ohne Grund, befürchten, daß auch Burchard, um künftige aufrühreriſche Entwürfe zu erleichtern und zu begünſtigen, aus ſeiner Stadt ein nicht minder feſtes Bollwerk zu machen ſich beſtreben werde. In der Verbindung mit dem nahe gelegenen Mainz, der ebenfalls befeſtigten Stadt Aſchaffenburg und noch einiger zu dem Erzſtifte gehörigen feſten Burgen, würde, wie in Sachſen, nun auch eine Empörung im Weſten an dem Mit-

telrhein einen festen Halt gefunden haben. Diesem wollte und mußte der Kaiser zuvorkommen. — Ueber seinen Befestigungsarbeiten hatte Bischof Burchard gerade das Nothwendigste übersehen, nämlich die Stadt mit den nöthigen Subsistenzmitteln zu versehen. Für Belagerte gibt es keinen größeren und furchtbarern Feind, als den Hunger, und dieser kam nun ebenfalls den tapfern Vertheidigern von Worms über den Hals. Da kein Entsatzheer erschien, und überhaupt von keiner Seite Hülfe zu erwarten war, so mußte endlich auch Burchard wieder bei nächtlicher Weile aus Worms entfliehen, und die Stadt sich dem Kaiser auf Gnade oder Ungnade ergeben. — Heinrich hatte sich bisher gegen die Bürger von Worms stets ungemein gnädig erwiesen. Man wird sich erinnern, wie er im Jahre 1011 denselben nicht nur alle, von seinem Vater ihnen ertheilten Rechte und Freiheiten bestätigte, sondern auch öffentlich erklärte, daß keine Stadt in ganz Deutschland so würdige Bürger habe, als Worms, und daß von ihnen alle andern lernen müßten, ihren Königen und Herren ihre Treue unverbrüchlich zu bewahren. — Um so mehr zürnte also jetzt Heinrich den Einwohnern, und um sie wegen ihres Frevels zu bestrafen, verurtheilte er sie zu einer Geldstrafe von fünftausend Talenten Silbers, die sie auch sogleich an den kaiserlichen Fiscus bezahlen mußten (1024).

13. Die Eroberung und Bestrafung der Stadt Worms war Heinrichs V. letzter Regentenakt. — Nach seiner zweiten und letzten Heerfahrt über die Alpen kam schon Kaiser Heinrich V. nicht mehr in jener Fülle der Gesundheit nach Deutschland zurück, mit welcher er nach Italien gegangen war. Er fing nach und nach an, auch mit körperlichen Leiden bekannt zu werden; endlich litt er an einem krebsartigen Geschwür, das sich an seiner Brust festsetzte. Anfänglich schien dasselbe unbedeutend;

außer dem Arzte, war es auch Niemand aus den Umgebungen des Kaisers bekannt. Obgleich nur langsam, machte das Uebel doch immer weitere Fortschritte, trotzte immer hartnäckiger jeder ärztlichen Kunst, und bei dem allmähligen Hinschwinden seiner Kräfte fühlte endlich Heinrich selbst, daß er von dem Ziele seiner irdischen Laufbahn nicht sehr weit mehr entfernt stehe. Aber auch die letzten Tage dieses Kaisers sollten für denselben nur trübe, düstere, verhängnißvolle Tage seyn. Der letzte Winter, den Heinrich erlebte, zeichnete sich durch eine unnatürlich strenge Kälte aus. Menschen und Vieh gingen zu Grunde. Zunehmender Mangel an Lebensmitteln erzeugte endlich Hungersnoth, und diese eine Menge tödtlicher pestartiger Seuchen. Furchtbar wüthete der Tod unter allen Klassen der Bevölkerung. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand, keine irdische Größe oder Hoheit blieb verschont, und in den Wintermonaten des Jahres Eintausend einhundert und fünfundzwanzig soll die Sterblichkeit in Deutschland so stark gewesen seyn, daß es an mehreren Orten an Lebenden fehlte, um die Todten zu begraben. Diese schrecklichen Naturereignisse waren nicht geeignet, den kranken, an körperlichen Uebeln leidenden Monarchen zu erheitern. Nach den letzten Vorgängen in Sachsen, bei denen schwerlich das Gefühl seines tief gesunkenen Ansehens und seiner völligen Ohnmacht sich wird haben verläugnen können, mußte er die Welt als einen Kirchhof betrachten, auf dem alle seine Pläne und Entwürfe, alle seine Hoffnungen und Wünsche begraben lagen. Wohin er seine Blicke richten mochte, in die Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, war seine Aussicht trübe und freudenleer. — Zur Feier des Osterfestes begab sich Heinrich nach Lüttich, und von da gegen Pfingsten nach Utrecht. Aber hier ward sein Uebel so stark, und nahm plötzlich eine so entschiedene Gestalt an, daß er an seiner nahen Auflösung gar nicht mehr zweifeln konnte. Die wenigen

Tage, die ihm noch gegönnt waren, benutzte er also, um sich mit Gott, mit der Kirche und der Welt völlig auszusöhnen; die dem Kloster St. Maximin entrissenen und immer noch vorenthaltenen Güter stellte er daher demselben wieder zurück. Er berief hierauf die Kaiserin nach Utrecht, wie auch seinen Neffen, den edeln Herzog Friederich von Schwaben. Diesen machte er zum Erben aller seiner Güter, empfahl dessen Schutz auch seine nun bald verwittwete Gemahlin, daß er ihr in allen ihren Angelegenheiten stets mit Rath und That gewärtig seyn möge. Die Kleinodien der Krone, so wie alle Insignien der königlichen Krone ließ er nach der Feste Hamerstein bringen, und befahl sie dort so lange aufzubewahren, bis die Fürsten einen neuen König würden gewählt haben. Nachdem er auf diese Art das Zeitliche geordnet hatte, ließ er sich das heilige Abendmahl reichen, und verschied des Abends am dreiundzwanzigsten Mai des Jahres Eintausend einhundert und fünfundzwanzig. Seine Leiche ward nach Speier gebracht, und dort neben jener seines Vaters, Groß- und Urgroßvaters beigesetzt. Heinrich starb in der Mitte eines gewöhnlich noch immer sehr kräftigen männlichen Alters. Als der Tod ihn ereilte, hatte er sein sechsundvierzigstes Jahr noch nicht vollendet, und von dem Tage an, an welchem grenzenloser Gram und Kummer seinen Vater in das Grab senkte, nur neunzehn Jahre weniger zwei Monate regiert; und diese kurze, so schnell vorübergeflohene, mit so vielen Unruhen, Gefahren und Demüthigungen verbundene, und am Ende doch so glanzlose Herrschaft: um welchen ungeheuern Preis hatte sie sich nicht Heinrich erkauft? fürwahr um einen Preis, um welchen kein edler Römer oder Grieche, wenn auch noch wandelnd in den Finsternissen des Heidenthums, selbst die Herrschaft der ganzen Welt sich hätte erkaufen mögen. — Man sagt, daß Heinrich, da er die Unmöglichkeit einsah, der Krone die, während der innern Unruhen

ihr entrissenen Güter und Einkünfte wieder zu verschaffen, in der letzten Zeit, auf Anrathen seines Schwiegervaters, des Königes von England, mit dem Gedanken umgegangen sey, eine allgemeine Steuer durch das ganze Reich auszuschreiben. Ob er sich wirklich mit diesem, damals offenbar unausführbaren Plan beschäftigte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; aber desto gewisser ist es, daß, wenn er ihn wirklich gehabt hätte, er an der Ausführung desselben durch die deutschen Fürsten, die unter ihm das Geheimniß ihrer Stärke entdeckt hatten, unfehlbar würde verhindert worden seyn. — Heinrichs Charakter, auf dessen Hauptzüge wir ohnehin schon bei jeder sich darbietenden Gelegenheit unsere Leser aufmerksam gemacht haben, geht aus der sich stets gleich bleibenden Handlungsweise desselben so anschaulich, als nur immer möglich, von selbst hervor, und sein gleichsam von ihm selbst gezeichnetes Bild bedarf daher auch hier keiner weitern Nachhülfe.

14. Mit dem Tode Heinrichs V. erlosch das fränkische Kaiserhaus, das ein ganzes Jahrhundert hindurch Deutschland vier große, durch seltene Eigenschaften ausgezeichnete Regenten gegeben hatte. Unter den zwei Ersten erreichte die königliche Gewalt ihre höchste Stufe; aber unter dem Dritten fing sie schon wieder an zu sinken, aber nicht durch seine Schuld, sondern blos durch die Macht einer nicht zu bändigenden, verhängnißvollen, durchaus imperiösen Zeit. Aber gerade in dem Kampf mit dieser bewährte sich Heinrichs des Vierten Heldenseele. Sein ganzes Leben hindurch kämpfte er gegen dieselbe mit einem Muthe, dessen Ausdauer unser Erstaunen erregt, mit einer Kraft, die auch nicht die widrigsten und unglücklichsten Ereignisse schwächen konnten, und mit einer Festigkeit, die selbst des römischen Stuhles unsichtbare Macht nicht zu beugen vermochte. In allen, selbst den heftigsten Stürmen auf wankendem Boden, wie in

wankender Zeit stand er unerschütterlich fest, ragte über alle seine Gegner, nur mit Ausnahme Gregors VII., weit hervor; und als Sieger oder Besiegte, blieb er stets gleich furchtbar seinen Feinden, und sank erst dann, als die ruchlose Hand eines unnatürlichen Sohnes sein zartes Vaterherz blutig zerdrückt, und seinen Geist — obgleich doch noch nicht gänzlich — gebrochen hatte. — Dem Vierten aus diesem Heldengeschlechte, Heinrich V., fehlte es eben so wenig an großen und seltenen Eigenschaften. Verstand, Stärke des Charakters, Entschlossenheit und Festigkeit des Willens können ihm nicht abgesprochen werden. Aber auf keiner seiner Unternehmungen ruhete der Segen von Oben. Was er erbauet zu haben glaubte, stürzte bei dem ersten widrigen Hauche sogleich selbst unter seinen Augen wieder zusammen. Ungleich mehr als je sein Vater, war Heinrich V. in den letzten Zeiten ein Gegenstand des Trotzes, ja selbst des Hohnes und der Geringschätzung seiner Fürsten. Nur mit vieler Mühe konnte er eine Frau, die Petronella von Holland, sich wieder unterwerfen, und endlich mußte es höchstens gerade ein Krieg mit einem Bischofe von Worms seyn, aus dem der so tief gesunkene Kaiser jetzt noch als Sieger wieder hervorgehen konnte. Hätte Heinrich, was er vielleicht wirklich gethan — sich am Ende seiner Laufbahn die Rechnung seines Lebens gezogen, so würde er blos über fehlgeschlagene Hoffnungen, unglückliche Wagnisse, gescheiterte Pläne und mißlungene Entwürfe zu trauern gehabt haben. Vielleicht war es ein Glück für ihn, daß er keine Kinder hinterließ; denn ganz gewiß würden diese, wären sie ihm auf dem Throne gefolgt, in Ansehung ihres königlichen Ansehens, noch einige Stufen tiefer als ihr Vater gestanden seyn. — Indessen war doch bei allem dem damals Deutschland seinem Untergange noch lange nicht reif. Es blieb noch die große deutsche Nation; diese hatte sich noch nicht in eine

Menge kleiner, kraftloser, daher an sich unbedeutender, und nur noch durch ein gemeinschaftliches Idiom mit einander verbundenen Völkleins gespalten; und Heinrichs V. Nachfolger aus dem Schwäbischen, ebenfalls an Helden nicht unfruchtbaren Kaiserhauses würden in der deutschen Nation noch des Stoffes genug gefunden haben, um den zertrümmerten Kaiserthron Karls des Großen wieder in Deutschland zu errichten; wären sie nur leider nicht von der Bahn abgewichen, die von der Geschichte und Natur ihnen so deutlich und so genau bezeichnet war, und hätten demnach nicht im Verfolgen leerer, blos durch täuschenden Schimmer lockender Phantome ihre Kräfte unnütz zersplittert, und den Reichthum ihres Geistes fruchtlos vergeudet.

XIII.

Kreuzzüge*).

Einleitung.

*) An Quellenschriften erster Klasse hat man jetzt einen ganz ungewöhnlichen Reichthum; denn da die Kreuzzüge ein Ereigniß sind, das nicht blos einem einzelnen Volke, sondern allen christlichen Völkern, und überdieß auch noch dem ganzen Mahomedanischen Orient, ja gewissermaßen allen drei damals bekannten Welttheilen angehört, und für alle ein gleich großes Interesse hat, so haben sich auch mit der Geschichte desselben nicht nur eine Menge abendländischer, sondern auch byzantinischer und arabischer Geschichtschreiber beschäftiget, und die Letztern sind um so merkwürdiger, da aus der Vergleichung ihrer Geschichtswerke mit jenen der Lateiner und Griechen sich größtentheils eine vollkommene Uebereinstimmung ihrer Nachrichten mit den Berichten der christlichen Schriftsteller ergibt, wodurch nun natürlicher Weise ein desto sicherer und zuverläßigerer historischer Boden gewonnen wird. — Es würde höchst überflüssig, ja sogar völlig zweckwidrig seyn, auch

der Raum eines Bandes es bei weitem nicht gestatten, wenn wir unsere Leser mit der ganzen Literatur dieses Geschichtszweiges bekannt machen wollten *). Wir beschränken uns also hier blos auf eine Anzeige der ausgezeichnetsten dieser Werke, die uns auch zu Gebote standen, und wir vorzüglich zu unsern Führern wählten. Von diesen bemerken wir nun zuerst die Geschichte des Erzbischofes Wilhelms von Tyrus (Historia rerum in partibus transmarinis gestarum, sive historia belli sacri, ed. Basil. 1564. — Wilhelm war ein geborner Syrer, erhielt aber seine Erziehung und wissenschaftliche Bildung in Frankreich. In seinem 23. Jahre kehrte er nach Syrien zurück, ward Archidiacon von Tyrus, einige Zeit darauf Kanzler des Königs Amalarich von Jerusalem, und zugleich dessen Sohnes Balduin Erzieher. Er gehörte zu den gelehrtesten Männern seiner Zeit. Der deutschen, französischen, lateinischen, griechischen, arabischen und persischen Sprache war er gleich mächtig. Von dem Papste Viktor IV. berufen, ging er nach Rom, wo er sich zwei Jahre aufhielt. Der heilige Vater wollte ihn in das Cardinalscollegium aufnehmen. Aber Wilhelm lehnte diese hohe Würde ab, und erklärte, daß er sich ganz dem Dienste seines Königes und seines Vaterlandes weihen wolle. Vom König Amalarich öfters mit Missionen an den Hof von Konstantinopel beauftragt, durchlief er auf seinen Missionsreisen alle östlichen und nördlichen Provinzen des griechischen Reiches. Nachher durchreiste er auch noch ganz Deutschland, Frankreich, Italien und England, um von den Völkern dieser Länder und deren Beherrschern Hülfe und Unterstützung für seinen König gegen die Sarazenen zu erhalten. — In dem Jahre 1174 ward er Erzbischof von Tyrus. — Seine Geschichte des heiligen Krieges beginnt mit dem Jahre 1100 und endet in dem Jahre 1184. — Als Geschichtsschreiber zeichnet Wilhelm sich aus durch Wahrheitsliebe, richtiges historisches Urtheil, Geschmack und Einfachheit in der Darstellung. — *Bongars Gesta Dei*

*) Wer von unsern Lesern dazu Lust hätte, würde in den 4 Bänden von Herrn *Michaud's Bibliothèque des Croisades* volle Befriedigung finden.

per Francos. Hanov. 1611. In dieſer Sammlung findet man beinahe ſämmtliche Berichte der gleichzeitigen abendländiſchen Geſchichtsſchreiber, von welchen die meiſten ſelbſt Augenzeugen der Ereigniſſe waren, wie z. B. des Baldarichs, des Fulgerius, eines Ordensgeiſtlichen von Chartres, der dem Herzog Robert von der Normandie nach Paläſtina gefolgt war. Unter mehrern andern findet man bei Bongars auch *Guiberti* abbatis Hist. Hieros. von 1095 bis 1100. Guibert ſelbſt war jedoch nie in Paläſtina geweſen. Bongars ſucht den Titel, den er ſeinem Buche gegeben: *Gesta Dei etc. etc.* dadurch zu rechtfertigen, daß er behauptet, die Heldenthaten der fränkiſchen Kreuzfahrer ſeyen ſo außerordentlich und unglaublich, und die ſchrecklichen Mühſeligkeiten und Entbehrungen, die ſie ertragen, hätten ſo ſehr die Kräfte der menſchlichen Natur überſtiegen, daß ſie nur, unter dem unmittelbaren Beiſtand von Oben, jene hätten verrichten und dieſe ertragen können. — *Annae Comnenae*, porphyrogenitae Caesarisae Alexios sive de rebus ab Alexio Imperatore vel ejus tempore gestis. Die Prinzeſſin Anna Comnena gehört, allgemein anerkannt, zu den vorzüglichſten und ausgezeichnetſten byzantiniſchen Geſchichtſchreibern; und ihr Verdienſt ſteht um ſo höher, da ſie in Zeiten des ſchon tief geſunkenen griechiſchen Geſchmacks lebte und ſchrieb. Wenn es ſehr begreiflich iſt, daß eine Tochter, welche das Leben und die Thaten ihres Vaters beſchreibt, ſich von kindlicher Liebe und Ehrfurcht bisweilen zu weit, und ſelbſt auf Koſten der Wahrheit fortreiſſen läßt, ſo muß man es auch der Prinzeſſin Anna zu gut halten, daß ſie das, was an ihrem Vater nichts weniger als lobenswerth iſt, wie z. B. deſſen zweideutiges, oft trügeriſches und argliſtiges Betragen gegen die Kreuzfahrer entweder ganz zu verhüllen, oder auf eine Art darzuſtellen ſucht, die zwar ihrem kindlichen Herzen Ehre macht, aber auch hiſtoriſche Treue und Wahrheit empfindlich letzt. — *Abulfaradsh.* Ein Armenier von Geburt, zuerſt Arzt, dann Einſiedler, hierauf Biſchof an mehreren biſchöflichen Sitzen, und endlich Primas der Jacobiten zu Maranga in Perſien. Man hat von ihm eine allgemeine Weltgeſchichte in drei Theilen, wovon jedoch blos der letztere, der auch die Geſchichte der Kreuzzüge

enthält, ein beſonderes Intereſſe gewährt. Unter dem Titel: Barhebraei Chronicon erſchien davon in dem Jahre 1784 eine lateiniſche Ueberſetzung. — Abulfaradsh ſtarb in dem Jahre 1286. Man nannte ihn den Phönix ſeiner Zeit. — *Abulfedae Annales moslemici* opera et studio Reiske. V. Tomi in quarto. 1789—94. In noch ſehr zarter Jugend trat Abulfeda in Kriegsdienſte, ward in dem Jahre 1310 zuerſt Statthalter und einige Jahre darauf Sultan von Hama in Syrien. Mit großen Anlagen zu einem ausgezeichneten Feldherrn und allen Eigenſchaften eines klugen Regenten vereinigte Abulfeda auch eine Menge gelehrter Kenntniſſe, und eine ganz beſondere Liebe zu den Wiſſenſchaften. Kein gelehrtes Verdienſt entging ſeiner Aufmerkſamkeit. Sein Hof war eine Akademie. Unter Abulfedas Werken zeichnet ſich beſonders deſſen allgemeine Chronik aus. Dieſelbe beſteht in ſechs Bänden, wovon aber nur der ſechſte Band, der von Mohamed bis auf das Jahr 1328 geht, unter dem ſo eben angegebenen Titel in fünf Bänden im Druck erſchienen iſt. — *Kemaleddin.* Dieſer lebte in Syrien, war ein Zeitgenoſſe des großen moslemitiſchen Helden Salaheddin (Saladin), und ſchrieb eine Geſchichte von Haleb oder Aleppo. Der große franzöſiſche Orientaliſt, Herr Sylveſter de Sacy weißt dem Kemaleddin unter den arabiſchen Geſchichtſchreibern die erſte Stelle an, auch Wilken ertheilt demſelben ſehr großes Zeugniß. Der Titel, den Kemaleddin ſeinem Geſchichtwerke gab, lautet, wenn wörtlich aus dem Arabiſchen überſetzt: Die Milchblüthe der Geſchichte von Aleppo. Dieſes treffliche Werk iſt jedoch nur handſchriftlich in einigen großen Bibliotheken, wie auf jener in Paris, vorhanden. Indeſſen ſind doch ein Paar Bruchſtücke davon, das Eine in lateiniſcher, das Andere in franzöſiſcher Sprache überſetzt, ſeither im Druck erſchienen. Ein ſehr talentvoller junger Orientaliſt in München, nämlich Herr Profeſſor Hahneberg, beſitzt ebenfalls davon ein ziemlich beträchtliches Stück in arabiſcher Sprache, das auch uns in der Zukunft von ungemeinem Nutzen ſeyn wird, indem es, weil vorzüglich ſich mit dem innern Zuſtande Syriens, vor deſſen Eroberung durch Salaheddin beſchäftigend, als eine treffliche Einleitung zur Geſchichte des dritten und vierten Kreuzzuges dienen

kann. — Endlich müssen wir auch von zwei, in unsern Zeiten erschienenen, und mit Recht ungemein geachteten Geschichtswerken hier noch eine besondere Erwähnung machen. Das Eine ist die Histoire des Croisades par Mr. *Michaud* de l'Academie Françoise en 4 vol. Das Andere: Die Geschichte der Kreuzzüge, nach morgenländischen und abendländischen Berichten, von Professor Friederich Wilken, in fünf Bänden. — Mit seltenem Fleiße und einer bewundernswürdigen Ausdauer hat Michaud alle auf seinen Gegenstand sich beziehende, gedruckte und ungedruckte abendländische wie morgenländische Schriften und Berichte, über 400 an der Zahl, gelesen, mit einander verglichen und die Einen durch die Andern erklärt und berichtiget. Erleichtert worden war ihm zwar dieses Studium durch die Vorarbeiten Bertherau's, eines gelehrten Benediktiners von der Congregation des heiligen Maurus. In einer langen Reihe von Jahren hatte dieser alle morgenländische, mit den Kämpfen zwischen den Christen und Sarazenen sich beschäftigende, in arabischer, syrischer und persischer Sprache geschriebenen Berichte gesammelt, zum Theile ganz übersetzt, zum Theile auch nur von dem, was ihm das Merkwürdigste schien, Auszüge geliefert. Aber bei allem dem blieb Hrn. Michaud noch Manches zu vervollständigen und zu berichtigen übrig. Einen besondern Werth erhielt Michaud's Geschichte auch noch dadurch, daß dieser würdige, nur leider zu frühe gestorbene französische Akademiker sich selbst nach dem Orient begeben, und dort alle Gegenden und Städte, welche Schauplätze der merkwürdigsten kriegerischen Ereignisse waren, sorgfältig untersucht hatte, daher auch die Lage, Größe und Festigkeit verschwundener Städte und Burgen, theils aus deren Ruinen, wenn diese noch vorhanden waren, oder auch aus Traditionen unter den Einwohnern der Gegend, theils auch durch Vergleichung mit andern, sich nicht gerade auf die Kreuzzüge beziehenden Schriften, auf das neue festzustellen den Versuch machen konnte, so daß seine Geschichte auch in geographischer, ja gewissermaßen selbst in militärischer Hinsicht ganz eigene Verdienste hat. — Aber eine gleich große Erudition und ungeheuere Belesenheit hat auch Herr Professor

Wilken zu ſeiner Arbeit mitgebracht, die überhaupt ſowohl wegen des derſelben zum Grunde liegenden, tiefen, alles umfaſſenden und mit ungewöhnlichem kritiſchen Scharfſinn verbundenen Quellenſtudiums, wie auch der trefflichen innern Oeconomie des ganzen Werkes, und des obgleich nüchternen, doch dabei ungemein gefälligen, leicht fließenden Vortrages des Herrn Verfaſſers und deſſen ſtets ſehr reifen, treffenden Urtheils, gar nichts mehr zu wünſchen übrig läßt. Unter den neuern europäiſchen Gelehrten, die ſich mit dieſem Geſchichtszweige befaßt haben, gebührt unſtreitig Wilken die Palme.

1. In dem ganzen weiten Gebiete der Weltgeſchichte gibt es keine merkwürdigere, unſer Erſtaunen mehr feſſelnde Begebenheit, als gerade die der Kreuzzüge in dem eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Schon höchſt merkwürdig und Erſtaunen erregend gleich in ihrem Entſtehen und rieſenhaftem Beginnen; noch merkwürdiger wegen der, dieſem wahrhaft wunderbaren Ereigniß aufgedrückten Signatur der kraftvollſten chriſtlichen Jugend und Blüthe des Mittelalters, ſo wie der vielen daran theilnehmenden Völker, und der daher beinahe unglaublichen, zu einem und demſelben Zwecke ſich vereinigenden Menſchenmaſſen*); und endlich nicht minder merkwürdig wegen der, für den ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand des Abendlandes wichtigen Folgen, die eben dieſe Züge nach dem ent-

*) Nach dem Zeugniß des Fulcherius und anderer gleichzeitiger Schriftſteller (ap. Bong. Gesta Dei per Francos) wanderten gleich bei dem erſten Kreuzzuge, obwohl an dieſem die Deutſchen noch keinen, oder wenigſtens nur ſehr ſchwachen Antheil nahmen, ſechs Millionen Menſchen nach Aſien. — —

Motus enim revera tum est universus Occidens — — et universa velut Europa inopinato exsurgens convulsis sedibus tumultuoso cursu se in Asiam transtulit. (Ann. Comn. Alexias Lib. X.)

fernten Orient hervorbrachten. — Man durchwühle alle Annalen längst untergegangener wie noch lebender Völker, und nirgends wird man von der Alles besiegenden Gewalt einer großen, rein religiösen Idee, so wie von der Allmacht eines, an der Liebe zu Jesu entzündeten Enthusiasmus stärkere und kräftigere Beweise finden, als gerade in diesem heiligen Kriege des Mittelalters. — Auf die, der glühenden Brust eines frommen Einsiedlers entströmende Rede, unterstützt von einigen salbungsvollen Worten des Oberhaupts der Kirche, erhoben sich sogleich vom Aufgang bis zum Niedergang alle, den Gekreuzigten anbetende Völker des Abendlandes. Nur eine und dieselbe Idee beseelt jetzt plötzlich einen ganzen Welttheil. Alle in dem Kreise des öffentlichen wie häuslichen Lebens erzeugte Empfindungen und Interessen lösen sich entweder in ein und dasselbe heilige Gefühl auf, oder verschwinden als völlig bedeutungslos bei dem gewaltigen Drang der, jede Vorstellung übersteigenden Aufregung aller christlichen Gemüther. Nur ein Gedanke beschäftiget fortan den Einzelnen, wie ganze Völker und deren Regenten, der Gedanke nämlich an die Leiden Jerusalems, an die schmachvollen Fesseln der heiligen Stadt Davids, der Stadt des Sohnes Gottes, des Königes der Könige, und an die daher für jeden Christen entspringende heilige Pflicht, das Erbtheil Gottes den Schändern seines Heiligthums zu entreißen. Was die Welt vermag, hat jetzt keinen Werth mehr. Alles gewinnt eine andere, weit höhere geistige Richtung. Die wildesten, an gescheiterten Planen und durchkreuzten Interessen entzündeten Leidenschaften erlöschen plötzlich von selbst. Die ärgsten Feinde söhnen sich mit einander aus *), und Familienzwiste, Hader und Zank verlieren

*) Wie z. B. der Erzbischof Thimo von Salzburg und der alte Herzog Welf von Bayern. Beide standen lange Jahre hindurch einander als arge Feinde gegenüber.

ſich in dem gemeinſamen Streben nach einem erhabenen überirdiſchen Zweck. Den Blick unverrückt auf die heiligen Höhen Sions gerichtet, verläßt jeder freudig und mit frohem Muthe, und in dem beſeligenden Vorgefühl heiliger Pflichterfüllung, alles, was von jeher dem menſchlichen Herzen das Theuerſte war, Vaterland, Familie, Weib, Kinder, Eltern, und wenn die Gattin oder Mutter bei dem Scheiden des Gatten oder der Söhne Thränen vergießt, ſo ſind es Thränen der Wonne, daß der Gatte oder der Sohn würdig befunden ward, für den, der einſt auf Golgatha blutete, nun ebenfalls ſein Blut vergießen zu dürfen; es ſind Thränen, dem Auge von der lebendigſten Ueberzeugung entlockt, daß der jetzt Scheidende entweder mit der Palme des Bekenners und einem heiligen Siegeskranz umſtrahlt, wieder in die Arme der beglückten Gattin oder Mutter zurückkehren, oder gar mit der Krone der Märtyrer geſchmückt, ſie gleichſam als Genoſſe ſeines Kampfes und Märtyrthums in dem Sitze der Seligen erwarten werde. Selbſt zarte Frauen und Jungfrauen, ſogar aus fürſtlichem Geblüte entſproſſen *), legen den Harniſch an und ſchließen ſich dem Heere der Kreuzfahrer an. Alle gleichzeitigen, nicht minder begeiſterten Geſchichtſchreiber können nicht Ausdrücke finden, nun von den wundervollen Wirkungen jenes heiligen, von der Religion entflammten Enthuſiasmus auch nur ein ſchwaches Bild zu entwerfen.

2. Daß man in dem vorigen, wie in dem gegenwärtigen Jahrhundert, in dieſer ſich ſelbſt nur zu ſehr

---

Der Erzbiſchof war ſogar grauſam von dem Herzoge mißhandelt worden. Aber jetzt wurden ſie plötzlich aufrichtige Freunde, und pilgerten, der Eine an der Seite des Andern, jedoch ſammt ihrem zahlreichen Gefolge zum Kampfe wohl gerüſtet, nach dem heiligen Lande.

*) Wie z. B. die Markgräfin Ida von Oeſterreich.

charakterisirenden Periode einer sogenannten, alles Göttliche und Wunderbare in das Gebiet der Träume verweisenden Aufklärung, jene heiligen Kriege des christlichen Mittelalters, blos als tolle, abentheuerliche, halb wahnsinnige Fahrten, blos als Wirkungen und Erscheinungen eines finstern und blinden Aberglaubens betrachtet und, aus völligem Mangel irgend eines andern Maßstabes, die härtesten Urtheile darüber gefällt hat und noch fällt, das darf uns nicht wundern. Von der Höhe herab, auf welche die Bildung einer neuern Zeit und deren Philosophie uns erhoben hat, gewinnt freilich alles eine ganz andere, in dem Lichte der Weisheit unserer Tage sich immer mehr verklärende Gestalt. Religion ist jetzt allen Staaten fremd; zu ihren Grundlagen bedürfen diese nur materieller Kräfte: Industrie, Fabrikthätigkeit, Handel, schneller, immer noch mehr beförderter Umlauf des Nationalkapitals, verbunden mit zahlreichen Heeren, deren physische Kraft — auf eine andere kommt es ja nicht mehr an — sich ganz genau aus den Massen derselben berechnen läßt, sind mehr als hinreichend, um Staaten groß, mächtig und ehrwürdig zu machen. Natürlich sind nun auch z. B. der wilde Katzenfang am Notkasund, oder der größere oder mindere Antheil am Stockfischfang bei Neufoundland Gegenstände, wichtig genug, um Flotten auszurüsten und Armeen marschfertig zu halten *). Der Gewinn einer Zuckerinsel ist für jede Staatsweisheit, die ihn errungen, ein hoher Triumph, und die Frage, ob in Ostende eine ostindische Handelsgesellschaft sich bilden dürfe, hatte, wie man sich erinnern wird, schon im vorigen achtzehnten Jahrhundert, das sich zuerst das

*) Geschichte der Utrechter Friedensunterhandlungen zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, und des endlich zu Stande gekommenen, für den ganzen europäischen Continent so merkwürdigen Utrechter Friedens.

aufgeklärte und philosophische nannte, eine so hohe Wichtigkeit, daß sie alle diplomatischen und politischen Verhältnisse sämmtlicher europäischen Staaten in einem und demselben Jahre dreimal verändern konnte *). In einem solchen Zeitalter also, wo der Mensch für den Staat keinen andern, als bloßen Sachwerth hat, wo eine ganz gemeine Politik, und egoistische, nicht selten sogar arglistige Habsucht — heut zu Tage Finanzwissenschaft genannt — an die Stelle ächter Staatsklugheit treten; wo man die im Menschen liegenden moralischen und religiösen Kräfte weder kennt, noch kennen lernen will, daher auch noch um so viel weniger deren Folgen und Wirkungen zu berechnen weiß, und überdieß auch noch eine, immer frecher und vermessener hervortretende Afterphilosophie, bei der unverschämtesten Anmaßung auf entschiedene geistige Superiorität, und doch der höchsten, unbegreiflichsten geistigen Armuth, alles Göttliche öffentlich verhöhnt, Unglauben und Gotteslästerung ohne Scheu und Scham zur Schau stellt, und sogar in manchen Ländern die sogenannten Weisen dieser Zeit, öffentlich verzichtend auf alle Verdienste des großen Werkes der Erlösung, Jesu Christo einen förmlichen Absagbrief gesandt haben, während selbst die Besseren größtentheils von der Religion nur deren Gewand im äußern Gottesdienste, nicht aber deren geheimnißvolle, wunderthätigen Kräfte kennen; wo es demnach im Ganzen genommen nur ein Leben in die Zeit hinein, aber kein Leben in die Ewigkeit hinein mehr gibt, und bei den meisten Menschen, vorzüglich in den höhern Regionen, nur die Gegenwart das ganze Daseyn derselben ausfüllt, sie demnach auch, weil tief und immer tiefer gewurzelt in ihrem mühe- und sorgenvollen Streben nach bloßem irdischen Wohlseyn, nun endlich auch weder Kraft noch Lust mehr haben, ihr an die Erdscholle gefesseltes Haupt zu etwas Größerm, sogar Gött-

*) Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit; von J. G. Büsch. S. 178 u. f.

lichen zu erheben, — bei diesem unsaubern und unseligen Zeitgeiste *), der sich des ganzen öffentlichen und größtentheils auch häuslichen Lebens, wie der Künste, Wis-

*) Der Zeitgeist ist nichts als blos der Geist der Menschen, die in dieser oder jener Zeit leben. Sind diese gut, nüchtern, keusch und fromm, huldigen sie nicht allgemein, und zwar mit Ueberlegung und aus Grundsätzen dem Egoismus und der Selbstsucht, sind endlich ihre Blicke nicht ausschließlich blos auf das Zeitliche, sondern auch auf das Ewige gerichtet; dann ist auch der Geist einer solchen Zeit gut, und die Fürsten, die mit und in diesem Zeitgeiste herrschen wollen, können Treffliches, auch wohl Großes zu Stande bringen. Hat aber, was jetzt der Fall zu seyn scheint, die Menschheit sich bedeutend verschlechtert, charakterisirt sich ihr Geist, mithin der Geist der Zeit durch einen beinahe allgemeinen Abfall von Christus, von dem doch allein alles Heil, alles wahrhaft Gute, Große und Edle herkommt und herkommen kann; geht endlich das Streben der Philosophen und deren Schulen, ja selbst oft bedeutender Staatsmänner offenbar nur dahin, in der Brust der Völker jeden göttlichen Funken immer mehr und mehr zu ersticken, und den Menschen blos zu einer produktiven Nervenmaschine herabzuwürdigen, dann ist ein solcher Geist bodenlos schlecht; es ist der Geist einer, schon mehr als zur Hälfte in Fäulniß und Verwesung übergegangenen Zeit; und es zeugt von einer bejammernswerthen Verwirrung der Begriffe, wenn man es den Regierungen zu einer Klugheitsregel machen will, auf einen solchen Zeitgeist behutsame Rücksicht zu nehmen, ihm, so viel möglich sich zu fügen, ihm zu schmeicheln ꝛc. ꝛc. Gerade das Gegentheil, kräftiger ausdauernder Kampf, Kampf auf Leben und Tod gegen den Zeitgeist, der ohnehin mit dem Göttlichen auch alle menschlichen Einrichtungen und Anordnungen, wie bleibend in ihrem Bestand, und wie segenvoll sie sich auch schon bewährt haben mögen, zu stürzen und zu zerstören sucht, wäre ihre erste und heiligste Pflicht, und sollten sie auch, was jedoch gar nicht gedenkbar ist, endlich unterliegen, so würde ihr Fall doch weit glorreicher und ehrenvoller seyn, als der Sieg im Bunde und mit Hülfe eines so verworfenen Zeitgeistes.

ſenſchaften, Politik, Kriegskunſt und vorzüglich der Geſchichte und Erziehung bemächtiget hat, iſt es nur zu begreiflich, daß weder jene heiligen Berge, wo in der Kindheit des Menſchengeſchlechts der Himmel ſich ſo oft mit der Erde vermählte, noch auch die ehrwürdigen Gebirge und Thäler Judäa's, wo für den gläubigen Chriſten noch immer die Stimmen des Ewigen erſchallen, oder auch jene heilige Höhle, in welcher der neugeborne Gottmenſch zum erſtenmal in den zarten Armen Mariens, der unbefleckten, engelreinen Jungfrau, lag, oder auch die einſt mit ſo furchtbaren Wolken umhüllten, heiligen Höhen Golgatha's, dieſer ſchauervollen Opferſtätte, wo das Blut des Gottmenſchen bis auf den letzten Tropfen mußte vergoſſen werden, damit das Antlitz des erzürnten, ewigen Richters ſich entwölke und Er die tief gefallene Menſchheit mit erbarmender Liebe wieder anblicke, kurz, daß Jeruſalem und das ganze heilige Land, das Land ſo vieler früheren wie ſpäteren, immer noch größern Wunder, deſſen Boden die Tritte des in menſchlicher Geſtalt dreiunddreißig Jahre darauf wandelnden ewigen Sohnes des ewigen Vaters ſo ſehr heiligten, daß es darin keinen Fluß, keine Quelle, keinen Hügel und kein Thal mehr gibt, an die ſich nicht die heiligſten und beſeligendſten Rückerinnerungen anknüpften und daher auch ſo viele, jener Zeit angehörigen, heiligen Denkmäler ſelbſt jetzt noch dem wahrhaft chriſtlichen Wanderer in ſtummen Zeichen ihre ernſte Sprache hören laſſen, mit einem Worte, daß alles dieſes, und was nur immer noch Heiliges und Göttliches damit verwandt ſeyn möchte, jetzt durchaus keine, man will nicht ſagen, begeiſternde, ſondern nur einigermaßen Aufmerkſamkeit erregende Macht mehr haben könne. Wo das Streben ausſchließlich blos auf das Irdiſche gerichtet, da hat auch nur das Materielle einen anziehenden Werth; und wenn es jetzt irgend einem Menſchen von ſchlichtem und frommen Sinne einfallen könnte, mit einem der Großen und Mächtigen

dieser Erde von einer auch nur mittelbaren Acquisition jener heiligen Orte, die einst der Gegenstand der wehmuthsvollsten Sehnsucht der ganzen Christenheit waren, ein Wort zu sprechen, dem würde gewiß nichts als höchstens ein dessen Einfalt bemitleidendes Lächeln zur Antwort werden *).

3. Bei dem völlig veränderten Maßstab, den man jetzt bei Prüfung aller Zeitereignisse und Zeiterscheinungen anzulegen pflegt, die ohnehin längst schon nur im Verhältniß ihrer mehr oder weniger productiven Folgen eine historische oder statistische Wichtigkeit haben, ist also auch offenbar über die Kreuzzüge das gegenwärtige Zeitalter durchaus kein competenter Richter. — Um jene, über zwei hundert Jahre dauernden heiligen Kriege des Mittelalters in ihrer Entstehung wie in

*) Es ist noch nicht lange her, daß wirklich darüber einmal ein ernstes Wort hätte gesprochen werden können. Aber mit Ausnahme einiger sehr wenigen Stimmen, die sich in ein paar Tagesblättern, obgleich nur in sehr leisen Accenten darüber vernehmbar machten, hat gewiß keiner von allen, dabei eine Rolle spielenden, einflußreichen Staatsmänner auch nur von weitem daran gedacht, am allerwenigsten jene, welche das brittische Cabinet bildeten. Die unaufhörlich sich erneuernden Forderungen ihres sogenannten See- und Handelssystems mußten ja nothwendig die ganze Aufmerksamkeit der Letztern ausschließlich in Anspruch nehmen. Dieß ist übrigens ganz consequent; denn bei der anerkannt materialistischen Richtung unserer Zeit können nur dergleichen Dinge, nur Stocks und Agios, und was überhaupt einen tastbaren Gewinn gewährt, dem Leben seine höchste Bedeutung geben. Nur Göthe's Haus vermag allenfalls jetzt noch eine, obgleich nur heidnisch-antiquarische Begeisterung einzuflößen. Aber die Höhle und Krippe zu Bethlehem Ephrata: welchen Werth können diese heute zu Tage für unsere großen Staatsmänner haben?

ihrer Fortdauer gehörig zu würdigen, muß man ſich allein mit ſinnigem Gefühle, und einer, wenn auch nur in etwas mit frommen und heiligen Bildern gefüllten Phantaſie aus der gegenwärtigen Erſtorbenheit in jene Zeiten zu verſetzen wiſſen, wo der Glaube noch aller Völker höchſtes Nationalgut war, wo grübelnder Verſtand und eitler Weltſinn noch nicht das Gemüth beherrſchten und es verflachten, wo jede Bruſt ſich gerne dem Wahren und Göttlichen öffnete, kindlicher Sinn es mit Wärme und Innigkeit ergriff, und lebendiger, die ganze Denk- und Empfindungsweiſe durchglühender Glaube weit mehr als todte Büchergelehrſamkeit galt. — Wer von allen den ſogenannten tiefen Denkern und großen Weltweiſen unſerer Tage würde nicht, hätte er damals gelebt, ebenfalls daran Antheil genommen haben? Welcher mit der Vernunft und dem Herzen nicht völlig entzweiter Verſtand muß nicht den ungeheuern Reichthum des Stoffes bewundern, der, trotz aller Rohheit der damaligen Zeit, und der durch die anhaltenden Kriege eingetretenen beinahe völligen Verwilderung, dennoch in dem Geiſte und Charakter jener Jahrhunderte lag? Welcher ſchwachen Anregung bedurfte es blos, um der Völker geiſtiges Bewußtſeyn jenſeits der Zeit und des Raumes wieder zu wecken? Kaum hatte, nach jenen langen, Kirche und Staat von einander trennenden, und die Menſchheit ihrer höhern Beſtimmung völlig entfremdenden, anarchiſchen Verwirrungen und Kämpfen, ein frommer Einſiedler wieder einmal einen neuen zündenden Funken göttlicher Liebe in die Herzen ſeiner Zeitgenoſſen geſchleudert, als ſogleich auch alles Göttliche, was in dem innerſten Heiligthum des Gemüthes ſchlummernd verborgen lag, wieder erwachte, und in den lebendigſten Geſtalten hervortrat. Gefühl, Wille und That waren das Werk nur weniger Augenblicke, und von allem Irdiſchen ſich losreißend, keines, ſelbſt das ſchwerſte Opfer nicht ſcheu-

end und von keiner Gefahr geschreckt, strömten sogleich aus allen Zonen und Ländern des Abendlandes zahllose Scharen herbei, drängten sich unter die Fahne des Gekreuzigten, und verrichteten unter diesem Panier Heldenthaten, die nach dem übereinstimmenden Geständniß gleichzeitiger Geschichtschreiber und Augenzeugen jedes Maß menschlicher, blos durch zeitliches Interesse aufgeregter Kräfte bei weitem überstiegen, und deren Erzählung und Darstellung daher auch mehr für die entflammte Phantasie eines frommen Dichters *), als für den nüchternen Verstand des ernsten Geschichtschreibers geeignet seyn möchte. — Zu bedauern ist der, welcher in allem diesem nur menschliche Narrheit erblickt. Für jede richtige Auffassung irgend einer großen Zeiterscheinung, besonders in deren wichtigsten, dem Leben eine höhere Bedeutung gebenden, geistigen Wirkungen und Folgen ist ein Solcher auf immer verloren.

4. Aber eben so wenig dürfen wir auch dabei die, sich hier wieder beinahe ganz unumwölkt zeigende Hand einer höhern, über dem Schicksale der Völker waltenden Vorsehung verkennen. Werfen wir einen Blick auf den Zustand Europa's, vorzüglich Deutschlands und Italiens unmittelbar vor dem Anfange der Kreuzzüge. Der schon ein halbes Jahrhundert dauernde, alle Leidenschaften aufregende Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht hatte nicht nur eine völlige Verwilderung der Sitten, sondern auch eine, wo möglich, noch größere Verwirrung aller religiösen und sittlichen Begriffe herbeigeführt. Nirgends hatten die Gesetze mehr Kraft; schändlich mißbrauchte Gewalt war überall an ihre Stelle getreten. Zahllose Horden raubender Ritter füllten Deutschland. Den niedrigsten, gehässigsten Leidenschaften und sündhaftesten Lüsten war ein freier, grenzenloser

*) Wie z. B. eines Torquato Tasso.

Spielraum eröffnet, und die niedern Volksklassen, mithin die bei weitem größere Mehrheit der Nation, ohne Schutz, der frechsten Willkühr preisgegeben, beraubt, gequält und mit Füßen getreten, standen auf dem Punkte, ganz sinnlos und in dumpfer Verzweiflung auf die niedrigste Stufe des thierischen Lebens herabzusinken. In dem Uebel selbst lag schon längst nicht mehr dessen Remedur. Von keiner Seite war Hülfe zu erwarten, denn von dem furchtbaren Kampf zwischen Rom und dem Kaiser, dieser unseligen Quelle alles, jetzt auf der Menschheit lastenden Elendes, war auch nicht von weitem das Ende noch abzusehen. Sollte also Deutschland nicht in die schrecklichste Barbarei zurückfallen, und das schon bis an die Grenze des Heidenthums getriebene Volk, wie das Schreiben der Lüttticher Geistlichkeit an den Papst sich ausdrückt, nicht endlich in völligem Unglauben untergehen; so mußte jetzt durch Erweckung eines, den ganzen innern Menschen ergreifenden, und ihn und seinem Geiste eine völlig neue Richtung gebenden heiligen Gefühls, jenem wilden, gesetz- und gottlosen und jeden Funken des Edlen und Göttlichen in den Menschen erstickendem Treiben eine gewaltige, alles besiegende Diversion gemacht werden. Diese so durchaus nothwendige, die Menschheit über die traurige, erdrükkende Gegenwart hinweghebende Diversion sollte durch die Kreuzzüge bewirkt werden, und so kam nun auch, von der Hand der Vorsehung sichtbar geleitet, aus den weiten Gefilden Asiens ganz unvermuthet nach dem Abendlande ein frommer Einsiedler, dessen schwärmerische Beredsamkeit, verbunden mit glühender Andacht, alle Gemüther der Hohen und Mächtigen, wie der Niedrigen und Schwachen, der Gelehrten wie der Ungelehrten, der Reichen wie der Armen, der Herren wie der Knechte, mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich fortriß, und, alle unter die Fahne einer großen Idee stellend, sie aus ihrem Aegyptenland nach Canaan führte.

5. Nirgends fand die Stimme des von Gott gesandten*) Eremiten einen stärkern Anklang, als in Frankreich. Hier hatte der Geist des Ritterwesens ungleich größere und schnellere Fortschritte, als bei allen übrigen Völkern Europa's gemacht, und schon gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts zu einer förmlichen, staatsbürgerlichen Anstalt, zu einem eigenen, auf bestimmten Gesetzen und Gebräuchen beruhenden Orden sich gestaltet. Warme Anhänglichkeit an die Religion und den Glauben der Väter; von der frühesten Jugend an rein gehaltene, durch keine niedere That befleckte Ehre, ritterlicher Muth und Tapferkeit im Dienste der Unterdrückten, Schwachen und Wehrlosen, und endlich eine Art religiösen Cultus gegen das andere, weil schwächere Geschlecht waren die Cardinaltugenden eines Ordens, der jetzt den ganzen, eben so zahlreichen als tapfern französischen Adel umschloß. Bei der den Rittern zur Pflicht gemachten, wahrhaft romantischen Verehrung des zarten Frauengeschlechts bildete sich nun auch, nur verschiedentlich versinnlichet, in der Phantasie eines jeden Ritters ein Ideal weiblicher Schönheit und Vollkommenheit, dem er dann auch sogleich mit schwärmerischer Miene auf immer sein Herz weihete, so wie er seine Seele gleich beim Empfang des Ritterschlages auf das Neue seinem Schöpfer geweihet hatte. — Auf die Waffen eines solchen Ordens hatten demnach die im

*) Diesen Charakter legte sich der Eremit selbst bei, als er das erste Mal vor dem Papste Urban II. erschien. Zwar entging dem heiligen Vater nicht ein gewisser, in dem ganzen Aeußern des außerordentlichen Mannes sich kund gebender Zug der Schwärmerei; aber er ehrte des Eremiten frommen Sinn und dessen glühenden Eifer für ein Unternehmen, wovon die Idee schon frühern Päpsten, wie Sylvester II. und Gregor VII. vor der Seele geschwebt, und sie sehr ernsthaft beschäftiget hatte.

Orient unterdrückten Christen einen dreifachen Anspruch; erstens, weil grausam mißhandelt, und dabei völlig wehrlos, mithin des fremden Schutzes im höchsten Grade bedürftig; zweitens, weil ihre Dränger zugleich erklärte Feinde des Evangeliums waren, mithin einer Religion, welche jeder Ritter mit seinem Blute zu vertheidigen bei dem Eintritt in den Orden geschworen hatte, und endlich, wer weiß nicht, wie nahe Liebe und Andacht sich gegenseitig begrenzen, und wie leicht gewöhnlich Beide in einander verschmelzen. Auf die chevalereske Denkart des damaligen französischen Adels machte der Eremit einen um so tiefern Eindruck, da er mit dem Ernste eines Apostels und dem Blicke eines Sehers, ihnen im Namen Gottes verkündete, daß ihres Kampfes Dank und Lohn eine, sie jenseits erwartende, unvergängliche Krone seyn würde. Für den heiligen Enthusiasmus, den Peter, so hieß der begeisterte Einsiedler, bei allen Völkern zu entflammen suchte, fand er also nirgends die Gemüther so empfänglich, als in Frankreich. Erstaunen erregend und über alle Erwartung waren demnach auch hier seine Predigten. Der ganze Adel Frankreichs, und selbst Prinzen vom königlichen Hause hefteten sich das Kreuz auf die Schultern. Aber nicht blos die Ritterschaft, auch alle übrigen Volksklassen wurden von derselben Begeisterung ergriffen. Der Bauer verließ seinen Pflug, der Handwerksmann seine Werkstätte, der Priester seine Kirche, der Mönch sein Kloster und der Einsiedler seine Klause. Alles griff zu den Waffen und brannte vor Begierde, zur Befreiung des heiligen Grabes in den fernen Orient zu ziehen. Aber auch die geistliche wie weltliche Macht vereinigten sich, um des frommen Peters angefangenes Werk zu fördern. Da die Ritter, und besonders Frankreichs hoher Adel, um mit Würde und Anstand an der Spitze zahlreicher Dienstleute bei dieser weit aussehenden Unternehmung zu erscheinen, sehr großer Geldsummen bedurf-

ten, so ertheilte der französische König Philipp allen Thronvasallen die Erlaubniß, ihre Lehen, ohne vorher bei dem königlichen Lehnhof um eine weitere Ermächtigung dazu nachzusuchen, zu verpfänden, sie theilweise oder auch ganz zu verkaufen. Gleiche Erlaubniß erhielten auch die Untervasallen von ihren Lehnsherren. Ferner durften von geliehenen Kapitalien weder der Kreuzritter noch der Kreuzsoldat während ihrer Abwesenheit Zinsen bezahlen, und keiner ihrer Gläubiger gegen sie oder gegen ihre Familie eine Forderung erheben. Eben so wurden auch ihre beweglichen wie unbeweglichen Güter für die Zeit, die sie dem Dienste einer so heiligen Sache widmen würden, völlig steuer- und abgabenfrei erklärt; auch stellte der Papst alle, welche das Kreuz nehmen würden, so wie deren Familien und Besitzungen unter den unmittelbaren Schutz des heiligen Petrus und mit dem Fluche der Kirche und den strengsten kirchlichen Strafen ward Jeder bedrohet, der es wagen würde, einen Streiter Christi während dessen Abwesenheit in seinem Eigenthum, oder in irgend einem seiner Angehörigen zu kränken. Endlich ertheilte Urban II. den Kreuzfahrern einen vollkommenen Ablaß für alle ihre, bis dahin begangenen Sünden, und die Mühseligkeiten, welche sie zu ertragen, wie die Kämpfe, die sie zu bestehen haben würden, galten als hinreichende Buße für jedes früher begangene, auch noch so große Verbrechen. — Auch in den andern Ländern erhielten die Kreuzfahrer nachher gleiche Begünstigungen; aber der erste Impuls ging unmittelbar aus Frankreich aus, und die in dem ersten Kreuzzuge blos aus französischen und lotharingischen Rittern und Kreuzsoldaten bestehenden Heere waren schon ganz ungemein zahlreich, während der nüchterne, alles mit mehr Besonnenheit berechnende Deutsche, so wie auch die Uebrigen, weit kältern und nicht so leicht entzündbaren nor-

dischen Völker noch gar keinen Antheil daran zu nehmen Lust hatten *).

6. Leider gesellten sich jedoch zu diesem erhabenen Schwunge der Seelen auch bald weit niedrigere, eigennützige Motive. Der Zahlungsunfähige nahm das Kreuz, um von der Schuldenlast, die ihn drückte, sich zu befreien. Mancher Mönch, dem seine Zelle zu enge war, ergriff diese Gelegenheit, um einem Stande sich zu entziehen, in welchem sein, von Weltsinn hin und her getriebenes Gemüth ihm sagte, daß er weder dem Himmel noch der Erde angehöre. Auch die Handelsstädte, besonders die italienischen, in deren Schiffen schon beim ersten Kreuzzuge ganze Heere von Kreuzfahrern nach Asien hinüber geschafft wurden, hofften neue Handelswege zu entdecken, und auf diesen sich neue Quellen des Gewinns und Erwerbes zu eröffnen. Alle diese zwar nicht ganz reinen Triebfedern mußten jedoch nothwendig, und zwar auf alle Weise das Unternehmen selbst immer noch mehr befördern. Aber weit verderblicher für dasselbe war es, als auch der Fürsten Stolz, Ehrgeiz und Länderſucht, im Bunde mit noch niedrigern Leidenschaften, mit Neid, Haß, Eifersucht und mancherlei anderm Frevel sich eines Unternehmens bemeisterten, das blos lebendiger Glaube, Hoffnung, Liebe und ächter christlicher Sinn erzeugt hatten, und das auch nur un-

*) Indessen darf man nicht glauben, daß das religiöse Gefühl bei den Deutschen schwächer gewesen wäre, als bei deren westlichen Nachbarn. Was Jene vorzüglich von aller Theilnahme an dem ersten Kreuzzuge zurückhielt, war der damals zwischen dem Papste und dem Kaiser dauernde Kampf, der die deutsche Nation in zwei Partheien theilte, und wovon das noch nicht abzusehende Ende alle Deutschen in einer ungemeinen Spannung hielt, und ihnen beinahe alle Empfänglichkeit für irgend eine andere Erscheinung raubte.

ter der Pflege dieser Tugenden vollkommen hätte gedeihen können. — Es ist eine durchaus irrige Ansicht, wenn man glaubt, die Mittel wären mit dem großen Zweck, den man zu erreichen suchte, nicht gehörig berechnet, auch bei weitem nicht zureichend, mithin die Errichtung eines neuen christlichen Reiches in jenen Gegenden blos die Ausgeburt eines frommen Unverstandes gewesen. — Um sich von der Grundlosigkeit dieser Behauptung zu überzeugen, darf man nur eine Karte zur Hand nehmen, und zugleich einen Blick auf den damals so sehr zerrütteten, schwankenden Zustand des mohamedanischen Orients werfen. Die Herrsch- und Ländersucht der Fürsten und Anführer der Kreuzheere waren es ganz allein, an welchen endlich ein Unternehmen scheiterte und nothwendig scheitern mußte, welches zwei hundert Jahre hindurch alle christlichen Völker des Abendlandes mit gleichem Eifer und gleichem frommen Sinne verfolgt hatten. Offenbar war es schon der höchste Grad von Unsinn, daß man, sobald die Kreuzfahrer Jerusalem erobert hatten, auch sogleich das in Europa völlig ausgeartete, monstruöse Feudalsystem dort einführte, das eroberte Land und dessen Kräfte in eine Menge kleiner Herrschaften zersplitterte, dadurch den kaum errichteten Thron in allen seinen Grundfesten untergrub, und dem Könige keine andere Macht und kein anderes Ansehen ließ, als welches dessen sogenannte Vasallen ihm zu lassen für gut fanden. Jetzt gab es Fürsten von Tyrus, von Tripoli, Markgrafen von Edessa, Grafen von Bethlehem, von Nazareth ꝛc. ꝛc. Aber alle diese kleinen Herren, die das Streben nach völliger Unabhängigkeit aus Europa nach dem Orient mitbrachten, hatten keine andere Sorge, als die Erweiterung ihrer Gebiete; vor ihrem persönlichen Interesse mußte das Wohl des neuen christlichen Gesammtstaats in den tiefsten Hintergrund zurücktreten. Bald waren die ohnmächtigen Könige von Jerusalem ohne

Geld und ohne Soldaten, und daß ihr Königreich einen Bestand von achtzig Jahren hatte, ist ein Wunder, das blos in der sich im Orient stets gleich bleibenden, beinahe übermenschlichen Tapferkeit der abendländischen Christen einen befriedigenden Erklärungsgrund findet. Bei den zwei ersten Kreuzzügen war man zwar ziemlich planlos zu Werke gegangen. Es war blos ein blindes, aber äußerst kühnes Herumtappen. Nichts war berechnet, Alles nur der physischen Kraft und dem alles besiegenden Enthusiasmus der Kreuzfahrer überlassen. Aber demungeachtet würde doch das neue christliche Königreich, so bald man ihm nur, durch noch einige Eroberungen, die ihm durchaus nothwendigen Grenzen gegeben, und ihm sichere und kürzere Verbindungslinien mit Europa eröffnet haben würde, immer mehr an Selbstständigkeit gewonnen, und endlich selbst gegen die vereinten Kräfte ihrer ohnehin schon in eine Menge von Dynastien zersplitterten Feinde sich ganz gewiß in ungestörter Sicherheit erhalten haben. Die Ungläubigen, geschreckt durch der Christen unglaubliche Heldenthaten und deren selbst über zehnmal stärkere Heere errungenen Siege, hatten allen Muth verloren. Erst als nach und nach die zwischen den Christen stets herrschende Uneinigkeit, die Eifersucht der Anführer, die Meutereien der Untergebenen, die Laster der gemeinen Soldaten für sie anfingen, kein Geheimniß mehr zu seyn, kehrten auch Muth und Besonnenheit bei ihnen wieder zurück. Große und edle Sultane, wie Nurhedin und Salaheddin erschienen nun ebenfalls an der Spitze der moslemitischen Heere, und als endlich gar bei einem neuen, wegen der Thronfolge im Königreiche Jerusalem ausgebrochenen Zwist, der Graf Raimund von Tripoli den Sultan Salaheddin zu Hülfe rief, eroberte dieser, obgleich er vor Ausbruch dieses unseligen Zwistes vom König Balduin von Jerusalem bei Ramla total war geschlagen worden, dennoch jetzt durch die Schuld des

an der Sache der Christenheit zum Verräther gewordenen Grafen Raimund, Jerusalem und ganz Palästina. Nur Antiochien, Tyrus, Tripoli und Ptolomais blieben den Christen noch übrig.

7. Der Verlust Jerusalems veranlaßte einen neuen Kreuzzug. Aber in Europa war man indessen zur Einsicht gelangt, daß man Palästina und Syrien in Aegypten erobern müsse, und daß die Dauer dieser Eroberungen nur durch den Besitz Aegyptens verbürgt werden könne. Nun kam von jetzt an auch mehr Plan und strategische Besonnenheit in die Operationen der Kreuzfahrer, und als die drei mächtigsten und tapfersten Monarchen der abendländischen Christenheit, Kaiser Friederich I., König Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England mit zahlreichen und besser disciplinirten Heeren einen Kreuzzug unternahmen, war an einem, den bisherigen an Menschen und Geld gemachten ungeheuern Aufwand rechtfertigenden, doppelt belohnenden Erfolg gar nicht mehr zu zweifeln*). Aber der Kaiser starb leider schon im folgenden Jahre, gleich im Anfange seiner Operationen, und zwar in demselben Fluß, der einst auch dem großen macedonischen Eroberer Asiens beinahe den Tod gebracht hätte **). Nach Friederichs Tod löste sich der größte Theil seines Heeres auf und ging nach Hause. — Zwischen den Königen von Frankreich und

*) Vierzig Feldzüge in Deutschland und Italien hatten Friederich den Ersten zum Feldherrn gebildet; und als er das Heer, das er nach dem Orient führte, in den Ebenen Ungarns musterte, bestand dasselbe aus sechzigtausend Pferden, hunderttausend Fußgängern und einer Schaar von fünfzehntausend Rittern verschiedener Nationen, die den Kern des Heeres bildete, und die man mit Recht die legio invincibilis hätte nennen können.

**) Im Flusse Cydnus, von den Arabern Seleph genannt.

England war schon zu Messina die alte Eifersucht wieder erwacht; noch mehr Nahrung fand diese, als Richard Cypern erobert hatte und es mit Philipp August nicht theilen wollte. Statt das Werk gemeinschaftlich zu fördern, ward dasselbe durch diese, mit jedem Tage zunehmende Uneinigkeit nur immer mehr und mehr gehemmt. Jeder beneidete die Erfolge des Andern, bis es endlich nach der Eroberung von Ptolomais zwischen beiden Monarchen zu einem förmlichen Bruch kam. Philipp August ging nun mit seinem Heere wieder nach Hause. Aber eben dadurch ward auch das ganze Unternehmen, wovon man sich so viel versprochen, und das in seinem Beginnen so glänzende Erfolge gehabt hatte, völlig vereitelt; denn Richard, der nicht ohne Grund wegen seiner eigenen französischen Besitzungen in Besorgniß gerieth *), schloß nun über Hals und Kopf Frieden mit Salaheddin, und eilte ebenfalls nach Europa zurück, nachdem er vorher noch, um alle Schmach des erfolglosen Zuges von sich abzuwälzen, mehrere persönliche, aber auch wahrhaft außerordentliche, selbst das Staunen der feindlichen Heere erregende Heldenthaten verrichtet hatte **).

8. Aus derselben Quelle floß auch das Unglück das die übrigen Kreuzzüge der Abendländer begleitete.

*) Diese Besorgniß war nicht ungegründet; denn obgleich der französische König, bevor er sich einschiffte, um nach Frankreich zurückzukehren, durch einen feierlichen Eid Richard versicherte, daß er von ihm nichts zu besorgen hätte, so verband er sich doch sogleich nach seiner Rückkehr mit dem elenden Prinzen Johann, Richards undankbarem Bruder, und fiel in die Normandie ein.

**) So z. B. hielt er einmal an der Spitze blos von fünfzehn Rittern und dreihundert Bogenschützen den Anfall eines aus mehreren tausend Türken bestehenden Heeres aus, und sprengte, die Lanze mit kräftiger Hand schwingend, gleich einem Wüthenden die ganze

Selbst der Zug Kaiser Friederichs II. nach dem Orient, obgleich er nicht gänzlich mißlang, konnte doch den Zweck, der eigentlich durchaus hätte erreicht werden müssen, bei weitem nicht erreichen. Friederich hatte gar kein zahlreiches Heer, höchstens blos aus vierzigtausend Mann bestehend, mitgebracht. Sein Plan war, durch die dortigen vielen christlichen Soldaten sein Heer zu verstärken. Aber bevor er ankam, war es schon bekannt, daß er in dem Banne sey. Die Christen weigerten sich also jetzt, unter seinen Fahnen zu fechten. Die Geistlichkeit und die geistlichen Ritterorden waren vorläufig von Europa aus schon angewiesen, sich aller Gemeinschaft mit dem unter dem Banne liegenden Kaiser zu enthalten, auch die Befolgung seiner Befehle auf alle Weise zu durchkreuzen und zu erschweren. Bei den Tempel- und Hospitalrittern ging der Fanatismus gar so weit, daß sie den Kaiser an den Sultan verrathen wollten, und diesen darauf aufmerksam machten, wie leicht er Friederich an dem Jordan überfallen und schlagen könnte. Um seinen Befehlen und Anordnungen nur einigermaßen Folgsamkeit zu verschaffen, mußte sie der Kaiser im Namen Gottes und der christlichen Republik ergehen lassen. — Wie wäre es aber möglich gewesen, bei einem solchen, sich stets wiederholenden Zustand von Zerwürfniß, von Spaltung, Selbstsucht, Hader, Eifersucht ꝛc. ꝛc. etwas völlig Vollendetes, Festes und Bleibendes zu Stande zu bringen? — Bei allem dem gelang es doch für diesmal Friederich II., der die unter den Muselmännern selbst herrschenden Uneinig-

---

feindliche Frontlinie von deren rechtem Flügel bis zum Linken hinab, ohne daß von den, über diese unerhörte Kühnheit ganz in Furcht und Erstaunen versunkenen Türken auch nur einer es gewagt hätte, den Tollkühnen in seinem Laufe aufzuhalten. — Sogar den Sultan Salaheddin hatte Richard schon bis unter die Mauern von Jerusalem zurückgeschlagen.

keiten klug zu benutzen wußte, von dem Sultan Kamel die Abtretung von Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Tyrus und Sidon zu erzwingen. Friederich hielt einen triumphirenden Einzug in Jerusalem, stellte Kirchen und Klöster wieder her und bevölkerte die letztern mit frommen Bewohnern. Zum Lohn und Dank wollte jedoch kein Bischof ihn krönen. Er selbst setzte sich in der Kirche zum heiligen Grabe die auf dem Altare liegende Königskrone auf das Haupt; aber dafür belegte auch der Patriarch die Kirche mit dem Interdict. Was hätte ein Kaiser, wie Friederich II., der mit der Tapferkeit eine ungewöhnliche Staatsklugheit verband, und dessen angenehme Persönlichkeit ihm so leicht die Herzen gewann; was hätte nicht dieser, wenn von dem Eifer der abendländischen wie orientalischen Christen unterstützt, und nicht in allen seinen Schritten gehemmt, und von geheimen Feinden umgeben, Großes und Dauerhaftes für das Christenthum im Orient zu Stande bringen können! Aber während er die Fahne des Kreuzes auf den Mauern von Jerusalem wieder aufpflanzte, ward gegen ihn selbst in Italien ein Kreuzzug gepredigt. Natürlicher Weise überließ er jetzt Jerusalem und die übrigen kleinen christlichen Fürstenthümer ihrem Schicksale, und kehrte nach Europa zurück.

9. Denkt man sich in dieses Gemälde, das wir hier nur in seinen äußersten Umrissen unsern Lesern aufstellten, das ihnen aber in der Geschichte der Kreuzzüge selbst noch ungleich anschaulicher und treffender entgegen treten wird, noch die unter den im Orient gegründeten, kleinen christlichen Staaten stets herrschende Eifersucht, ihre wüthenden und doch so tollen Streitigkeiten um die Titularkrone von Jerusalem, die blutigen Zwiste der Ritterorden, die ebenfalls gegen einander wütheten und sich gegenseitig erwürgten ꝛc. ꝛc.; denkt man sich alles noch in jenes Ge-

wälde hinein, dann wird man schwerlich sich noch fragen, warum und aus welchen Ursachen jene große, die christlichen Völker des Mittelalters zweihundert Jahre begeisternde Idee nicht hatte realisirt werden können. — Ungefähr fünfzehn Jahre nach der Befreiung Jerusalems durch Kaiser Friederich II. ward dasselbe schon wieder der Raub eines Schwarms wilder, vor den Mongolen fliehender Khowarizier oder Khorasmer, denen es die Sultane von Aegypten und Syrien wieder abnahmen. Diese eroberten nun auch von den Christen eine Stadt nach der andern. Endlich ward auch Antiochien erobert, durch Ermordung und die Gefangenschaft von hundert und siebzehntausend Einwohnern völlig entvölkert und dieses christliche Fürstenthum auf immer zerstört. Nach dem Fall von Antiochien fielen auch die Seestädte Laodicea, Gabala, Tripoli, Berytus, Sydon, Tyr und Joppe; eben so nach und nach alle festen Schlösser der Tempel- und Hospitalritter, und das ganze Daseyn eines abendländischen christlichen Staates war schon in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts blos auf Ptolomais beschränkt. Die Stadt war groß und ungemein bevölkert, hatte herrliche Gebäude, öffentliche Bäder, Wasserleitungen, einen künstlichen Hafen und doppelte Mauern. Was ihr fehlte, war blos eine Regierung, obgleich sie siebzehn Oberherren hatte. Der Papst, die Könige von Frankreich und England, der Titularkönig von Jerusalem, die Republiken von Venedig, Genua und Pisa, die Hochmeister der Tempel- und Hospitalorden ꝛc. ꝛc. machten Anspruch auf die Stadt, hatten sich in die Herrschaft derselben getheilt, und siebzehn von einander völlig unabhängigen und daher stets miteinander in Streit verwickelten Oberrichtern war die Besorgung und Verwaltung des Gemeinwesens übergeben. Durch ihre vortheilhafte Lage hatte die Stadt einen Theil des abendländischen und morgenländischen Handels an sich

gezogen, war demnach ungemein reich, aber eben daher in Ueppigkeit und alle nur mögliche Laster versunken. Ihr Uebermuth — denn einige sogenannte Christen aus Ptolomais hatten syrische Kaufleute geplündert und ermordet — reizte endlich den Zorn des Sultans Khalil. Mit Heeresmacht zog er vor die Mauern von Ptolomais und erstürmte die Stadt nach einer ungemein mörderischen Belagerung von zweiunddreißig Tagen. Tod oder Sclaverei war jetzt das Loos von sechzig Tausend Christen. Alle in der Stadt befindlichen Tempel- und Hospitalritter, fünfhundert an der Zahl, waren bis auf zehn, theils während der Belagerung, theils bei dem letzten Sturme geblieben. Was noch Zeit hatte zu fliehen, floh nach den Schiffen; aber diese waren nicht hinreichend, alle die vielen Flüchtlinge zu fassen. Zudem ward jetzt auch das Meer für sie ein feindliches Element. Stürme herrschten auf der offenen See, und viele von denen, welche dem feindlichen Schwerte entgangen waren, fanden, bevor sie noch die Insel Cypern hatten erreichen können, in den Wellen ihr Grab. In Ptolomais ließ der Sultan alsogleich alle christlichen Kirchen niederreißen, jedes christliche Denkmal zerstören, und so ging nun mit dem Verlust dieser Stadt auch für die abendländische Christenheit die letzte Frucht so großer und so lange dauernder Anstrengungen verloren (1292.) *).

*) Ein sehr geachteter französischer Ingenieur von nicht geringem Range, der einen Theil des Orients nach verschiedenen Richtungen mit vieler Aufmerksamkeit und Sachkenntniß bereist hatte, übergab nach seiner Rückkehr König Ludwig dem Vierzehnten ein sehr detaillirtes Memoire, in welchem er, auf geographische, statistische und strategische Gründe und Grundsätze sich stützend, dem König nicht nur die Leichtigkeit einer Eroberung Aegyptens, Palästinas und eines Theiles von Syrien zu erweisen suchte, sondern auch

zugleich die Gewißheit, diese Eroberungen behaupten zu können, so bald man nur alle die Vorschriften, welche die Natur der Länder in Beziehung auf militärische oder strategische Bearbeitung ihrer Grenzen vorschreibe, gehörig beobachten würde. Alles dieses war so klar und handgreiflich auseinandergesetzt, daß Ludwig keine kleine Lust zeigte, den Entwurf auszuführen. Was ihn davon abhielt, war blos die Ueberzeugung, zu Folge des sogenannten europäischen Gleichgewichtssystems, das man eben so richtig ein System des Neides und permanenter Eifersucht nennen könnte, und das doch in unsern Tagen sich als eine bloße Chimäre erwiesen hat, mit allen Continental- und Seemächten darüber in einen langen und kostspieligen Kampf verwickelt zu werden. — Erst gegen das Ende der französischen Republik, als diese ohnehin schon mit allen Mächten im Kampfe lag, fiel es dem Direktorium ein *), jenen, Ludwig XIV. überreichten Plan durch den damaligen, schon an Sieg gewohnten General Buonaparte ausführen zu lassen, und gewiß würde dieser ihn ausgeführt haben, hätte es nur kein Direktorium in Frankreich gegeben, und wäre er selbst damals schon erster Consul, das heißt, Frankreichs unumschränkter Beherrscher gewesen. Aber die, gleich nach seiner Entfernung aus Europa in gänzlichen Verfall gerathenen französischen Angelegenheiten, und überhaupt sein eigenes wie Frankreichs Geschick riefen ihn viel zu bald wieder nach Europa zurück, und nun war es ein Leichtes für England, die Ausführung eines Plans zu vereiteln, der in der Folge auch in Beziehung auf den ostindischen Handel eine nicht ganz unbedeutende, aber für England nicht sehr erwünschte Revolution hätte herbeiführen können. — Wäre in den letzten zwei Jahrhunderten in den europäischen Staatssystemen nicht alles rein religiöse Interesse völlig verwischt und ausgelöscht worden; hätten Ideen, die einst das kräftige Mittelalter so sehr begeisterten, auch nur noch einen leisen Nachklang gefun-

*) Es versteht sich von selbst, nicht aus religiösen, sondern blos politischen und mercantilischen Beweggründen, und vorzüglich um England und dessen Handel dadurch eine mächtige Diversion zu machen.

den, so müßte das Land, das man mit Recht das heilige nennt, längst schon nicht mehr außerhalb der Grenzen der Christenheit liegen. Der Segen und der geistige Gewinn, den es gebracht haben würde, läßt sich freilich nicht rubrikenartig in eine statistische Tabelle eintragen; aber ihn fühlen und ahnen werden gläubige, christliche Gemüther, denen überhaupt Manches einleuchtet und klar wird, was außerhalb der Berechnungen eines kalten, in den engen Kreis materieller Bedürfnisse fest gebannten Verstandes liegt. Kirchen, in welchen einst die Leuchte der wahren Lehre so rein und herrlich flammte, wie in Alexandrien, Antiochien ꝛc. ꝛc. würden wieder erstanden seyn, und ihr mildes Licht nach und nach wieder in weiten Umkreisen verbreitet haben. Und endlich, welche zwei mächtige, feste und unerschütterliche Anhaltspunkte für die gesammte Christenheit: Rom und Jerusalem, die Eine die Mutter, die Andere die Lehrerin aller übrigen, über den ganzen Erdkreis verbreiteten Kirchen!

10. Ohne ihren Zweck zu erreichen, hatten nun die Kreuzzüge in dem Laufe ihrer langen Dauer eine unübersehbare, aus vielen Millionen bestehende Menschenmasse, und eben so außerordentliche, gar nicht zu berechnende Geldsummen verschlungen. So ungeheuer und wahrhaft bejammernswerth auch dieser Verlust gewesen seyn mochte, so war er doch auch nicht ohne allen, und zwar nicht wenig bedeutenden Gewinn. Erstens war es, wie wir schon gesehen, durchaus nothwendig geworden, daß eine ganz neue, alle Seelen ergreifende und erschütternde Idee dem menschlichen, in mancherlei Labyrinthe verirrten Geiste und dessen wildem, alles zerstörendem Streben eine andere, höhere Richtung gab, und eben daher mußten auch die Kreuzzüge in ihren unmittelbaren wie spätern Folgen ebenfalls auf das ganze menschliche Leben und alle Verhältnisse desselben, in allen abendländischen Reichen einen nicht minder heilsamen Einfluß haben; am fühl-

barsten wirkten sie auf das Eigenthum, auf die Verhältnisse der niedern Volksklassen und auf eine größere Ruhe und Ordnung in dem Innern der Länder. Um die großen Unkosten eines Zuges nach dem Orient bestreiten zu können, verkauften die großen wie kleinen Vasallen nicht nur ihre Lehen und Güter, sondern auch an ihre Unterthanen, besonders an jene in den Städten, allerlei Priviligien und Freiheiten. Dadurch ward der bürgerliche Zustand derselben schon um Vieles verbessert, sie erhielten einen höhern Grad von Freiheit und in der Ausübung der ihnen ertheilten Rechte auch die ihnen vorher fehlenden Mittel, ihren häuslichen Wohlstand zu vermehren. Da nun auch die Könige, von denen keiner an dem ersten Kreuzzuge Theil nahm, die zum Kaufe ausgebotenen Lehen ihrer Vasallen größtentheils tief unter deren Preise kauften, auch die Lehen der vielen auf diesen Zügen gestorbenen Vasallen, die keine Erben zurückließen, an sich zogen; so vermehrten sie dadurch nicht wenig ihre eigene Hausmacht, und konnten nun schon die Fesseln, die eine feudalistische Verfassung ihnen anlegte, wenn auch noch nicht völlig zersprengen, doch wenigstens sehr bedeutend erweitern. Nicht minder wohlthätig und erwünscht war es auch für die Länder und deren Beherrscher, daß jetzt der größte Theil des höhern wie niedern Adels, und unter diesem auch manche streit- und kriegslustige Großen sich in dem entfernten Orient befanden; des Stoffes zu Streit, blutigen Fehden und innern Unruhen gab es also jetzt an sich schon weit weniger als bisher, und da noch überdieß die Kirche alle, welche das Kreuz genommen, unter den unmittelbaren Schutz des heiligen Petrus gestellt hatte, und alle, ohne Ansehung des Ranges, mit dem Fluche der Kirche und den schärfsten kirchlichen Censuren bedrohete, welche die Kreuzfahrer, deren Angehörige oder Zurückgelassene im mindesten bedrohen würden; so hörten jetzt auch alle Familienzwiste, alle Privathändel und

Feindseligkeiten von selbst auf, und es erfolgte ein Zustand der Ruhe, deren bisher noch nie erlebte Dauer die Regierungen sehr weislich benutzten, um überall eine allgemeinere und festere Justizpflege einzuführen, wodurch nun auch die ersten, so durchaus nothwendigen Schritte zu einer gesetzlich geregelten Verwaltung in allen abendländischen Reichen gemacht wurden.

11. Aber nicht blos auf die Völker im Allgemeinen, auch auf deren Verbindung und vielfache Verhältnisse unter einander, so wie auf viele Zweige der menschlichen Erkenntnisse, besonders auf bürgerliche Betriebsamkeit, Kunstfleiß, Handel und Ackerbau, wirkten die Kreuzzüge nicht minder fühlbar und heilsam. — Völker, die sich vorher nicht einmal dem Namen nach kannten, lernten sich jetzt kennen; und kamen in immer nähere und zugleich freundlichere Berührung. Auf ihrem Zuge nach dem Orient kamen die Kreuzfahrer durch viele und große Länder, die theils ungleich besser angebauet waren als jene in ihrer Heimath, theils auch von civilisirtern, mit manchen, den Abendländern noch völlig fremden Genüssen längst schon bekannten Völkern bewohnt waren. So schnell nun auch solche Scenen auf einander folgten, und die Eindrücke daher eben so schnell wieder verflogen, so mußte doch nothwendig stets Einiges davon bald da bald dort einen bleibenden Eindruck zurücklassen. Schon die großen italienischen Städte Venedig, Genua, Pisa ꝛc. ꝛc., welche die gewöhnlichen Sammelplätze der Kreuzfahrer waren, boten ihren Blicken vieles noch nie Gesehene dar: ihre Größe, schönen Gebäude, breite Straßen, Wasserleitungen ꝛc. ꝛc. und besonders deren freie, städtische Verfassung, waren lauter Gegenstände, die ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen. Hier wurden sie eingeschifft, landeten darauf in Dalmatien, und setzten dann zu Lande ihren Marsch nach Constantinopel fort. Gleich-

sam mit jedem Schritte erweiterte sich jetzt der Kreis ihrer Ideen. Aber nichts ist mit dem Eindruck zu vergleichen, den Constantinopel auf die Kreuzfahrer machte, als sie zum erstenmale allda ankamen. Die ungeheure Größe der Stadt, deren zahllose Bevölkerung, das in diesem Mittelpunkt der damaligen Welt ununterbrochene Zusammenströmen so vieler fremden Nationen, Constantinopels hohe und feste Mauern und Thürme, die zahllosen prächtigen Paläste, die großen und herrlichen Kirchen, die Menge der Klöster, der ungewöhnliche Pomp, der den öffentlichen Gottesdienst umgab, die alle Begriffe übersteigende, an dem Hofe des Kaisers herrschende Pracht, dann die vielen und zugleich so mannichfaltigen Manufakturen, der Ueberfluß an Gold und Silber und Allem, was nur immer das Leben zu erheitern und zu verschönern vermag, die zahllosen und kostbarsten in den Läden der Kaufleute zur Schau gestellten Kunstprodukte, der Reichthum und die Eleganz in den Geräthschaften der Einwohner, selbst von den mittlern Klassen, die Geschmeidigkeit und Feinheit griechischer Sitte und Lebensweise, alles dieß setzte sie in ein Erstaunen, in welchem sie von dem, was sie sahen, und was ihre Blicke so sehr fesselte, nur langsam und erst nach und nach sich einige Rechenschaft zu geben vermochten; eine neue, von ihnen gar nicht geahnte Welt hatte sich jetzt plötzlich vor ihren Augen geöffnet. — Aber von diesem Gefühle der Bewunderung wurden nicht blos die Haufen gemeiner Kreuzfahrer ergriffen, auch die Vornehmen, die Anführer, die Fürsten und Grafen theilten dasselbe. Der Abt Fulcherius von Chartres, ein Augenzeuge, geräth in eine Art von Extase, wenn er von den Herrlichkeiten Constantinopels spricht. Dieselbe Sprache führt auch der stets nüchterne, verständige Erzbischof Wilhelm von Tyrus, unstreitig der Besonnenste von allen Geschichtschreibern der Kreuzzüge. Gottfried von Villahärdouin, ein reicher fränki-

scher Ritter von hohem Range, der alle abendländische Höfe besucht hatte, und das wohl kannte, was man an denselben Pracht nannte, weiß ebenfalls keine Worte zu finden, um sein und seiner Krieger starres Erstaunen auszudrücken, als sie zum erstenmale Constantinopel erblickten. Da sie jetzt unter so vielen Denkmälern alter Kunst täglich herumwandelten, ward auch bei den Höhern und Gebildetern der in jeder Menschenbrust liegende Schönheitssinn nach und nach immer mehr geweckt, und bald wurden die ungemein reichen und geschmackvollen Erzeugnisse in den Manufakturen, so wie viele der sinnreichen Erfindungen des Luxus für die Vornehmen und Reichen nicht mehr blos Gegenstände der Bewunderung, sondern auch des Verlangens. Bei längerm Aufenthalt im Orient gewöhnten sie sich nach und nach an manche, ihnen vorher fremde Genüsse, denen sie auch nach der Rückkehr in das Vaterland um so weniger entsagen wollten, da die, durch die Kreuzzüge mit Constantinopel und den Küsten der Levante schon in nahe Verbindung gekommenen italienischen Handelsstädte dergleichen Bedürfnisse zu befriedigen jetzt schon vollkommen im Stande waren. Manche Fürsten, Grafen oder Ritter von höherm Range nahmen auch bisweilen Griechen in ihre Dienste, und brachten sie mit sich nach Hause. Unter diesen befanden sich Künstler, Baumeister, Handwerker, wie auch solche, die durch Witz, Scharfsinn und gefällige Manieren die Gunst eines Ritters gewonnen hatten, und die dieser nun auf seiner Burg zu solchen Verrichtungen verwandte, wozu er seine gewöhnlichen rohen Dienstleute nicht brauchen konnte. Nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller gleichzeitigen Geschichtschreiber bemerkte man daher, und zwar sehr auffallend schon gleich nach den ersten drei Kreuzzügen, an allen abendländischen Höfen eine weit größere Pracht, ungleich feinere Sitte, mehr Würde und Anstand bei öffentlicher Gelegenheit, und weit mehr Geschmack und Pomp bei

den Festen und Feierlichkeiten der Höfe. Auch das Talent der Dichtung ward durch die Kreuzzüge noch mehr und lebhafter geweckt. Die an das Wunderbare grenzenden Heldenthaten der Kreuzritter entflammten die Phantasie der Dichter, und von jetzt vermehrte sich in allen Ländern die Zahl lieblicher Dichter; überall ertönten ihre Gesänge, und alle nahmen gewöhnlich den Stoff ihrer Dichtung aus der Geschichte dieser heiligen Kriege. Aber wie mächtig wirkten nicht von jeher Poesie, Musik und Gesang auf den Charakter der Völker, deren Sitten und ganze Denk- und Empfindungsweise!

12. Was die jetzt immer größere Fortschritte machende Civilisation und Sittenverfeinerung nicht wenig begünstigte und beförderte, war der seit Kurzem ungemein erweiterte europäische Handel. Diesem ging mit den Kreuzzügen eine neue Morgenröthe auf, welcher nun bald, besonders nach Constantinopels Eroberung durch die Lateiner, noch weit schönere und glücklichere Tage folgen sollten. — Da mit Ausnahme der ersten Heere alle folgenden Armeen der Kreuzfahrer, so wie auch die einzelnen, oft ziemlich zahlreichen Scharen von Pilgern, lieber den Weg zur See, als den so vielen Mühseligkeiten ausgesetzten und so viele Zeit erfordernden Weg zu Lande wählten, so waren es gewöhnlich die großen Seestädte Venedig, Genua und Pisa, welche die zahlreichen, dazu nöthigen Schiffe lieferten. Ganz ungeheuer, besonders für die damaligen Zeiten, waren schon die Geldsummen, welche blos für Schiffsfracht diese Städte erhielten *). Aber demungeachtet war dieß immer nur

*) Venetes ergo et Genuenses et Pisani praesto erant suis navibus, et ex naulo *immanem auri et argenti vim* congerebant. — — — Neque solum praedas et spolia opima domum retulere, sed etiam jura permulta, immo terras quoque, castra et urbes in Oriente

noch ein kleiner Theil des Gewinnes, den die Kreuzzüge ihnen brachten. Die Anführer der Kreuzheere machten mit ihnen gewöhnlich auch noch einen Contrakt über die Lieferung sämmtlicher Bedürfnisse ihrer Armeen. So wie diese auf dem Lande fortrückten, segelten die kaufmännischen Flotten an den Küsten neben ihnen her, und da sie ihnen alles, was sie bedurften, lieferten, so hatten sie auch ganz allein allen Gewinn dieses ohnehin stets so einträglichen Handlungszweiges. Jeder glückliche, die Waffen der Kreuzfahrer krönende Erfolg vermehrte nicht nur den Gewinn jener Städte, sondern verschaffte ihnen auch noch andere dauernde Vortheile. In jedem christlichen Fürstenthum, welches die Kreuzfahrer im Orient gründeten, erhielten die Venetianer, Genueser und Pisaner eine Menge wahrhaft ganz ausschweifender Privilegien und Freiheiten. Alle Waaren, die sie ein- oder ausführten, wurden von jeder Abgabe völlig frei erklärt. In den Seeplätzen wurden ihnen ganze Vorstädte, an andern Orten ganze Straßen und geräumige öffentliche Gebäude als Eigenthum angewiesen. Endlich erhielten sie überall einen eigenen Gerichtshof, und alle Rechtshändel unter Personen, die in ihren Bezirken wohnten, oder unter ihrem Schutz Handel oder Gewerbe trieben, wurden nach ihren eigenen Gesetzen, und von Richtern, die sie zu ernennen hatten, untersucht und entschieden *). — Aber auf eine noch

---

sibi conquisierunt; e quibus magnum deinde accessit commodum ad amplificanda mercaturae negotia. (*Murat.* Antiq. med. Aev. T. II. p. 905.)

*) Bei Muratori: Antiquit. med. Aev. T. II. finden sich von Seite 906. bis 922. eine Menge, von den Königen von Jerusalem, den Fürsten von Antiochien, Tyrus, Tripoli ꝛc. ꝛc. ausgestellten Urkunden, in welchen den Venetianern, Genuesern und Pisanern ganze Städte, Burgen, Landgüter und ganz außerordentliche Privilegien und Immunitäten ertheilt werden.

weit höhere Stufe von Reichthum und Macht wurden diese Städte erhoben, als ein Heer Kreuzfahrer die große Kaiserstadt erobert und ein abendländischer Fürst den Thron von Constantinopel bestiegen hatte. Venedig erhielt jetzt in Griechenland einen großen Theil des Peloponnes, Genua die krimmische Halbinsel, Pisa einige der fruchtbarsten Inseln des Archipelagus. Zudem wurden sie ermächtiget, in den Vorstädten Constantinopels große Niederlagen und Faktoreien zu errichten, die, frei von fremdem Gerichtszwang, unter der Gerichtsbarkeit und den eigenen Gesetzen dieser Städte standen. Mehrere sehr kostbare Handelszweige, die bis dahin Constantinopel ganz allein besaß, rissen nun Venedig, Genua und Pisa an sich, und so eröffnete eine Reihe von Begebenheiten, welche die Kreuzzüge herbeigeführt hatten, diesen Städten neue Quellen des Reichthums, und zwar eines solchen, in ihren Schoß unaufhörlich strömenden Reichthums, daß sie dadurch in Stand gesetzt wurden, sich zu dem Range vollkommen unabhängiger, selbst ziemlich mächtiger Staaten empor zu schwingen. In dem ausschließlichen Besitze des levantischen und ostindischen Handels für Europa, führten nun Venedig, Genua, Pisa und noch einige andere italienische Städte, welche sie einen mittelbaren Antheil daran nehmen ließen, die Natur- wie Kunstprodukte des Orients nicht nur in alle Länder des Continents, sondern selbst nach England und die nordischen Reiche aus. Aber die Seestädte wußten ebenfalls sehr bald den Weg nach Italien zu finden, und holten nun selbst, um die Fracht zu gewinnen, in den italienischen Seeplätzen in eigenen Schiffen ihren Bedarf an Waaren. Ueberall wurden neue Handlungsverbindungen angeknüpft, die Schifffahrt erweitert, und mit dem sich immer mehr verbreitenden Seehandel nahm auch der Landhandel in dem Innern der Reiche einen höhern Schwung. Zudem hatten auch die gemeinen Kreuzfahrer in den Werkstätten der Grie-

chen Manches gelernt, und manche, ihnen früher fehlende Kenntniſſe mit nach ihrer Heimat gebracht. Was ſie im Orient geſehen, ſuchten ſie nun zu Hauſe nachzuahmen, und da der Adel alle Arbeiten in griechiſchem Geſchmack, obgleich noch unvollkommen, häufig ſuchte und theuer bezahlte, ſo wurden dadurch auch Kunſtfleiß und bürgerliche Betriebſamkeit immer noch mehr geweckt und ermuntert. In allen nur einigermaßen bedeutenden Städten vermehrte ſich zuſehends die Zahl der Werkſtätten, und mit dieſer auch jene der Pflugſcharen und der fleißigen und arbeitſamen Hände, die ſie führten; kurz, die alle Verhältniſſe des Lebens durchdringenden Wirkungen der Kreuzzüge drangen ſelbſt in die Hütten der niedern Volksklaſſen. War nun auch nach zweihundertjährigem Kampfe von allen, im Anfange gemachten Eroberungen keine Hufe Landes mehr übrig, ſo waren doch eine um vieles vermehrte Maſſe von Kenntniſſen, ein weit höherer Grad von Cultur und Civiliſation, feinere Sitten, größere Humanität, neu geweckte bürgerliche Betriebſamkeit und auffallende Verſchönerung aller Verhältniſſe des geſelligen Lebens ein Gewinn, den kein Zufall und kein Zeitwechſel dem Abendlande mehr rauben konnte. — Wir wiederholen es: in der geſammten Welt- und Völkergeſchichte gibt es keine größere, bewunderungswürdigere und den menſchlichen Geiſt mehr ehrende Erſcheinung als die der Kreuzzüge. Eben ſo erhaben und ehrwürdig in ihrem Entſtehen, als Staunen erregend in dem ganzen Laufe der Zeit ihrer Fortdauer, iſt es zuerſt eine hohe, religiöſe, von allem Irdiſchen geläuterte Idee, welche plötzlich einen ganzen Welttheil begeiſtert, alle Feſſeln geſelliger Verhältniſſe zerreißet, und eine Menge Völker, verſchieden an Sprache, Verfaſſung, Sitten und ſelbſt durch ihr zeitliches Streben von einander getrennt, in einem allgemeinen Bruderbunde zu einem und demſelben heiligen Zweck vereint *).

*) Man vergleiche damit die Veranlaſſungen zu den Krie-

Für das Abendland beginnt die Periode seiner Heldengeschichte; denn ununterbrochen reihen sich jetzt Heldenthaten an Heldenthaten, wie selbst die fabelhafte Geschichte der Heldenzeit der Griechen sie nicht aufzuweisen hat, und die nur eines Christen heiliger Enthusiasmus zu erzeugen vermag; und als endlich ihre Zeit vorüber war, steht das erneute, verjüngte Europa in völlig veränderter Gestalt vor unserm staunenden Blicke. — Offenbar waren die Kreuzzüge für die abendländischen Völker eine abermalige Entwickelungsperiode, daher eine vorbereitende Schule, aus welcher unmittelbar darauf jene merkwürdige Periode hervorging, welche man mit Recht das Zeitalter großer Entdeckungen nennt, wo die Magnetnadel erfunden und Afrika's südliche Spitze umschifft ward; wo durch die Zauberkraft jener kleinen Nadel ein ganzer Welttheil sich aus den Wellen des Meeres erhob, wo die Buchdruckerkunst erfunden, das Pulver zum Gebrauch des Krieges angewandt, und stehende Heere eingeführt wurden *). — Blos aus Befangenheit in modernen Begriffen, die Kraft und den gesunden, starken Kern des Mittelalters zu verkennen, dessen Empfänglichkeit für alles Große, Außerordentliche und Heldenmäßige nicht zu würdigen, dafür aber das jetzige, in kleinen Dingen so rastlose, aber selten etwas

---

gen, vorzüglich zu den Seekriegen in den letzten zwei Jahrhunderten. — Eine Ausnahme machten jedoch die Züge Napoleons; denn bei diesem, wie einst bei Alexander und Cäsar, galt es die Herrschaft einer ganzen Welt.

*) Die Errichtung stehender Heere und die Anwendung des Schießpulvers im Kriege sind wegen ihres folgereichen Einflusses auf die innere Verfassung der Länder von sehr großer historischer Wichtigkeit. Durch Beides ward nämlich der Macht des Feudaladels der letzte tödtliche Stoß, und der monarchischen Gewalt ein völlig entscheidendes, ihr nicht mehr zu entreißendes Uebergewicht gegeben.

Großes beginnende und nichts vollendende winzige Treiben der Gegenwart, und den sie beherrschenden Geist der Zwietracht, der Verneinung und Auflösung zu bewundern und anzustaunen, ist das untrügliche Merkmal eines geistig beschränkten, materialistischen Zeitalters. — — Wir gehen nun zur wirklichen Geschichte der Kreuzzüge über, müssen jedoch zu deren besserem Verständniß vorher noch einen flüchtigen Blick auf den Zustand des Orients, kurz vor dem Ausbruche dieser heiligen Kriege, werfen.

XIV.

Völliger Verfall des großen arabischen Weltreiches. — Neue Dynastien. — Seldschiukische Türken.

1. Als im Westen die Völker neue Reiche gründeten, und diese nach und nach ein und dasselbe Band, nämlich jenes der christlichen Religion in einen großen christlichen Staatskörper vereinte, entstanden auch im Osten neue, theils kleinere, theils größere Reiche, die aber, weil durch keine gemeinsame Religion geeiniget, im Gegentheil durch die Verschiedenheit derselben von einander getrennt, kein gemeinschaftliches, festes und bleibendes Band umschloß. Am Ganges lehrten die Braminen, am Euphrat glaubte man an Zerdutsch und dessen Bücher; in Vorderasien standen christliche Kirchen neben jüdischen Synagogen, und in den übrigen Theilen Asiens betete man nach Art der Heiden und Sabäer noch die Natur und Gestirne an. Aber allen diesen Religionen gebrach es an der innern, nur dem Christenthum eigenen, conservativen Kraft; diese konnten sie also auch den Staaten nicht mittheilen, und bald versanken daher auch beide, die Religionen wie die Völker, die sich zu denselben bekannten, in immer zunehmende Ohnmacht und Kraftlosigkeit. Nur in Arabien, in diesem bis dahin beinahe gar nicht bekannten

Lande wohnten noch patriarchalische Einfalt und schlichte rauhe Hirtensitte, daher auch Kraft und Energie; und nur unter und mit diesem Volke konnte es Mohamed gelingen, nachdem er nun einmal die glühende, für das Wunderbare und Außerordentliche so empfängliche Phantasie der zahlreichen arabischen Hirtenstämme zu bethören gewußt hatte, durch Einführung seiner öden, nur den gröbern Sinnen schmeichelnden, abgöttischen *) Einheitslehre, die er mit dem Schwerte in der Faust predigte, zahllose Völker zu einem Gesammtvolk zu vereinigen, und das größte Reich zu gründen, das je die Welt gesehen hatte, ein Reich, das von den Ufern des Indus bis an den Tajo, und von Chinas Grenze bis tief in das Innere von Afrika sich erstreckte. Von jetzt an war, mit Ausnahme Chinas und einiger Theile des südlichen Asiens, die ganze bewohnte und damals bekannte Welt zwischen dem Evangelium und dem Koran getheilt.

2. Aber auch dieses neue, blos auf den gröbsten und unbegreiflichsten Aberglauben gegründete Reich konnte nur eine schnell vorübergehende Dauer haben. Unter dem Abassiden Harun-Al-Raschid hatte es den höchsten Gipfel seiner Macht und seines Glanzes erreicht. Aber unter seinen Nachfolgern fing es schon an zu sinken. Familienzwiste schwächten es. Die meisten Kaliphen hielten den Thron blos für einen Sitz träger Ruhe und

*) Abgöttisch ist jede religiöse Verehrung, die sich nicht auf den wahren Gott bezieht, jede Religion, die denselben nicht lehrt. Aber der wahre Gott ist der dreieinige. Diesen kannte Mohamed nicht. Sein Allah ist demnach blos das Erzeugniß seiner eigenen Phantasie, das er jedoch mit Blumen, Blättern und Früchten, die er dem Christenthum entwendet hatte, recht herrlich und blendend auszuschmücken und herauszuputzen wußte.

sinnlicher Genüsse. Sie vermochten daher nicht ihr ungeheures Reich mit waltendem Blicke zu überschauen. Dieß ermunterte die nach Unabhängigkeit strebenden Statthalter, besonders in den entferntern Provinzen. Eine nach der andern riß sich nun von dem Kaliphate los, und Empörungen und innere Kriege wütheten in allen Theilen des immer mehr sich von selbst auflösenden arabischen Reiches. Al-Radi war der letzte Kaliphe, der die unumschränkte weltliche Macht mit der geistlichen in seiner Person vereinte. Unfähig, den von allen Seiten seinen Thron erschütternden Stürmen zu trotzen, legte er die Regierung in die Hände des Statthalters von Bassora nieder, der nun unter dem Namen eines Emir-al-Omra das Reich beherrschte. Al-Radi selbst begnügte sich das höchste geistliche Oberhaupt der Gläubigen zu seyn *). Aber die Emir-al-Omras vermochten eben so wenig, das unter seiner eigenen Schwere erliegende, auseinander fallende Reich zusammen zu halten. Nach einander entstanden jetzt eine Menge unabhängiger Dynastien, deren Gründer unter den Namen Sultan, Emir, Atabeck (das heißt, Pflegvater der Fürsten) ihre Ländertheile beherrschten. Aber diese Dynastien hatten alle nur eine ephemerische Existenz. Eine ward immer von der andern verschlungen, und diese dann gewöhnlich bald darauf ebenfalls wieder von einer andern zerstört, und der mäßige Zeitraum von hundertundfünfzig Jahren sah fünfzig solcher Dynastien entstehen und wieder vergehen. Gestiftet wurden dieselben von Arabern, Persern, Türken und Kurden. Unter den arabischen Emiraten war keines mächtig. Weit

*) Man sehe die Forts. B. XV. Abschn. 8. §. 5. — Selbst Abulfeda nennt den Al-Radi den letzten Chalifen. — Wenn man die Dauer des Chalifats von dem Sterbjahre Mohameds (630) bis zu dem Chalifen Al-Radi (935) rechnet, so hatte dasselbe blos einen Bestand von 305 Jahren.

bedeutender waren die von Persern gestifteten Dynastien und unter diesen jene der Gaznariden die mächtigste; aber selbst noch mächtiger, wenigstens viel länger dauernd, als diese, waren die etwas später gegründeten türkischen Reiche. Aber unter allen diesen verschiedenen Herrscherstämmen sind es nur drei, nämlich die Fatimiten, Gaznariden und Seldschuken, welche, weil sie auf das in der Folge zu Erzählende Einfluß haben, jetzt vorzüglich unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

3. Die Wiege des Hauses und der Herrschaft der Fatimiten ist in dem nordwestlichen Afrika zu suchen. Im Anfange des zehnten Jahrhunderts war Abud Obaidalla, ein Nachkömmling des Ali und der Fatime, dahin geflohen. Die zahlreiche Bevölkerung dieses Theiles von Afrika gehörte zu der Secte der Aliten, die nur Ali und dessen Nachkommen als die wahren Nachfolger Mohameds anerkannten. Mit Jubel ward also Obaidalla allda empfangen und als Beherrscher der Gläubigen begrüßt. Er und seine Söhne erweiterten das Reich in dem Westen Afrika's bis an das Weltmeer. Aber sein Urenkel Moëz drang noch weiter vor, eroberte Aegypten, später sogar Mekka und Medina, und endlich einen großen Theil von Syrien und ganz Palästina. Er erbauete Kairo, und machte diese Stadt zu seiner Residenz. Da er als Alite nur den Ali als den rechtmäßigen Nachfolger Mohameds erkannte, mithin alle früheren Chalifen verwarf, so legte er jetzt sich selbst, besonders bei dem gänzlichen Verfall und der völligen Bedeutungslosigkeit des Chalifats von Bagdad, den Titel und die Würde eines Chalifen bei. Um die Spaltung der Mohamedaner in zwei Hauptsecten, nämlich in jene der Sunnitten und Aliten noch mehr zu erweitern, führte er in Kairo ganz andere, völlig neue religiöse Gebräuche ein, blieb auch sowohl aus po-

litiſchen als Religionsgründen ſtets ein erklärter Feind der ſunnitiſchen Abaſſiden in Bagdad. — Aus dem nämlichen Grunde glaubte Moëz ſich auch nicht an die, von den frühern Chalifen den Chriſten in Paläſtina gemachten Verſprechungen gebunden. Indeſſen hatten ſie doch unter dieſem Chalifen nichts zu leiden, und noch weit weniger unter ſeinem Sohne Aziz, der, duldſam gegen alle Religionen, ſogar einen Chriſten zu ſeinem Miniſter hatte. Aber ein deſto größerer Feind des Chriſtenthums war Aziz's Sohn und Nachfolger Hackem, der nicht nur die Chriſten drückte, ſondern ſogar grauſam und blutig ſie verfolgte. Aber Hackems Leben und Regierung machte eine Verſchwörung, an deren Spitze ſeine eigene Schweſter ſtand, ein Ende, und unter den folgenden Chalifen hatten die Chriſten wieder ruhigere Tage. Die Fatimiten herrſchten noch während der erſtern Kreuzzüge über Aegypten. Aber im Jahre 1170 ließ der weiſe Nur-eddin, Atabeck von Aleppo, ein ſehr mächtiger Fürſt, die innern Unruhen Aegyptens benutzend, den letzten fatimitiſchen Chalifen abſetzen, und unterwarf ſich das ganze Land, deſſen Verwaltung er dem Schirku, einem ſeiner Generale übertrug *).

4. Gaznariden. Wie von mehreren im Orient in dieſer Periode gegründeten Reichen, war auch der

*) Schirku hatte in der Statthalterſchaft von Aegypten ſeinen Neffen, den in der Geſchichte der Kreuzzüge ſo berühmten Sala-eddin zu ſeinem Nachfolger, der jedoch, ſobald Nur-eddin todt war, ſich zum unumſchränkten Herrn von Aegypten machte. Sala-eddins Söhne und Nachfolger werden, nach dem Namen ihres Großvaters Ayub, Ayubiten genannt. Dieſe Dynaſtie hatte jedoch ebenfalls keine lange Dauer. Sie erloſch ſchon in dem Jahre 1257 mit Sultan Mohadan, den ſeine eigene Leibwache ermordete, und dann einen von ihren Anführern auf den Thron ſetzte.

Gründer dieser mächtigen Dynastie ein ehemaliger Sclave, Namens Mahmud. Durch Klugheit und Tapferkeit hatte er sich zur Stelle eines obersten Befehlshabers der Stadt und Provinz Gazna emporgeschwungen, und als endlich durch eine Reihe von Empörungen der zahlreichen türkischen Schaaren, welche die Fürsten aus dem Hause der Samaniden als Leibwache in ihrem Dienste hatten, dieses Herrschergeschlecht zu Grunde ging, schwang sich Mahmud, dessen Familie ebenfalls eine türkische war, während der öffentlichen Unruhen immer höher und höher, und endlich bis zum unumschränkten Beherrscher sämmtlicher Staaten der Samaniden*) empor. Diese waren sehr beträchtlich; sie bestanden in den Ländern Chorasan, Faes, Kerman und Tabaestan. Aber damit noch nicht zufrieden, suchte Mahmud, ein eben so kühner als glücklicher Krieger, die Grenzen seiner Herrschaft immer noch mehr zu erweitern, so daß sein Reich in kurzer Zeit von der Provinz Transoxiana bis nahe an Ispahan, und von dem caspischen Meere bis zur Mündung des Indus sich erstreckte. — Mahmud soll der erste gewesen seyn, der den Titel Sultan geführt, welcher ihm von einer Gesandtschaft des Chalifen in Bagdad gegeben worden sey**). — Mahmuds brennendes Verlangen, den Glauben an Mohamed und dessen Lehre noch weiter zu verbreiten, bewog ihn zu einem Kriege gegen die Bewohner Hindostans, und die vielen Siege, die er über die Gentos erfochten, und die Eroberungen, die er in Indien

*) Ueber die Dynastie der Samaniden sehe man der Fortsetz. XV. Band, Abschnitt 9. §. 5.

**) Nach dem Sinn eines arabischen oder vielmehr chaldäischen Wortes, dessen sich die Gesandten bedienten, und das so viel als Herrscher, Herr heißt. Von den Gaznariden ging nachher dieser Titel auch auf die Seldschiucken und alle übrigen Emirs in Asien und Aegypten über.

gemacht, ſind es eigentlich, welche ihm den Namen und den Ruhm eines Eroberers erwarben. Weder hohe Gebirge, reiſſende Ströme, grenzenloſe Wüſten und rauhe Jahreszeiten, noch die Ueberlegenheit feindlicher Heere und deren Elephanten furchtbare Zahl vermochten Mahmud in ſeinem Siegeslauf aufzuhalten. Am obern Ganges erfocht er noch in einer Seeſchlacht auf einem Arm dieſes Fluſſes einen entſcheidenden Sieg über die Eingebornen in vier tauſend Booten. Die Eroberung des fruchtbaren Königreiches Guzurate machte endlich ſeinem weitern Vordringen ein Ende, aber er war ungleich weiter gekommen, als einſt Alexander der Große kam, hatte die Grenzen der Eroberungen des Macedoniers um Vieles überſchritten. — Gegen die Eingebornen in den von ihm eroberten Ländern war Mahmud ſehr milde. Gegen Entrichtung eines mäßigen Tributs behielten die Rajahs ihre Beſitzungen und Rechte, das Volk ſein Leben und Eigenthum. Aber deſto härter und unduldſamer war er gegen der Hindus Religion und religiöſe Gebräuche. Viele hundert Tempel wurden der Erde gleich gemacht, mehrere tauſend Götzen zertrümmert und die koſtbaren Metalle, aus denen ſie bereitet, dem Heere der Muſelmänner zur Beute und zum Lohn. Nur der Tempel von Sumnat, die Hauptpagode des Landes, trotzte einige Zeit Mahmuds Bekehrungseifer. Durch Kunſt und Natur war dieſelbe, gleich einer Burg, ungemein ſtark befeſtiget. Sie lag auf dem Vorgebirge von Guzurate. Drei ihrer Seiten wurden von dem Ocean umſpült und gegen jeden Angriff geſichert, und die vierte durch einen Graben, den man einen Abgrund nennen könnte, gedeckt. Zudem wohnte in der weiten Umgegend ein kriegeriſches, ſeinem Aberglauben fanatiſch ergebenes Volk, jeden Augenblick bereit, für die Erhaltung ſeines Tempels das Aeußerſte zu wagen. Zudem war es eine allgemeine Volksſage, daß, wenn ein Feind dieſem Tempel, in der Abſicht ihn zu zerſtören, ſich nähern ſollte,

ein Strahl der Allmacht der darin wohnenden Gottheit ihn sogleich zerschmettern würde. Uebrigens war diese Pagode ungemein reich; zwei tausend Dörfer und Flekken waren ihr Eigenthum; aber von dem reichen Einkommen dieser Ländereien schwelgten auch zwei tausend Braminen in träger Ruhe, und hatten kein anderes Geschäft, als mit Wasser, das aus dem Ganges mußte herbeigeführt werden, jeden Morgen und Abend den Götzen zu überschütten. Indessen war es doch nicht der Reichthum dieser Pagode, sondern blos der Aberglaube des Volkes an die Allmacht des darin befindlichen Götzenbildes, der Mahmud bewog, auch diese Pagode zu zerstören. Aber nun griff auch die ganze Bevölkerung der Gegend zu den Waffen; und erst als fünfzigtausend der Eingebornen im Kampfe waren erschlagen worden, wurden die Mauern von Sumnat erstiegen und die Pforten des Tempels gesprengt. Den Götzen wollte Mahmud mit eigener Hand zertrümmern. Mit einer eisernen Keule führte er einen furchtbaren Streich auf den Kopf des Bildes. Aber zitternd naheten sich ihm nun die Braminen, fielen ihm zu Füßen, und boten als Lösegeld für ihren Götzen eine ungeheure, wahrhaft unglaubliche Summe *). So sehr auch Mahmud das Geld liebte, wieß er doch das Anerbieten zurück. „Ich bin," sagte er, „kein Götzenhändler, der wegen des Preises derselben mit sich handeln läßt." Sogleich erfolgte ein neuer kräftiger Schlag, dann noch ein dritter, ein vierter; aber jetzt zersprang der Götze in mehrere Stücke, und in seinem Innern fand man einen unermeßlichen Schatz an den feinsten Perlen, den kostbarsten und edelsten Steinen. Die Bruchstücke des Bil-

*) Der persische Geschichtschreiber Feristha (bei *Dow*, Hist. of Hindost.) gibt eine Summe an, die nach unserm heutigen Geldwerth sich weit über hundert Millionen Gulden belaufen haben würde, was wirklich allen Glauben übersteigt.

des wurden nach Gaza, Mekka und Medina vertheilt, und als die Kunde davon zu den Ohren des Chalifen nach Bagdad kam, beehrte dieser als höchstes geistliches Oberhaupt aller Moslim, den Mahmud mit dem Titel eines Beschützers des Glaubens und Mohameds Schätze.

5. Ueber alle seine Länder herrschte Mahmud mit großer Milde, und seine Unterthanen fühlten alle Segnungen einer weisen und gerechten Regierung*). Eine seiner Haupttugenden war eine, durch nichts zu beugende Gerechtigkeitsliebe, von ihrer Richtschnur würde er nicht, selbst um den Gewinn eines neuen Königreiches, auch nur ein Haarbreit abgewichen seyn. Einen sprechenden Beweis davon mag folgendes Beispiel liefern. Einst kam ein Unterthan zu ihm, und klagte über den Uebermuth eines Soldaten, der nächtlicher Weise in sein Haus gedrungen wäre, ihn aus dem Bette gejagt und seiner Frau sich bemächtiget hätte; da der Kläger immer noch fortfuhr zu jammern und zu weinen, rief der Sultan ihm endlich zu: „Halt ein mit deinem Geschrei; gib mir aber, sobald der Vermessene sich wieder in dein Haus wagt, sogleich Nachricht von seinem Besuche, und ich werde dann selbst eilen, ihn zu richten und zu bestrafen.“ — Wirklich erschien nach drei Tagen, als es schon Nacht zu werden anfing, der Kläger wieder vor dem Sultan; dieser folgte ohne zu zögern seinem Führer, ließ dann dessen Haus von seiner Leibwache umringen, befahl alle Lichter und Fackeln auszulöschen, und da nun der Frevler auf der That als Räuber und Ehebrecher ergriffen ward, sprach ihm Mahmud das Todesurtheil. Der Unglückliche wurde

*) Noch heut zu Tage steht im hohen Orient der Name Mahmuds des Gaznariden in ehrenvollem Andenken.

sogleich mit dem Strange hingerichtet. Als aber jetzt nach Vollziehung des Todesurtheils die Fackeln wieder angezündet wurden, erkannte Mahmud in dem Hingerichteten einen seiner eigenen Söhne. Mahmud warf sich auf die Erde, betete einen Augenblick, sprang dann rasch wieder auf, begehrte Etwas zu essen, was es auch seyn möchte, und verschlang das Dargereichte mit sichtbarem Heißhunger. Als er das Erstaunen einiger, ihn jetzt gerade umgebenden Offiziere seiner Leibwache bemerkte, gab er ihnen folgende Erklärung: „Als vor einigen Tagen," sprach Mahmud, „dieser arme Mann — auf den Kläger deutend, in dessen Hause er sich noch befand — „mit seiner Klage vor mir erschien, schöpfte ich gleich Argwohn, daß nur einer meiner Söhne es wagen könnte, sich einen solchen Frevel zu erlauben. Dieser Gedanke quälte mich diese ganze Zeit über so sehr, daß ich weder Speise noch Trank zu mir nahm. Aus dem nämlichen Grunde befahl ich auch alle Lichter und Fackeln auszulöschen, damit nicht beim Anblick eines Sohnes das Herz des Vaters die Gerechtigkeit des Richters bestehe, und endlich dankte ich Gott, daß er mir die Kraft gegeben, in einem so außerordentlichen Falle dennoch meiner Pflicht treu zu bleiben". Die Annalen der persischen Geschichtschreiber sind voll von merkwürdigen, nicht minder edeln Zügen aus Mahmuds Leben, und unstreitig war er einer der größten und ausgezeichnetsten türkischen Fürsten. Aber auch noch bei vielen andern Häuptern und Häuptlingen der Türken, dieses damals so zahlreichen, abgehärteten und kriegerischen Hirtenvolkes werden wir in Zukunft noch oft durch Beispiele von ungewöhnlicher Großmuth, ächten Heldensinnes, ja sogar von Selbstbeherrschung überrascht werden, und sprechende Beweise von wahrer Charaktergröße unter ihnen weit mehr und weit öfter finden, als unter den damaligen Persern, Arabern, Aegyptiern und

übrigen Orientalen. — Auch Nur-rheddin und Salaheddin waren Turcomanen *).

*) Die Türken sind ein uralter Volksstamm. Ihr Ursprung kann nicht mit Gewißheit angegeben werden. Von den ältesten Zeiten an wohnten sie jenseits des Orus und des caspischen Meeres, und dehnten sich allda über weite Länderstrecken von Osten gegen Westen aus. Die Chinesen lernten sie zuerst kennen. Den Nachrichten derselben zufolge, legten die gegen Osten wohnenden Türken durch Abfall von dem großen Chan der Tartaren den Grund zu einem eigenen türkischen Staate. Dasselbe geschah auch im Westen. Im Anfange des sechsten Jahrhunderts lernten die Perser einen türkischen Stamm kennen, den man den euthalitischen oder hayetelaischen nannte. Derselbe ging über den Orus und kriegte mit den Persern, ward aber einige Zeit darauf von den Türken, die indessen einen großen Staat am Altai gegründet hatten, überwunden. Von dieser Zeit an verschwindet ihr Name aus der Geschichte des nordöstlichen Asiens. Die Türken, mit welchen endlich auch die Griechen oder Oströmer bekannt wurden, waren die Altaischen, mit denen sie ein bleibendes Bündniß gegen die Perser schloßen. — Diese in jener Zeit von den Türken errichteten Reiche waren jedoch keine förmlich geregelte Staaten, wie jene im mittlern und westlichen Asien. Da sie öfters unter einander Krieg führten, so geschah es bisweilen, daß irgend ein glücklicheres oder kriegerisches Oberhaupt eines Stammes alle übrigen Stämme sich unterwarf und auf diese Art ein eigenes Reich errichtete, das aber nach dem Tode desselben gewöhnlich sehr bald zerfiel und die Nation dann wieder unter ihren einzelnen Stamm- und Familienhäuptern sich zersplitterte, die jedoch sich sogleich mit einander verrinigten, wenn ein gemeinsames Interesse es erheischte, oder die Erscheinung eines äußern Feindes sie dazu zwang. — Die Türken, von denen jetzt sogleich die Rede seyn wird, hatten ihre Wohnsitze im Osten des caspischen Meeres. Sie führten ein nomadisches Leben, wohnten unter Zelten, kannten weder Ackerbau noch Handel, waren bloße Hirten, und zogen

6. Mahmuds einzige Schwäche war dessen allzu-
große Liebe zum Gelde und angehäuften Schätzen je-

---

mit ihren Heerden, ihren Pferden und übrigem Vieh umher, sich bequeme Weideplätze suchend. Fanden sie nun solche, die aber schon ihre Eigenthümer hatten, so gaben sie ihnen für die Benutzung derselben eine Vergütung und blieben so lange da, bis ihr Bedürfniß sie wieder an andere Orte führte. — Bei dieser höchst einfachen Lebensart hatten sie nur äußerst wenige Bedürfnisse, daher aber auch nur ein sehr enges Maß von Begriffen. Für Alles, was sich nicht unmittelbar auf ihre Heerden und Weideplätze bezog, waren und blieben sie durchaus unempfänglich. Indessen fehlte es ihnen doch nicht an großen Naturanlagen; wenigstens erwiesen ihre Anführer, ihre Stamm- und Familienhäupter, sobald sich ihren Thaten in dem mittlern Asien ein größerer Schauplatz aufschloß, sich als glückliche und einsichtsvolle Krieger, weise und milde Regenten, und Züge wahrer Großmuth und ungewöhnlicher Charaktergröße sind bei ihnen nichts Seltenes. Hinter ihnen blieb jedoch die Nation lange Zeit noch weit zurück; denn während türkische Anführer in Persien und Vorderasien große Reiche gründeten, sich mit dem Titel Sultan schmückten, asiatische Sitten und Kleidung annahmen, ihren Hof mit orientalischem Pomp umgaben und Paläste erbaueten, wie die in Nisahbur und Rai, die an Pracht und Herrlichkeit mit jenen der Chalifen und ehemaligen persischen Könige wetteifern konnten, wohnte das türkische Hirtenvolk immer noch unter seinen Zelten, und zog sorgenlos mit seinen Heerden in Persiens weiten Ebenen umher. Kriegsdienste waren das Einzige, was es seinen Sultanen leisten konnte, daher auch diese alle höhern wie niedern Staatsämter blos mit Eingebornen, mit Persern, Arabern ꝛc. ꝛc. besetzten; ihre Türken konnten sie dazu nicht gebrauchen. Aber merkwürdig ist die Leichtigkeit, mit welcher alle türkischen Horden Mohameds Lehre annahmen, wodurch jedoch weder ihr Kopf noch ihr Herz erweitert, im Gegentheil nur noch mehr eingeengt und abgestumpft wurden, besonders wenn zu ihrer natürlichen Rohheit und Unwissenheit auch noch muselmännischer Fanatismus kam, der dann um so scho-

der Art. Aber daß er, dieses Fehlers ungeachtet, dennoch weder durch den Glanz des Goldes, noch den Schimmer des Silbers sich zu einer ungerechten Handlung hinreißen ließ, gereicht ihm unstreitig zu nicht kleinem Verdienste. Was die orientalischen Geschichtschreiber von den, von Mahmud angehäuften vielen Millionen an Gold und Silber, und der unermeßlichen Menge und Größe von seinen Perlen, Diamanten und andern kostbaren Steinen sagen, ist nach orientalischer Art im höchsten Grade übertrieben, und übersteiget alle Glaubwürdigkeit. — Als Mahmud in den letzten Tagen seines Lebens einmal wieder, was er öfters zu thun pflegte, seine Schatzkammern in Gazna durchlief, und seine Blicke an den dort prangenden, unermeßlichen Reichthümern weidete, brach er plötzlich in einen Strom von Thränen aus. Augenblicklich verließ er nun die, von Reichthümern jeder Art strotzenden Gewölbe, ließ sie jedoch sogleich auch wieder fest hinter sich verschließen, und konnte es nicht über sich gewinnen, von allem, was darin lag, auch nur Etwas seinen ihn umgebenden Getreuen zum Geschenke zu machen. Am andern Tage musterte er sein Heer. Dasselbe bestand aus hunderttausend Mann Fußvolkes und sechzigtausend Reitern. Aber auch bei dem Anblick dieser zahllosen, bisher stets siegreichen Krieger rollten ihm öfters heiße Thränen über die Wangen. Mahmud fühlte, daß er am Ende seiner Laufbahn stehe, und der für ihn so schmerzhafte Gedanke, daß bald alle diese große Macht und Herrlichkeit, und alle jene ungeheuern Schätze nicht mehr sein, sondern eines Andern seyn würden, erpreßte diese

---

nungsloser wüthete, je crasser und dichter der Aberglaube und die Vorurtheile waren, die ihren, in den engen Kreis nur äußerst weniger Begriffe gebannten Verstand umnebelten und ihr Herz allen sanftern Gefühlen und Empfindungen unzugänglich machten.

bittern Thränen aus seinen Augen. Wirklich starb auch Mahmud bald darauf. Ihm folgte auf dem Throne sein Sohn Massud. An Tapferkeit, Kriegskunde und Edelmuth war dieser zwar dem Vater gleich; aber dennoch ging das Reich unter ihm zu Grunde, und stürzte gleichsam über dem Grabhügel seines Gründers schon wieder in Trümmer.

7. Seldschiucken. — Schon die Chalifen, und zwar noch zur Zeit ihrer Macht, nahmen türkische Horden in ihre Dienste, betrachteten sie endlich als die kräftigsten Stützen ihres Thrones, umgaben sich nur mit türkischen Leibwachen, und beschleunigten dadurch nicht wenig ihren und ihres Geschlechtes Untergang. — Auch die persischen und arabischen Statthalter, welche sich von dem Reiche losrissen, folgten, durch keine Erfahrung belehrt, dem Beispiele der Chalifen, und theilten daher auch gewöhnlich das Schicksal derselben. Aber Niemand fiel stärker in diesen Fehler, als der sonst so kluge und einsichtsvolle Sultan Mahmud. Dieser, der die Tapferkeit der Türken kannte, nahm mehrere Horden in sein Reich auf, wieß ihnen Wohnsitze und Weideplätze an, und legte ihnen blos die Verbindlichkeit auf, jedesmal, sobald er es fordern würde, aufzusitzen und unter seinen Fahnen zu kämpfen. Mit jedem Jahre vermehrten sich jedoch diese Horden, besonders durch neue Einwanderer, welche Mahmud ebenfalls mit gleicher Güte aufnahm. Indessen fing doch ihre immer größer werdende Anzahl an, den Mahmud selbst gegen das Ende seiner Regierung zu beunruhigen. — Unter Mahmuds Sohn und Nachfolger, dem Sultan Massoud, wurden sie immer frecher und anmaßungsvoller. Gegen den Rath seiner weisesten und getreuesten Anhänger, zögerte Massoud, dem Uebel, da es jetzt noch Zeit gewesen wäre, zu steuern*). —

*) „Die Türken," sagten sie zum Sultan, „waren an-

Die im Lande herumziehenden Türken verwandelten sich öfters in Räuber, und als man jetzt durch starke Besteuerung sie zur Auswanderung zwingen wollte, sammelten sie sich in zahlreiche Heere, und trotzten jetzt sogar dem Sultan selbst. Massoud zog nun in eigner Person gegen sie zu Felde. Sobald beide Heere sich einander zu Gesicht bekamen, begannen die Türken unter wildem Geschrei den Angriff. Massoud, nur von einer kleinen Schaar seiner Leibwache begleitet, stürzte sich mitten unter die Feinde. Wohin sein Schwert fiel, erschlug es den Feind, oder trieb ihn in die Flucht. Alles warf der tapfere Sultan vor sich nieder. Seines Sieges glaubte er sich schon gewiß. Als er aber jetzt zufällig um sich schauete, sah er zu seinem größten Entsetzen sein ganzes Heer in voller Flucht. Massoud fühlte jetzt wohl, daß er verrathen sey, setzte jedoch den Kampf fort, bis er von einem türkischen Pfeil getroffen, todt zu Boden sank. Der Sieg der Türken war vollständig, die Schlacht entscheidend, und der Ort, bei dem sie vorfiel, hieß Zendekan*). — Unaufhaltsam überschwemmten jetzt die Türken Persiens schönste Provinzen. Aber um die Eroberung des ganzen persischen Reiches zu beschleunigen, und dann auch im Besitze des Eroberten sich zu behaupten, hielten die Häupter der Stämme für nothwendig, ein gemeinschaftliches Oberhaupt, einen König oder Sultan zu wählen. Die Nation willigte ein, und das Loos sollte die neue Königswahl bestimmen. Nach einer, in den ältesten Zeiten auch in Persien eingeführten Gewohnheit, wurden mehrere Pfeile in einen Bündel zusammengelegt; auf jeden Pfeil ward der Name eines Familienhauptes

fänglich bloße Ameisenhaufen, die man leicht hätte zerstören können. Jetzt sind sie kleine Nattern, und wenn Du noch länger zögerst, werden sie bald große und giftige Schlangen werden."

*) Eine kleine Stadt in Chorasan, nicht weit vom Meere.

geschrieben. Den Ausspruch des Schicksals sollte die Hand eines Kindes verkündigen, und der Pfeil, den der kleine Knabe zog, trug den Namen: Togrul-Bek von dem Geschlechte der Seldschiucken. — Togruls Großvater hieß Seldschiuck, und da dieser seinen eigenen Sohn um viele Jahre überlebte *), so hatte er die Erziehung und Bildung der beiden Söhne des Verstorbenen, Togrul und Zaafer übernommen. Sehr reich an Erfahrungen, theilte Seldschiuck dieselben seinen Enkeln mit, und weil selbst großmüthig und edel gesinnt, suchte er das Herz derselben zur Großmuth und edeln Gesinnungen zu bilden. Die ungemeinen Naturanlagen Togruls entsprachen den Bemühungen des Großvaters und zum Lohn der Sorgfalt des edeln Greises ward dessen Name nun durch Togrul-Beck in den Annalen des Orients verewiget.

8. Als dem Togrul in Nishabour gehuldiget und er mit dem Schwerte des Sultans umgürtet ward, hatte er sein siebenundvierzigstes Jahr vollendet. Im ununterbrochenen Laufe seiner Siege eroberte er ganz Persien bis an den Indus, auch ganz Medien nebst allen ehemals zu dem persischen Reiche gehörigen Nebenländern. Aber Togrul war nicht blos ein kühner und glücklicher Eroberer, er war auch ein weiser und milder Regent, und ohne einen Unterschied zwischen Türken und Eingebornen zu machen, war er der Vater aller seiner Unterthanen. — Als ein warmer Bekenner des Islams und der Lehre der Sunitten, war er ein eben so frommer Verehrer des Chalifen in Bagdad. Als aufrührische Emirs den Chalifen auch der Herrschaft über Bagdad, dieser traurigen und schmalen Ueberreste des ehemaligen, drei Welttheile beherrschenden Chalifats, be-

*) Seldschiuck soll ein Alter von hundertundsieben Jahren erreicht haben.

raubt hatten, eilte Togrul ihm zu Hülfe. Bei seiner Annäherung legte sich die Empörung. Siegreich zog Togrul durch die Thore von Bagdad. Auf seinen Wink fielen die Köpfe der Empörer, und der Chalif, vor dessen Thron der Gebieter Asiens sich niederwarf und den Boden ehrerbietig küßte, erhielt wieder seine volle Gewalt über Bagdad und den dazu gehörigen wenig bedeutenden Länderstrich. Zum Lohne für diesen Dienst erklärte der Chalif den Sultan Togrul zum Stellvertreter des Statthalters des Propheten. Zwei Kronen wurden ihm auf das Haupt gesetzt, seine Lenden mit zwei Schwertern umgürtet, Beides als Symbole der Oberherrschaft über alle Reiche und Länder gegen Sonnenaufgang und Niedergang. — Einige Jahre darauf bot sich dem Togrul schon wieder eine neue Gelegenheit dar, dem höchsten geistlichen Oberhaupt der Moslimen seine unbegrenzte Ehrfurcht zu bezeigen. Eine neue Empörung nämlich brachte den Chalifen von dem Throne in das Gefängniß. Togrul eilte sogleich herbei. Die Feinde des Chalifen verschwanden, und der Sultan von Persien führte in eigner Person, zu Fuß und ehrfurchtsvoll den Chalifen, dessen Maulthier am Zaume leitend, aus dem Gefängniß wieder in seinen Palast. Den zahlreichen, aber zum Aufruhr so sehr geneigten Einwohnern von Bagdad und Mosul schärfte Togrul, unter Androhung großer Strafen, den strengsten Gehorsam gegen den Chalifen, den Nachfolger und Statthalter des großen Propheten, ein. — Durch eine doppelte Vermählung ward jetzt das Band der Freundschaft zwischen dem Chalifen und dem Sultan noch enger geknüpft. Hackem, so hieß der Chalife, vermählte sich mit einer Schwester Togruls und eine Tochter des Chalifen ward die Gemahlin des Sultans. — Nach dieser für einen Seldschiucken so glorreichen Verbindung lebte Togrul nur noch ein paar Jahre und hatte,

weil kinderlos, seinen Neffen Alp-Arslan zum Nachfolger.

9. Schon in der Geschichte des oströmischen Reiches ward der Leser mit diesem tapfern und edeln Sultan bekannt. Man wird sich erinnern, mit welcher Großmuth Alp-Arslan den gefangenen Kaiser Diogenes Romanus behandelte, keine Abtretung einer Provinz oder Stadt von ihm erpreßte, nur die Auslieferung aller gefangenen Türken und ein mäßiges Lösegeld von ihm forderte, und hierauf ein bleibendes Freundschaftsbündniß mit ihm schloß. Als bald darauf Romanus von der elenden Umgebung des schwachen Sohnes der Kaiserin Eudoxia war geblendet und ermordet worden, glaubte der Sultan durch eben jenes mit Romanus geschlossene Bündniß sich aufgefordert, den Tod seines Freundes zu rächen. Schon zitterte Michael Ducas auf seinem Throne in Constantinopel. Aber Unruhen, die im Norden seines Reiches ausgebrochen waren, bewogen den Sultan, nach dem Oxus zu ziehen. Er ließ eine Brücke über diesen reißenden Strom schlagen, und ging mit seinem Heere über den Fluß. Alp-Arslan wollte jetzt die weitschichtige Provinz Turkestan, das Vaterland der Familie Seldschiuck, sich unterwerfen. Ein Karizmier, Befehlshaber einer Feste, wagte es, die Fortschritte eines Monarchen zu hemmen, vor dem alle Könige und Fürsten Asiens sich beugten. Die Festung ward erstürmt und der Karizmier gefangen in das Zelt des Sultans gebracht. In harten Ausdrücken verwieß Alp-Arslan demselben seine Vermessenheit. Wahrscheinlich würde der Sultan es dabei gelassen haben; aber der Gefangene gab ihm eine so trotzige, beleidigende Antwort, daß er in heftigen Zorn gerieth, und den frechen Lästerer an einen Pfahl zu binden befahl. Wüthend riß dieser sich jetzt aus den Händen der Wache los, zog einen unter seinem Gewand verborgenen Dolch hervor,

und eilte damit auf den Sultan zu. Alp-Arslan war der geschickteste Bogenschütz in seinem ganzen Reich; schnell legte er seinen Bogen an; aber er gleitete mit einem Fuße aus, der Pfeil ging bei Seite, und der Dolch des Karizmier flog in die Brust des Sultans. Der Mörder ward zwar von der Leibwache in Stücke zerhauen, aber die Wunde des Sultans war tödtlich. „Ich habe," sagte der sterbende Alp-Arslan, „heute nicht gebetet, und als ich gleich darauf mein Heer musterte, erhob sich beim Anblick desselben mein Herz; mir deuchte, die ganze Erde sey meiner Füße Schemmel; die Strafe, die mich jetzt getroffen, habe ich mir selbst zugezogen.

10. Auf Alp-Arslan folgte dessen ältester, noch größerer Sohn Malek Schaw. Obgleich schon von seinem Vater noch zu dessen Lebzeiten zum künftigen Sultan der Türken erklärt, machten ihm doch ein Bruder, ein Oheim und noch ein anderer Verwandter des königlichen Hauses die Krone streitig. Aber ein dreifacher Sieg bedeckte Malek mit Ruhm und befestigte seinen Thron. Natürlicher Weise bestätigte der Chalif den, welchen der Sieg begünstiget hatte, nun ebenfalls in seiner Würde. Aber eine große Auszeichnung in den Augen der Muselmänner war es jedoch, daß der Chalif, was bisher noch nie geschehen, den neuen Sultan mit dem Titel eines Beherrschers der Gläubigen schmückte. Unstreitig war Malek Schaw der größte unter allen Sultanen aus der, an ausgezeichneten Prinzen doch nichts weniger als unfruchtbaren Familie Seldschiuck. Nachdem er durch weise Gesetze und zweckmäßige Verordnungen die innere Ruhe in Persien und Medien befestigt hatte, vollendete er die, von seinem Vater begonnene Eroberung von Turkestan; eroberte hierauf einen Theil von Kleinasien, Aleppo, Damaskus, den größten Theil von Syrien, endlich auch ganz Palästina; und nun erstreckte sich sein Reich von Khasgar, an dem äußersten Rande

Chinas bis zum mittelländischen Meere, und von Samarkant bis an die südliche Spitze von Arabien. Der griechische Kaiser war ihm zinsbar, und Malek, wo nicht im buchstäblichen, doch im wahren Sinne des Wortes, unumschränkter Gebieter von ganz Mittel-, West- und Kleinasien. Sein Reich war größer, als jenes des persischen Cyrus, und nicht kleiner als das Chalifat im Zenith seiner Macht und Größe. — Aber alle die vielen Völker, die er beherrschte, waren unter seinem Scepter glücklich, und genoßen ununterbrochen alle Segnungen einer weisen und milden Regierung. Wohlhabenheit herrschte in den Städten; das Eigenthum des Landmannes und der Lohn seines Schweißes war demselben gesichert; strenge Gerechtigkeit ward überall gehandhabt, und zwölfmal durchreiste Malek während seiner, größtentheils friedfertigen Regierung, alle und selbst die entferntesten Provinzen seines ungeheuern Reiches, um von dem Zustande derselben sich zu überzeugen und deren Wohlstand immer noch mehr zu befördern. — Unter Maleks Regierung blüheten selbst Künste und Wissenschaften, besonders persische Sprache und Dichtkunst auf das neue wieder auf; und es war etwas gar nicht Seltenes, daß ganze Schaaren von Dichtern den Palast des Sultans füllten und mit ihren Gesängen die Schatzkammer desselben besteuerten. Aber was der Verwaltung dieses Sultans vorzüglich Ehre macht, und zugleich einen sprechenden Beweis liefert, daß auch das Studium ernsterer Wissenschaften ein Gegenstand der Sorgfalt Maleks war, ist die von ihm eingeführte neue Zeitrechnung, die den Julianischen Kalender weit übertraf, und dem Gregorianischen ungemein nahe kommt *). — Nur in den ersten Jahren nach seiner Thronbesteigung führte Malek auswärtige Kriege; den größten Theil seiner Regierung aber beglückten Ruhe

*) Man nannte sie die Gelaläische Aera.

und Friede sein Reich. Aber auch in diesen Friedenszeiten schwelgte er nicht in träger Ruhe, gleich so vielen andern Sultanen, in seinem Harem. Mit unermüdeter Thätigkeit beschäftigte er sich ununterbrochen mit allen Zweigen der Verwaltung, besaß auch die für Regenten so ungemein wichtige Kunst, stets redliche und weise Männer zu seinen Räthen zu wählen. Maleks einziges, aber auch sehr großes Vergnügen war die Jagd, wobei er gewöhnlich ein Gefolge von dreißig bis vierzigtausend Reitern hatte; aber für jedes Stück erlegtes Wild ließ er den Armen der Gegend ein Goldstück reichen. Malek, der auch oft Schelaleddin *) genannt wird, war nicht nur ein großer Regent, sondern auch ein durchaus edler Mensch, und Beispiele von ungewöhnlicher Herzensgüte und wahrhaft frommen Sinne enthalten die persischen Geschichtbücher in Menge von ihm *). Ungetröstet ging kein Trauernder,

*) Schellaleddin oder Gälaledin — (Zierde des Glaubens) — war eigentlich nur ein ehrenvoller Beiname, den man diesem Sultan gegeben hatte. Aber dennoch erscheint derselbe in vielen Geschichtbüchern weit öfters unter diesem Beinamen, als unter seinem wahren Namen Malek.

**) In der Geschichte überhaupt, aber besonders in der so blutigen Geschichte des Orients sind edle, nicht von vorübergehender Laune erzeugte, sondern aus Grundsätzen und praktischer Lebensweisheit hervorgehende, wahrhaft menschenfreundliche Handlungen großer und mächtiger Monarchen eben so viele höchst erwünschte und ungemein anmuthige Erholungspunkte, bei denen der menschliche Geist über all das Empörende, wovon gewöhnlich wenigstens zwei Drittel der Annalen beinahe aller Völker angefüllt sind, sich einigermaßen wieder zu trösten und zu beruhigen vermag. Solche schöne, erfreuliche Züge aus dem Leben großer und einflußreicher Männer sollten daher die Geschichtschreiber nie mit Stillschweigen übergehen; sie sollten ihnen eben so wichtig dünken, als der Abschluß eines vortheilhaften Handels-

ohne eine reiche Gabe kein Armer, und ohne Gerech-

tractats oder die Erfindung und Entdeckung irgend eines neuen Zweiges irdischer Genüsse. — — Auch unter christlichen und selbst den civilisirtesten Völkern sind innere, bürgerliche Kriege stets die grausamsten und blutigsten, besonders wenn es einen Thron gilt und der Preis des Kampfes eine Königskrone ist. Die Größe des Gewinnes scheint dann jeden Frevel zu rechtfertigen. Ehrgeiz und Herrschsucht zerreißen in einem solchen Kampf selbst die zartesten Bande der Natur; und wenn endlich, was selten ausbleibt, die gegenseitige Erbitterung der Partheien bis zu leidenschaftlichem Hasse sich steigert, dann ist kein Frevel und keine Greuelthat gedenkbar, wozu sie sich nicht am Ende noch fortreißen lassen. Um so liebenswürdiger und überraschender ist daher eine von Sultan Malek, bei ähnlicher Gelegenheit, als er nämlich gegen seinen Bruder zu Felde ziehen mußte, gemachte Aeußerung. Am Abend vor der Schlacht, welche zwischen ihm und seinem Bruder entscheiden sollte, begab sich Malek in Begleitung seines Vezirs an das Grab eines in seinem Leben sehr berühmten Imans. Hier warf er sich auf die Erde, sein Gemüth im Gebet zu Gott erhebend. An seiner Seite that dasselbe auch der Vezir. Als sie einige Zeit gebetet und dann von der Erde sich wieder erhoben hatten, fragte der Sultan den Vezir: „Um welche Gnade er zu Allah gefleht habe?“ Natürlich und ganz aufrichtig antwortete derselbe: „Ich bat Gott, daß er Dir den Sieg verleihen, und Deinen Bruder in Deine Hände geben möge.“ — „Nicht so,“ erwiderte Malek, „war mein Gebet. Ich flehete zu dem Herrn des Himmels und der Erde, mir Krone und Leben zu nehmen und meinem Bruder zu geben, wenn derselbe würdiger als ich der Herrschaft wäre und seine Regierung nur noch mehr zur Verherrlichung Allah's und dessen großen Propheten beitragen würde.“ — Wo und zu welcher Zeit hat sich je noch aus der Brust eines christlichen Monarchen, in ähnlichem Falle ein ähnliches Gebet zum Himmel erhoben? Welche hohe und außerordentliche Natur würde erst Malek Schaw gewesen seyn, wenn ihm gar noch das höhere Licht des Evangeliums geleuchtet hätte! — Es versteht sich von selbst,

tigkeit erhalten zu haben, kein Unterdrückter von seinem Throne. Ueberall ließ er Spitäler bauen und noch andere Wohlthätigkeits-Anstalten einrichten; sorgte eben so freigebig für Schulen und Moscheen, und ließ in der Wüste für die nach Mekka wallenden Pilger eine Menge Erholungs- und Erfrischungsplätze anlegen. — Malek herrschte bis gegen das Ende des eilften Jahrhunderts. Er starb einige Jahre vor dem Ausbruch der Kreuzzüge. Seinem Tode ging keine lange Krankheit voran. Ein trauriger, besonders für Maleks menschenfreundliches Herz höchst schmerzhafter Vorfall hatte ihm den Aufenthalt in Ispahan zuwider gemacht. Er ging nach Bagdad, in der Absicht, diese herrliche, volkreiche Stadt zu seiner Residenz zu machen, und den Chalifen, jedoch nicht ohne ihn zu entschädigen, aus derselben zu entfernen. Diesem fiel jedoch dieses Opfer sehr schwer. Er erbat und erhielt von dem Sultan die kleine Frist von zehn Tagen; aber bevor diese vorüber war, hatte schon der Tod Maleks Leben und Regierung ein Ende gemacht *).

---

daß nach seinem dreifachen Siege der edle Sultan den Antritt seiner Regierung auch nicht durch die Hinrichtung eines Einzigen seiner strafbaren Verwandten oder dessen Anhänger beflecken wollte.

*) Der traurige Vorfall, der Malek bewog, Ispahan auf immer zu verlassen, und der auch der einzige Flecken in dem Leben und der Regierung dieses großen Sultans ist, betraf dessen weisen, ihm mit unverbrüchlicher Treue ergebenen ersten Minister Nisam. Derselbe war ein geborner Perser und gehörte zu den größten und weisesten Staatsmänner, die je noch der Orient hervorgebracht hatte. Schon unter Maleks Vater, dem Sultan Alp-Arslan, stand er an der Spitze der Verwaltung. Bei beiden Sultanen genoß er ein unbeschränktes Vertrauen. In allem, was Religion, Wissenschaft und Staatsverwaltung betraf, wurden seine Aussprüche wie die eines Orakels verehrt, und Malek war

11. Nach Maleks Schaw Tod fiel das Reich sogleich wieder in Trümmer. Brüder erhoben sich gegen Brüder, Verwandte gegen Verwandte. Sämmtliche zahlreiche Prinzen des seldschiuckischen Hauses kämpften um die Herrschaft, wo nicht des ganzen Reiches, doch wenigstens einzelner Provinzen, die sie an sich zu reißen suchten. Nach blutigen innern Kriegen kam endlich ein Vertrag zu Stande, dem zufolge die Familie Seldschiuck sich in mehrere Zweige theilte. Die älteste und Hauptlinie dieses Hauses gründete eine neue persische Dynastie, und die Seitenlinien mehrere andere Dynastien, wovon die von Kerman, Syrien und Rum die bedeutendsten waren. Von dem Gebiet, welches die Erstere beherrschte, obgleich sehr ausgebreitet,

---

überzeugt, einen treuern und gewissenhaftern Vertreter seiner Macht wie seiner Gerechtigkeit in dem ganzen Umfange seines Reiches nicht zu finden. Demungeachtet gelang es doch den Künsten eines neidischen Nebenbuhlers und der Bosheit einer arglistigen Frau, den treuen Diener nach dreißigjähriger Verwaltung seinem Herrn zu verdächtigen. Eine unvorsichtige, zum Theil scherzhafte Aeußerung Nisams bestärkte den Sultan in dem Verdacht, den man ihm gegen seinen Minister beizubringen gewußt hatte, und nun ward Malek von Nisams Feinden bald so sehr bethört, daß er den dreiundneunzigjährigen, ehrwürdigen Greis seiner Dienste entließ. Aber kaum war dies geschehen, als alle Feinde Nisams — denn welcher Treffliche hat nicht Feinde, und besonders am Hofe eines Sultans? — sich mit Anklagen gegen ihn erhoben. Sein Vermögen, sein Ruhm, ja selbst seine Verdienste wurden ihm zu Verbrechen gemacht. Zwar konnte man keine Schuld an ihm finden, aber, von seinem Herrn verlassen, war er der Bosheit seiner Feinde anheim gefallen und ward von einem fanatischen Muselmann ermordet. — Nach Nisams Tod erwachte Maleks Gewissen, und um dessen beißenden Vorwürfen zu entgehen, begab er sich nach Bagdad, wo er doch schon nach wenigen Tagen seinem alten Lehrer, Freund und Führer in die Ewigkeit folgte.

lassen sich doch die Grenzen nicht mit Genauigkeit angeben. Es erstreckte sich weit hin längs des indischen Oceans. Die Andere vertrieb die Emirs aus Aleppo und Damascus, und die dritte, die Dynastie von Rum, die, weil in die Geschichte der Kreuzzüge verflochten, jetzt vorzüglich ein Gegenstand unserer Aufmerksamkeit wird, herrschte über mehrere, den Römern in Kleinasien entrissene Provinzen. Die Dynastie entstand schon zu den Zeiten des Sultans Malek. Ihr Gründer war Soliman, Sohn des Kutulmisch von dem Hause Seldschiucks. Dieser seldschiuckische Prinz hatte sich gegen Alp-Arslan empört, war aber in dem Treffen erschlagen worden. Kutulmisch hatte fünf Söhne hinterlassen. Als diese herangewachsen waren, wollten sie den Tod ihres Vaters an Alp-Arslans Sohne rächen, brachten mit Hülfe ihrer zahlreichen Anhänger ein zahlreiches Heer auf die Beine, und brachen in eine förmliche Empörung gegen den Sultan Malek aus. Schon standen beide Heere einander gegenüber, und erwarteten das Zeichen zum Angriff, als die plötzliche, ganz unerwartete Dazwischenkunft des Chalifen, den unseligen Familienzwist vermittelte. „Warum," sprach der Chalif, „wollen sogar Stammverwandte einander erwürgen und das Blut von so vielen Tausenden ihrer Glaubensgenossen vergießen? Vereiniget vielmehr eure Waffen gegen die Feinde unsers großen Propheten; ziehet gegen die Römer. In diesem heiligen Kriege könnet Ihr Länder erobern und Euch Ruhm und Ehre erwerben." — Diese Rede des Chalifen fand Eingang. Die Rebellen unterwarfen sich ihrem Sultan, der sie gütig aufnahm, und die fünf Brüder umarmte. Dem ältesten davon, dem Soliman, überreichte Malek die Reichsfahne, ihn ermächtigend, in den Provinzen, die er von den Römern erobern würde, sich ein eigenes Erbkönigreich zu errichten. Er übergab ihm alles Land von Erzerum bis nach Constantinopel, und auch noch

nach Westen, so weit nämlich der Sieg ihn dahin führen würde.

12. Soliman ging nun mit seinen vier Brüdern über den Euphrat und bald standen türkische Lager in den reichsten Provinzen Kleinasiens. Die Erbärmlichkeit der griechischen Kaiser, und die vielen Unruhen erleichterten dem Soliman seine Eroberungen, und als endlich Nicephorus Botaniates sich gegen den Kaiser Michael empört hatte und mit Hülfe des Solimans nicht nur den Thron von Constantinopel bestieg, sondern auch noch seinen Nebenbuhler, den Bryennius überwand und gefangen bekam, überließ er dem Soliman, nachdem er ihn in der Vorstadt Chrysopolis prachtvoll bewirthet hatte, alle Provinzen jenseits des Bosporus und Hellesponts. — Schon oft hatten ganze Wolken türkischer Reiter Kleinasien überschwemmt, jedoch zufrieden mit der reichen Beute, dem Raub ganzer Provinzen, sich stets wieder innerhalb ihrer Grenze zurückgezogen. Aber diesmal gaben sie den Griechen alsogleich zu erkennen, daß sie nicht blos um zu rauben, sondern um bleibende Eroberungen zu machen gekommen wären. So wie sie vorrückten, befestigten sie alle Städte und Oerter, welche die Hauptstraßen des Landes beherrschten, eben so auch die Gebirgspässe und Hauptübergänge über die Flüsse; und endlich bestimmte Soliman die in einer ungemein fruchtbaren Ebene gelegene Stadt Niceä zu seiner bleibenden Residenz *). — Da das ganze,

*) Während dieser türkischen Eroberungen waren die Provinzen Kleinasiens ein Schauplatz der wildesten, rohesten, wahrhaft bestialischen Grausamkeit der Sieger. Nichts ist für das sittliche Gefühl beleidigender, empörender als das grausenvolle Gemälde, welches der Abt Guibert (Gesta Dei) von einem türkischen Lager entwirft. Aus Achtung für unsere Leser und auch für uns selbst, enthalten wir uns, ihnen auch nur einen Zug

von dem schwarzen Meere bis an Syriens Grenzen sich erstreckende Gebiet, das jetzt Soliman beherrschte, aus lauter den Römern entrissenen Provinzen bestand, so ward es nach denselben das Königreich oder Sultanat von Roum genannt. — Doch damit begnügte sich Solimans Ehrgeiz noch nicht. Nach einem, mit der größten Anstrengung und nur bei Nacht gemachten Marsch von drei hundert Meilen überfiel und eroberte er Antiochien, und mit dieser Hauptstadt Syriens noch mehrere andere kleinere Städte bis an die Grenze des Emirats von Aleppo. Sein Reich hatte jetzt eine Ausdehnung von zweiunddreißig Tagreisen in die Länge und von fünfzehn bis achtzehn in die Breite. — Aber eine von Solimans wichtigsten Eroberungen waren Palästina und die heilige Stadt. Beides war zwar schon unter Maleks Regierung von dessen Bruder Thuthusch erobert, und die Herrschaft darüber dem Letztern, jedoch unter der Oberhoheit seines ältern Bruders, des Sultans, übergeben worden. Da jedoch gleich nach Maleks Tod dessen Reich sich zersplitterte und alle früheren Bande der Vereinigung und Unterwürfigkeit sich auflößten: so gelang es auch Soliman, gegen das Ende seiner Regierung Palästina und Jerusalem jener seldschiuckischen Seitenlinie zu entreißen. Es war die letzte seiner Eroberungen, und Soliman erlebte nicht mehr den Ausbruch der Kreuzzüge. In einem Treffen gegen den Emir von Damascus, der ebenfalls ein Sprößling des seldschiuckischen Hauses war, ward Soliman erschlagen. Den Malek Schaw hatte der Tod schon einige Jahre früher von der Weltbühne abgerufen; denn so lange dieser große Sultan lebte, waren die seldschiuckischen Prinzen, größtentheils Emirs und Statthalter der Provinzen, ihm in Ehrfurcht und Gehorsam unterworfen, und die

aus demselben hier mitzutheilen. — Nicäa heißt heute zu Tage Isnik, und auf den Ruinen einer Stadt, welche damals mehr als hunderttausend Seelen umfaßte, stehen jetzt drei hundert erbärmliche Häuser und Hütten.

Furcht vor dem mächtigen Oberherrn erhielt unter ihnen Friede und wenigstens äußere Eintracht. — Als der heilige Krieg begann, saß Kilidsch-Arslan, Solimans Sohn, auf dem Throne von Nicäa.

13. Bei dem häufigen Wechsel der Beherrscher Asiens und Palästinas wechselte auch das Schicksal der dort lebenden Christen wie der dahin wallenden Pilger. — Als in dem Jahre 637 unter dem Chalifen Omar, Mohameds zweitem Nachfolger, schon ein Theil von Syrien war erobert worden, und endlich auch Jerusalem nach harter Belagerung und eben so tapferer Vertheidigung des Patriarchen Sophronius zufolge eines mit dem Chalifen selbst geschlossenen Vertrags war übergeben worden, erhielten die Christen in Jerusalem so günstige Zugeständnisse, wie sie noch keiner andern, von den Arabern eroberten Stadt zu Theil geworden waren. Sie blieben im Besitze aller ihrer bisherigen Kirchen, in welchen ihnen völlige Freiheit in Ausübung ihrer gottesdienstlichen Gebräuche zugesichert ward. Aber die Kreuze auf denselben mußten sie herabnehmen, durften auch keine neue Kirche mehr bauen. Eben so wurden ihnen feierliche Prozessionen mit Herumtragung des Kreuzes und der Evangelienbücher untersagt; auch die Glocken sollten sie nicht läuten, nur anschlagen, keinen der Ihrigen hindern, sich zu der Lehre Mohameds zu bekennen; den Muselmännern die größte Ehrfurcht erweisen; durch Namen und Kleidung sich von ihnen unterscheiden, den Chalifen als ihren Herrn anerkennen, und ihm jährlich eine Kopfsteuer von zwei Goldstücken bezahlen. Dafür versprach Omar den Christen Sicherheit der Person wie des Eigenthums, und ungestörte Ausübung ihrer Religion. — Der Chalif erbauete nach der Angabe des Patriarchen, auf dem Berg Moria die große Moschee, worin die in Jerusalem wohnenden oder dahin reisenden Muselmänner

beten könnten. Omar wie auch sein Nachfolger hielten treulich den mit dem Patriarchen geschlossenen Vertrag. Aber bei allem dem war dennoch der Zustand der Christen in Jerusalem ziemlich precär; er hing größtentheils von dem bald mindern, bald höhern Grade der Duldsamkeit der Chalifen und deren Stellvertreter in Syrien oder Befehlshaber in Jerusalem ab, die nicht selten den mit Omar eingegangenen Vertrag ganz nach Willkühr auslegten, und sehr vieles für die Christen Drückendes und Erniedrigendes aus demselben herausdeutelten. Besonders gab die darin enthaltene Bedingung: „Den Anhängern Mohameds die größte Ehrfurcht zu erweisen," nur gar zu oft eine, den Muselmännern stets willkommene Veranlassung zu den kränkendsten Vexationen und Beschimpfungen der Christen. So z. B. mußten sie unter der Regierung des Moawia drei Viertheile der Stadt den Mohamedanern einräumen, und nur ein Viertel ward dem Patriarchen, dessen Geistlichkeit und der übrigen christlichen Bevölkerung der Stadt überlassen. Indessen vermehrten sich jedoch zusehends die Wallfahrten aus dem Abendlande nach Palästina und Jerusalem. Diese wurden jedoch nicht alle blos aus Andacht, zum Theile auch des Handels wegen unternommen, besonders da auch die Araber, die jetzt anfingen, sich immer mehr dem Handel zu ergeben, und denen ebenfalls Jerusalem iene heilige Stadt war *), jährlich in großer Anzahl dahin pilgerten und diesen Wallfahrten größtentheils nur Handelsinteresse zum Grunde lag. Jedes Jahr ward schon im Anfange des achten Jahrhunderts, gleich nach dem Kreuzerhöhungsfest, ein großer Markt gehalten, auf dem zahllose Kaufleute aus allen Nationen und Weltgegenden zusammenströmten. Die ganze Stadt wim-

*) Sie nannten die Stadt das Haus des Heiligthums (Beth el Mekdis).

melte dann von Lastthieren, Kameelen, Gepäcke und Kaufmannsgütern, in allen Straßen waren die Läden und Tische der Geldwechsler aufgeschlagen, und unter dem, oft mehr als profanen Geräusche der Handelnden, Schachernden und Wuchernden verstummte der Psalmengesang der bei dem heiligen Grabe wohnenden Mönche.

14. Als das Chalifat von dem Hause der Ommajaden in jenes der Abbassiden überging, verschlimmerte sich schon einigermaßen der Zustand der Christen in Jerusalem wie überhaupt in ganz Palästina. Aber noch weit ärger ward es, als die Christen unter dem Chalifen Al-Mansur, dem Vater Haroun-Al-Raschids, endlich als die größten Feinde des Korans bezeichnet, des Verraths und geheimen Einverständnisses mit den Griechen bei ihm angeklagt, und die öftern Einfälle der Letztern in das Chalifat ihnen vorzüglich zur Last gelegt wurden. Ueber sie ward jetzt eine schwere, zum Theil selbst blutige Verfolgung verhängt, deren Druck sie um so mehr fühlen mußten, da sie gewissermaßen durch eigene Unklugheit und Unvorsichtigkeit diese Uebel sich zum Theil zugezogen hatten. Doch diese Zeit harter Prüfung war von kurzer Dauer und eine neue, herrliche Morgenröthe ging an dem Himmel von Palästina für die Christen auf, als Carl der Große mit seinem Ruhm und seinem Namen den ganzen Orient erfüllte und ein gegenseitiges Band der Freundschaft und Hochachtung die beiden Beherrscher des Occidents und Orients, Carl den Großen und Haroun-Al-Raschid, umschloß. Jeder ehrte in dem Andern die Ueberlegenheit an Geist und Macht. Ihre Freundschaft ward, wie dem Leser schon bekannt ist, durch Geschenke und häufige Gesandtschaften unterhalten, und um seinem Bruder in Europa einen recht sprechenden Beweis seiner Freundschaft und hohen Achtung zu geben, sandte ihm

der Chalif die Schlüssel zum heiligen Grabe wie zu den Thoren von Jerusalem. Nicht nur die aus dem Abendlande nach Palästina wallenden Pilger, sondern alle Christen im Orient standen nun unter dem Schutze Carls, und durch die Freigebigkeit dieses großen Monarchen blüheten jetzt auch alle verarmten und verfallenen Klöster in Jerusalem, wie in ganz Palästina, ja selbst in Aegypten und auf den Küsten von Afrika auf das Neue wieder auf*).

15. Die Revolution, welche im Anfange des zehnten Jahrhunderts der Alite Obaidalla auf der nordwestlichen Küste von Afrika bewirkte, und die bald darauf die Herrschaft über Syrien und Palästina von den Abbassiden auf die in Aegypten residirenden Fatimiten brachte, war anfänglich für die Christen mehr Gewinn als Nachtheil. Die italienischen Handelsstädte, vorzüglich die Amalfitaner, wußten sich die Gunst der fatimitischen Chalifen zu erwerben. An die Küsten von Aegypten und Syrien führten die Amalfitaner jedes Jahr nicht nur eine große Anzahl zum Theil oft sehr reicher Pilger, sondern zugleich auch eine Menge der vornehmsten Kunst- und Naturprodukte des Abendlandes, belebten dadurch ganz ungemein den Handel der dortigen Seestädte, und da durch den Aufwand und den Tribut der Wallfahrer, so wie durch die auf den Handel gelegten, obgleich sehr mäßigen Abgaben, die Einkünfte des Chalifen und seiner Statthalter mit jedem Jahre bedeutend zunahmen; so stieg auch stets in demselben Verhältniß ihre Duldsamkeit gegen die Christen und die fremden,

*) — — Nec solum iis, qui Hierosolymis habitabant sub infidelium potestate fidelibus, verum et iis, qui in Aegypto et in Africa sub impietate degebant Saracenorum, (Carolus) suarum largitionum frequenter dirigebat solatia et pietatis opera porrigebat. (*Wilh. de Tyr.* Lib. I. cap. 3.)

dahin kommenden christlichen Pilger *). — So war der Zustand der christlichen Bevölkerung des Orients unter dem Scepter der zwei ersten Chalifen der fatimitischen Dynastie. Aber desto trauriger und schreckbarer ward ihr Loos unter dem dritten, durch seine Ruchlosigkeit berüchtigten Chalifen Hakem, dem Sohne des Aziz. Der Charakter dieses Menschen war eine schauerliche Mischung der größten Laster und Thorheiten, und endlich selbst des unbegreiflichsten Wahnsinnes. Zuerst spielte er den strengen Befolger aller Vorschriften des Propheten. Da dieser den Wein verboten hatte, ließ er alle Weinberge in Aegypten und Syrien, einen der wichtigsten und einträglichsten Handelszweige der Einwohner, bis auf die Wurzeln zerstören, zwang das Frauengeschlecht in Aegypten in einer ungleich größeren Verborgenheit und Abgeschlossenheit zu leben, als die bisherige Landessitte es mit sich brachte, und als darüber von allen Seiten Geschrei erhoben ward, entbrannte er in heftigem Zorn, wovon

*) Der fatimitische Chalif Aziz nannte die Amalfitaner in den, ihnen von ihm ertheilten Privilegien Amalphitanos viros amicos et utilium introductores. — Es ward ihnen sogar erlaubt, ganz nahe bei der Kirche zum heiligen Grabe, ein Kloster und eine Kirche zur Ehre der heiligen, jungfräulichen Mutter unsers göttlichen Erlösers zu erbauen, wo der Gottesdienst von den Mönchen nach dem römischen Ritus gehalten ward. — Bald darauf ward nicht ferne von diesem Kloster auch noch ein, nach der heiligen Magdalena genanntes Nonnenkloster erbauet, in welchem die Nonnen sich mit der Pflege armer und kranker Pilgerinnen beschäftigten. Da jedoch oft die große Anzahl kranker und armer Pilger und Pilgerinnen nicht hinreichenden Raum in diesen beiden Klöstern fanden, so erbaute der Abt neben seiner Kirche noch ein dem heiligen Johannes Eleemon geweihtes Kloster, in welchem die Armen theils von Almosen, theils von den Ueberbleibseln der Tafeln der beiden andern Klöster ernährt wurden.

die Wirkungen ſo furchtbar waren, daß unter den zahlreichen Einwohnern von Cairo ein ſchrecklicher Aufruhr ausbrach. Mehrere Tage ſchlugen ſich die Leibwachen des Chalifen mit den Bürgern; in allen Straßen floß Blut; mehrere Tauſende wurden getödtet und der größte Theil der Stadt ward ein Raub der Flammen. Eben ſo wüthete er auch gegen die Chriſten in Jeruſalem und Paläſtina. Viele ſtarben den Martyrertod, während zu gleicher Zeit des Chalifen Grauſamkeit auch die Anzahl der Abtrünnigen mit jedem Tage vermehrte. Alle chriſtlichen Kirchen und Klöſter, ſelbſt die Auferſtehungskirche in der heiligen Stadt, wurden niedergeriſſen. Sogar das eigentliche heilige Grab ſollte von Grund aus zerſtört werden, aber glücklicher Weiſe widerſtand die Feſtigkeit des Felſen allen Bemühungen des Wahnſinnes und der Ruchloſigkeit. Endlich ward durch ein allgemeines Edikt auch jede häusliche Andacht der Fremden wie der Eingebornen unter ſchwerer Strafe verboten *).

*) — Nam praeter enormitatem tributorum et vectigalium, quae ab eis praeter morem, et contra privilegia a suis praedecessoribus indulta exigebantur, solemnitates etiam interdixerat, quos usque ad illum diem sub aliis principibus et in occulto et palam satis libere celebraverant. Quoque dies erat celebrior, eo arctius domiciliorum suorum septis cohibebantur, nec in publicum audebant comparere, domi etiam non totum dabatur eis habere refugium, sed jactu lapidum et sordium immissione, et violentis irruptionibus, quanto dies erat solennior, tanto amplius molestabantur. Ad hoc pro quolibet verbo levi, ad quamlibet accusantis alicujus suggestionem, sine causae cognitione rapiebantur ad cruces et supplicia, bona confiscabantur, auferebantur possessiones, filiique eorum et filiae rapti de domibus parentum, flagellis aliquando, nonnunque blandimentis et promissionibus apostare cogebantur, aut patibulis affigi. — *(Wilh. Tyr.* Lib. I. cap. 4.). — — Dieſer Erzbiſchof erwähnt bei dieſer Gelegenheit auch

einer, von einem jungen Christen in Jerusalem vollbrachten That, die wirklich der Nachwelt aufbehalten zu werden verdient. — Ein fanatischer, Christen und Christenthum leidenschaftlich hassender Muselmann ging mit nichts Geringerm um, als mit dem Gedanken, die ganze christliche Bevölkerung von Jerusalem, die freilich weit schwächer war als jene der Mohamedaner, auf einmal zu vertilgen. Um diesen höllischen Zweck zu erreichen, hatte er folgendes teuflisches Mittel ersonnen, und sogleich auch dasselbe in Anwendung gebracht. Bei nächtlicher Weile nämlich warf er einen großen todten Hund in die Hauptmoschee der Türken. Als die, welche am Morgen des folgenden Tages des Frühegebetes wegen zuerst in die Moschee kamen, den todten, schon halb verfaulten Hund erblickten, ergriff sie Grausen und Entsetzen. Unter jämmerlichem Geschrei liefen sie augenblicklich wieder heraus, rannten wie wahnsinnig durch die Straßen und verbreiteten das Gerücht von der schrecklichen Entweihung des Hauses Gottes durch die ganze Stadt. In wenigen Augenblicken waren zahllose Haufen, zum Theil aus dem niedrigsten Pöbel, um die Moschee versammelt. Natürlicher Weise fiel der Verdacht sogleich auf die Christen, und in den erhitzten, ohnehin gegen die Christen so feindselig gesinnten Gemüthern, ward dieser Verdacht nun eben so schnell zu einer, gar nicht zu bezweifelnden Gewißheit. Nur das Christenvolk, hieß es, ist einer solchen Gräuelthat fähig; aber auch nur in dem Blute der ganzen Sekte kann und soll die dem Propheten zugefügte Schmach getilgt werden. Die durch dieses wüthende Geschrei geschreckten Christen flohen alle zusammen in eine Kirche — denn da es im Anfange der von Hakem verhängten Verfolgung war, so waren noch nicht alle Kirchen, sondern blos die Auferstehungskirche zerstört. — Immer heftiger und drohender ward indessen das Mordgeschrei der Muselmänner; die meisten hatten schon alle Arten mörderischer Werkzeuge in der Hand, um damit über die Christen herzufallen. Aber nun erhob sich in der Versammlung plötzlich ein Jüngling und sprach: „Liebe Brüder! Unser göttlicher Erlöser hat durch sein Beispiel uns belehrt, daß bisweilen Einer für die Erhaltung des ganzen Volkes sterben müsse. Es wäre ein schreckliches

Unglück, wenn die Kirche von Jerusalem, durch die Ermordung ihrer ganzen Gemeinde, erlöschen sollte. Diesem will ich abhelfen. Ich bin entschlossen, für Euch zu sterben; nur bitte ich Euch, daß ihr meiner in Eurem Gebete eingedenk seyn und meine Familie ehren und lieben möget." — Der Entschluß ward bei dem edeln Jüngling sogleich zur That. Er verließ eilends die Versammlung, stellte sich vor der städtischen Obrigkeit und gab sich selbst als den Frevler an, der durch das Hineinwerfen eines todten Hundes in die Moschee dieselbe entweihet habe. Der Richter, ohne ihn weiters zu befragen, fällte ihm sogleich das Todesurtheil und ließ ihn auf der Stelle hinrichten, sprach jedoch sämmtliche übrige Einwohner von aller Schuld und Strafe frei, beruhigte hierauf auch den aufgereizten Pöbel, so daß dieser, ohne weiter Etwas gegen die Christen zu unternehmen, sich wieder verlief. — Schade, daß die Geschichte den Namen des edeln, von reiner Liebe zu Christo und dessen heiliger Kirche erglühten Jünglings uns nicht aufbewahrt hat.

16. Die Wallfahrten hörten nun einige Zeit auf und die Abendländer vernahmen mit Grausen und Schrecken das Gerücht von der ruchlosen Entweihung der heiligen Oerter und der grausamen Verfolgung ihrer Glaubensgenossen in Palästina. — Doch mit allem diesem hatte Hakem das ganze Maß gotteslästerlicher Thorheiten noch lange nicht erschöpft. Jetzt fiel es ihm ein, der Stifter einer neuen Religion zu werden. Dieser zufolge war er selbst das Ebenbild des höchsten Gottes, der in seiner, Hakems Person und Gestalt sich den Menschen offenbare. Gleich einem Gotte wollte er also jetzt verehrt werden; bei dem Namen Hakem sollten alle Kniee sich beugen. Die neuen religiösen Gebräuche, die er vorschrieb, bezogen sich alle auf seine eigene Gottheit; auf einem Berge bei Cairo wurden seine Mysterien gefeiert, und schon bekannten mehr als sechzehn tausend bethörter oder eingeschüchterter Prose-

lyten sich zu der neuen Gottheit, als die Dolche einiger, von seiner eigenen Schwester ihm auf einer Reise nachgeschickten Mörder den Rasereien dieses mehr als halb wahnsinnigen Tyrannen ein Ende machten. — — Taher, Hakems Sohn, kehrte wieder zu den Grundsätzen einer vernünftigen Politik und religiösen Duldung zurück. Er rief jene, welche, um der Verfolgung unter seinem Vater zu entgehen, auf römisches Gebiet geflohen waren, wieder zurück; ertheilte, was noch weit mehr war, Allen, welche aus Furcht zu dem Islam übergetreten waren, die Erlaubniß sich wieder zum christlichen Glauben zu bekennen, gab den Christen alle ihnen entzogenen Freiheiten und Rechte zurück, und erlaubte die Wiederauferbauung aller unter der vorigen Regierung zerstörten Kirchen und Klöster; und da der griechische Kaiser, Constantinus Monomachus, reiche Geschenke, vieles Geld, ja sogar Baumeister und andere Künstler sandte, so erhoben sich nun bald auf den Trümmern gestürzter christlicher Tempel eben so viele neue, dem dreieinigen Gott geweihete Kirchen. Tahers fünfzehnjährige weise Regierung schützte die Christen in ihrer Person und in ihrem Eigenthum wie in der freien Ausübung ihrer Religion. Etwas mißlicher ward ihre Lage unter Tahers Sohne, unter dessen Regierung die Herrschaft der Fatimiten schon an Kraft und Umfang verlor, und unter Mossa-Abul-Kasem, dem dritten Chalifen nach Hakem, ward Palästina von den seldschukischen Türken erobert.

17. Mit Ausnahme der blutigen Verfolgung unter dem Chalifen Hakem waren alle Beeinträchtigungen, alle Kränkungen und Mißhandlungen, welche die Christen in Palästina bisher zu verschiedenen Zeiten hatten dulden müssen, nur eine, gar keine Erwähnung verdienende Kleinigkeit gegen das, was sie unter dem eisernen Joche der Türken zwanzig Jahre — so lange dauerte

die seldschiukische Herrschaft über Palästina und Jerusalem — zu leiden hatten. Schon mit der Eroberung Syriens und Palästina's durch Thuthschuh, einen Bruder des Sultans Maleks, begann der bejammernswerthe Zustand der dortigen Christenheit. Da bei den Türken öfters den Anführern einzelner Horden wegen geleisteter ausgezeichneter Dienste die Oberbefehlshaberstelle über ganze Städte nebst deren Einkünften nicht nur lebenslänglich, sondern sogar erblich zu Theil ward, so ertheilte jetzt Thuthschuh einem turkomannischen Hordenführer, Namens Orthok, die Stadt Jerusalem. — An dem Hofe und dem Palaste des Sultans Malek und seiner Brüder herrschten zwar persische Sitten und die gewöhnliche Humanität civilisirter Völker, auch hatte Liebe zu den Wissenschaften den Charakter Maleks ganz vorzüglich gemildert. Aber die türkische Nation in Masse blieb bei ihrer alten Wildheit und Roheit. Der Türke liebte den Krieg; aber nicht um durch gemachte Eroberungen sich und seiner Nation Ehre und Ruhm zu erwerben, auch nicht um durch Beute sich zu bereichern, sondern blos um zu zerstören, und zwar auf die grausamste, jedes menschliche Gefühl verläugnende Weise zu zerstören. Ueberall zu morden, zu brennen, in Trümmer zu schlagen, und besonders Alles, was dem überwundenen Volke das Heiligste war, auf das schändlichste zu entweihen; dieß war des Türken seine Lust, seine Wonne und das Einzige, was der Krieg Anlockendes für ihn hatte. Die Hordenanführer waren nicht besser als der gemeine Haufen; wenn sich ihnen Gelegenheit dazu bot, zeichneten sie sich bisweilen selbst durch ein gewisses Raffinement in der Grausamkeit aus. So z. B. hatte Malek Schaw einen seiner Feldherren mit einem starken Heere gegen Aegypten geschickt; aber der seldschiuckische Heerführer ward von den Afrikanern, die den Kern des ägyptischen Heeres des fatimitischen Chalifen ausmachten, mit großem Verlust zurückgeschlagen. Im

höchsten Grade entrüstet über seine Niederlage*), daher dürstend nach Rache, jedoch in der Unmöglichkeit, seine Schmach an den Aegyptiern zu rächen, ließ er auf seinem Rückzuge die Richter und Notarien von Jerusalem in sein Lager kommen und ihnen sämmtlich die Köpfe abschlagen, worauf alsdann auch noch die Ermordung von zwei tausend Einwohnern erfolgte. Dieser schreckliche Frevel ward zwar von Thuthschuh bestraft, aber für die Christen in Jerusalem dabei nichts gewonnen. Diese hatten sich bisher nur bald mehr, bald weniger, doch im Ganzen genommen, einer regelmäßigen Regierung zu erfreuen gehabt. Diese hörte jetzt gänzlich auf. Weder eingegangene Verträge, noch von früheren Chalifen gemachte und auf die Christen sich beziehende Verordnungen, noch auch ihnen ertheilte Privilegien und Freiheitsbriefe wurde mehr geachtet. Weder ihr Eigenthum noch ihre Personen waren mehr geschützt. Gegen alle Gebühr und Gerechtigkeit wurden unverhältnißmäßig erhöhete Steuern, Zölle und andere Abgaben von ihnen erpreßt; der geringste Grad von Wohlstand ward ihnen gleichsam zum Verbrechen gemacht. Bei der mindesten Veranlassung und unter den nichtigsten Vorwänden wurden sie in Gefängnisse geschleppt, aus denen gewöhnlich nur wieder Geld, bei den Armen oft der letzte Nothpfennig sie befreien konnte; kurz, jede Gewaltthat, jede Ungerechtigkeit war, wenn nur an einem Christen begangen, eben dadurch auch an sich schon vollkommen gerechtfertiget. Aber nicht blos der schonungs-

*) Zu dieser von Wahnsinn zeugenden Grausamkeit ließ sich der seldschiukische Heerführer blos durch den Gedanken an die Möglichkeit hinreißen, daß nämlich die Christen in Jerusalem, aus Vorliebe für die fatimischen Chalifen und deren Regierung, die wirklich, nur mit Ausnahme der Regierungsjahre Hakems, für sie nichts weniger als drückend war, sich über seine Niederlage im Stillen gefreuet haben könnten.

loſeſten Willkühr der türkiſchen Beamten preisgegeben, waren die Chriſten auch noch den gröbſten Mißhandlungen des gemeinen muſelmänniſchen Pöbels blosgeſtellt, deſſen brutale Inſolenz alle Vorſtellung überſtieg, ſobald, was nun gewöhnlich der Fall war, zu der Rohheit und beinahe unbegreiflichen Unwiſſenheit des gemeinen Türken ſich auch noch leidenſchaftlicher Chriſtenhaß geſellte. Es läßt ſich keine Infamie erdenken, die man ſich nicht gegen die Chriſten erlaubte. An Sonn- und Feſttagen drangen oft zahlreiche Pöbelſchaaren in die chriſtlichen Kirchen, erhoben furchtbaren Lärm, erſchreckten durch ihr wildes Geſchrei die in Andacht verſammelten Chriſten, ſprangen dann auf die Altäre, ſtürzten die Kelche und Leuchter um, traten die geweihten Gefäße mit Füßen, zertrümmerten Bilder und Bildſäulen, mißhandelten ganz vorzüglich die Prieſter mit Fauſtſchlägen und Fußtritten und beſudelten viehiſcher Weiſe die Altäre. Einige Male ward ſogar der Patriarch in der Kirche von ſeinem Stuhl herabgeriſſen, mit den Haaren über das Stadtpflaſter geſchleift, und unter offenbar lügenhaftem Vorgeben in das Gefängniß geworfen; blos weil man im Voraus wußte, daß die Chriſten jedes Löſegeld, das man für ihren Oberhirten fordern möchte, bezahlen würden.

18. Natürlicher Weiſe wurden nun auch die Wallfahrten nach Jeruſalem ungemein erſchwert, und weit gefährlicher als in frühern Zeiten. Hatten Pilger das Unglück, unter Weges Türken in die Hände zu fallen, ſo wurden ſie gewöhnlich rein ausgeplündert, und durften noch froh ſeyn, mit dem Leben und ohne ſchwere Wunde davon zu kommen. Erreichten ſie aber auch nach vielen Mühſeligkeiten und manchem auf der Reiſe ausgeſtandenen Schrecken, die Thore von Jeruſalem, ſo waren ſie doch noch nicht am Ziele ihrer Leiden. Weit ſtrenger und erbarmungsloſer nämlich, als unter den

Statthaltern der Chalifen, ward jetzt das sehr erhöhete Eingangsgeld von den Pilgern gefordert und eingetrieben. Aber nun geschah es oft, daß diese unter Weges schon von den Türken alles des Ihrigen waren beraubt worden, demnach auch jetzt den Eingangszoll zu zahlen außer Stand waren. Gleich herumschwebenden Schatten irrten nun die durch die härtesten Entbehrungen schon völlig erschöpften Pilger blaß und todtenähnlich viele Tage um die Mauern von Jerusalem, die Ankunft einiger reichen Pilger ängstlich erwartend, die aus Barmherzigkeit für sie zahlen würden; aber leider gingen indessen nicht selten mehrere derselben aus Hunger und Blöße zu Grunde. Wurden auch endlich durch die Milde neu angekommener, wohlhabenderer Wallfahrer den armen Pilgern die Thore von Jerusalem eröffnet, so blieben sie doch auch jetzt noch immer dem äußersten Elende preisgegeben. Gewöhnlich fanden sie in dem, schon mit Armen überfüllten Kloster und Spital keinen Raum mehr, während die von den Türken ausgesaugten, völlig verarmten christlichen Einwohner ihnen ebenfalls nichts oder nur Weniges zu reichen im Stande waren. Beinahe mit jedem Tage nahmen die Drangsale der Christen in Jerusalem zu, besonders als nach Orthuks Tode die Söhne desselben, Ilgazzi und Sokman, die Herrschaft über Jerusalem behaupteten. Auch in den andern Städten Palästina's hatten deren christliche Bewohner ein nicht minder bejammernswerthes Loos. Schrecklich war überhaupt der Zustand der orientalischen, unter dem Druck der Türken seufzenden Christenheit. Da nach dem Tode des großen Maleks Schaw, dessen weitschichtiges Reich von den Prinzen seines Hauses und deren Statthaltern zerrissen ward, ganz Mittel- und Westasien, von den Ufern des Euphrats bis zu dem Pontus Euxinus mehrere Jahre ein weiter Schauplatz innerer Kriege, blutiger Kämpfe und wilder Feindseligkeiten war, auf dem nun die Türken selbst

ſich gegenſeitig erwürgten und mit Feuer und Schwert einander verfolgten, ſo kann man ſich leicht denken, um wieviel grauſamer und unmenſchlicher ſie ſich erſt überall gegen die Chriſten betrugen. — Längſt ſchon hatten in vorigen Zeiten die unterdrückten Chriſten, deren damalige Leiden mit den gegenwärtigen in keinen Vergleich kommen, ihre um Hülfe flehenden Arme nach Conſtantinopel ausgeſtreckt; auch die Patriarchen, durchaus höchſt würdige Oberhäupter ihrer Kirche ſich oft mit der Hoffnung getröſtet, daß von der großen chriſtlichen Kaiſerſtadt, der zweiten Roma, ihnen endlich dennoch Hülfe kommen werde. Aber dieſe Hoffnung war ſeit mehreren Jahren völlig verſchwunden und der im Jahre 1094 auf dem Stuhle von Jeruſalem ſitzende Patriarch Simeon hatte dem, um dieſe Zeit als Pilger in Jeruſalem angekommenen Peter dem Einſiedler, der nun bald das ganze Abendland blos durch die Kraft ſeines Wortes in Bewegung ſetzen wird, unumwunden erklärt, daß von den ſtets unter ſich uneinigen, ihrer Sünden und Laſter wegen ebenfalls hart gezüchtigten, völlig entnervten Griechen durchaus keine Hülfe zu hoffen und noch viel weniger zu erwarten ſey. — Simeon ſprach die reine Wahrheit; aber eben daher wird es jetzt für uns deſto nothwendiger, nun ebenfalls auch noch einen eilenden Blick auf den Zuſtand und die Lage des ſelbſt, und zwar durch eigene Schuld, kurz vor dem Anfange der Kreuzzüge, ganz nahe an dem Rand ſeines Unterganges ſchwebenden byzantiniſchen Kaiſerſtaats zu werfen.

XV.

Oſtrömiſches Reich. Kaiſer Alexius Comnenus beſteigt den Thron von Conſtantinopel.

1. Anna Comnena ſagt — und ſie ſagt es mit vollem Rechte —, daß es der Seelenſtärke eines

Halbgottes bedurft hätte, um die Regierung eines Staates in jenem Zustande zu übernehmen, in welchem sich das Reich des großen Constantins befand, als ihr Vater den Thron von Constantinopel bestieg. Durch Geburt, Geist, Talent wie durch Kühnheit und eine langjährige, ungemein vielseitige Wirksamkeit schien wirklich Alexius vor Allen dazu berufen, dem sinkenden Reich eine Stütze zu werden *). Aber wohin er seine Augen richtete, sah er in der Nähe wie in der Ferne nur Gefahren, offene und geheime Feinde, Verrath, Treulosigkeit, völligen Mangel an allen nur möglichen Hülfsquellen, und endlich eine charakterlose, ganz in Apathie versunkene Nation; kurz, statt des oströmischen Reiches, wie noch zu den Zeiten des Zimisces und Basilius, hatte Alexius blos dessen halb verfaulten Cadaver vor sich und diesem wieder neues Leben und Kraft zu ertheilen, hatte er jetzt die schwere Aufgabe übernommen. Vor allem wäre eine sehr bedeutende Vermehrung des Heeres die dringendste Nothwendigkeit gewesen, denn dieses war völlig zu Grunde gerichtet. Die Truppen, mit deren Hülfe Alexius das Reich gewonnen, hatte er eiligst nach Thracien schicken müssen, um die abendländischen Grenzprovinzen gegen die verheerenden Einfälle der wilden Donauvölker zu schützen. In den Reihen der braven macedonischen Legionen erblickte man zwar noch lauter geübte und geprüfte Krieger; aber längst schon waren diese ohne Sold und Kleidung, mithin im höchsten Grade unzufrieden und mißvergnügt. Die übrigen in den Provinzen zerstreuten Schaaren bestanden aus angeworbenen Barbaren oder anderm zusammengerafftem Gesindel, mithin aus Leuten ohne Gefühl für die Ehre

*) Man sehe der Forts. Band XXI. Abschn. 3. §. 28., wo wir mit der Thronerhebung des Alexius Comnenus die Geschichte des oströmischen Reiches wieder abbrachen.

oder die Schmach des Reiches. Aber um neue Werbungen anzustellen, fehlte es an Geld. Alle Kassen waren leer, in allen Zweigen der Verwaltung herrschte die größte Verwirrung. Bei den alten Beamten keine Treue und Zuverläßigkeit und bei den neuen nur blindes Herumtappen, bei dem völligen Mangel aller nur durch Uebung und Erfahrung zu erlangenden Kenntniß der Geschäfte und deren mannichfaltigen Verzweigung. — Mit jedem Tage stieg indessen die Gefahr vor der immer noch wachsenden Macht der Türken. Von den Ufern des Jaxartes bis zu dem Bosphorus bedeckten Myriaden türkischer Reiter die Ebenen Kleinasiens. Constantinopel schon ganz nahe gerückt, hatten sie in den längs dem Kanal liegenden vielen Palästen, Kirchen und andern Gebäuden eine ununterbrochene Kette von Vorposten gezogen, und von den Mauern der Kaiserstadt sah man beinahe täglich die Fahnen hin- und herziehender türkischer Reiterschaaren wehen. Blos der Türken Unkunde in dem Seewesen und Schiffsbau hatte bisher Constantinopel noch zu schützen vermocht. Da aber jetzt Soliman mit Hülfe der vielen griechischen Gefangenen, die in seiner Gewalt waren, eine Flotte von zwei hundert Schiffen zusammengebracht hatte, war auch die Hauptstadt, von der doch die Erhaltung des ganzen Reiches abhing, ganz in der Nähe von dem furchtbaren Halbmond bedrohet. In dieser bedrängten, gefahrvollen Lage erließ Alexius an die Abendländer jene bekannten Klagschriften, in denen er das Mitleiden derselben zu erregen sucht und sie, selbst zum Besten der abendländischen Christenheit, zur schleunigen Hülfe gegen die Türken auffordert *). Aber des neuen

*) Besonders kläglich ist das Schreiben dieses Kaisers an den Grafen von Flandern. Da dieses aber in einem gar zu demüthig flehenden Ton abgefaßt ist, so hat man es, weil dieses nicht in dem Charakter des Alexius lag,

Kaisers hoher und kräftiger Geist, und dessen, selbst in den gefahrvollsten Momenten stets ruhiger, alles mit Besonnenheit überschauender Verstand sollten auf eine noch schärfere Probe gestellt werden. Inmitten aller der Gefahren, Bedrängnisse und des schrecklichen Gewühls von Sorgen, die ihn von allen Seiten umgaben, mußte er jetzt plötzlich an dem westlichen Horizont seines Reiches eine, zwar schon seit zwei Jahren im Verborgenen dort lauernde, aber nun gleichsam im Sturmwinde sich nähernde, Verderben schwangere Gewitterwolke erblicken. Ein neuer Feind hatte sich gegen ihn erhoben, noch furchtbarer als die Macht der Türken, und der kühne, tapfere, des Krieges so kundige Herzog Robert von Apulien, mit dem Beinamen Guiscard, stand jetzt im Begriffe, mit einer zahlreichen Flotte und einem weit über dreißig tausend Mann starken Heere sich den Küsten von Griechenland zu nähern; zwar dem Vorgeben nach, um den von Nicephorus Botaniates vom Throne gestürzten Michael wieder auf denselben zu erheben, aber der That und der Wahrheit nach, um selbst Constantinopel und mit dieser Hauptstadt zugleich das ganze Reich zu erobern, und dann sein eigenes Haupt mit der oströmischen Kaiserkrone zu schmücken. Unstreitig ein kühner Gedanke, jedoch nicht für Guiscard, dem das Siechthum und die kränkelnde Lage des griechischen Reiches nicht unbekannt waren, und dessen Unternehmungen bisher stets ununterbrochenes Waffenglück begleitet hatte.

---

für unächt erklärt; obgleich andere, nicht minder scharfsinnige Kritiker, und unter andern auch Ducange, dessen Aechtheit behaupten. Aber auch selbst in diesem Falle ist es doch höchst wahrscheinlich, daß, da der griechische Text verloren gegangen, die Uebersetzer und Abschreiber Manches aus dem Ihrigen hinzufügten und dem Schreiben eine Form und Gestalt gaben, die schwerlich der Kaiser demselben gegeben haben mochte; unmöglich konnte Alexius so sehr seinen Charakter verläugnen und so tief unter seine Würde herabsinken.

2. Robert Guiscard, Großgraf von Sicilien und Herzog von Apulien und Calabrien, von jeher darauf bedacht, sein Ansehen und seine Macht durch glänzende Familienverbindungen noch mehr zu heben, hatte seine zweite Tochter Helena mit dem Prinzen Constantin, dem Sohne und Thronfolger des Kaisers Michael, verlobt. Dieser ließ die Prinzessin nach Constantinopel kommen, um sie in der Sprache, wie in den Sitten der Griechen und des Hofes unterrichten zu lassen. Wegen Helenens allzuzarter Jugend konnte ohnehin die Vermählung erst nach einigen Jahren vollzogen werden. Aber während dieser Zeit empörte sich Nicephorus Botaniates gegen den Kaiser, stürzte ihn vom Throne und sperrte ihn und dessen Familie in einem Kloster ein; auch die normännische Prinzessin nebst deren Schwester, die sie nach Constantinopel begleitet hatte, theilten dasselbe Loos und mußten nach einem, nicht ferne von der Stadt liegenden Nonnenkloster wandern. — Von einem so kräftigen und stolzen Fürsten wie Robert war es nicht zu erwarten, daß er die, in der Person des künftigen Schwiegervaters seiner Tochter, so wie in dieser selbst, ihm zugefügte doppelte Schmach geduldig hinnehmen, auch eine so willkommene Gelegenheit, sich in die innern Angelegenheiten eines zerrütteten Reiches zu mischen und dabei vielleicht für sich selbst eine Krone zu gewinnen, unbenutzt vorüber gehen lassen würde. Die häufigen Thronrevolutionen in Constantinopel und die Leichtigkeit, mit der sie bewirkt wurden, mußten beinahe nothwendig den länderſüchtigen, normännischen Eroberer zu einem ähnlichen Versuch ermuntern; wahrscheinlich stand daher auch gleich bei der ersten Kunde von der Entthronung seines Freundes, des Kaisers Michael, der Entschluß, das griechische Reich anzugreifen, in seiner Brust schon fest. Aber der Ausführung desselben standen große Schwierigkeiten im Wege. Roberts Vasallen und Barone waren des Krieges überdrüssig; sie wünschten auf ihren Lorbeeren auszuruhen und die Früchte

ihrer frühern Siege ungestört zu genießen, während des Herzogs italienische Unterthanen schon bei dem Gedanken an einen Krieg zitterten, besonders an einen Krieg jenseits des Meeres. — Von jetzt an klagte Robert öfters vor seinem ganzen Hofe, auch im öffentlichen, und wo immer er nur Gelegenheit dazu fand, über die Härte, mit der man seine Tochter behandelt, über den tiefen Schmerz, den sein väterliches Herz darüber empfinde und über die Grausamkeit, mit der ein undankbarer Emporkömmling seinen Herrn und Kaiser vom Throne gestürzt und diesen und dessen Sohn, den rechtmäßigen Erben des Reiches, in einem Kloster in schmählicher Gefangenschaft halte. Aber alle diese Klagen verhallten wirkungslos, fanden höchstens hie und da blos ein unfruchtbares Mitleiden, weckten aber bei Niemand die Lust, für die Ehre ihres Herzoges und seines Hauses die Waffen zu ergreifen. Belehrt durch die frühere, obgleich von ihm schnell wieder gedämpfte Empörung seiner Neffen, daß er sich nicht immer gerade auf die Treue aller seiner Barone verlassen dürfe, fühlte er die Nothwendigkeit, bevor er etwas gegen die Griechen unternehmen könne, vor allem erst seine Normänner wie auch seine italienischen Unterthanen für seine Absicht zu gewinnen und wenn er sie auch nicht gerade dafür würde begeistern können, ihnen doch wenigstens ein höheres, ihr eigenes Gefühl erregendes Interesse dafür einzuflößen. Um diesen Zweck zu erreichen, nahm er zu folgendem Gauckelstück seine Zuflucht.

3. Auf einmal nämlich landete in einem Hafen des mittägigen Italiens ein Mann von schlankem Wuchs und einem gewissen imponirenden Aeußern. In seinem ganzen Wesen lag etwas Würdevolles, etwas die Aufmerksamkeit Erregendes. Von dem normännischen Befehlshaber daher näher befragt, erklärte er diesem: Er sey der entthronte griechische Kaiser, habe aber endlich

Gelegenheit gefunden, aus ſeinem Kerker zu entfliehen; erzählte hierauf unter den abenteuerlichſten Umſtänden die Geſchichte ſeiner Flucht und ſagte, daß er jetzt nach Salerno eile, um bei ſeinem Freunde und ehemaligen Bundesgenoſſen, dem Herzog Robert, Schutz und Hülfe gegen den Räuber ſeines Thrones zu ſuchen. — Aber dieſer Menſch, der eigentlich Rektor hieß, war nichts als ein ausgeſprungener, griechiſcher Mönch, ein von Robert in Geheim erkaufter und gedungener Betrüger, deſſen Geſichtszüge jedoch wirklich eine kleine ſcheinbare Aehnlichkeit mit jenen des Kaiſers Michael hatten. Es fehlte demſelben auch weder an Gewandtheit noch Schlauheit, und er beſaß im höchſten Grade die Kunſt, mit ungemeiner Leichtigkeit ſich allen nur möglichen Formen anzuſchmiegen. Zudem hatte er einſt in früheren Jahren unter der niedern Famuliſtik am Hofe von Conſtantinopel gedient, kannte alſo die dortige Hoffitte, den entſetzten Kaiſer, deſſen Sohn Conſtantin und die vornehmſten Beamten des byzantiniſchen Hofes; kurz, er war zu der Rolle, die er jetzt ſpielen ſollte, vollkommen geeignet. — Natürlicher Weiſe erkannte Robert ſogleich ſeinen alten, wie er geglaubt hatte, verlornen, aber nun wieder gefundenen Freund, den Kaiſer Michael, gab ihm daher auch den kaiſerlichen Titel, ſtellte eine zahlreiche Dienerſchaft zu ſeiner Verfügung und umgab ihn mit dem ganzen, der kaiſerlichen Würde gebührenden Glanz. Wie im Triumph führte Robert ſeinen neuen Kaiſer durch alle Städte Apuliens und Calabriens; und da man die übertriebenſten Gerüchte von der grauſamen Entthronung Michaels, deſſen äußerſt gefahrvoller Flucht und deſſen endlicher, gleichſam unter dem unmittelbaren Schutz der Vorſehung erfolgten Landung an den Küſten von Italien, vorher überall verbreitet hatte, ſo wurden nun auch der Herzog und deſſen Schattenkaiſer in den Städten wie auf dem Lande mit dem lauteſten Jubel und nicht ſelten ſelbſt mit Thränen der innigſten Theilnahme von

dem Volke empfangen. Der Herzog und dessen aufgestellter Kronprätendent benahmen sich so klug, daß wirklich beinahe die ganze Welt getäuscht ward, nur mit Ausnahme einiger normännischer Edeln, die ehemals in Constantinopel gewesen waren und den wirklichen Kaiser sehr genau kannten. Diese sahen wohl ein, daß das Ganze nur eine von Robert angestellte Comödie sey, aber die Furcht vor dem strengen Herrscher verschloß ihnen natürlicher Weise den Mund. Selbst der Papst ward getäuscht. An alle Bischöfe Calabriens und Apuliens erließ Gregor VII. ein päpstliches Breve, in welchem er ihnen kund that, daß der, von einem Usurpator von dem Throne gestürzte Kaiser von Constantinopel in Italien angekommen sey und den heiligen Petrus und den Herzog Robert um Hülfe angefleht habe, daß er, der Papst, von innigstem Mitleiden gerührt, alle Gläubige auffordere, dem unglücklichen Prinzen allen nur möglichen Beistand zu leisten; daher auch die Bischöfe Allen, welche den Herzog nach Griechenland begleiten würden, Ablaß verkündigen sollten *).

*) Daß selbst Gregor VII. getäuscht ward, dieß ist sehr begreiflich. Der Papst hatte keinen Apocrisiarius oder Geschäftsträger in Constantinopel, der ihm die Wahrheit hätte berichten können; auch der Mittel schneller Mittheilung, besonders aus sehr entfernten Ländern, gab es damals sehr wenige, oder vielmehr gar keine. Zudem benahmen sich Herzog Robert und der in einen Kaiser umgewandelte griechische Mönch mit so vieler Klugheit und Würde, und Ersterer überhäufte Letztern mit so vielen außerordentlichen Ehrenbezeugungen, daß dadurch dem Papste jeder Verdacht und jeder Zweifel nothwendig mußte benommen werden. Aber desto unbegreiflicher ist es, daß ungefähr sechs hundert Jahre nachher noch der Cardinal Baronius gegen das vereinte Zeugniß aller lateinischen und griechischen und zum Theile selbst gleichzeitigen Geschicht-

4. Bei den Werbungen, die Robert jetzt anstellen ließ, wurden Geschenke und Versprechungen nicht gespart, aber auch manche Gewaltthat, mancher Frevel dabei verübt. In den Häfen Italiens wurden die nöthigen Transportschiffe erbauet und mit der, ohnehin mit Robert in freundschaftlichem Verhältnisse stehenden Republik Ragusa ein Vertrag geschlossen, dem zu Folge die Ragusaner die erforderliche Anzahl von Galeeren zu liefern sich verbindlich machten. Die Vorarbeiten, Anstalten und Vorbereitungen zu dem Feldzuge hatten zwei Jahre erfordert; aber jetzt waren dieselben beendigt, die Land- und Seemacht bei Otranto vereiniget und die Flotte jeden Augenblick zum Auslaufen bereit. Roberts Heer belief sich auf mehr als dreißig tausend Mann; den Kern davon bildeten dreizehn hundert Ritter, geborne Normänner. Um sämmtliche Truppen, Pferde, Waffen, Kriegsmaschinen und hölzernen Thürme einzuschif-

---

schreiber, jenen von Robert aufgestellten Prätendenten nicht für das, was er war, sondern für den wahren Kaiser Michael halten und als solchen rechtfertigen konnte. Mit dieser Behauptung steht jedoch der gute Cardinal ganz allein; denn keinem der neuern wie neuesten Geschichtschreiber ist es eingefallen, diesen offenbaren Irrthum mit ihm theilen zu wollen. — — Die vorzüglichsten, zuverläßigsten und inhaltreichsten Quellen sind: Gottfried Malaterra, auch Gaufried und Galefred genannt. (Historia de Robert. Guisc. et Calabr. ducum reb. gest. Lib. V. edit. *Murat.* Script. Rer. Ital. T. V.), ferner Wilhelm der Apulier (Historicum poëma de reb. Normann.), dann die Alexiade der Prinzessin Anna Comnena, und endlich zum Theil auch die Kirchengeschichte des Ordericus Vitalis in dreizehn Büchern, wovon die letztern sich mit der Geschichte der Normänner beschäftigen. — Die drei erstern sind gleichzeitige Geschichtschreiber und der letztere wenigstens derselben jüngere Zeitgenosse. Einstimmig sagen sie alle, daß jener von Robert aufgestellte Prätendent ein Betrüger gewesen sey.

sen, standen hundertundfünfzig Fahrzeuge bereit. Bohemund, Roberts Sohn aus erster Ehe, an Tapferkeit und Kriegskunde dem Vater gleich, an Großmuth und Güte ihn weit übertreffend, befand sich bei dem Heere, das, wie wir bald sehen werden, unter der Anführung dieses Prinzen an moralischer Kraft nicht wenig gewann. Aber auch des Herzogs Gemahlin Siegelgaita, dieser weibliche Held, war nach Otranto gekommen, um ihren Gemahl auf diesem Feldzuge zu begleiten, wieder an seiner Seite zu fechten und alle Gefahren mit ihm zu theilen. Bevor jedoch das Heer eingeschifft ward, gab Robert seinem Sohne Bohemund fünfzehn Galeeren, mit dem Auftrag, die Insel Corfu (Corcyra) zu überfallen und sich ihrer zu bemächtigen, hierauf die feindliche Küste zu untersuchen, einen bequemen Landungsplatz aufzufinden und zur Aufbewahrung der Flotte sich des Hafens von Vallona zu versichern. — Die Schwäche und Nachläßigkeit einer Regierung wird gewöhnlich bald selbst in den entferntesten Provinzen sichtbar. Auf der ganzen Küste von Epirus war auch nicht die mindeste Anstalt oder Vorkehrung gegen den Einfall eines äußern Feindes getroffen. Alles zeugte von dem völlig verfallenen Zustande der griechischen Marine. Bohemund fand daher auch nirgends Widerstand. Die Inseln und alle Seestädte unterwarfen sich den Waffen oder der Aufforderung Bohemunds, und Robert eilte nun von Corfu abzusegeln, um nach kurzer Fahrt sein Heer vor Dyrrachium (Durazzo) zu führen und die Belagerung dieser Stadt zu unternehmen.

5. Bis jetzt war alles nach Wunsch gegangen. Aber nun traf den Herzog und dessen Heer eine Reihe von Unfällen, die den Muth selbst des Kühnsten erschüttert haben würden, aber des Herzogs starren Sinn auch nicht einen Augenblick beugen konnten. Zuerst litt seine Flotte, als sie dem festen Lande schon nahe war,

ganz unvermuthet Schiffbruch. Man befand sich gerade in der zur Seefahrt günstigsten Jahreszeit; aber gegen alle Erwartung hatte sich plötzlich ein furchtbarer, mit Schneegestöber vermischter Sturmwind erhoben, die Schiffe zerstreut, Masten, Taue und Ruder hinweggerissen und mehrere Schiffe an den akerauischen Felsen zerschmettert. Die See und die Küste waren mit Trümmern und Leichnamen bedeckt, viele Vorräthe zu Grunde gegangen oder völlig verdorben. Nur durch ganz außerordentliche Anstrengungen ward die Galeere, die den Herzog und dessen Gemahlin trug, noch gerettet und landete glücklich an dem nahe gelegenen Vorgebirge. Hier blieb Robert eine ganze Woche, um die übrigen Schiffe seiner Flotte wieder zu sammeln und den gesunkenen Muth der Truppen auf das neue zu beleben. — Robert führte hierauf sein Heer gegen Dyrrachium. Aber kaum hatte er sich vor dieser durch Kunst und Natur starken Festung gelagert, als unter dem Doge Dominico Silvio die venetianische Flotte auf der Höhe von Dyrrachium erschien. Durch Versprechungen und neue, den Venetianern zugestandene Handelsprivilegien hatte Alexius sich diese Hülfe von der Republik erkauft. Eine Seeschlacht war jetzt durchaus unvermeidlich, wenn anders Robert nicht alle Communication mit seinen italienischen Staaten sich wollte abschneiden lassen. Seinem tapfern Sohne übergab er den Oberbefehl über die Flotte. Die Schlacht dauerte beinahe zwei Tage; am ersten siegte Bohemund. Die Venetianer baten hierauf um einen Waffenstillstand bis auf den folgenden Tag; dieser ward ihnen bewilliget. Aber die treulosen Venetianer, eine ihnen günstige Wendung des Windes wie auch eine sehr mondhelle Nacht benutzend, brachen den Waffenstillstand und überfielen den Bohemund. Dieser, weil auf öffentliche Treue bauend, hatte noch keine Vorkehrungen zu einer neuen Schlacht getroffen, befand sich also gleich im Anfange

des Treffens im Nachtheil und ward daher auch endlich geschlagen. Einige von den ragusanischen Galeeren und noch mehrere von den apulischen Fahrzeugen wurden von ihren Tauen losgeschnitten und von den Venetianern genommen, zudem gelang es diesen auch noch, eine bedeutende Verstärkung an Mannschaft in die belagerte Festung zu werfen. Die Schlacht war entscheidend. Mit dem Verluste derselben war nun auch die Verbindung mit Italien verloren. Eine noch verderblichere Folge derselben war es, daß sämmtliche Inseln und Seestädte, welche sich schon den Normannen unterworfen hatten, ihnen nun den Gehorsam aufkündigten, den versprochenen Tribut nicht entrichteten und, was das ärgste war, auch ihre bisherigen Lieferungen an die Normänner einstellten. Bald herrschte jetzt, zuerst immer zunehmender Mangel an Lebensmitteln, und endlich eine förmliche Hungersnoth in dem normännischen Lager*). Der Genuß ungesunder, nicht zur Nahrung der Menschen geeigneter Gegenstände erzeugte wie gewöhnlich nun auch pestartige, epidemische Seuchen, die so furchtbar unter den Normännern wütheten, daß in kurzer Zeit ein Dritttheil des Heeres zu Grunde ging. Die Hauptstärke der normännischen Streitkräfte bestand in den Rittern und von diesen starben jetzt fünf hundert einen ruhmlosen Tod. Die Gesammtzahl der von der Pest Hinweggerafften belief sich auf zehn tausend Mann. — Nur Roberts Geist und Muth wurden allein nicht durch diese wiederholten Schläge des Schick-

*) Aus dem Innern des Landes konnten die Normänner sich deswegen keine Lebensmittel verschaffen, weil die zahlreiche Besatzung von Dyrrachium sehr häufige, beinahe tägliche Ausfälle machte und dadurch den Herzog zwang, alle seine Leute im Lager beisammen zu halten, so daß er durchaus keine bedeutende, mehrere Tage ausbleibende Detaschements tief in das Innere des Landes senden konnte.

ſals erſchüttert, und ſogar auch dann noch zagte ſeine Heldenſeele nicht, als er jetzt hörte, daß der griechiſche Kaiſer an der Spitze eines zehnmal zahlreichern Heeres gegen ihn im Anmarſch ſey *).

6. Sobald Alexius, gleich nach ſeiner Thronbeſteigung, von den ſtarken Zurüſtungen Roberts in Italien ſichere Kunde erhalten hatte, eilte er, um ſeine ganze Aufmerkſamkeit ungetheilt auf den normänniſchen Krieg richten zu können, mit Sultan Soliman Friede zu ſchließen und überließ demſelben alle von ihm bisher gemachten Eroberungen. Alle Anſtalten, die Alexius jetzt traf, zeugen von ungewöhnlicher Klugheit und kriegeriſcher Einſicht. Schon im Voraus überzeugt, daß die Normänner Dyrrachium — von der Abendſeite der Schlüſſel zu dem griechiſchen Reiche — zuerſt angreifen würden, ſchickte er ſchleunigſt den Georg Paläologus, einen Feldherrn, der allein ſchon den Mangel eines Heeres erſetzen konnte, mit einer zahlreichen Schaar Macedonier und Albaneſer, lauter geübte und verſuchte Krieger, als Oberbefehlshaber in jene ſo ungemein wichtige Grenzfeſtung. Er ſelbſt behielt ſich eine noch ſchwerere Aufgabe bevor, nämlich, obgleich er weder Soldaten im Lager noch Geld im Schatze fand, ein Heer zu ſammeln, ſtark genug, um gegen die gefürchteten Normänner geführt zu werden; und wirklich gelang

*) Anna Comnena entwirft bei dieſer Gelegenheit, da ſie von der im Normänniſchen Lager herrſchenden, mörderiſchen Seuche ſpricht, von Herzog Robert folgendes Bild: „Ein Mann mit dem rieſenhafteſten Selbſtvertrauen, der kühn jedem Blitze trotzte, und den kein Unfall zu beugen vermochte, konnte keinen andern Ausgang des Kampfes, als nur durch den Sieg ſich denken; und ſo ſtand er nun gegen Himmel und Erde, gegen Sturm, Hunger und Seuche und unzählige Feinde feſt und unerſchüttert.“

es seiner rastlosen Thätigkeit und seinem an Hülfsmitteln unerschöpflichen Geiste, in wenigen Monaten schon ein Heer vielleicht von mehr als hunderttausend Mann unter seinen Fahnen zu sehen. Die Stärke dieses Heeres bestand in den braven Warägern, des Kaisers scandinavischer Leibwache, die unlängst durch eine neue Colonie ausgewanderter Engländer und Dänen war verstärkt worden *); ferner in sechs tausend Türken, die Soliman zu Folge des geschlossenen Friedensvertrages ihm überlassen hatte, und endlich noch in einer nicht sehr zahlreichen Schaar Franken und Lateinern, die sich vor einigen Jahren gegen Robert empört hatten, aber nach schnell gedämpfter Empörung nach Constantinopel entflohen und dort in Kriegsdienste getreten waren. Die übrigen Truppen, die freilich die Mehrzahl in dem Heere ausmachten, hatte man aus allen Provinzen zusammengerafft. Es waren größtentheils unzuverlässige Leute, wenig geübt und noch weniger mit dem Kriege bekannt.

7. Bei der Annäherung des kaiserlichen Heeres entging dem Robert nicht die auch ihm sich jetzt nähernde Gefahr; aber weit entfernt, daraus ein Geheimniß machen zu wollen, berief er im Gegentheil alle höhere Offiziere zu sich in sein Zelt. Unumwunden aber auch unerschrocken sagte er jetzt denselben, daß ein sehr

*) Eine bedeutende Anzahl Engländer und Dänen, welche unter dem eisernen Scepter Wilhelms des Eroberers in England nicht länger mehr leben wollten, waren aus ihrem Vaterlande entflohen und hatten in Constantinopel willkommene Aufnahme gefunden, und diese brannten nun vor Begierde, die Schmach ihrer, von den Normännern unter Wilhelm dem Bastard bei Hastings erlittenen Niederlage durch einen, über die Normänner unter Herzog Robert zu erringenden Sieg wieder zu tilgen.

ſchwerer, blutiger Kampf ihm und ihnen bevorſtehe. „Man muß," ſprach er, „nicht blos die große Mehrzahl des feindlichen Heeres berückſichtigen, ſondern ganz vorzüglich auch deſſen Anführer, den Kaiſer, einen oft ſchon ſiegreichen, mit Lorbeern bedeckten Feldherrn. Nur in unſerer Einigkeit und in der pünktlichen und ſchnellen Befolgung aller Befehle des oberſten Feldherrn iſt unſer Heil zu ſuchen und zu finden. Aber eben daher fordere ich Euch jetzt auf, daß, wenn Ihr Einen wiſſet, der würdiger iſt als ich, das Heer zu befehligen, Ihr ihn mir jetzt nennet; ich bin bereit, ihm ſogleich den Oberbefehl über das Heer zu übertragen." — Als nun alle wie mit einer Stimme den Herzog verſicherten, daß im Gegentheil die Hoffnung des ganzen Heeres blos auf ihm beruhe, fuhr Robert fort: „Vor Allem iſt es nothwendig, daß wir den Feigen alle Hoffnung benehmen, ſich durch Flucht retten zu können. Das ſicherſte Mittel dazu wäre, nicht nur alle unſere Schiffe zu verbrennen, ſondern auch alles Gepäcke und alle bisher gemachte Beute, damit ein Jeder die Möglichkeit einer Entſchädigung für einen ſolchen Verluſt nur in einem vollſtändigen Siege ſuchen und finden kann." Einſtimmig ward der Vorſchlag des Herzogs gebilliget; die Schiffe wurden an das Land gezogen und ſammt ihrer ganzen Ladung verbrannt. — Robert ſtellte hierauf ſein Heer in Schlachtordnung, dieſe zeichnete ihm die Natur des Terrains von ſelbſt vor. Seine beiden Flügel deckten, den Einen das Meer, den Andern hohes Gebirg. In ſeinem Rücken hatte er einen Fluß; alle über denſelben führenden Brücken ließ er jedoch ſogleich abwerfen. Dieſes war zwar gegen die gewöhnliche Vorſchrift, aber Robert wollte dadurch den Fliehenden jede Möglichkeit einer Rettung durch Flucht entziehen. Ohnehin hatte er ſeinem Heere bekannt machen laſſen, daß das Schlachtfeld jetzt für alle entweder ein neuer Geburtsort oder ihr Begräbnißplatz werden müſſe.

Die Normänner zogen sich nun nicht mehr in ihr verschanztes Lager zurück, sondern sie erwarteten in der ihnen gegebenen Stellung den Angriff des Feindes*). — Bei der unverhältnißmäßigen Mehrzahl des griechischen Heeres hätte Alexius eine entscheidende Schlacht vermeiden, die Normänner von allen Seiten einschließen, und durch unaufhörliche kleine Gefechte, besonders durch Hunger sie nach und nach aufreiben können**). Aber mit blinkenden Helmen und prachtvollem Waffenschmuck umgab den Kaiser eine Menge muthvoller, den edelsten Geschlechtern Constantinopels angehöriger Jünglinge. Diese, in jugendlichem Zutrauen auf ihre, durch keine Erfahrung noch geprüfte Kraft, zum Theil auch, weil der Beschwernisse des Lagers und angestrengter Märsche überdrüssig, drangen mit Bitten in den Kaiser, durch eine entscheidende Schlacht, deren Ausgang nur glorreich für ihn und das ganze Heer seyn könne, dem kühnen Unternehmen Roberts und dessen Normänner ein Ende zu machen. Alexius ließ sich bereden und dem Wunsche unbesonnener, brausender Jugend mußten nun die Lehren der Klugheit und Erfahrung weichen. — In zwei, gegen die feindlichen Flügel gerichteten Colonnen ließ Alexius das normännische Heer angreifen.

---

*) Hier auf den Feldern von Dyrrachium standen einst auch die Heere des Pompejus und Cäsars einander gegenüber und Letzterer wäre, wie er nachher selbst gestand, unwiederbringlich verloren gewesen, hätte Pompejus seinen über ihn bei Dyrrachium erfochtenen Sieg zu benutzen gewußt. Was Pompejus damals nach gewonnener Schlacht hätte thun müssen, das lehrte ihn bald darauf Cäsar auf den pharsalischen Feldern.

**) Durch Hunger und die Pest war das normännische Heer bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Robert hatte damals an Fußvolk und Reiterei nicht mehr als fünfzehn tausend Mann und nebst diesen noch acht hundert normännische Ritter.

Gleich nach dem erſten Zuſammenſtoß wurden ſchon nach kurzem Kampfe die italieniſchen Truppen geworfen und ſuchten in ſchmähliger Flucht ihr Heil. Aber die Heldin Siegelgaita, obgleich ſelbſt durch einen Pfeil verwundet, warf ſich den Fliehenden entgegen. „Wohin,“ rief ſie, „wollet ihr fliehen; über den Fluß könnet ihr nicht hinüber und auf dem Meere erwarten Euch auf den Galeeren der Venetianer entweder Tod oder Sclaverei. Hinter Euch iſt überall Verderben, aber vor Euch Leben und Freiheit, wenn Ihr anders durch Tapferkeit derſelben würdig ſeyd!“ Nun kam auch Robert herbei, belebte durch ſeine Worte und eigene zuverſichtsvolle Haltung auf das Neue ihren Muth, ſtellte die Ordnung wieder unter ihnen her und führte ſie in die Schlachtlinie zurück. Aber jetzt rückten auch die Waräger mit ihren mörderiſchen Streitäxten in geſchloſſenen Reihen und von den Türken unterſtützt gegen die Linie der Normänner heran. Es war ein entſcheidender Moment. Robert ſetzte ſich an die Spitze ſeiner normänniſchen Ritter, dieſe legten die Lanzen ein und ſprengten mit ihrem gewöhnlichen Ungeſtüm den Warägern und Türken entgegen. Schon in den Kriegen mit den Türken hatten die Griechen öfters die Erfahrung gemacht, welche gefährliche Waffe die Lanze ſey, aber deren mörderiſche, furchtbare Wirkungen hatten ſie noch nie ſo ſehr gefühlt als jetzt. Alles rannten die Ritter mit ihren Lanzen darnieder; nirgends vermochte man ihrem furchtbaren Angriff zu widerſtehen. Endlich ward das Centrum des kaiſerlichen Heeres durchbrochen und eine Menge Leichen erſchlagener Waräger und Türken bedeckte den Boden. Als Alexius die Niederlage ſeiner ſcandinaviſchen Leibwachen wie der türkiſchen Schaaren erblickte, verzweifelte er mit Recht an dem Siege; denn waren jetzt ſeine Kerntruppen theils vertilget, theils zerſprengt, was konnte er von den übrigen, ſchnell zuſammen gerafften, ungeübten und des Krieges völlig ungewöhnten Truppen

noch erwarten? Nun ward auch Alexius erinnert, an seine eigene Sicherheit zu denken. Leider war es jedoch beinahe schon zu spät. Auf allen Seiten umschwärmten ihn normännische Reiter; alle Wege zur Flucht waren ihm abgeschnitten; aber der Kaiser, der an diesem Tage alle Eigenschaften eines großen Feldherrn mit jenen eines tapfern Soldaten in seiner Person vereinte, schlug sich mit dem Schwert in der Faust mitten durch die Normänner durch. Auch auf den Flügeln hörte der Kampf jetzt auf. Das normännische Fußvolk hatte seine bisherige Tapferkeit bewährt; auch die Apulier und Calabresen, denen nur zwischen Tod oder Sieg die Wahl geblieben war, hatten mit dem Muth der Verzweiflung gefochten. Alle Angriffe der Griechen waren demnach siegreich zurückgeschlagen worden, und als sich jetzt in dem Rücken der Letztern normännische Reiter zeigten, wichen sie ebenfalls zurück und lößten sich nun schnell in eben so verwirrter als ängstlicher Flucht auf. Herzog Robert hatte nun einen vollständigen Sieg erfochten; nur schmerzte es ihn, daß der Kaiser, diese höchste und glorreichste Trophäe, seinen Händen entgangen sey. Alexius hatte seine Rettung nicht blos seiner persönlichen Tapferkeit und der Stärke seines Armes, sondern vorzüglich der außerordentlichen Schnelligkeit seines Pferdes zu danken. Verlassen irrte er einige Tage in dem gebirgigen Lande unstät umher, bis er endlich bei nächtlicher Weile vor die Thore von Lechnides kam und in dieser Stadt, obgleich nur auf kurze Zeit, wenigstens körperliche Ruhe und Labung fand. — Robert hatte seinen Sieg nicht sehr theuer erkauft; sein größter Verlust bestand blos in erschlagenen Apuliern und Calabresen; von seinen normännischen Rittern waren nur dreißig gefallen *).

*) Auch der griechische, seinem Kloster entlaufene Mönch, der bisher den Kaiser gespielt hatte, war in dem Tref-

Der feindliche Verluſt an Todten ward auf fünf bis ſechs tauſend Mann geſchätzt. (18. Oktobr. 1081.) Aber das ganze, mit Reichthümern gefüllte feindliche Lager war den Siegern in die Hände gefallen. Die ganze reiche Beute überließ Robert ſeinem Heere, nur mit Ausnahme des kaiſerlichen Zeltes. Noch an demſelben Abend ſpeiſte er darin und feierte in Geſellſchaft der vornehmſten ſeiner Offiziere an einer üppig beſetzten Tafel — denn an die Stelle des bisherigen Mangels war jetzt Ueberfluß getreten — ſeinen an dieſem Tage erfochtenen merkwürdigen Sieg. — Durch das in dem Zelte des Alexius gefundene Gold und Silber und die übrigen darin befindlichen koſtbaren Gefäße wurden zwar Roberts Schätze nicht ſehr bedeutend vermehrt; aber was einen ungleich höhern Werth für ihn hatte, war, daß durch ſeinen, über ein ſechsfach ſtärkeres und von einem der größten Feldherren jener Zeit geführtes Heer errungenen Sieg, ſein Waffenruhm in der Meinung aller Völker dieſſeits und jenſeits des Meeres ſeine höchſte Stufe erreichte.

8. Mit verdoppelter Thätigkeit ward jetzt die Belagerung Dyrrachiums fortgeſetzt. Georg Paläologus hatte den Erwartungen des Kaiſers vollkommen entſprochen und die Feſte mit ſo vieler Einſicht, Wachſamkeit und Tapferkeit vertheidiget, daß die Belagerung bis jetzt noch nicht die mindeſten Fortſchritte gemacht hatte. Unglücklicher Weiſe war jedoch Paläologus nicht mehr in Dyrrachium. Der Kaiſer, der ihn an ſeiner Seite zu haben wünſchte, hatte ihn vor der Schlacht zu ſich berufen, und Paläologus nach erfolgter Niederlage keine Möglichkeit mehr gefunden, auf ſeinen Poſten nach Dyrrachium zurückzukehren. Den Oberbefehl in der Stadt führte jetzt Comiscortus, ein tapferer Albaneſe, der den

---

ſen geblieben, und hatte nun wenigſtens das, was er ſchlecht angefangen, nicht ganz unrühmlich geendiget.

Venetianern, deren viele in Dyrrachium ansäßig waren, die Vertheidigung der Citadelle übertrug. — Auch Comiscortus wollte von keiner Uebergabe hören, und da in diesem Jahre der Winter früher als gewöhnlich sich fühlbar machte, so fingen die Normänner an, ihre Zelten in Baracken zu verwandeln. Aber die immer zunehmende Strenge der Kälte zwang sie bald auch diese zu verlassen. Robert ließ demnach alle nach der Stadt führende Haupt- und Nebenwege mit zahlreicher Mannschaft, die jedoch alle zwei Tage abgelößt werden sollte, besetzen. Er selbst ging nach Glabinizza und Joannina, verlegte seine Truppen in die, in den weit mildern Thälern liegende Dörfer, und erbauete auf einem Hügel ein Fort, von welchem er täglich bis vor die Thore von Dyrrachium streifen ließ. Robert war schon entschlossen, die Belagerung der so hartnäckig vertheidigten Festung bis auf das nächste Frühjahr zu vertagen, als es dem Bohemund gelang, mit einem edeln Venetianer, Namens Dominico ein geheimes Verständniß anzuknüpfen, und ihn durch die Aussicht auf eine ungemein glänzende Verbindung ganz in sein Interesse zu ziehen. Der Herzog versprach nämlich dem Venetianer, ihm seine eigene Nichte, eine durch Schönheit und Jugend ausgezeichnete Prinzessin zur Gemahlin zu geben, und dieses Versprechen machte den Venetianer nun zum Verräther an dem Kaiser. Von dem Thurm und dem daran anstoßenden Theil der Mauer, worüber Dominico den Oberbefehl hatte, wurden in der Nacht Strickleitern herabgelassen. In aller Stille stiegen die leichten Calabresen hinauf, andere Truppen folgten, und durch Trompetenschall, schreckliches Waffengeräusch und der Normänner Feldgeschrei wurden Dyrrachiums Einwohner plötzlich aus dem Schlafe geweckt. Aber selbst Roberts gefürchteter Name vermochte doch nicht die braven, als Besatzung in der Stadt liegenden Truppen so zu schrecken, daß sie sogleich die Waffen niedergelegt hätten. Mit der größten

Hartnäckigkeit vertheidigten sie Straße für Straße; noch drei Tage dauerte der Kampf in der Stadt, und obgleich schon in der ersten Nacht Meister von den Festungswerken, wurden die Normänner doch erst am Ende des dritten Tages Herren von Dyrrachium, worauf die Citadelle sich von selbst ergab, nachdem die Normänner vorher noch den Sohn des Dogen von Venedig und eine große Anzahl Venetianer zu Gefangenen gemacht hatten. Auch mehrere venetianische Schiffe fielen ihnen in die Hände.

9. Von Dyrrachium drangen die Sieger bis in das Herz von Epirus und Albanien vor. Nach einer kurzen Belagerung, die kaum einen Tag dauerte, eroberte Robert die feste Stadt Castoria und machte drei hundert Waräger, die einen Theil der Besatzung ausmachten, zu Gefangenen. Die Milde, mit der Robert alle behandelte, die sich ihm unterwarfen, machte einen für ihn ungemein günstigen Eindruck auf Griechenlands Bewohner, besonders als sie sahen, daß die Normänner der Ehre ihrer Frauen und Töchter schonten. Keine Stadt wollte also das schreckliche Schicksal einer durch Sturm eroberten Festung theilen, sondern alle öffneten dem Sieger freiwillig ihre Thore. Selbst von den griechischen Soldaten, welche die Normänner zu Gefangenen gemacht hatten, gingen Viele, gerührt von der Güte, mit welcher der Herzog für ihre Pflege und die Heilung ihrer Wunden gesorgt hatte, zu ihm über, und ließen sich unter seine siegreichen Fahnen einreihen. Schon näherte sich Robert der Stadt Thessalonich, und der Schrecken, der seinem Namen voranging, verbreitete sich bis an die Thore von Constantinopel. — Aber ganz unvermuthet ward jetzt der normännische Held in seinem Siegeslaufe gehemmt. Er hatte aus Italien bedeutende Verstärkung an Mannschaft erwartet; aber statt dieser kamen Eilboten mit der unerwarteten, und

für den Herzog jetzt doppelt ärgerlichen Nachricht an, daß die meisten Städte in Calabrien und Apulien, und beinahe alle Barone, seine Vasallen, sich empört hätten. Zugleich langten auch von dem Papste Gregor VII. äußerst klägliche Briefe an, welche den Herzog, als Soldaten (miles) der römischen Kirche, zum Schutze derselben gegen Kaiser Heinrich IV. schleunigst zurückriefen. Aber Robert, der Mann mit dem riesenhaften Zutrauen zu sich selbst, wie die Prinzessin Anna ihn nennt, wollte dem allem ungeachtet doch seine Eroberungen nicht unterbrechen. Vollkommen überzeugt, daß seine Person allein schon stark genug sey, den Aufruhr zu dämpfen und den Papst zu befreien, übertrug er seinem Sohne das Heer und die Fortsetzung des bisher mit so vielem Erfolge gekrönten Feldzuges. Er selbst, nur von vier treuen Dienern begleitet, schiffte sich auf einer einzigen Brigantine ein und segelte damit nach Otranto.

10. Bohemund, Roberts vollkommenes Ebenbild, kühn und über alle Vorstellung unerschrocken, dabei unerschöpflich an Hülfsmitteln, und stets voll Zuversicht eines gewissen Sieges, trat ganz in die Fußstapfen seines Vaters. Er rückte mit dem Heere sogleich weiter vor, überfiel die Stadt Joannina und bemächtigte sich derselben. Da er diese Festung zu seinem Waffenplatz und zur Basis der Operationen seines künftigen Feldzuges machen wollte, so fing er sogleich an, sie auf das beste zu befestigen, ließ die verfallenen Werke ausbessern, neue aufführen, tiefe und breite Gräben um die ganze Stadt ziehen, auch die beinahe ganz verfallene Citadelle wieder in vollkommenen Vertheidigungsstand setzen, während er zu gleicher Zeit nach allen Richtungen zahlreiche Streifparteien aussandte, die das Land verheerten, aber auch das normännische Heer mit Lebensmitteln im Ueberfluß versahen. — Unter diesen Beschäftigungen

ging der Winter vorüber; aber gleich im Anfange des Frühlings (1083) erhielt Bohemund die Nachricht, daß der griechische Kaiser mit einem neuen Heere im Anmarsche sey. — Alexius hatte nach der unglücklichen Schlacht bei Dyrrachium seinen zerstreuten Truppen die Stadt Thessalonich zum Sammelplatz bestimmt, und einem seiner Unterfeldherren, dem tapfern Pacutian, den Oberbefehl darüber ertheilt. Er selbst war nach Constantinopel geeilt, hatte dort aus den Kirchen alles Gold und Silber, dessen er benöthiget war, genommen, damit neue Werbungen begonnen, und nun schon wieder ein zwar minder zahlreiches, aber doch den Streitkräften der Normänner weit überlegenes Heer auf den Beinen. Mit diesem war er, sobald es die Jahreszeit erlaubt hatte, nach Griechenland gegangen, und zog nun in der Richtung auf Joannina in angestrengten Märschen dem Bohemund entgegen. Alexius wollte anfänglich ein allgemeines Treffen vermeiden, blos durch wiederholte kleine Gefechte und geschickte Bewegungen die Fortschritte der Normänner hemmen. Da es aber einer seiner Heerabtheilungen gelang, über eine ziemlich zahlreiche Schaar Normänner einige nicht unbedeutende Vortheile zu erringen; so faßte er wieder größeres Zutrauen zu seinem Heere, änderte seinen Plan und entschloß sich zu einer entscheidenden Schlacht. Durch die Erfahrung belehrt, daß der Angriff der normännischen Reiterei in Masse unwiderstehlich sey, und diese sich gewöhnlich auf das Centrum des feindlichen Heeres stürze, errichtete der Kaiser vor der Mitte seines Heeres eine Art Wagenburg, wodurch natürlicher Weise der Angriff der Cavallerie seine ganze Kraft würde verloren haben. Aber dieß konnte dem Blicke Bohemunds nicht entgehen. Auf der Stelle änderte er seine Schlachtordnung, was mit so geübten Truppen, wie die seinigen, keine lange Zeit erforderte. Er zog seine sämmtliche Reiterei aus dem Centrum seiner Linie hervor, theilte sie in zwei Ab-

theilungen und ordnete sie auf die beiden Flügel seines Heeres. In der Mitte der Linie ließ er die dadurch entstandene Lücke leer, wohl einsehend, daß auch das feindliche Mitteltreffen, wegen der vor seiner Fronte errichteten Wagenburg, nicht sogleich zu einem raschen Angriff schreiten könne. Aber um so mehr eilte Bohemund jetzt das Zeichen zum Angriff zu geben. Mit ihrem gewöhnlichen Ungestümm sprengten die normännischen Ritter auf den Feind ein, warfen mit ihren Lanzen Alles über den Haufen, und schlugen beide feindliche Flügel in die Flucht. Gegen die nun völlig entblößten Flanken des griechischen Centrums ließ Bohemund jetzt auch sein Fußvolk links und rechts im Eilschritt anrücken. Die Schlacht ward nun allgemein, aber auch desto größer die Niederlage des griechischen Heeres. Wie im vorigen Jahre blieb auch jetzt der Kaiser, der alles, was man nur von einem einsichtsvollen und unerschrockenen Feldherrn fordern konnte, gethan hatte, wieder zu lange auf dem Schlachtfelde. Als er sich endlich zur Flucht gezwungen sah, mußte er, wie nach der Schlacht bei Dyrrachium, sich öfters mit dem Schwert in der Faust seinen Weg durch die Feinde ebnen. Einmal gerieth er noch in weit größere Gefahr. Er begegnete nämlich neun normännischen Reitern, die gerade vom Verfolgen der Griechen zurückkamen. Da Bohemund auf die Gefangennehmung des Kaisers einen sehr großen Preis gesetzt hatte, so sprengten jene, sobald sie den Monarchen erblickten, sogleich auf ihn zu. Einer davon ergriff ihn auf der rechten Seite, um ihn vom Pferde zu reißen. Alexius war schon aus dem Sattel gehoben, als zum Glück ihn ein Anderer auf der linken Seite anpackte, und da dieser ihn nun ebenfalls zu sich hinunter zu reißen suchte, so gewann eben dadurch der Kaiser wieder seinen Sitz im Sattel, und gerade in diesem Augenblicke machte sein treffliches Pferd einen gewaltigen Seitensprung, entriß

ihn dadurch den Händen seiner Feinde, und flog mit Pfeilesschnelle mit ihm davon. Aber auch die Normänner waren nicht minder gut beritten. Sie verfolgten den Fliehenden, und einer davon hatte ihn schon wirklich erreicht, als Alexius sich plötzlich wandte, den Verwegenen mit seinem Wurfspieß tödtete und nun bald mit Hülfe eines kleinen Gehölzes den Augen seiner Verfolger entschwand.

11. Nach diesem Sieg gönnte Bohemund seinem Heere einige Ruhe, brach hierauf mit demselben wieder auf, drang in Macedonien ein, erschien endlich unter den Mauern von Arta und begann sogleich die Belagerung dieser wichtigen Festung. Aber Niemand besaß in einem höhern Grade als Alexius die Kunst, nach einer verlornen Schlacht gleich wieder eben so furchtbar dem Feinde gegenüber zu stehen. In Achridus hatte der Kaiser seine, nach der unglücklichen Schlacht bei Joannina zerstreuten Truppen wieder gesammelt, der Unterfeldherr Pacutian ihm bedeutende Verstärkung an Mannschaft zugeführt, und Alexius eilte nun jetzt schon wieder zum Ersatz von Arta herbei. Eine neue Schlacht sollte das Schicksal dieser Festung entscheiden. Aber auch diesmal war das Kriegsglück dem Alexius nicht günstiger als bei Dyrrachium und Joannina. Auch bei Arta wurden die Griechen von Bohemund geschlagen, und ihre Niederlage war eben so vollständig, als in den beiden frühern, von ihnen verlornen Schlachten; worauf Alexius, der ohnehin jetzt zu seinen völlig entmuthigten Truppen kein Zutrauen mehr hatte, nach Constantinopel zurück ging. — Bemerkt zu werden verdient, daß an dem nämlichen Tage, an welchem Bohemund bei Arta siegte, auch sein Vater, Herzog Robert, Rom eroberte und den Papst befreiete. — Arta und mehrere andere Städte öffneten dem Sieger ihre Thore. Bohemund drang jetzt

noch tiefer in Macedonien ein, bemächtigte sich der Städte Ostrova und Berröa, und da sein Heer sehr ermüdet war, machte er an einem Orte Halt, den Comnena die weiße Kirche nennt, und wo, wie man glaubt, ehemals die alte Stadt Edessa in Macedonien stand. Hier hielt er sich ein paar Monate auf, ging dann nach Castoria, wo er die übrige Zeit des Winters blieb und die nöthigen Vorkehrungen zum nächsten Feldzuge machte.

12. Aber auch der Kaiser rüstete sich in Constantinopel. Den Pacutian hatte er in Macedonien zurückgelassen, um die nach der Niederlage bei Arta zerstreuten Truppen so viel wie möglich wieder zu sammeln. Durch seine rastlose Thätigkeit und besonders durch die treuen Dienste des edeln und kriegserfahrnen Paläologus, hatte der Kaiser bald wieder ein bedeutendes Heer beisammen. Der Abfall der Paulicianer *) ward durch moldauische Völker, welche Paläologus ihm zuführte, ersetzt, und den Kern des kaiserlichen Heeres bildete ein türkisches Hülfscorps von sieben tausend Mann, welches Solliman, und zwar unter der Anführung mehrerer seiner

*) Jener manichäischen Secte, der die Paulicianer angehörten, und besonders des in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts von ihnen in Armenien errichteten, länger als dreißig Jahre gegen die größten oströmischen Heere sich behauptenden Raubstaates, so wie endlich dessen Zerstörung unter dem Kaiser Basilius I. werden sich die Leser noch aus den früheren Bänden unserer Geschichte erinnern. — Nach Thracien verpflanzt, leisteten sie in den Heeren der griechischen Kaiser oft sehr nützliche Dienste. Kaiser Alexius zerstörte endlich die Paulicianische Colonie; worauf sie sich dann in die Länder an der Donau zogen, und endlich über Ungarn, unter allerlei Namen nach Italien und die südlichen Provinzen Europas auszuwandern anfingen.

besten Officiere, dem Kaiser auf dessen Begehren gesandt hatte. Aber während Alexius mit diesen kriegerischen Vorbereitungen beschäftiget war, nahm er auch zu andern, weniger edeln, doch leider zu allen Zeiten in dem Kriege erlaubten Künsten seine Zuflucht. Durch geheime Emissäre suchte er nämlich unter den Normännern selbst den Geist der Unzufriedenheit, der Uneinigkeit und des Mißtrauens zu wecken; auch durch glänzende Versprechungen mehrere der vornehmsten Anführer im normännischen Heere in sein Interesse zu ziehen. Einer der vornehmsten Normänner, der Familie der Grafen von Vexin angehörig, und der den Titel eines Grafen von Pontoise führte, hatte bisher auffallende Beweise von Tapferkeit und kriegerischer Einsicht gegeben. Aber jetzt, entweder aus Mißvergnügen, oder weil von Alexius gewonnen, stand er im Begriff, das Heer zu verlassen und in die Dienste des Kaisers zu treten. Um bei diesem sich ein noch um so größeres Verdienst zu erwerben, suchte er auch noch andere und unter diesen die Grafen Wilhelm und Renald zu gleichem Abfall zu bereden, und die beiden letztern hatten schon zugesagt, als zufällig das ganze Complott entdeckt ward. Der Graf von Pontoise nahm augenblicklich die Flucht und kam glücklich nach Constantinopel. Aber die beiden Andern wurden verhaftet. Sie begehrten durch einen Zweikampf sich von der Anklage zu reinigen. Dieses mußte ihnen gestattet werden. Graf Wilhelm ward überwunden, mithin schuldig befunden und der Augen beraubt. Renald blieb zwar Sieger; aber Bohemund trauete ihm nicht mehr und sandte ihn daher nach Apulien zu seinem Vater, der ihm ohne allen weitern Prozeß beide Augen ausstechen ließ.

13. Sobald die Jahreszeit es erlaubte, eröffnete Bohemund den Feldzug, ging über das cambunische Gebirge, brach in Thessalien ein, eroberte Tricala mit

Sturm, bemächtigte sich noch anderer Städte, und rückte dann vor Lariſſa, Griechenlands größte und feſteſte Stadt. Der Kaiſer war mit ſeinen Zurüſtungen noch lange nicht fertig, mithin jetzt nicht im Stande, der bedroheten Stadt ſogleich zu Hülfe zu eilen. Aber Alexius hatte einen ungemein ſichern Takt in Ernennung ſeiner Kriegs- und Civilbeamten. Seine Wahl traf ſtets den Würdigſten. Auch Leo Cephalas, dem er den Oberbefehl in Lariſſa übertragen hatte, war ein eben ſo ſehr durch Treue als Tapferkeit und Kriegskunde ausgezeichneter Feldherr. Dieſem hatte Alexius die Erhaltung von Lariſſa zu danken. Mit welcher Thätigkeit auch Bohemund die Belagerung der Stadt betreiben mochte, wußte Leo Cephalas dennoch ſtets alle Bemühungen deſſelben zu vereiteln. Die Belagerung zog ſich daher ſehr in die Länge, und hatte ſchon mehrere Monate gedauert, als endlich der Kaiſer mit einem Heere zum Entſatz heranrückte. Aber aus Mangel an Lebensmitteln war nun auch die Noth in der Stadt auf das höchſte geſtiegen. Cephalas meldete es dem Kaiſer und bat ihn ſeinen Marſch zu beſchleunigen. „Ich,“ ſagt Cephalas in ſeinem Schreiben, „fürchte den Tod unter keiner ſeiner Geſtalten, mithin auch nicht den Hungertod. Aber ich fürchte, daß mein Tod dem Feinde die Thore von Lariſſa, die ich alsdann nicht mehr zuſchließen kann, ſogleich öffnen werde.“ — Alexius befolgte den ihm gegebenen Rath. Aber ſobald er mit ſeinem Heere angekommen war, ward auch die ganze Umgegend von Lariſſa der Schauplatz einer Menge kleiner ſich täglich wiederholender kriegeriſcher Scenen. Nicht durch eine abermalige Hauptſchlacht wollte der durch gemachte Erfahrungen gewitzigte Kaiſer Lariſſa entſetzen, ſondern zuerſt durch alle in dieſen Fällen anzuwendende Mittel, die Belagerung immer mehr in die Länge ziehen, die Zufuhren dem feindlichen Heere erſchweren, und durch ununterbrochene, obgleich nichts

entſcheidende Angriffe die Normänner ſo ermüden, daß am Ende Bohemund, beſonders bei herannahender kälterer Jahreszeit, die Belagerung aufzuheben gezwungen ſeyn würde. Täglich fielen alſo jetzt bald mehr bald minder bedeutende Gefechte vor. In dieſen blieb zwar Bohemund ſtets Sieger; aber die Belagerung machte dabei keine Fortſchritte. Im Angeſicht eines zahlreichen feindlichen Heeres konnte der Normanne keinen allgemeinen Sturm auf die Stadt vornehmen, und wollte er jenes angreifen, ſo wich es zurück, und Alexius wußte dann ſtets durch geſchickte Bewegung und veränderte Stellung, beſonders in der ſehr durchſchnittenen, eine Menge Poſitionen darbietenden Gegend, ein Haupttreffen zu vermeiden. Eines Tages gelang es ihm ſogar durch Liſt, das normänniſche Lager zu überfallen und zu plündern *). Aber eben dadurch wurden auch noch an demſelben Tage,

*) Der Kaiſer ließ nämlich ſein Heer in Schlachtordnung ſtellen und bot den Normännern ein Treffen an. Natürlicher Weiſe nahm Bohemund es an. Aber Alexius hatte ſeinem Heere Befehl gegeben, gleich beim erſten Angriff zu weichen, ſich immer mehr zurückzuziehen, durch eine verſtellte Flucht endlich die Normänner ſo weit als möglich von ihrem Lager hinwegzulocken. Er ſelbſt legte ſich mit einer auserleſenen Schaar Reiterei in einen Hinterhalt. Damit ſeine Leute von den Normännern nicht bemerkt würden, mußten ſie abſitzen und mit dem Zaume ihrer Pferde am Arm ſich auf den Bauch legen. Sobald die Normänner im Verfolgen des Feindes ſich weit genug entfernt hatten, brach er aus ſeinem Hinterhalt hervor, eilte auf das, beinahe gar nicht beſetzte und bewachte normänniſche Lager los, ließ die wenige Mannſchaft, die er darin fand, zuſammenhauen und gab das Lager zur Plünderung Preis. Als Bohemund Kunde davon erhielt, rief er den Briennius vom Verfolgen der Griechen zurück und ſchickte ihn gegen den Kaiſer, der ſich zwar indeſſen ſchon wieder zurückgezogen hatte, jedoch jetzt einen allgemeinen Zuſammenſtoß beider Heere nicht mehr vermeiden konnte.

gegen den Wunsch und Willen des Kaisers, beide Heere mit einander handgemein. Wie gewöhnlich blieb Bohemund zwar wieder Sieger; aber demungeachtet war diesmal sein Sieg nur unvollständig. Während nämlich die Normänner die fliehenden Griechen verfolgten, ward Bohemunds Fahnenträger von einem latzischen Soldaten erschlagen; dieser bemächtigte sich nun der Fahne des Getödteten, hob sie hoch in die Höhe, schwenkte sie ein paarmal hin und her und schleuderte sie dann auf die Erde. Bei den Normännern war dieß ein Zeichen, daß der Feldherr todt sey. Darüber geriethen nun die Normänner in die größte Bestürzung. Alle, nur mit Ausnahme derjenigen, die den Prinzen umgaben, hielten ihn für todt, ließen sogleich vom Verfolgen der Griechen ab, und eilten selbst in großer, einer Flucht nicht unähnlichen Verwirrung zurück. Bohemund vermochte nicht mehr seine Truppen zu sammeln. Er zog sich daher ebenfalls in sein Lager zurück, und hob bald darauf die Belagerung von Larissa auf. Für den griechischen Kaiser hatte dieß den Werth eines errungenen Sieges; und höchst zufrieden, Griechenlands größte und stärkste Festung entsetzt zu haben, kehrte er, ohne etwas weiteres gegen die Normänner zu übernehmen, triumphirend nach Constantinopel zurück. Bohemund zog sich mit seinem Heere in die Gegend von Castoria, wo er dasselbe, um es von seinen ausgestandenen Strapazzen ruhen zu lassen, in die in der Umgegend liegenden Dörfer und Flecken vertheilte. Er selbst schlug sein Hauptquartier in der wohl befestigten Stadt auf. Aber hier machten ihm seine geheimen Feinde, die neidischen Grafen und Barone, die er in seinem Heere hatte, und von denen jetzt abermals einige zu den Griechen übergingen, durch ihr Mißvergnügen und ihre ungegründeten Beschwerden mancherlei Verdruß. Endlich reizten sie sogar einen Theil des Heeres zu einem förmlichen Aufstand gegen den Prinzen. Tumultuarisch versammelten sich die Sol-

daten vor der Wohnung Bohemunds, begehrten mit Ungeſtümm und drohenden Worten ihren rückſtändigen Sold. Bohemund vermochte nicht die wild aufgeregten Gemüther zu beſänftigen. Er verſprach ihnen, ſeinem Vater unverzüglich ihre Wünſche und Bedürfniſſe wiſſen, und die zu ihrer Befriedigung nöthigen Geldſummen von ihm kommen zu laſſen. Aber dieſes Verſprechen ward nicht angenommen. Des Prinzen geheime Feinde hatten es darauf angelegt, ihn von dem Heere zu entfernen. Die Aufrührer forderten alſo und beſtanden darauf, daß er ſelbſt ſogleich nach Italien gehen und das Geld herbei holen ſollte. Bohemund kannte ſehr wohl die geheimen Triebfedern dieſes Aufſtandes, wie den wahren Grund jener gebieteriſchen Forderung ſeiner Soldaten. Er war gezwungen nachzugeben, übertrug dem Briennius, dem treueſten und tapferſten ſeiner Unterfeldherrn*), das Heer und empfahl ihm dringend, dieſe wichtige Feſtung, wodurch der größte Theil der bisher gemachten Eroberungen gedeckt würde, ſo lange als möglich zu behaupten. Aber nur zu bald gingen Bohemunds Ahnungen in Erfüllung; denn bald darauf, nachdem er Griechenland und das Heer verlaſſen hatte, eilte der Kaiſer, der durch ſeine Spione und Emiſſäre von Allem unterrichtet war, mit einem Heere herbei, zog auch noch den Pacutian an ſich, und rückte mit einer unverhältnißmäßig überlegenen Macht vor Caſtoria. Briennius leiſtete tapfern Widerſtand, vereitelte einige Zeit alle Unternehmungen der Belagerer, und würde wahrſcheinlich die Feſtung erhalten haben, wenn die zahlreiche, ebenfalls ſchon angeſteckte, zu Meutereien ge-

*) Dieſer Briennius hatte mit dem griechiſchen Briennius, der ſich gegen den Nicephorus Botaniates empört hatte, nichts als den Namen gemein. Er war ein Edelmann aus der Bretagne, der ſchon lange in dem Heere des Herzogs Robert diente, weil er die Normänner als ſeine Landsleute betrachtete.

neigte Besatzung ihn nicht gezwungen hätte, mit dem Feinde zu capituliren. Ein sehr großer Theil der Soldaten von dem normännischen Heere ließ sich nun dem Heere des Kaisers einreihen*). Eine noch größere Anzahl kehrte nach Hause zurück, besonders da Alexius Allen, welche Griechenland verlassen wollten, sicheres Geleit versprach; kurz, das ganze, ohnehin schon stark zusammengeschmolzene Heer lößte sich auf; und Bohemund, dieser heldenmüthige junge Prinz, hatte von seinen drei so siegreichen Feldzügen, wie von seinen eigenen ausgezeichneten Heldenthaten keinen andern Gewinn, als blos den Ruhm eines großen, ungewöhnlich kriegskundigen, und bisher in allen Schlachten und Gefechten unbesiegten Feldherrn.

*) Das normännische Heer, wie die Leser schon wissen, bestand größtentheils aus lauter, aus allen Nationen zusammen geworbenen Truppen; durchaus kühne Leute, wahre Waghälse, die jedoch nur, weil angelockt von der Hoffnung großer Beute, der Fahne Roberts gefolgt waren. Da diese Leute, die eigentlich kein Vaterland hatten und die überall heimisch waren, wo es ihnen gut ging, sich nun eben so leicht in griechischen Diensten zu bereichern hofften, so ist es ganz begreiflich, daß sie jetzt auch haufenweise zu dem griechischen Kaiser übergingen. Aber statt aller dieser wäre dem Alexius der einzige Briennius noch weit lieber gewesen. Er kannte den trefflichen Charakter und kriegerischen Geist dieses edeln Franken, suchte daher auf alle Weise ihn für seinen Dienst zu gewinnen. Aber Briennius wies alle Anträge, wie glänzend und anziehend sie für ihn auch seyn mochten, mit vielem Anstande von sich zurück und das Einzige, was Alexius von ihm erhalten konnte, war blos, daß er ihm versprach, nie mehr gegen das griechische Reich zu Felde zu ziehen. Diesem seinem Versprechen blieb Briennius treu; denn als der Kaiser ihn sehr ehrenvoll bis an das Meer hatte geleiten lassen, schiffte sich Briennius auf einem venetianischen Fahrzeuge ein, kehrte aber nicht nach Italien, sondern nach Bretagne in den Schooß seiner edeln Familie zurück.

14. Herzog Robert hatte indeſſen die Empörung in Apulien völlig gedämpft, die Häupter derſelben mit Strenge beſtraft, und den aufrühriſchen Städten ihre Empörung durch ungeheure, ihnen auferlegte Geldſtrafen ſehr hart büßen laſſen. Auch der Papſt Gregor VII. war befreit und Kaiſer Heinrich IV. nach Deutſchland zurückgekehrt. Alle Forderungen ſowohl ſeines eigenen Intereſſes wie jene des Papſtes hatte alſo Robert erfüllt, alle ihm zu Theil gewordenen Aufgaben mit ſeinem gewöhnlichen Glücke gelöſt und ſehr wohl hätte er ſich jetzt einige Ruhe gönnen können. Aber Ruhe war dieſem raſtloſen Geiſte fremd. Alle ſeine Gedanken richteten ſich ſogleich wieder nach Griechenland und Conſtantinopel und ſchon war er ſeit einigen Monaten mit Vorbereitungen zur Ausführung ſeines Eroberungsplanes beſchäftiget, als jetzt Bohemund, obgleich ganz unvermuthet, zu ihm nach Italien zurückkam. Robert empfing ihn mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit; er wußte die ausgezeichneten Verdienſte ſeines Sohnes zu würdigen und legte ihm unverſchuldetes Unglück nicht zur Laſt. — Mit derſelben Thätigkeit, mitunter auch Gewaltthätigkeit, wie das erſtemal, wurden auch jetzt wieder neue Werbungen und alle übrigen Rüſtungen zu einem neuen Seezuge nach Griechenland betrieben. Gegen Ende Septembers des Jahres 1084 waren ſchon Flotte und Landheer bei Tarent verſammelt. Diesmal begleitete den Herzog nicht nur ſein älteſter Sohn Bohemund, ſondern auch deſſen jüngere Brüder Roger und Robert. Seiner Gemahlin Siegelgaita übergab Robert die Regierung ſeiner italieniſchen Staaten während ſeiner Abweſenheit. Wegen der ſchon ſehr weit vorgerückten Jahreszeit ward jetzt der Weg von Brunduſium nach Vallona der offenen Straße von Otranto vorgezogen; und in hundert und zwanzig Transportſchiffen ward in den letzten Tagen des Sep-

tembers das Heer in dem Hafen von Brunduſium eingeſchifft *).

15. Sobald Alexius von den drohenden Vorkehrungen an Italiens Küſte Nachricht erhalten hatte, eilte er ebenfalls ſeine Marine in kriegsfertigen Stand zu ſetzen, rüſtete eine zahlreiche Flotte aus, bemannte ſie mit auserleſenen Truppen und geübten Matroſen, und übergab den Oberbefehl darüber einem eben ſo kühnen als erfahrenen Seemann, Namens Mauritius. Auch an die Venetianer wandte ſich Alexius und ſuchte ihren Beiſtand um jeden Preis zu erkaufen. Er verſprach ihnen vollkommene Freiheit des Handels in allen Theilen ſeines Reiches, ſo daß ſie alle ihre Waaren zollfrei ſowohl aus- als einführen könnten. Ferner machte er ihnen eine Menge in der Vorſtadt von Conſtantinopel liegende Kaufläden und Kaufmannsgewölbe zum Geſchenke, und endlich machte er ſich auch noch zu einem jährlichen, an den heiligen Marcus, Venedigs Schutzpatron, zu entrichtenden Zinsgeld verbindlich **). — Die

*) Die Stärke des Heeres wird nicht angegeben. Nach der Anzahl der Transportſchiffe zu ſchließen, war es nicht ſo ſtark als das Erſtere. In Griechenland waren noch viele Normänner zerſtreut; ſie hatten ſogar noch mehrere feſte Plätze an der Seeküſte beſetzt. Robert war überzeugt, daß, ſobald er in Griechenland gelandet haben würde, alle in dem Lande befindlichen Normänner ſich alſogleich wieder um ſeine des Sieges gewohnten Fahnen ſammeln würden.

**) Eigentlich waren es die Amalfitaner, die dieſen jährlichen Zins bezahlten; denn die auf den in Conſtantinopel und den griechiſchen Städten wohnenden Amalfitanern, ſo wie auf dem ganzen amalfitaniſchen Handel gelegten Zölle und Abgaben wurden gerade um ſo vieles erhöhet, als das dem heiligen Marcus verſprochene jährliche Geſchenk betrug. — Für die Venetianer war dieſes um ſo ſchmeichelhafter, da Amalfi in Anſehung ſeines ausgebreiteten Handels die Nebenbuhlerin Venedigs war.

Venetianer, höchlich erfreut, ihre Freundschaft wieder einmal recht theuer verkaufen zu können, ließen sogleich zum Dienste des Kaisers eine Flotte auslaufen von sechs und dreißig Transportschiffen, vierzehn Galeeren und neun Galioten oder Schiffen von außerordentlicher Größe und Stärke. Als die griechische Flotte mit der venetianischen sich vereiniget hatte, bedeckte sie mit ihren Schiffen das ganze Meer zwischen Italien und Griechenland.

16. Aber trotz der furchtbaren vereinten griechischen und venetianischen Seemacht gelang es doch dem normännischen Eroberer, begünstiget vom Winde und einem ungemein dichten Nebel, unbemerkt durch die feindlichen Schiffe hindurch zu kommen und glücklich an den Küsten von Epirus zu landen. Sobald die Landung vorüber war, dachte Robert vor Allem daran, seine Verbindung mit Italien zu sichern. Mit zwanzig großen und stark bemannten Galeeren suchte er also die combinirte feindliche Flotte auf. Auf der Höhe von Corfu kam es zu einer entscheidenden Schlacht. Diese dauerte drei Tage. An den zwei erstern behielten die Griechen und Venetianer die Oberhand; aber an dem dritten erfocht Robert einen vollständigen, entscheidenden Sieg. Die leichten Brigantinen der Griechen nahmen zuerst die Flucht. Einen desto hartnäckigern Widerstand leisteten die großen venetianischen Schiffe. Aber endlich wurden auch diese, und zwar mit nur noch größerm Verlust, gänzlich geschlagen. Sieben derselben wurden in Grund gebohrt, fünf von den Normännern erobert, und fünf tausend Mann zu Gefangenen gemacht. Der Verlust an Todten, sowohl Griechen als Venetianern, belief sich, selbst nach der Angabe der Prinzessin Comnena, auf dreizehn tausend Mann. Bisher hatte Robert stets zu Pferde gefochten und gesiegt. Es war jetzt das erstemal, daß er sein Schicksal dem Wind und den

Wellen des Meeres überließ und, gleich unüberwindlich zur See wie auf dem festen Lande, nun auch auf diesem stürmischen, oft verrätherischen Elemente einen glänzenden und entscheidenden Sieg erfocht. — Es wird erzählt, Robert habe an jedem Abend der zwei ersten Tage, nachdem er das Zeichen zum Rückzug gegeben, die Ursachen des mißlungenen Angriffes mit der größten Ruhe und Befangenheit untersucht, dann auf neue Mittel und Wege gedacht, jenen Mängeln abzuhelfen, und die Vortheile des Feindes unwirksam zu machen. — Der Winter hemmte jetzt alle weitere Unternehmungen. Aber mit der Wiederkehr des Frühlings eröffnete Robert sogleich den Feldzug. Zuerst war er gesonnen, geradezu auf Constantinopel zu marschiren. Aber die reiche Beute, welche Griechenland und die griechischen Inseln ihm darboten, machte, daß er seinen Entschluß änderte. Anstatt also über die Gebirge von Epirus zu ziehen, unternahm er die Eroberung Griechenlands und der umherliegenden Inseln. Das Unternehmen war um so leichter, da die Flotte alle Operationen des Landheeres kräftig unterstützen konnte. Seinen Sohn Roger sandte Robert mit einigen Galeeren und der nöthigen Mannschaft nach Cephalonien, um sich der Hauptstadt dieser Insel zu bemächtigen. Da die Belagerung nicht gleich, wie man gehofft hatte, schnelle Fortschritte machte, eilte Robert selbst dahin. Aber unter seinem Heere brach plötzlich eine mörderische Seuche aus, und von dieser ergriffen, starb der Eroberer selbst in seinem Zelte auf der Insel Cephalonien, im siebenzigsten Jahre seines Alters, am siebenzehnten Julius des Jahres ein Tausend und sechs und achtzig*). — Ohne einen Feind gesehen zu haben zerstreute sich das siegreiche normännische Heer, oder zog sich in Unordnung und Bestürzung zurück. Roger, welchen Robert Guiscard, mit Zurücksetzung

*) Der ziemlich lange Zeit nachher auf Siegelgaita geworfene Verdacht einer Vergiftung ihres Gemahls rührt

seines ältesten Sohnes, des tapfern Bohemund, zum Erben seiner italiänischen Staaten ernannt hatte, jetzt aber nicht ohne Grund befürchten mußte, daß diese Erbfolge ihm würde streitig gemacht werden, eilte daher um so mehr nach Italien zurück, um sich unverzüglich in den Besitz seiner neuen Herrschaft zu setzen. Mit der Leiche seines Vaters und den Truppen, die ihm folgten, schiffte Roger sich in Vallona ein. Aber die Galeere, welche den Leichnam des verstorbenen Helden trug, litt an der italienischen Küste Schiffbruch. Nur mit vieler Mühe und großer Anstrengung konnte derselbe den Wellen wieder entrissen werden, und ward, zu Folge der von Robert bei seinen Lebzeiten gemachten Verordnung, in der Gruft von Venusia beigesetzt. Die normännische Macht hatte, wie der Ausgang es beweißt, blos auf der persönlichen Größe Robert Guiscards beruht; und so war jetzt durch dessen Tod der griechische Kaiser, der bei

blos von zwei weit später lebenden englischen Geschichtsschreiber her, nämlich von Wilhelm von Malmsbury und Roger von Hoveden. Aber ihre Erzählung, besonders die des Letztern, ist mit so vielen und so großen Albernheiten umwunden, daß diese allein schon hinreichend sind, der ganzen Vergiftungsgeschichte allen Credit zu benehmen. So z. B. erzählt Hoveden, Siegelgaita habe ihren Gemahl blos auf Anstiften des griechischen Kaisers vergiftet, indem dieser ihr versprochen, sie zu seiner Gemahlin zu nehmen und auf den Kaiserthron von Constantinopel zu erheben. Nach vollbrachtem Frevel habe wirklich Alexius, um sein Wort zu halten, die Siegelgaita als Kaiserin in Constantinopel krönen, aber gleich am andern Tage darauf lebendig verbrennen lassen!! — Alle gleichzeitigen und bald darauf folgenden lateinischen wie griechischen Geschichtschreiber wissen nichts davon; im Gegentheil geben mehrere davon der Siegelgaita das Zeugniß, daß sie bei dem Tode ihres Gemahls trostlos gewesen, und lange Zeit den für sie wie für ihre Kinder und die ganze normännische Nation unersetzlichen Verlust schmerzhaft betrauert habe.

der Nachricht von diesem Todesfall dem Andenken des Helden selbst noch eine Thräne weihete, auch auf einmal ganz unvermuthet gerettet. — Ueber sechzig Jahre seit Roberts Tod verzichteten die Normänner auf jedes fernere feindliche Unternehmen gegen das griechische Reich; und wahrscheinlich würde das freundliche Verhältniß zwischen den Griechen und Normännern noch weit länger bestanden haben, vielleicht gar nie unterbrochen worden seyn; hätte nicht der byzantinische Stolz, und zwar sehr zur Unzeit, einen abermaligen Feuerbrand zwischen beide Reiche geschleudert, indem er nicht nur dem mächtigen sicilianischen König Roger II. eine kaiserliche Prinzessin, die er zur Gemahlin begehrte, abschlug, sondern auch den sicilianischen Gesandten mit einer im höchsten Grade beleidigenden Verachtung behandelte. Aber sehr schwer mußten dafür auch ganz Griechenland und dessen berühmtesten und größten Städte büßen und endlich selbst Constantinopel von dem sicilianischen Admiral eine bis dahin unerhörte Demüthigung erdulden*). — Robert Guiscards männliche Linie erlosch schon in der zweiten Generation; aber die von seinem Bruder gestiftete Seitenlinie zog sich durch eine ziemlich lange Reihe von sicilianischen, zum Theil durch glänzende Eroberungen berühmten Königen bis in die sechste Geschlechtsfolge fort. Als sie endlich nach Tancreds Tod erlosch (1192), sank auch die sicilianische Monarchie unter das Joch schmählicher und oft wechselnder Fremdherrschaft herab. —— Des neuen Herzogs Rogers Ahnungen, als er Griechenland so eilig verließ, gingen bald in Erfüllung. Bohemunds Ansprüche auf einen Theil der väterlichen Güter beunruhigten mehrere Jahre Guiscards Familie wie die gesammte normännische Nation. In zwei Schlachten gegen seinen Bruder blieb Bohemund, wie gewöhnlich,

*) Das Nähere von allem diesem wird zu seiner Zeit die oströmische und italienische Geschichte dem Leser angeben.

wieder Sieger. Diese Uneinigkeit zwischen den beiden Brüdern wußte Roger, Großgraf von Sicilien, Sohn Roberts, eines Bruders des Roberts Guiscard, trefflich zu benutzen. Er erhielt den größten Theil von Calabrien. Roger mußte sich mit dem Herzogthum Apulien begnügen; überdieß ward er auch gezwungen, einen andern, ebenfalls sehr bedeutenden Theil von Calabrien mit den reichen Städten Tarent, Otranto, Oria, Gallipoli und einer Menge anderer Orte seinem Bruder Bohemund zu überlassen; doch dieser edeln, wahrhaft christlichen Heldenseele öffnete sich bald darauf mit dem Ausbruch der Kreuzzüge eine viel glorreichere, und zu noch weit glänzenderen Eroberungen führende Bahn in dem Orient, wo, wie wir bald sehen werden, das Fürstenthum Antiochien der Lohn seiner Heldenthaten ward. — — War der unvermuthete Tod des gefürchteten Roberts Guiscard für den griechischen Kaiser ein ungemein günstiges, ja wohl ihn vom Verderben rettendes Ereigniß; so brachte der ein paar Jahre darauf erfolgte Tod des Sultans Soliman von Nicäa ihm nicht minder bedeutende Vortheile; denn während der nach Solimans Ableben in dessen Sultanat entstandenen, volle drei Jahre dauernden Unruhen, gelang es dem eben so staatsklugen, als unternehmenden Kaiser, die Grenzen seines Reiches bis nach Nicomedien, sechzig Meilen weit von Constantinopel zu erweitern. — — In dem Kriege mit den Normännern hatte Alexius die Franken, deren Tapferkeit, Charakter und zum Theil auch Wildheit kennen gelernt; und die von ihm diesfalls gemachten Erfahrungen dienten ihm, wie wir nun bald sehen werden, in seinen Verhandlungen mit den Kreuzrittern nicht selten zu einer, obgleich nicht immer ihn sicher leitenden Richtschnur.

XVI.

Geschichte des ersten Kreuzzuges. — Peter der Einsiedler und Papst Urban II.

1. Peter, nachher mit dem Beinamen: der Einsiedler, war der Sprosse einer adeligen Familie in Frankreich. Frühzeitig trat er in Kriegsdienste und zog in einer Fehde unter dem Panier des Grafen von Boulogne, eines der nachmaligen Helden der Kreuzzüge, gegen Robert den Friesen. Viel Rühmliches mag Peter in diesem Feldzuge nicht verrichtet haben, wenigstens schweigt die Geschichte seines Lebens darüber; sie sagt uns blos, daß er in die Gefangenschaft der Friesen gerieth und, als er einige Zeit darauf wieder in Freiheit gesetzt ward, sich mit einer wenig bemittelten und schon alternden Dame, Namens Beatrix von Roussi, vermählte und der Stammvater der bekannten französischen adeligen Familie de l'Hermite ward. — Obgleich verheirathet, verlor doch für ihn die Welt immer mehr ihre Reize. Das unstäte Gewühl des Weltlebens ward ihm endlich eine unerträgliche Last und so vertauschte er, mit Genehmigung seiner Gattin, seinen Waffenrock gegen eine Mönchskleidung und ging in ein der Regel des heiligen Benedikt von Anian folgendes Kloster. Aber nach immer größerer Vollkommenheit strebend, begab sich Peter nach einem nicht allzulangen Aufenthalt in dem Kloster mit Erlaubniß seines Obern in eine, wahrscheinlich in der Picardie gelegene Einsiedelei. Hier führte er ein sehr strenges, büßendes Leben. Tag und Nacht lag er dem Gebete ob, aß weder Fleisch noch Brod, nährte sich blos von Kräutern, labte sich aber seines schwächlichen Körpers wegen bisweilen mit etwas Wein. Der Ruf seiner Frömmigkeit verbreitete sich bald in der ganzen umher liegenden Gegend und nicht selten drängte sich das Volk bei seiner Zelle, um von dem frommen Einsiedler Worte des Trostes, der Erbauung

oder Belehrung zu vernehmen. Peters Aeußere war im höchſten Grade unanſehnlich *); aber unter dieſer unſcheinbaren Hülle wohnte ein ſtarker, kräftiger Geiſt. In vollem Maße beſaß er die Gabe der Rede. Wenn er dem Ermüdeten Troſt zuſprach, dann floßen die Worte wie Honig von ſeinen Lippen; ſprach er aber von den furchtbaren Gerichten Gottes, dann donnerte ſeine Stimme ſelbſt den verſtockteſten Sünder zu Boden und ſein feuriges, glühendes Auge gab alsdann jedesmal ſeiner Rede auch noch eine gewiſſe höhere, alles unwiderſtehlich mit ſich fortreißende Kraft; kurz, Peter beſaß im höchſten Grade die Kunſt, ſeine eigene Ueberzeugung ſtets auch zur lebendigen Ueberzeugung aller übrigen Menſchen zu machen, und zwar der Gelehrten wie Ungelehrten, der Hohen wie der Niedern und ſelbſt eben ſo ſehr der Geiſtlichen wie der Laien.

2. In den Jahren 1093 und 1094 unternahm der fromme Einſiedler nun ebenfalls eine Wallfahrt nach Jeruſalem und alle in Paläſtina gelegene heilige Orte. Von einem Chriſten, der ihn in Jeruſalem gaſtfreundlich in ſein Haus aufnahm, hörte Peter mit Entſetzen die grauſamen Bedrückungen, welche die Chriſten in Jeruſalem wie in ganz Paläſtina unter dem unerträglichen Joch der Türken erdulden mußten und er ſelbſt ward nun bald jeden Tag Zeuge von der Wahrheit dieſer Erzählung. Aber nun entbrannte ſein Herz in heiligem Zorn. Er eilte zu dem Patriarchen, fuhr ihn hart an und machte ihm Vorwürfe, daß er ſeine Gemeinde nicht gegen ſolche Grauſamkeiten zu ſchützen ſuche, daß er ruhig zuſehen könne, wie die hei-

*) Pupillus, persona contemptibilis, vivacis ingenii, et oculum habens perspicacem gratumque et sponte fluens ei non deerat eloquium. Dies iſt die obgleich nicht ſehr vollſtändige Schilderung, welche Wilhelm von Tyr (lib. I. cap. 2.) von Peter dem Einſiedler macht.

ligsten Orte von den Barbaren auf das schändlichste entweihet, die Gaben frommer Christen geraubt und selbst fremde Pilger dem frechsten Hohne und den gröbsten Mißhandlungen täglich preisgegeben würden. — Mit Thränen im Auge entwarf ihm nun der ehrwürdige Simeon, so hieß der damalige Patriarch, ein eben so treues als herzzerreißendes Bild von dem trostlosen Zustande der so sehr unterdrückten, grausam mißhandelten, völlig verlassenen Kirche von Jerusalem. Von dem griechischen Reiche, sagte Simeon, sey keine Hülfe zu erwarten; ihrer Sünden wegen hätten die ausgearteten Oströmer ja selbst schon mehr als die Hälfte ihres Reiches verloren. Nur in dem Abendlande sey noch lebendiges Christenthum zu finden, kräftig genug, um die Gemüther zu großen und edeln Thaten zu entflammen. Vielleicht hat Dich, frommer Einsiedler! Gott zu einem Werkzeuge dazu auserwählt. Als Gesandten der trauernden, zerfleischten Kirche von Jerusalem sende ich Dich daher jetzt an deren Tochter, die abendländische Kirche, daß Du bei dieser um Erbarmung und Hülfe für ihre leidende unglückliche Mutter flehen mögest. — Diese Worte des Patriarchen begeisterten den Eremiten; er zeigte sich sogleich bereit, den Auftrag zu übernehmen, worauf ihm der Patriarch eine Menge Briefe gab an den Papst, an mehrere Könige und Fürsten, an die ganze abendländische Christenheit. — Von jetzt an hatte Peter keinen andern Gedanken, als den an die Ausführung des ihm ertheilten Auftrages. Oefters begab er sich daher in die Kirche zur Auferstehung, warf sich vor dem Altar nieder und flehete zu Gott um Erleuchtung und Kraft von Oben. Eines Tages, als er abermals in derselben Kirche betete und endlich ermüdet in Schlaf fiel, hatte er ein Traumgesicht, in welchem Christus selbst ihm erschien und zu ihm sprach: „Richte dich auf, Peter! und eile zu vollbringen, was dir auferlegt worden. Fürchte dich nicht, meine Hand wird bei dir und mit dir

seyn; denn Ich will, daß mein Heiligthum von den Schändern desselben gereiniget und meinen Anbetern endlich Hülfe zu Theil werde." Durch dieses Gesicht fühlte sich Peter, als er wieder erwachte, ungemein gekräftiget und, nachdem sein Herz mit erhöheter Inbrunst sich in ein kurzes Dankgebet ergossen hatte, eilte er mit der frohen Botschaft zu dem Patriarchen und dieser, der in der Erscheinung ein sicheres Unterpfand des Gelingens der ganzen weit aussehenden Unternehmung erblickte, drang jetzt in den Einsiedler, seine Abreise so viel möglich zu beschleunigen. Peter selbst begehrte nicht länger mehr in Jerusalem zu weilen, machte sich daher gleich am Morgen des folgenden Tages auf den Weg nach Antiochien, wo er ein nach Italien segelfertiges Schiff antraf, sich in dasselbe aufnehmen ließ und nach kurzer und glücklicher Fahrt bei Bari an das Land trat*).

*) Da Peter nachher überall und in allen seinen Predigten der in der Auferstehungskirche zu Jerusalem ihm gewordenen Erscheinung erwähnte, so gab er dadurch sehr vielen großen Anstoß, denn die Ursperger Chronik sagt: Petrum postea multi hypocritam fuisse dicebant. Aber offenbar war er weder Heuchler noch Betrüger. Will man auch annehmen, daß jene Erscheinung blos das Spiel seiner ohnehin glühenden und jetzt noch mehr aufgeregten Einbildungskraft war, so hielt doch Peter selbst diese Täuschung für Wahrheit und sprach daher überall blos seine eigene Ueberzeugung aus. — Daß Peters Charakter vielleicht eine große Dosis von Schwärmerei beigemischt war, dies will man nicht geradezu in Abrede stellen. Aber dies würde eher für ihn als gegen ihn zeugen. Man hat sehr Unrecht, daß man mit dem Wort Schwärmerei nur absprechende Begriffe verbindet; dieß kommt blos daher, weil man gewöhnlich jede Uebertreibung groben Unverstandes, jedes auch noch so abgeschmackte oder frazenartige Erzeugniß eines ausgetrockneten oder verrückten Gehirns mit dem Namen Schwärmerei bezeichnet. — Schwärmerei in dem ächten philosophischen Sinne des

3. Von da ging Peter nach Rom zum Papste Urban II. Diesem gab er sich sogleich als einen unmittelbaren Gesandten Gottes kund, überreichte ihm die Briefe des Patriarchen von Jerusalem und bestätigte durch sein Zeugniß den Inhalt derselben. Die Idee zu einem Befreiungskriege der morgenländischen, unter dem Druck der Ungläubigen schmachtenden Christen, war, wie die Leser wissen, nicht neu. Schon mehreren Päpsten, ja schon Silvester II. schwebte sie vor der Seele, und vorzüglich war es Gregor VII., der sie in mehreren seiner Briefe deutlich aussprach, auch ganz gewiß, vielleicht selbst in eigner Person sie auszuführen einen Versuch gemacht haben würde, hätte nicht der zwischen ihm und Kaiser Heinrich IV. ausgebrochene gewaltige Kampf seinem Geiste und seinen Bestrebungen eine ganz andere Richtung gegeben. Aber dieser unselige Kampf war auch jetzt noch nicht beendiget; in Deutschland trennte noch immer eine traurige Spaltung die Kirchen und

---

Wortes ist gar nicht die Sache gewöhnlicher oder mittelmäßiger Menschen; denn dazu gehört ein tiefes und warmes Empfindungsvermögen, ein kräftiger Geist, ein reines nach etwas Höherm strebendes Gemüth, verbunden mit einer feurigen, mit den schönsten, edelsten und heiligsten Bildern erfüllten Einbildungskraft. Aber alles dieß ist nicht das Erbtheil des großen Haufens, sondern nur weniger, sehr seltener und bald möchte man sagen, auch ganz vorzüglicher Menschen. — Daß Peter einen vom Himmel gefallenen Brief gleichsam als ein Beglaubigungsschreiben vorgezeigt habe, ist eine bare Unwahrheit, eine bloße abgeschmackte Erfindung des Volkswahnes, der damals bekanntlich nichts als Wunder und Zeichen sah, am Himmel, auf der Erde und in der Luft, Alles miraculisirte, und wo er keine Mirakel vorfand, selbst dergleichen ersann. — Ordericus Vitalis ist der einzige, der von einem solchen Briefe Erwähnung macht, ohne jedoch bestimmt zu sagen, daß Peter sich eines so dummen Betruges schuldig gemacht habe.

deren Häupter von einander, erhielt die Gemüther der Gläubigen noch immer in einer peinlichen, qualvollen Spaltung. Papst Urban II. selbst war in Rom nicht sicher. Der Gegenpapst Clemens III. war noch im Besitz der Engelsburg, des größten Theils der Stadt und sein Anhang, besonders unter dem römischen Adel, noch zahlreicher als jener des rechtmäßigen Papstes. Wohl mochte also Urban jetzt dafür halten, daß der gegenwärtige Augenblick nicht gerade der günstigste sey zur Ausführung der Plane des frommen Einsiedlers. Indessen ertheilte er doch dem Eifer desselben gerechte Lobsprüche, versprach ihm seinen Beistand und ermächtigte ihn, in allen Ländern das schreckliche Schicksal der morgenländischen Kirche bekannt zu machen und alle Christen zum Kampfe gegen die Ungläubigen zu entflammen. Getröstet und gestärkt durch den ihm zugesagten Beistand des höchsten Oberhaupts der Kirche, eilte Peter zuerst durch ganz Italien, ging dann über die Alpen und durchlief eben so rastlos auch alle Provinzen Frankreichs. Mit gleicher Zuversicht trat er vor die Großen dieser Erde, vor die Bischöfe und Fürsten, wie vor das gemeine Volk. Er predigte in den Palästen und in den Kirchen, auf Marktplätzen und öffentlichen Landstraßen. Ueberall las er die Briefe des Patriarchen vor, bestätigte deren Inhalt durch das, was er selbst gesehen, erfahren und erduldet hatte, erzählte auch die, in der Kirche zu Jerusalem ihm gewordene Erscheinung und gab sich überall, wie schon in Rom vor dem Papst, als den unmittelbaren Gesandten des Sohnes Gottes kund. Seinen Reden gab Peter noch mehr Kraft durch sein eigenes äußeres Betragen. Er betete oft, sehr lange und mit Inbrunst, nahm nur wenig Nahrung zu sich, ging mit unbedecktem Haupt und barfuß einher, und seinen durch Abtödtungen abgezehrten Körper deckte ein grobes, ganz gemeines Gewand. Auf seiner Brust trug er ein großes,

schweres Crucifix. Alle Geschenke, welche fromme Seelen ihm brachten, theilte er sogleich unter die Armen aus; wo Hader und Streit die Gemüther trennte, stellte er Friede und Einigkeit wieder her. Wer des Trostes bedurfte, ging stets gestärkt von ihm hinweg, und jedem Hülfsbedürftigen half er, in so weit nur immer seine Hülfe ausreichen konnte. Ueber alle Vorstellung war daher auch die Wirkung seiner Predigten. Schilderte er die harten Leiden und grausamen Bedrückungen der Christen in Palästina, dann schmolz jedes Herz in Rührung und Mitleiden und jedem Auge entquoll ein Strom von Thränen; sprach er dann wieder von der Pflicht und der Glorie, dem in seinen Anbetern und Verehrern so frevelhaft mißhandelten göttlichen Erlöser zu Hülfe zu kommen, dann schwellten Kampflust und kriegerischer Muth die Brust eines jeden Kriegers; und vielleicht machten noch nie und zu keiner Zeit die Reden eines Sterblichen einen so tiefen, allgemeinen und bleibenden Eindruck, als jetzt die Predigten Peters, des Eremiten. Alles Volk verehrte ihn als einen Heiligen, und was er sagte, ward als ein unmittelbarer Ausspruch Gottes betrachtet.

4. Die Wirkungen von Peters Predigten zeigten sich bald auf zwei der merkwürdigsten Concilien, nämlich auf jenem von Piacenza und dem zu Clermont. Auf dem Erstern zwar weit weniger als auf dem Letztern. Bei einem so weit aussehenden und in allen seinen möglichen Folgen gar nicht zu berechnenden Unternehmen wollte der Papst nur mit der größten Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke gehen. Auf dem Concilium von Piacenza wollte Urban, wie es scheint, blos die allgemeine Stimmung, wenigstens des größten Theils der abendländischen Christenheit erforschen. Das Concilium war ungemein zahlreich; es erschienen darauf mehr als viertausend Geistlichen und über dreißigtausend Laien

aus Italien, Frankreich, Burgund, Schwaben und Bayern. Natürlich konnte keine Kirche eine so ungeheure Menschenmenge fassen. Die Versammlungen wurden daher auf freiem Felde gehalten. Die eigentliche große Angelegenheit, nämlich die Befreiung des heiligen Landes, ward zwar auf diesem Concilium noch nicht besprochen, daher auch kein einziger, sich darauf beziehender Beschluß gefaßt. Aber um den so eben angegebenen Zweck zu erreichen, nämlich die allgemeine Stimmung kennen zu lernen, führte Urban, nachdem alle kirchlichen Angelegenheiten erlediget waren, die griechischen Gesandten vor die versammelten Väter. In einer wohl geordneten Rede schilderten die Griechen das grausame Verfahren der Türken gegen die Christen und die Gefahr, die allen christlichen Völkern drohe, wenn den fernern Eroberungen dieser Barbaren nicht bei Zeiten Einhalt geschehe. Da durch Peters Predigten die Gemüther schon vorbereitet waren, so machte auch jetzt diese Schilderung der griechischen Gesandten einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden, und die meisten der dem Concilium beiwohnenden Fürsten und Herren verpflichteten sich jetzt schon gegenseitig durch einen feierlichen Eid, den Christen im Orient zu Hülfe zu eilen. — Ueber die in ganz Frankreich, Burgund und Süditalien herrschenden Gesinnungen und den Geist, der dort die Menschen beseelte, konnte nun dem Papste nicht der mindeste Zweifel mehr vorschweben. Er entschloß sich also von jetzt an, fester und entscheidender aufzutreten, aber auch die gegenwärtige allgemeine Bewegung in gewissen, von Einsicht und Klugheit gebotenen Schranken zu halten und in die begeisterten, so sehr aufgeregten Gemüther bei Zeiten die nöthige Ruhe und Besonnenheit zu bringen. Sobald er also in Frankreich, wohin er sich gleich nach Beendigung des Conciliums von Piacenza begab, angekommen war, berief er ein neues Concilium zusammen, das noch in demselben Jahre, gegen die

Mitte des Novembers, acht Tage nach dem Fest des heiligen Martins, zu Clermont in der Provinz Auvergne gehalten werden sollte*), und das päpstliche Zusammenberufungsschreiben zeigte von einem solchen Ernste, daß wirklich kein Bischof oder Abt es wagen mochte, dem an ihn ergangenen Rufe des Papstes nicht zu folgen. Trotz der rauhen Jahreszeit erschienen daher auch wirklich dreizehn Erzbischöfe, zwei hundert und fünf Bischöfe und eine Menge Aebte und anderer Geistlichen von niederm Range. Aber noch weit und ungleich größer war die Zahl der Laien, hohen wie niedern Standes, die theils von heiligem Eifer, theils von Neugierde getrieben, aus allen Ländern in Clermont zusammen strömten**).

5. Von den zweiunddreißig, auf dem Concilium zu Clermont angenommenen Beschlüssen bezieht sich zwar nur ein einziger auf die Befreiung des heiligen Landes, aber dieser war in so fern entscheidend, daß er die Genehmigung und Gutheißung des großen Unternehmens von Seiten des höchsten Oberhauptes der Kirche, so wie dessen Mitwirkung jetzt vor der ganzen Welt laut und unumwunden aussprach. Der Canon lautet also: „Wer aus reiner Andacht, ohne Absicht auf Ehre und Gewinn, zur Befreiung der Kirche Gottes nach Jerusalem zieht, dem soll diese Fahrt an Statt jeglicher Kirchenbuße zugerechnet werden***)." —

*) Das Concilium zu Piacenza war im März des Jahres 1095 gehalten worden und das von Clermont hatte in demselben Jahre im November statt.

**) Confluxerunt ad concilium e multis regionibus viri potentes et honorati innumeri, quamvis cingulo laicalis militiae superbi. (*Fulcherius* p. 382.)

***) Quicunque pro sola devotione, non pro honoris vel pecuniae adeptione, ad liberandam ecclesiam Dei Jerusalem profectus fuerit, iter illud pro omni poenitentia reputetur. (*Mansi* T. XX. p. 816.)

Dieſer, wie es ſich geziemt, nur in wenigen trockenen Worten abgefaßte Canon war freilich weder geeignet, großen Enthuſiasmus zu erregen, noch auch ihn zu erhalten, oder gar noch mehr zu entflammen; aber eben daher eilte auch jetzt der Papſt, auf der Stelle einen vollſtändigen, alle Herzen tief ergreifenden Commentar dazu zu machen. Urban beſtieg nämlich ein für ihn erhöhetes Gerüſt*), und von dieſem herab hielt er an das zahlreich um ihn verſammelte Volk aus allen Ständen und Klaſſen folgende begeiſternde, hinreißende Rede**): — „Die Lehre Jeſu Chriſti, welche das Abendland in urſprünglicher Reinheit bewahrt, iſt auch Jahrhunderte lang im Morgenland frei verkündet und den Völkern bekannt gemacht worden. Zwar hat das gerechte Beſtreben, jede falſche Anſicht und Deutung ſogleich zu vertilgen, uns bisweilen mit den morgenländiſchen Chriſten in Zwieſpalt erſcheinen laſſen, allein wir haben ſie ſtets als Chriſten betrachtet und nie vergeſſen, daß wir alle Brüder eines Hauſes, Kinder eines Vaters ſind. — Soll ich wiederholen, was jeder weiß?

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das Concilium in Clermont der Menge Menſchen wegen eben ſo wie jenes zu Piacenza, nicht in einer Kirche oder in einem Saale, ſondern im Freien mußte gehalten werden.

**) Offenbar iſt dieſe Rede nicht ſo, wie ſie der Papſt wirklich gehalten, auf uns gekommen. Die verſchiedenen Reden, welche ihm von den Geſchichtſchreibern in Mund gelegt werden, weichen bedeutend von einander ab. So z. B. iſt die, welche wir bei Wilhelm von Malmesbury finden, ganz verſchieden von der bei Manſi. — Die, welche wir hier oben geben, iſt größtentheils nach Wilhelm von Tyr. Wir entſchieden uns für dieſelbe, weil auch andere, wie z. B. Herr von Raumer, ſich dafür entſchieden haben; jedoch nicht, weil wir Gründe hätten, ſie für ächter als die andern zu halten, ſondern blos, weil ſie uns am beſten gefallen hat und wahrſcheinlicher Weiſe auch unſern Leſern nicht minder gefallen wird.

wie jene über das Heidenthum gewonnenen Länder den Christen wieder entrissen und eine Beute der Ungläubigen geworden sind? Wer kann es hören ohne Jammer? Und doch gibt es einen Schmerz, der noch tiefer, ein Unglück, das noch größer ist; denn auch Palästina und Jerusalem sind in den Händen der Feinde des Christenthums. Der göttliche Erlöser des Menschengeschlechtes, welcher zum Heile Aller menschlichen Leib und Gestalt annahm, wandelte in jenem auserwählten Lande. Jede Stelle ist dort geweiht durch die Worte, die er gesprochen, durch die Wunder, durch die Er sich dort verherrlichet hat. Jede Zeile der heiligen Schriften, des alten wie neuen Bundes, beweißt, daß Palästina das Erbtheil des Herrn, daß Jerusalem der Sitz eines großen Königes, der Sitz aller Heiligthümer und der größten Geheimnisse ist, daher auch von jeder Befleckung rein bleiben soll. Und diese Stadt, die Heimath unsers göttlichen Erlösers, die Heimath Jesu Christi, die Wiege unsers Heiles, hat an der Erlösung keinen Theil mehr! In dem Tempel, aus welchem Jesus Christus die Kaufleute vertrieb, damit das Heiligthum nicht verunreiniget würde, wird jetzt die Lehre des Teufels öffentlich verkündiget! Wer darf dort noch zur Maria, der Hochgebenedeiten, flehen; wer darf noch in der Kirche des heiligen Grabes andächtig Den anrufen, welcher dem Tode alle Macht benommen hat? Lastthiere stehen in den heiligen Gebäuden, und für die Erlaubniß, solches Elend zu schauen, verlangen die Frevler sogar noch schweren Tribut. Die Gläubigen werden verfolgt, die Priester mit Schlägen mißhandelt und ermordet, christliche Jungfrauen geschändet und gemartert. Wehe uns, wenn wir leben und solchem Greuel nicht steuern! Besser ist es sterben, als der Brüder grausame Leiden noch länger dulden! Jeder verleugne sich selbst, und nehme das Kreuz Christi auf sich, damit er Christum gewinne. Kein Christ streite mehr

gegen den andern, damit das Christenthum nicht untergehe, sondern immer mehr verbreitet und gefördert werde. Es hören jetzt auf Mord, Feindschaft und Zwietracht; jeder beweise seinen Muth und seine Tapferkeit, nicht wo er den Fluch, sondern Vergebung seiner Sünden erwerben kann, und die glorreiche Krone der Märtyrer ihm winkt. Keiner fürchte Gefahr, denn wer für den Herrn streitet, vor dem fliehen die Feinde. Keiner fürchte Mangel und Entbehrung; der, wer Christum gewinnt, ist reicher als alle. Keiner lasse sich durch Klagen der Zurückbleibenden zurückhalten; denn die Gnade des Herrn wird auch über diese wachen und sie schützen." — Aber ein lauter Ruf unterbrach hier die Rede des Papstes; wie mit einer Stimme rief die ganze zahlreiche Versammlung: Gott will es, Gott will es! und Thränen und Seufzer begleiteten diesen Ausruf. Es entstand eine lange Pause. Als aber dieser Erguß frommer Empfindungen und heiliger Gefühle vorüber war, und wieder Ruhe und Stille in der Versammlung herrschten, fuhr der Papst fort: „Jetzt gehen die Worte der Schrift in Erfüllung: wo nämlich auch nur zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, werde Ich mitten unter ihnen seyn; denn nur die Einwirkung des Herrn konnte es möglich machen, daß plötzlich Alle von gleichem heiligen Eifer entbrannt und gleiche Worte von jedem Einzelnen ausgesprochen wurden. So möge nun auch dieß Wort in jeder Gefahr, der ihr für Christus entgegen geht, euer Feldgeschrei und das Kreuz das Zeichen so wie eurer Kraft auch eurer Demuth seyn. Des apostolischen Stuhles Fluch soll jeden treffen, der es waget, das heilige Unternehmen zu hindern oder nicht nach Kräften zu fördern; aber Euch soll sein Segen begleiten, eure Bahn ebnen und Euch auf allen Wegen begleiten. Da das Kreuz das Sinnbild eurer Erlösung ist; so tragt es, ein rothes, blutiges Kreuz, als ein äußerliches Zeichen auf Brust und

Schultern, zum Unterpfand eurer heiligen unwiderruflichen Verpflichtung." — Als Urban seine Rede geendiget hatte, nahete sich Ademar von Monteil, Erzbischof von Puy, warf sich dem heiligen Vater zu Füßen und bat um die Erlaubniß, dem heiligen Zug folgen zu dürfen; dasselbe that auch der Bischof von Orange und die meisten anwesenden Geistlichen. Auch der Vorschlag des Papstes, sich durch ein rothes Kreuz auf der Brust oder den Schultern öffentlich zu einem Soldaten Christi zu bekennen, ward mit Freude befolgt, und zum Zeichen der Verbrüderung zu einem und demselben heiligen Unternehmen hefteten sich alle Anwesenden, Geistliche wie Laien, ein rothes Kreuz auf die Schulter *).

6. Nach einigen Tagen berief Urban wieder die Bischöfe und weltliche Herren zu sich, um mit ihnen über die noch ferner zu nehmenden Maßregeln sich zu berathen. Urban machte verschiedene sehr weise Verordnungen; unter anderm verbot er, alte oder schwache, der Waffen unfähige Menschen, wenn sie auch aus blindem Eifer dem Zuge sich anschließen wollten, unter die Kreuzfahne aufzunehmen; diese, sagte der Papst, würden dem Heere nur zur Last fallen und dessen Fortschritte überall hemmen; eben so sollten auch die Heere der Kreuzfahrer von Landstreichern, Gaunern, Dieben und anderm Gesindel dieser Art **) rein erhalten werden; aber

*) Auf dem ersten Kreuzzuge waren auch alle Kreuze auf der Brust oder den Schultern roth. Aber nachher unterschieden sich die Nationen durch Verschiedenheit der Farben. Die Niederländer z. B. wählten die grüne, die Engländer die weiße Farbe. — Bei den Fürsten und Edeln waren die Kreuze in Gold oder Silber und Seide gestickt.

**) Diese Fürsorge von Seite des Papstes war um so nothwendiger, da zu Folge des auf dem Concilium von Clermont gegebenen Canons eine Heerfahrt nach Palästina eine hinreichende Kirchenbuße für jedes auch noch

noch ſtrenger verbot er allen Geiſtlichen und Mönchen, ohne beſondere Erlaubniß ihrer Biſchöfe oder Aebte, ihre Kirchen zu verlaſſen, um mit den Kreuzfahrern nach dem Orient zu ziehen. — Wie viele Frevel und wie vieles Elend würden unterblieben ſeyn, wenn dieſe weiſe Verordnungen des Papſtes wären befolgt worden! Aber die Aufregung und Bewegung unter dem Volke war überall ſchon ſo groß und ſo ſtürmiſch, daß es nicht mehr möglich war, dieſelbe vernunftmäßig zu leiten. Es war ein wilder, ausgetretener, reißender Strom, dem ſeine wahre Bahn anzuweiſen oder ihn wieder in ſeine Ufer zurückzudrängen, keine menſchliche Macht mehr vermochte. — Bevor die Biſchöfe und Fürſten, die dem Concilium beigewohnt hatten, Clermont verließen, baten ſie den Papſt, ſich ſelbſt, wie ſchon Gregor VII. verſprochen, an die Spitze der Heere zu ſetzen, die für die Sache Chriſti fechten ſollten. Urban lehnte jedoch dieſes von ſich ab, und hinreichend rechtfertigt ihn diesfalls der damals noch ſo traurige und zerrüttete Zuſtand der Kirche. Indeſſen verſprach er doch zu folgen, ſobald das Wohl der allgemeinen Kirche es ihm erlauben würde. Einſtweilen ernannte er, mit Einſtimmung der Fürſten, den Erzbiſchof Ademar von Puy zu ſeinem Stellver-

---

ſo ſchwere Verbrechen ſeyn ſollte, demnach es auch vorauszuſehen war, daß alle, deren Gewiſſen ſeit Jahren mit groben Verbrechen belaſtet war, dieſes, beſonders für Landſtreicher und heimathloſe Leute ſo leichte Bußmittel ergreifen würden. Aber die Anzahl ſolcher Menſchen war damals bei den lange anhaltenden innern Kriegen und der daraus entſtandenen Verwilderung ganz ungeheuer groß. Blos in der Stadt Worms waren in einem einzigen Jahre ſechsunddreißig Mordthaten verübt worden. Man denke ſich jetzt dazu gar eine ganze lange Reihe von Jahren und endlich ganz Deutſchland und halb Italien. Welche ſaubere Armee würde die geweſen ſeyn, die alle dieſe zahlloſen Mörder, Räuber und Mordbrenner in ſich aufgenommen hätte.

treter und geistlichem Oberhaupt der Kreuzfahrer. Eine bessere Wahl hätte der Papst nicht treffen können. Ademar von Monteil war ein wegen seiner Frömmigkeit, seiner Tugenden und Einsichten allgemein hochverehrter Bischof. Zudem war er des Krieges nicht unkundig und reich an Kenntnissen und Erfahrungen in allen weltlichen wie geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten. Der Papst, ehe er die Bischöfe und Fürsten entließ, gab denselben sämmtlich noch den Auftrag, den Erstern, in ihren Diöcesen den heiligen Krieg zu predigen und predigen zu lassen; den Andern, alle ihre Freunde und Waffengenossen zur Annahme des Kreuzes zu ermahnen. Endlich ward der Abmarsch des Heeres der Kreuzfahrer nach dem heiligen Lande auf Mariä Himmelfahrt, den fünfzehnten August des folgenden Jahres (1096) festgesetzt.

XVII.

Peter als Heerführer. — Walther, mit dem Beinamen: Habenichts. — Der Priester Godschalk und Graf Emico.

1. Auf der Kirchenversammlung war der Abmarsch des christlichen Heeres von dem Papste auf den fünfzehnten August des Jahres 1096 festgesetzt worden. Zu den umfassenden Vorbereitungen, welche ein so großes kriegerisches Unternehmen erforderte, war diese Frist von acht Monaten gewiß nicht zu lange. Die Häupter der Unternehmung, die Fürsten nämlich, hatten über Vieles sich mit einander zu verständigen; sie mußten für die Herbeischaffung bedeutender Geldsummen sorgen, mithin die mehrsten davon einen Theil ihrer Burgen, Schlösser, Gefälle ꝛc. ꝛc. entweder veräußern oder verpfänden, endlich auch Truppen werben, Waffen und Pferde kaufen und für die Zurückbleibenden Sorge tragen. Aber alles dieses sah der rohe, gedankenlose Pö-

bel nicht ein. Dieſe Zögerung der Fürſten war ihm unerträglich; alle Vorbereitungen und Rüſtungen hielt er ſogar für gottlos, indem ja der liebe Gott ſelbſt bei einem ſo heiligen Unternehmen für Alles ſorgen würde. Gleich im Frühjahre des Jahres 1096 zogen ſich alſo in Lotharingen und am Niederrhein zahlreiche Haufen von allen Seiten herbeigelaufenen Geſindels zuſammen, größtentheils beſtehend aus leibeigenen Knechten, die ihren Herren entlaufen waren, oder auch aus ſolchen, welche von den Fürſten als untauglich waren zurückgewieſen worden. Sie hatten keine regelmäßigen Waffen, auch kein Geld und waren nicht einmal gehörig gekleidet. Da ſie glaubten, daß unter einem ſo heiligen Manne, wie Peter, der Sieg ihnen nicht fehlen könne, ſie unter ihm auch alles im Ueberfluß haben würden, ſo ſammelten ſich zahlloſe Schaaren ſolcher Leute um ihn her, und wählten ihn zu ihrem Anführer. Bald darauf führte ihm ein franzöſiſcher Edelmann, Namens Walther, mit dem Beinamen: ohne Habe (sans avoir), noch fünfzehn tauſend Mann zu. Dieſes waren gerade Leute wie jene des Peters; ohne Waffen, Geld, Kleidung, und was das Aergſte war, ohne alle Disciplin und Folgſamkeit. Bei allem dem befanden ſich doch acht ſehr brave, achtungswerthe Ritter darunter, die aber auch, weil ſie allein beritten waren, die ganze Reiterei von Peters Heere ausmachten. Peter und ſein Unterfeldherr Walther zogen nun mit einander den Rhein hinauf. Aber ſchon in Cöln mußten ſie ſich von einander trennen. Peter nämlich, aufgemuntert durch den bisherigen Erfolg ſeiner Predigten, wollte ſich noch einige Zeit in der Gegend am Niederrhein aufhalten, um hier immer noch mehr Streiter für die Sache Gottes zu gewinnen. Aber dem größten Theil ſeines Heeres war in ſeiner abenteuerlichen Ungeduld dieſe Zögerung unerträglich. Es wollte durchaus den Marſch fortſetzen und Peter ſah ſich gezwungen, den Walther einſtweilen

mit dem Heere voranzusenden, nachdem beide mit einander übereingekommen waren, daß Walther den Peter und das Heer, das er nachführen würde, bei Constantinopel erwarten sollte.

2. Walther nahm seinen Weg durch Deutschland, ward in Ungarn von dem König Colomann (Kolmani) freundlich aufgenommen, erhielt freien Durchzug durch das Land und auch die Erlaubniß des Einkaufes von Lebensmitteln nach dem Marktpreis. Aber auf der bulgarischen Grenze angelangt, ward ihm Beides von dem Befehlshaber in Belgrad verweigert. Die Noth kennt kein Gesetz. Belgrad ward von Walthers Heere belagert, die ganze umliegende Gegend rein ausgeplündert und manche ganz unnöthige Grausamkeit dabei ausgeübt. Aber jetzt zogen die Bulgaren in aller Eile ein zahlloses Heer zusammen, überfielen die sogenannten Kreuzfahrer, schlugen sie in mehreren Gefechten, tödteten eine Menge derselben und übten an ihnen, wo sie nur konnten, grausame und blutige Rache. Eines Tages wurden hundertundvierzig von Walthers Leuten, welche sich in eine Kirche geflüchtet hatten, von den Bulgaren darin lebendig verbrannt. Das ganze Heer war in Gefahr, bis auf den letzten Mann vertilgt zu werden. Da Walther dies sah, warf er sich mit dem auserlesensten Theile des Heeres — Alle, die ihm nicht folgen wollten, ihrem Schicksal überlassend — in die nahe gelegenen, ungeheuern Wälder und von diesen gegen fernere Verfolgung geschützt, kam er endlich glücklich in Nissa, der Residenz des Fürsten der Bulgaren an. Bei diesem fand Walther günstige Aufnahme, erhielt Lebensmittel von ihm, sogar auch Geld, und das Versprechen kundiger Wegweiser, welche ihn und sein Heer nach Constantinopel führen sollten. Aber demungeachtet durften doch die Kreuzfahrer anfänglich nicht in die Stadt, sondern mußten vor den Thoren der-

ſelben lagern. Hier ſammelte Walther einen Theil ſeines durch die Bulgaren zerſtreuten Heeres. Aber während er damit beſchäftiget war, ſtarb ſein Onkel Walther von Pexejo, und da nach deſſen Tod auf ſeinem Leichnam das Zeichen des heiligen Kreuzes ſichtbar ward, ſo hielten ihn der Biſchof der Stadt und deren Einwohner für einen Heiligen, faßten demnach nun auch ein größeres Zutrauen zu den Kreuzſoldaten, erlaubten ihnen in die Stadt zu kommen und kamen allen Wünſchen und Bedürfniſſen derſelben mit der größten Bereitwilligkeit entgegen*). — Walther brach endlich mit dem Heere nach Conſtantinopel auf. — Als Alexius Nachricht erhielt, daß ein Heer Kreuzfahrer ſich ſeiner Hauptſtadt nähere, ſandte er einige ſeiner Hofbeamten nach Aulon und Dyrrachium, mit dem Befehle, das ankommende Heer auf der gewöhnlichen Landſtraße weiter zu führen, es während des Marſches gehörig zu verpflegen, durch Dollmetſcher allen Streitigkeiten mit den Landeseinwohnern vorzubeugen und, wenn allenfalls Gewaltthätigkeiten oder andere Ausſchweifungen ſollten begangen werden, die Schuldigen mit Güte oder höchſtens, wie Anna Comnena ſagt, mit gelinden Zwangsmitteln zurechtzuweiſen. Ohne weitern Unfall langte Walther mit ſeinem Haufen in Conſtantinopel an, ward von dem Kaiſer ſehr gnädig aufgenommen, reichlich mit Lebensmitteln verſorgt und ſchlug vor den Mauern der Stadt ſein Lager auf, um hier, getroffener Abrede zu Folge, den Peter und deſſen Heer zu erwarten.

---

*) Mense Julie Galterius de Pexejo Simpoli in Bulgaria obiit, et signum sacrae crucis post mortem in carne ejus apparuit. Dux autem et episcopus urbis hoc signo audito foras egressi sunt et Galterii corpus cum civibus cunctis reverenter in urbem transferentes sepelierunt, aliisque peregrinis aditum urbis, quem antea interdixerant, et mercatum concesserunt. (*Order. Vit.*)

3. Indeſſen war auch Peter von Cöln aufgebrochen. Auf ſeinem Marſch durch Franken, Bayern und Oeſtreich vermehrte ſich ſein Heer um mehr denn vierzig tauſend Mann. Da er aber ohne Prüfung und Unterſchied Alles annahm, ſo hatte er auch unter ſeinem beinahe bis auf hundert tauſend Mann angewachſenen Haufen eine Menge ſchlechten, nur nach Beute begierigen Raubgeſindels. Auch dieſem Heere geſtattete König Colomann freien Durchzug, ließ ſich jedoch von Peter heilig verſprechen, daß ſein Heer nirgends plündern und rauben und überhaupt keine Gewaltthätigkeit ſich erlauben würde. Dies Verſprechen wurde gegen alles Vermuthen treu gehalten. Aber als die Pilger beinahe ſchon die andere Gränze Ungarns erreicht hatten, verbreitete ſich plötzlich unter ihnen das falſche Gerücht, die Ungarn und Bulgaren hätten ſich mit einander verſtanden, das Heer der Kreuzfahrer völlig zu vertilgen; bei dem Uebergang über die Sau würde es daher von der einen Seite von den Ungarn, von der andern von den Bulgaren angegriffen werden. So unzuverläßig und unverbürgt auch dieſes Gerücht war, ſo erbitterte es doch nicht wenig die Gemüther der Kreuzfahrer, und als dieſe endlich nach Semlin kamen und auf den Wällen der Stadt mehrere Kleidungsſtücke ihrer Genoſſen an Pfählen aufgehängt erblickten, vermutheten ſie ſogleich das Aergſte, entbrannten in Zorn, und ohne auf Peters Stimme zu hören, ſtürmten ſie die Stadt, ſchlugen die Beſatzung, die auf einen ſolchen wüthenden Angriff gar nicht gefaßt war, in die Flucht, erſtiegen die Mauern und drangen in die Stadt ein. Da die Einwohner höchſt unvernünftiger Weiſe ihnen noch in den Straßen Widerſtand leiſten wollten, ſo begann jetzt ein ſchreckliches, lange dauerndes Morden, und nur wenige, welche noch Mittel fanden, auf Schiffen über die Sau ſich zu retten, entgingen dem Schwert der Wüthenden. Ueber vier tauſend Einwohner fielen

an diesem schrecklichen Tage als blutige Opfer der Mordlust dieses wilden, räuberischen Gesindels *). Gegen seinen Willen mußte Peter mehrere Tage in der Gegend von Semlin bleiben; denn da sein Heer große Vorräthe an Lebensmitteln jeder Art, besonders an Wein, in der Stadt fand, so ließ es sich hier recht wohl seyn, verzehrte, uneingedenk des von ihm angerichteten Blutbades, recht fröhlich die vorgefundenen Lebensmittel, und würde über dem guten ungarischen Wein Jerusalem und Palästina vergessen haben, hätte nicht ein in der Gegend von Semlin ansäßiger Franke sie mit der Nachricht aufgeschreckt: König Colomann nahe sich mit einem zahlreichen Heere, um wegen der an seiner Stadt begangenen Grausamkeiten nicht minder grausame Rache zu nehmen. Mit der gemachten Beute wurden nun eiligst alle auf der Sau vorfindliche Fahrzeuge beladen, und da diese nicht hinreichten, auch noch Flöße verfertiget und Balken mit Binsen an einander befestiget. Wirklich kam nun das Heer mit dem größten Theile der gemachten Beute über den Fluß, jedoch nicht ganz ohne Verlust. Manche wurden von dem Strom fortgerissen und ertranken, viele andere wieder von den Pfeilen der in kleinen Kähnen umherschwärmenden Bulgaren getödtet. — Das traurige Schicksal Sem-

*) Die auf den Wällen von Semlin aufgehängten Kleidungsstücke, welche zu dieser greulichen Mordscene die Veranlassung gaben, hatten sechzehn Mann von Walthers Heere gehört. Ohne Wissen desselben waren sie in Semlin zurückgeblieben, um, wie sie nachher sagten, Waffen zu kaufen. Unglücklicher Weise geriethen sie mit einigen Einwohnern Semlins in Streit, an welchem bald noch viele andere Semliner Theil nahmen, die sechzehn Mann sehr mißhandelten, sie ihrer Kleider beraubten und halb nackt zur Stadt hinausjagten. — Wahrscheinlich war es, um den nachfolgenden Pilgern ein warnendes Beispiel zu geben, daß man diese Kleidungsstücke auf den Mauern der Stadt aufgehängt hatte.

lins hatte weit und breit Schrecken und Angst verbreitet. Die Einwohner Belgrads und aller andern Orte flohen in Wälder und Gebirge, und wohin jetzt Peters Heer kam, konnte es sich nirgends Lebensmittel verschaffen. Ganz ausgehungert kam es endlich nach einem zehntägigen Marsch bei Nissa an. Da man das Unternehmen der Kreuzfahrer für ein heiliges, gottgefälliges Werk hielt, so glaubte man auch denselben alle nur mögliche Nachsicht und Schonung schuldig zu seyn. Ungeachtet aller, von Peters Leuten in Semlin begangenen Schandthaten, die jetzt in Nissa schon bekannt waren, indem der Befehlshaber von Belgrad sich dahin geflüchtet hatte, behandelte dennoch der Fürst der Bulgaren die Kreuzfahrer sehr gastfreundlich. Gegen Stellung zweier Ritter als Geisel sorgte er dafür, daß sie Lebensmittel um sehr geringe Preise einkaufen konnten und machte sogar den ganz Armen im Heere nicht unbedeutende Geschenke an Geld. Da Peter erklärt hatte, am folgenden Tage wieder weiter marschiren zu wollen, so kamen auch schon am frühen Morgen desselben die Geiseln wieder zurück, worauf Peter sogleich aus seinem Lager aufbrach und mit dankbarem Herzen für die genossene Gastfreundschaft weiter zog. Aber unglücklicher Weise hatte am vorigen Abend ein Deutscher mit einem Bulgaren über einen Handel Streit bekommen. Um nun die ihrem Landsmann zugefügte vermeintliche Beleidigung zu rächen, blieben jetzt ungefähr hundert Deutsche zurück und steckten mehrere vor der Stadt gelegene Mühlen und Häuser in Brand. Als der Fürst dieses erfuhr, ergrimmte er um so mehr gegen die Kreuzfahrer, da er für die ihnen erzeugten Wohlthaten unmöglich einen so schnöden Undank hatte erwarten können. Mit allen seinen Kriegsvölkern, die er aus Vorsicht schon vor der Ankunft des Pilgerheeres in und bei Nissa zusammenzogen hatte, jagte er also unverzüglich demselben nach und nun mußte auch der Un-

ſchuldige mit dem Schuldigen büßen. Nicht nur die Brandſtifter, welche die Bulgaren ereilten, bevor ſie noch das Hauptheer hatten erreichen können, wurden ſämmtlich niedergehauen, ſondern auch alle Nachzügler, welche in bedeutender Entfernung hinter dem Heere nachzogen und größtentheils aus Alten, Schwachen, Kranken, Weibern und Kindern beſtanden, fielen unter dem Schwert der ergrimmten Bulgaren.

4. Peter wußte nichts von dem, was in dem Rücken ſeines Heeres vorging. Als er es erfuhr, fiel er auf den unglücklichen Gedanken, mit dem Heere nach Niſſa zurückzugehen, ſich nach der Veranlaſſung der von dem Fürſten angefangenen Feindſeligkeiten zu erkundigen und wo möglich die freundſchaftlichen Verhältniſſe wieder herzuſtellen. Aber kaum hatte Peter vor Niſſa wieder ein Lager bezogen, als ungefähr zwei tauſend Mann von den Seinigen plötzlich aus demſelben herausfielen und ohne auf die Befehle oder Bitten ihres Anführers zu hören, die Stadt zu beſtürmen anfingen. Aber die Beſatzung von Niſſa, die geringe Anzahl der Angreifenden bemerkend, ging ihnen kühn entgegen, warf ſie ſchnell wieder über die Brücke, auf der ſie hergekommen waren, zurück, tödtete ihnen viele Leute und ſtürzte eben ſo viele von der Brücke in den Fluß. Als das Heer der Kreuzfahrer ſah, wie es denen jenſeits der Brücke erging, brach es ſogleich ſtürmiſch hervor, um den Brüdern zu Hülfe zu eilen. Weder Peters Bitten, noch Drohungen, noch Verſprechungen vermochten es zurückzuhalten. Des Eremiten bisher ſtets ſo wirkſame Beredſamkeit hatte jetzt alle ihre Kraft verloren. Es kam nun zu einem mörderiſchen Kampf, der jedoch nichts entſchied; denn als die Kreuzfahrer ſahen, daß ſie trotz aller Anſtrengung ſich doch nicht der ſteinernen Brücke bemächtigen konnten, zogen ſie ſich mit einem nicht ganz unbedeutenden Verluſt an Leuten wieder in

ihr Lager zurück. — Vor dem Ausbruch des Tumults hatte Peter schon einige Abgeordnete mit friedlichen Aufträgen nach Nissa geschickt und natürlicher Weise wiesen nun die Nissaner diese jetzt schmählich aus ihrer Stadt. Darüber verlor jedoch der gute Peter, der von ganzem Herzen Ordnung und Gerechtigkeit wollte, aber diese unter seinen verwilderten Schaaren nicht zu erhalten vermochte, noch nicht allen Muth. Er machte einen abermaligen Friedensversuch und schickte diesmal einen gebornen Bulgaren, der das Kreuz genommen hatte, in die Stadt. Wahrscheinlich würde Peter seinen Zweck erreicht haben, aber sein Heer wünschte durchaus keinen Frieden mit den Bulgaren. In der Hoffnung, den nämlichen Erfolg, wie bei Semlin, auch vor Nissa zu haben, begehrte es auf das neue zum Sturm geführt zu werden, und als es jetzt hörte, daß man wegen eines Friedens unterhandle, brach es voll Unmuth seine Zelte ab, warf sein Gepäck auf die Wagen und zog, ohne Befehl oder Weisung dazu erhalten zu haben, vor der Stadt ab. Als die Bulgaren sahen, daß die Kreuzfahrer, während man noch unterhandle, dennoch sich schon in Marsch setzten, konnten sie nicht anders glauben, als daß es Peter mit dem Frieden nicht Ernst sey, und daß man sie mit Unterhandlungen nur hinhalten wolle, um mit desto größerem Gewinn sich raubend und plündert über das ganze Land zu verbreiten. Mit seinem ganzen Heere und allen waffenfähigen Einwohnern Nissas folgte also der Bulgaren Fürst dem Pilgerheer sogleich auf dem Fuß. Nach einem kurzen Marsch, ungefähr von einer Stunde, hatte er es eingeholt. Eine, wie es vorauszusehen war, ungemein mörderische Schlacht war unvermeidlich. Beide Heere wurden alsbald mit einander handgemein und die Kreuzfahrer jetzt so total geschlagen und ihre Schaaren so völlig zerstreut, daß Peter, von allen seinen Leuten verlassen, nun ganz allein und ohne alle Begleitung ebenfalls die Flucht ergreifen

mußte. Troſtlos irrte er ein paar Stunden umher; endlich ſtieß er auf einen Ritter, der noch fünf hundert Mann bei ſich führte. Mit dieſen zog er einige Zeit fort; als er aber ſah, daß er von den Bulgaren nicht weiter verfolgt würde, machte er Halt und dachte nun darauf, wenigſtens einige Trümmer ſeines geſchlagenen Heeres hier wieder zu ſammeln. Nach allen Seiten ſchickte er demnach kleine Detaſchements aus; die Trompeten mußten ununterbrochen ertönen und des Nachts gab er Signale durch aufgerichtete hohe Feuerſtangen. Dieſe Anſtalten waren nicht fruchtlos. Jeden Tag ſtießen zahlreiche Haufen zu ihm und am vierten Tage hatte er ſchon wieder dreißig tauſend Mann beiſammen, die ihn ſämmtlich verſicherten, daß ſie, trotz aller ausgeſtandenen Unfälle, ihm doch folgen wollten, wohin er ſie führen würde. Der Verluſt des Kreuzheeres war ſehr beträchtlich; zwanzig tauſend Mann waren von den Bulgaren theils erſchlagen, theils gefangen genommen, und zudem auch noch der Wagen, worauf all das Geld lag, welches Peter auf ſeinem Marſch durch Deutſchland von frommen Seelen, und zwar gar nicht ſparſam, erhalten hatte, von dem Feinde erbeutet worden. Mit dem nun ſo ſehr geſchmälerten Heere ſetzte Peter ſeinen Marſch fort; da dieſes aber alle Orte, durch die es kam, menſchenleer fand, mithin nirgends ſich Lebensmittel verſchaffen konnte, hätte es nothwendig verhungern müſſen, wenn nicht glücklicher Weiſe damals die Frucht in voller Reife geſtanden wäre. Mit gedörrten Körnern konnten die Kreuzfahrer ſich doch jetzt wenigſtens gegen den Hungertod ſchützen. — Traurig und beinahe ganz muthlos erreichten endlich Peter und ſein Heer die Stadt Sterniz. Aber wie freudig wurden ſie jetzt nicht überraſcht, als ſie hier Abgeordnete des griechiſchen Kaiſers antrafen, die zwar den Kreuzfahrern wegen ihres völkerwiderrechtlichen, verbrecheriſchen Betragens in Bulgarien ſehr derbe Wahrheiten ſagten, ihnen jedoch

die trostvolle Nachricht brachten, daß der Kaiser wegen ihrer Verpflegung schon alle nöthigen Vorkehrungen getroffen hätte, sie daher auch überall Lebensmittel im Ueberfluß finden würden; jedoch unter der Bedingung, daß sie sich aller Gewaltthätigkeiten enthalten, auch an keinem Ort länger als drei Tage aufhalten sollten. Die Ursache dieses letztern Gebotes war, weil der Kaiser mit Recht befürchtete, daß bei einem längern Aufenthalt an einem Ort, besonders in einer reichen, von der Natur sehr begünstigten Gegend, gar leicht bei den Kreuzfahrern die Lust zum Plündern und Rauben, was gewöhnlich auch noch viele andere Excesse zur Folge hat, wieder geweckt werden könnte. — Fröhlich setzte nun Peter seinen weitern Marsch fort, fand überall die freundlichste Aufnahme und nicht selten beschenkten die Einwohner ihn und sein Heer nicht nur mit Lebensmitteln, sondern sogar auch mit Geld, Pferden und Maulthieren. In Adrianopel gönnte er sich und seinem Heere einige Ruhetage, brach dann wieder auf und traf am fünfzehnten August des Jahres 1096 bei Constantinopel ein; hier fand er nun auch seinen Freund und Unterfeldherrn, den edeln Ritter Walter wieder, worauf beide Heere sich unter Peters Oberbefehl vereinten und vor den Thoren von Constantinopel ein gemeinschaftliches Lager bezogen.

5. Der Kaiser brannte vor Begierde, einen Mann persönlich kennen zu lernen, der blos durch die Kraft seines Wortes einen ganzen Welttheil gleichsam aus seinen Angeln gehoben hatte. Peter ward also gleich nach seiner Ankunft in den kaiserlichen Palast gerufen und dem Kaiser vorgestellt. Alexius unterhielt sich mit ihm sehr lange, behandelte ihn überhaupt mit großer Auszeichnung. Peter erzählte ihm alle Unfälle, die ihn auf dem langen Marsch aus dem Herzen Deutschlands bis nach Constantinopel betroffen hätten, was der Kaiser

nicht ohne Theilnahme anhörte. Peters Ansichten über die Heiligkeit eines Kreuzzuges gab Alexius ebenfalls seinen vollen Beifall, und machte dem frommen Eremiten, als er ihn wieder entließ, ein Geschenk von zwei hundert Goldstücken, fügte aber auch zugleich den wohlmeinenden Rath hinzu, daß die Kreuzfahrer nicht vereinzelt über den Bosphorus gehen und nicht vor der Ankunft des großen, von den Fürsten geführten Kreuzheeres sich mit den Türken in einen Kampf einlassen möchten. Ungeachtet dieser vernünftigen Vorstellungen drang dennoch Peters Heer darauf, sogleich nach Asien übergeschifft zu werden. Sie allein, sagten die Ungeduldigen, wären stark genug, mit der Hülfe Gottes, die ihnen nicht fehlen würde und nicht fehlen könne, die Türken zu besiegen. Man gab endlich ihren Zudringlichkeiten nach. Die nöthigen Schiffe wurden geliefert. Peters Heer ging über den Bosphorus und schlug zuerst bei Nicomedien, und bald darauf, der näheren Verbindung mit der jenseitigen Küste wegen, sein Lager bei Ribotus, nicht fern von Helenopolis in Bithynien auf. Auch hier wurden die Kreuzfahrer mit Lebensmitteln im Ueberfluß von dem Kaiser versehen, der überdieß ihnen noch einigemal den Rath geben ließ, ja nicht eher in das türkische Gebiet einzudringen, als bis auch die Fürsten mit ihrer ganzen Macht angekommen seyn würden. Zwei Monate hindurch gelang es dem Peter, sein Heer, das jeden Tag gegen die Türken geführt zu werden begehrte, von dem Verderben zu retten. Was er jedoch nicht verhindern konnte, waren kleine Streifereien in das türkische Gebiet, die aber eben so unklug waren und nicht minder verderbliche Folgen herbeiführen konnten. Aber nun entstand durch die Anmaßungen der Franzosen, welche die andern Nationen mit auffallender Geringschätzung behandelten, eine Spaltung in dem Heere. Die Deutschen und Italiener trennten sich von den Franzosen und bezogen unter einem eigenen,

von ihnen gewählten Anführer, Namens Rainald, ein besonderes Lager. Aber dadurch ward die Eifersucht zwischen beiden Nationen nur noch mehr rege, und mit noch größerem Ungestüm begehrten daher jetzt Deutsche, wie Franzosen und Italiener den Kampf mit den Türken zu beginnen. Zudem war auch während der zwei Monate das Vermögen vieler Pilger so erschöpft, daß sie gewaltsamen Erwerb für nothwendig und daher auch für erlaubt hielten. Zuerst plünderten sie die ganze umliegende Gegend und endlich blieben sogar die Kirchen nicht unverschont. Peter, tief betrübt, diesen unter seinen Augen begangenen Freveln nicht steuern zu können, und zugleich besorgt, daß das unordentliche, räuberische Betragen seines Heeres den Kaiser gegen die Kreuzfahrer erbittern möchte, eilte nach Constantinopel, seinem Vorgeben nach, um von dem Kaiser noch wohlfeilere Preise zu erhalten; aber in der That, um den übeln Eindruck, welchen die Excesse seines Heeres an dem Hofe von Constantinopel machen mußten, so viel wie möglich zu schwächen. Bevor er abreißte, übertrug er dem Walter den Oberbefehl über das gesammte Heer. Aber kaum hatte Peter dieses verlassen, als eine Schaar Franzosen, drei hundert Mann zu Pferde und sieben Tausend zu Fuße, einen tief in das türkische Gebiet eindringenden Streifzug unternahm, überall unmenschlich haußte, aber auch einen Haufen Türken, die, um sie zu vertreiben, aus Nicäa gekommen waren, in die Flucht schlug und hierauf triumphirend und mit reicher Beute beladen wieder in das Lager zurückkam. Die Bessergesinnten machten ihnen wegen ihres Ungehorsams gegen die Befehle des Oberfeldherrn, und ihrer Mißachtung aller von dem Kaiser ertheilten Ermahnungen, so harte Vorwürfe, daß beinahe jetzt auch unter den Franzosen selbst eine Spaltung entstanden wäre. Dieß geschah zwar nicht; aber ein weit größeres Unglück war es, daß nun auch die Deutschen, durch die von den Franzosen ge-

machte Beute gelockt, auf Raub auszogen. Eine Schaar von zwei hundert Reitern und drei tausend Fußgängern rückte in das türkische Gebiet ein und zwar in der Richtung gegen Nicäa. Nicht sehr weit von dieser Stadt lag in einer ungemein anmuthigen und reizenden Gegend die Burg Xerigordon. Als die Kreuzfahrer dahin kamen, fanden sie dieselbe von ihren Bewohnern verlassen, aber dafür einen Ueberfluß an Lebensmitteln jeder Art darin. Der fruchtbaren und lachenden Gegend wegen beschlossen sie, den Ort auf das beste zu befestigen und bis zur Ankunft der Fürsten zu ihrem Aufenthalt zu machen. Aber noch waren sie mit ihren Festungsarbeiten nicht ganz fertig, als schon ein von dem Sultan von Nicäa geschickter Emir mit einem zahlreichen Heere vor Xerigordon erschien und den Ort von allen Seiten einschloß. Bald fehlte es den Kreuzfahrern in der Burg an Wasser. Von brennendem Durst gequält, machten sie einige, jedoch fruchtlose Versuche sich durchzuschlagen. Acht Tage lang ertrugen sie mit einer, von solchen Menschen gar nicht zu erwartenden, wahrhaft heldenmäßigen Standhaftigkeit die schrecklichste Noth, und dennoch würden sie den Ort noch länger vertheidiget und dessen Eroberung den Türken noch ungemein erschwert haben, hätte nicht schändlicher Verrath sie den Händen der Feinde überliefert. Ihr, von ihnen selbst erwählter Anführer Rainald nämlich unterhielt ein geheimes Verständniß mit den Türken, verließ, unter dem Vorwand, einen Ausfall zu suchen, mit einer zahlreichen Schaar die Burg und ging zu den Feinden über. Die durch diesen Abfall so sehr geschwächte Besatzung ward nun ohne große Anstrengung von den Türken überwältiget. Sämmtliche Kreuzbrüder wurden niedergehauen, nur Kinder und Jünglinge verschont, aber als Sclaven dem Sultan von Nicäa geschickt *).

*) Schaudererregend sind die Berichte des Abtes Guibert, des Mönchs Robert und noch mehrerer andern

6. Als die traurige Kunde von diesem Unfall im Lager bei Helenopolis ankam, hatte Walter keine Lust, durch einen neuen unzeitigen Angriff den Verlust der Kreuzfahrer noch zu vermehren. Aber der große Haufe schalt diese Vorsicht Feigheit, berief sich auf die unmittelbare Hülfe Gottes, und mehr ihren wilden Leidenschaften, als den Befehlen ihrer Obern gehorchend, zogen fünf und zwanzig tausend Mann zu Fuß und fünf hundert zu Pferde den Türken entgegen*). Der Weg führte sie durch einen, ungefähr eine halbe Stunde von Helenopolis gelegenen Wald. In der Zuversicht

Geschichtschreiber, von den schrecklichen Qualen, welche die in Xerigordon eingeschlossenen Kreuzfahrer länger als acht Tage erdulden mußten. Sie tranken das Blut getödteter Thiere, ihren eigenen Urin, gruben tief in die Erde und legten frische Erdschollen auf ihre glühende, völlig erschöpfte Brust. Aber eben diese Geschichtschreiber bemerken zugleich, daß es blos die in Xerigordon befindlichen Priester waren, die durch die Tröstungen der Religion den Muth der Soldaten so sehr zu stählen, eine so heldenmäßige Standhaftigkeit ihnen einzuflößen und zur Ertragung solcher qualvollen Leiden die nöthige Stärke zu ertheilen vermochten. — Abermals ein schlagender Beweis, was in einem Heere die moralische Kraft vermag; aber diese gibt nur die Religion, die Gebärerin aller ungewöhnlich großen, edlen, wahrhaft heldenmäßigen Empfindungen und Gefühle. Daß bei den Heeren diese Kraft stets gefehlt hat, und auch — obgleich sie Wunder wirken könnte und Wunder wirken würde — dennoch stets fehlen wird, ist sehr begreiflich; sie ist ja blos Folge und Lohn eines lebendigen, die Welt und alle ihre Schreckniße überwindenden, christlichen Glaubens, und wo dieser fehlt, da ist das sogenannte Point d'Honneur ein äußerst schwaches und gewöhnlich auch sehr unzuverläßiges Surrogat.

*) Auch Walther, der Oberfeldherr, zog mit. Den Vorwurf der Feigheit konnte ein Ritter, wie er, nicht ertragen; lieber wollte er sterben und das ganze Heer zu Grunde gehen lassen, als einen solchen Flecken in seinem Wappenschilde dulden.

eines gewiſſen Sieges zogen ſie ſingend und jubelnd einher. Aber in denſelben Wald war kurz vorher, um das chriſtliche Lager bei Helenopolis zu überfallen, auch das türkiſche Heer eingerückt. Der laute Jubel der Kreuzfahrer, das Wiehern der Roſſe und der Schall der Trompeten verriethen den Türken die Annäherung des chriſtlichen Heeres. Sehr weislich zog ſich der Emir ſogleich zurück, um auf einer großen, vor dem Walde ſich weit hinziehenden Ebene ſein Heer wieder aufzuſtellen. Dieſe Stellung war für die Türken, da die Stärke ihres Heeres in einer zahlreichen Reiterei beſtand, viel vortheilhafter, als wenn ſie ſich in dem Wald, wo das Fußvolk und nicht die Reiterei entſchieden haben würde, ſich in ein Gefecht eingelaſſen hätten. Die Kreuzfahrer waren nicht wenig betroffen, als ſie bei dem Ausgang aus dem Walde gegen alle Erwartung ein ſo zahlreiches, feindliches Heer vor ſich erblickten. Dadurch wurden ſie zwar gar nicht entmuthigt, begingen aber leider jetzt Fehler über Fehler. Zuerſt ſtürzten ſich ſchon viel zu frühe die fünfhundert Mann chriſtliche Reiterei, bevor noch das Fußvolk ſich formirt hatte und ſie unterſtützen konnte, auf den Feind. Bei der unverhältnißmäßigen feindlichen Ueberzahl wurden ſie ſogleich von den Türken umringt und von allen Seiten flog ihnen ein ganzer Hagel von Pfeilen entgegen. Demungeachtet ſchlugen ſie ſich mit der größten Tapferkeit und durchbrachen die hinterſten Reihen der Türken. Aber nun befanden ſie ſich zwiſchen Nicäa, dem Sitze des Sultans und dem türkiſchen Heere und waren daher von dem ihrigen völlig abgeſchnitten. Um die Verbindung mit demſelben wieder zu gewinnen, mußten ſie ſich noch einmal durch den Feind durchſchlagen; aber jetzt waren ſie ſchon auseinander geſprengt, nur vereinzelt konnten ſie alſo den Verſuch machen, der aber eben daher keinem Einzigen gelang. Selbſt der Oberfeldherr, der Ritter Walther, und die geſammte chriſtliche Reiterei fiel unter den Schwertern und Pfei-

len der Türken. Indessen war auch das Fußvolk in das Gefecht gekommen. Es hatte sich in drei Treffen gestellt. Da aber die Cavallerie zu frühe angegriffen hatte, so rückte jetzt das erste Treffen eiligst gegen den Feind an, bevor noch das zweite ihm folgen konnte. Natürlicher Weise mußte dieses jetzt geschlagen werden, nicht nur wegen der allzugroßen Ueberzahl der Feinde, sondern auch weil es keine Reiterei mehr hatte, die seine Flanken hätte decken können, und diesen auch das Terrain keine Stützungspunkte darbot. Es ward also umzingelt, zusammengehauen und auseinander gesprengt. Als jetzt das zweite ankam, war das erstere schon geschlagen, hatte demnach auch das nämliche Schicksal, und als das dritte, das erst jetzt aus dem Walde hervorbrach, sah, daß die beiden vordern Treffen geworfen und zerstreut waren, ließ es sich mit dem Feinde in gar kein Handgemeng ein, sondern begab sich sogleich in größter Unordnung auf die Flucht, aber auch in dieser fanden die wenigsten ihr Heil; größtentheils wurden sie von den ihnen nacheilenden Türken eingeholt und niedergehauen. Auch das ganze christliche Lager fiel dem Feinde in die Hände; alle Geistliche, Mönche, Greise, Weiber und Kinder wurden erschlagen, nur die Knaben und Mädchen als Sclaven dem Sultan ausgeliefert. Eben so ward auch die Beute, die an Geld, Lastthieren und Schlachtvieh nicht unbedeutend war, nach Nicäa zum Zeichen des errungenen Sieges geschickt. Den Leichen der Erschlagenen ward die Ehre des Begräbnisses versagt; in hohen Haufen wurden sie über einander geworfen und den Raubvögeln preisgegeben. Von dem ganzen christlichen Heere retteten sich nur drei tausend Mann in ein altes ganz verfallenes Schloß ohne Thore und Dach. Sie wälzten große Steine vor den Eingang, und obgleich den Pfeilen der Türken blosgegeben, leisteten sie doch tapfern Widerstand, würden aber am Ende doch haben unterliegen müssen, hätte nicht der

griechiſche Kaiſer, auf Bitten des Peters, zu deren Befreiung ein anſehnliches Corps Truppen dahin geſchickt. Als dieſe naheten, zogen die Türken ſich zurück. Die eingeſchloſſenen Kreuzfahrer verließen nun ihren Schlupfwinkel, gingen nach Conſtantinopel, verkauften dort ihre Waffen an den Kaiſer und kehrten in ihre Heimath zurück. Peters ganzes, ſo zahlreiches Heer, mit dem, wie wir berichtet, auch noch die nicht minder zahlreichen Schaaren des Walters ſich vereinigt hatten, war nun völlig vernichtet. — Als Alexius den Peter darauf aufmerkſam machte, daß der Untergang des chriſtlichen Heeres blos eine Folge der Nichtbeachtung ſeiner ihm gegebenen Warnungen geweſen ſey, tröſtete Peter ſich und den Kaiſer damit, daß er ſagte: Gott habe die Räuber und Mörder nicht würdig befunden, das heilige Grab zu ſchauen und daher ſeine Allmacht ſie ſämmtlich vertilget.

7. Bald nach Peter und Walther war auch noch ein anderer Haufe ſogenannter Kreuzfahrer unter der Anführung eines gewiſſen Gottſchalk ausgezogen. Dieſer Gottſchalk war ein deutſcher Prieſter aus der Rheingegend. Von Peter zur Annahme des Kreuzes bewogen, hatte er ſelbſt das Kreuz zu predigen angefangen und in kurzer Zeit über fünfzehn tauſend Mann zuſammengepredigt, größtentheils herrenloſes, räuberiſches Geſindel. Mit dieſem zog er durch Oſtfranken nach Ungarn. Bei Meſaburg, am Zuſammenfluß der Leitha mit der Donau, ſchlugen ſie, um hier einige Zeit zu ruhen, ein Lager auf. Die Einwohner nahmen ſie gaſtfreundlich auf, erlaubten ihnen in die Stadt zu kommen und Lebensmittel einzukaufen. Aber nun dauerte es nicht lange, ſo überließen ſich dieſe rohen, an keine Zucht gewöhnten Haufen dem Trunk, begingen berauſcht grobe Ausſchweifungen und fingen an, ſtatt Wein und Lebensmittel redlich zu kaufen, beides heimlich zu ſtehlen. Als nun die Einwohner ſie nicht mehr in ihre Stadt laſſen

wollten und ihnen die Thore schloſſen, raubten ſie öffentlich und ohne Scheu, trieben überall das Vieh von der Weide und erſchlugen die Eigenthümer, die ſich ihnen widerſetzen wollten. Sobald König Coloman dieſes erfuhr, rückte er mit einem anſehnlichen Heere zum Schutz ſeiner Unterthanen und zur Beſtrafung der Räuber herbei. Als die Kreuzfahrer dieſes hörten, hatten ſie keine Luſt, ſich mit dem Heere des Königs zu ſchlagen, zogen demnach eiligſt davon, wurden aber bei Belgrad eingeholt und beinahe bis auf den letzten Mann, jedoch nicht durch die Tapferkeit der Ungarn, ſondern durch die Treuloſigkeit des Königs erbarmungslos zuſammen gehauen *). Nur ſehr wenige entgingen dem Gemetzel und kamen nach vielen ausgeſtandenen Müh-

*) Sobald König Coloman die Kreuzfahrer bei Belgrad erreicht hatte, ließ er ſie von ſeinem weit zahlreichern Heere umringen und ſogleich angreifen. Aber Gottſchalks Schaaren leiſteten verzweifelten Widerſtand. Als der König ſah, daß er nicht ohne großen eigenen Verluſt an Leuten die Kreuzfahrer würde ſchlagen und zerſtreuen können, ſtand er vom Kampfe ab und ließ dem Gottſchalk ſagen: Er wiſſe ſehr wohl daß die an ſeinen Unterthanen verübten Räubereien und Mordthaten nicht dem ganzen Heere der Kreuzfahrer, ſondern nur einem Theile, wahrſcheinlich dem Auswurf deſſelben, zuzuſchreiben ſeyen; alſo nur dieſe, die Schuldigen, und nicht die Unſchuldigen wolle er beſtrafen. Würde demnach das Heer die Waffen niederlegen und die Verbrecher ihm ausliefern, ſo wolle er alle Uebrigen ruhig ihres Weges ziehen laſſen. Gottſchalk und deſſen ſchwache Rathgeber, wahrſcheinlich aus Furcht vor der Uebermacht des ungariſchen Königs, waren einfältig genug, in dieſen Vorſchlag einzugehen. Aber kaum waren die Waffen übergeben, als die Ungarn über die Kreuzfahrer auf das neue herfielen und ſie ſämmtlich erſchlugen. — Welchen Unfug auch die Kreuzfahrer mochten begangen haben, ſo kann doch des ungariſchen Königs feige Treuloſigkeit dadurch nicht gerechtfertiget werden.

ſeligkeiten, bettelnd und völlig zerlumpt endlich in Deutſchland wieder an.

8. Aber an Greueln und Schandthaten jeder Art übertraf die Schaaren Peters, Walthers und Gottſchalks noch bei weitem ein dritter, ihnen beinahe auf dem Fuße folgender Haufen von mehr als zweimal hundert tauſend ſogenannter Kreuzfahrer. Dieſe wilde Heerde beſtand aus dem Auswurf des dummſten, roheſten und laſterhafteſten Pöbels in Frankreich, Lotharingen und den Rheingegenden. Zwar befanden ſich auch ziemlich viele Ritter dabei; aber mit ſchwacher Ausnahme waren dieſe an Geſinnung und in ihrer Handlungsweiſe dem rohen Haufen vollkommen gleich; nicht aus Andacht, ſondern blos aus Raubſucht hatten ſie ſich dem Zuge angeſchloſſen. Einen eigentlichen Anführer hatte dieſes Heer nicht; aber, was unglaublich ſcheinen würde, wenn es nicht auf dem übereinſtimmenden Zeugniß aller gleichzeitigen Geſchichtsſchreiber beruhete*): Eine Gans und eine Ziege, welche, wie dieſes dumme Geſindel behauptete, von dem Geiſte Gottes beſeelt ſeyn ſollten, wurden vor dem Heere hergetrieben und ſogar abgöttiſch von demſelben verehrt**). War es hölliſcher Fanatismus oder teufliſche Raub- und Mordluſt, höchſt wahrſcheinlich Beides, was dieſe ſogenannten Pilger, die mit ihrer Frömmigkeit Raub, Mord, Völlerei, Unzucht,

*) Anserem quendam divino spiritu asserebant afflatum, et non minus capellam eodem repletam, et hos sibi duces hujus secundae viae fecerunt in Jerusalem, quos et nimium venerabantur et bestiali more his intendebant ex tota animi intentione. (*Alb.* Aq. L. I. cap. 31.). — Dieſes Geſindel war ſo unwiſſend und viehiſch dumm, daß es bei jeder nur einigermaßen bedeutenden Stadt, die es in Bayern und Böhmen erblickte, ſtets ſogleich fragte, ob es nicht Jeruſalem ſey.

**) Man ſehe den 24. Band der Fortſetzung; Abſchnitt 17. §. 2.

kurz alle Laster verbanden, nun plötzlich auf den Gedanken führte, der Krieg zur Ehre Christi müßte mit der Vertilgung aller Juden begonnen werden. Eine grausame, blutige Verfolgung, wie seit den Zeiten Kaiser Hadrians dieses bejammernwerthe Volk keine mehr erfahren hatte, erging jetzt über dasselbe. In den Städten an der Mosel und am Rheine hatten die Juden ihre reichsten Niederlassungen, und gerade hier, in Verdün, Trier, Cöln, Mainz, Speier, Worms ward von den Wütherigen am ärgsten gemordet und am unmenschlichsten gewüthet*), und ganze Ströme von Blut erwürgter Juden bezeichneten den Marsch dieser Unholde durch den größten Theil von Deutschland. Indessen war zwar der eben so tapfere, als wilde, aber am Mittelrhein ungemein begüterte und mächtige Graf Emico von Leiningen mit einer zahlreichen Schaar von ihm angeworbener Leute zu den vorgeblichen Pilgern gestoßen. Aber längst schon seiner Gewaltthätigkeiten wegen weit und breit berüchtiget, hatte er auch jetzt keine Lust, Zucht und Ordnung bei dem zahllosen Gesindel einzuführen, sondern ward vielmehr ein Beförderer aller Arten von Ausschweifungen, und ermunterte oft selbst zu nur noch größeren Greuelthaten. — Mit Schandthaten befleckt, die selbst Gottschalks Schaaren fremd geblieben waren, wälzte sich nun dieses saubere Pilgerheer, das jetzt bis auf zweimal hundert tausend Mann zu Fuß und drei tausend zu Pferde angewachsen war, durch Franken, Bayern und Böhmen bis an die Grenze Ungarns fort. Aber in demselben Lande, in

*) Auch in Böhmen beging dieses ruchlose Mord- und Raubgesindel die größten Abscheulichkeiten; denn unglücklicher Weise stand gerade der böhmische Herzog Wratislav mit seinem Heere in Polen, und alle Bitten und Ermahnungen des Bischofes Cosmas von Prag machten auf Leute, die von dem Menschen höchstens nur die äußere Gestalt hatten, nicht die mindeste Wirkung.

welchem Gottschalk und alle seine Leute ihren Untergang gefunden hatten, wartete das Verderben nun auch auf dieses Heer. Als es bei Mesaburg ankam, fand es die Thore geschlossen und wiederholtes Versprechen, sich ruhig und friedlich zu betragen, vermochte nicht dieselben zu öffnen. König Coloman hatte die Kreuzfahrer kennen gelernt und wollte nun um keinen Preis sie mehr in sein Land lassen. — Um den Eingang in die Stadt zu erzwingen, plünderten und verheerten die Pilger die ganze umliegende Gegend. Aber der eben daher nur noch größer werdende Mangel an Lebensmitteln zwang sie, ihr Gesuch um Einlaß in die Stadt zu erneuern, und da dieses abermals abgeschlagen ward, bemächtigte sich Verzweiflung der ohnehin schon so wilden Gemüther; denn nicht nur herrschte Hungersnoth in ihrem Lager, sondern sie mußten durchaus durch die Stadt, weil keine andere Straße sie weiter führte. Sie beschlossen also Mesaburg zu erstürmen, warfen eine Brücke über die Leitha und griffen die Stadt mit dem größten, von Verzweiflung erzeugten Muth und Tollkühnheit an. Der herrlichste Erfolg schien ihr Unternehmen krönen zu wollen; denn schon war die Mauer an mehreren Orten durchbrochen und König Coloman stand schon im Begriffe, die Stadt zu verlassen und sich mit den Seinigen auf der Donau einzuschiffen, als plötzlich gleichsam alle Schrecken Gottes über das Heer der Mörder und Räuber kamen; wie betäubt stand es auf einmal still, ließ von dem Sturm ab und begab sich in größter Verwirrung und Unordnung auf die Flucht *). Schnell öffneten sich jetzt die Thore der

*) Kein Geschichtschreiber gibt die Ursache dieses plötzlichen panischen Schreckens an; keiner weiß auch nur von weitem was zu ersinnen, worin diese plötzliche Betäubung, Flucht und Verwirrung eines ganzen Heeres, das den Sieg schon in den Händen hatte, einen nur einigermaßen annehmbaren Erklärungsgrund fin-

Stadt und die ganze Besatzung und alle waffenfähigen Einwohner, den König an ihrer Spitze, eilten den Geschreckten nach. Diesen hatte Furcht und Schrecken alle Besinnung geraubt; keiner machte auch nur einen Versuch Widerstand zu leisten oder sein Leben zu vertheidigen. Ohne einen Mann zu verlieren, richteten daher die Ungarn ein schreckliches Blutbad unter den Fliehenden an. Der größte Theil ward zusammengehauen; mehrere Tausende wurden als Sclaven fortgeschleppt, die ganze Gegend war mit Leichen der Erschlagenen bedeckt. Nur wenige von den Rittern hatten ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer Pferde zu danken. Unter diesen befand sich auch der berüchtigte Graf Emico. Mit einigen der Seinigen, die es ihm nachher noch um sich zu sammeln gelang, kehrte er in seine Heimath zurück und war nun lange Zeit, und zwar mit Recht, der Gegenstand des Spottes von ganz Deutschland, das ohnehin an dem ersten Kreuzzuge anfänglich gar keinen, und nachher nur äußerst schwachen Antheil nahm. Verschiedene andere von den Rittern, welche dem Blutbade entgangen waren, zogen durch Kärnthen nach Italien, erwarteten dort die Ankunft der großen, von den Fürsten angeführten Heere und schloßen sich diesen an. — Noch ein anderer Haufen, ebenfalls ohne Anführer und sich selbst überlassen, der unter der Leitung eines überspannten Laienbruders, Namens Volkmar, durch Sachsen und Böhmen nach Ungarn gezogen war, fand größtentheils auf ähnliche Weise, wie Gottschalks Schaaren, bei der ungarischen Stadt Neitra Tod oder Gefangenschaft, und von völligem Untergang soll nur, wie der Annalist Saxo erzählt, ein am Himmel erscheinendes Kreuz sie gerettet und die Ungarn bewogen haben, die noch Lebenden

---

den könnte. Wilhelm von Tyr sagt daher: Nec aliud in causa dicitur extitisse, nisi quod peccatis multiplicibus dominum ad iracundiam provocaverunt.

ungekränkt in ihre Heimath zurückgehen zu lassen. Aber auch von diesen gingen, da sie sich unter Weges zerstreuten, noch viele durch Hunger, Krankheit und Elend zu Grunde. — Bevor also der eigentliche Krieg gegen die Ungläubigen begonnen und das erste geregelte Heer sich in Marsch gesetzt hatte, bevor mithin auch die Türken nur ein einziges Schloß oder Dorf verloren hatten, waren jetzt schon theils durch Hunger und pestartige Krankheiten, theils durch das Schwert der Türken, Ungarn und Bulgaren bei viermal hundert tausend europäische Kreuzfahrer*) hinweg gerafft worden.

XVIII.

Gottfried von Bouillon und die übrigen Häupter des ersten Kreuzheeres.

1. Was bisher von den äußerst schlecht zusammengesetzten, nur aus dem rohesten und niedrigsten Pöbel zusammengelaufenen, nicht einmal gehörig bewaffneten, dabei völlig zucht- und ordnungslosen, größtentheils sich selbst überlassenen oder nur von unwissenden, des Krieges völlig unkundigen Anführern geleiteten, obgleich zahllosen Haufen sogenannter Kreuzfahrer geschah, und wir auch unsern Lesern berichteten, gehört eigentlich, in dem strengen Sinne des Wortes, gar nicht zu der Geschichte der Kreuzzüge, ist offenbar blos ein eben so ekelhaftes als blutiges Vorspiel derselben, jedoch in so fern belehrend und beachtungswerth, als man dadurch im Abendlande die Ueberzeugung gewann, daß selbst die größten und ungeheuersten Massen, sobald es ihnen an einem Haupte fehlt, sie auch in sich selbst nicht gehörig gegliedert sind, und es ihnen endlich gar noch

*) Die meisten Geschichtschreiber geben jedoch eine weit größere Anzahl an. Einige setzen sie auf eine halbe Million, wieder Andere sogar auf sechsmal hundert Tausend.

an Disciplin und Gehorsam gebricht, völlig todte, wirkungslose Massen sind, die noch überdieß in ihrem Innern stets den Keim schnellen Unterganges mit sich führen, sich selbst zur Last und zur Qual, verheerend für die Länder, die sie durchziehen und eine Geisel für die friedlichen Völker, mit denen sie auf ihrem Zuge in Berührung kommen.

2. Erst jetzt, als zu der von Papst Urban II. bestimmten Zeit geregelte, wohl organisirte Heere unter der Anführung edler und mächtiger Fürsten — größtentheils ausgezeichnet große Charaktere — sich in Marsch setzen, beginnt der heilige Krieg und gewinnt in seinem nunmehr raschen Fortgange ein immer steigendes, höheres, sowohl historisches wie militärisches Interesse. In die Bewegungen der verschiedenen Heerabtheilungen kommt jetzt Plan, Ordnung, Zusammenhang und besonnene Einheit, und den Anführern fehlt es nicht mehr so sehr wie bisher an Kriegskunde und strategischem Ueberblick. Die Massen gehorchen, weil an Gehorsam gewöhnt, und jeder Führer ist die belebende Seele der Schaaren, die seinem Panier folgen. Dem Zufall wird immer weniger überlassen, und alles Gute, was geschieht, wie alle Fehler, die begangen werden, kommen auf Rechnung der Häupter, welche die große, so mannichfaltig und verschiedenartig zusammengesetzte Maschine von jetzt an in Bewegung erhalten. — Von den großen Monarchen Europas zeigte keiner einige Lust, sich an die Spitze der Unternehmung zu stellen. Gewissermaßen erlaubten es ihnen auch nicht theils ihre persönlichen Verhältnisse, theils jene ihrer Reiche. Kaiser Heinrich IV. noch im harten Kampfe mit Papst Urban II., konnte unmöglich gestimmt seyn, dem Rufe des Papstes zu folgen. — Philipp von Frankreich, obgleich bisweilen edeln Bestrebungen sich hingebend, war doch im Ganzen genommen ein Sclave seiner Vergnügun-

gen; zudem auch ein französischer König aus dem eilften Jahrhundert, das heißt, ein Herr, der blos in dem kleinen Umfange seiner Erbstaaten Paris und Orleans, denen sein Urgroßvater den Königstitel beigefügt hatte, als König herrschte, in dem ganzen übrigen Frankreich aber nur als der Oberlehnsherr von mehr als sechzig erblichen Herzogen und Grafen, und zwar auch blos dem Namen nach betrachtet ward; von völlig unabhängigen Herren, die oft weit mächtiger als der König, sich an nichts banden, nur ihrem eigenen Interesse folgten und aus der Geringschätzung ihres sogenannten Oberhaupts gar kein Geheimniß machten. Endlich war Philipp, wegen Trennung von seiner Gemahlin, im Banne; konnte also nicht der Anführer eines heiligen Heeres seyn, dessen Zutrauen er, der Gebannte, eben so wenig, wie später Friederich II. erhalten haben würde. — König Wilhelm, mit dem Beinamen, der Rothe, von England, war in dem Innern seines Reiches, so wie mit seinen Planen auf die Normandie und dem Zwist in seiner eigenen Familie zu sehr beschäftiget, als daß er seine Staaten auf lange Zeit hätte verlassen mögen. Zudem war er auch kein Freund von großen, weit aussehenden Unternehmungen, und überhaupt weniger als irgend ein anderer Monarch, von dem Rittergeiste seines Zeitalters beseelt. — Die spanischen Monarchen hatten in ihrem eigenen Lande die nämlichen Feinde zu bekämpfen, gegen welche die Kreuzfahrer nach Palästina zogen. — Selbst Papst Urban II. widerrieth den spanischen Großen alle Theilnahme an den Kreuzzügen. Sie sollten, sagt er in seinem Schreiben*), die Gelder, welche sie zu diesem Zwecke schon

*) Vobis ergo in poenitentiam peccatorumque remissionem mandamus, ut potentia et divitiis vestris in restitutionem ejusdem ecclesiae devotissime et intentissime desudetis. Eis autem, qui vel in Hierusalem, vel in partes alias poenitentiae spiritu vel devotionis ituri sunt,

gesammelt haben könnten, zum Aufbau ihrer von den Sarazenen zerstörten Kirchen und zur Bekämpfung der Mohamedaner in Spanien verwenden. Diesem wohlgemeinten Rathe des Papstes fügten sich die Spanier und von den Geschichtschreibern wird daher auch nur eines spanischen Grafen als Theilnehmer an dem ersten Kreuzzuge erwähnt. — Was endlich die nordischen Reiche, Dänemark, Schweden, Norwegen, Schottland betrifft, so war in diese die Begeisterung, welche die südlichen Völker Europens ergriffen, damals noch nicht gedrungen, und mit Ausnahme einzelner Individuen, blieben diese Länder dem ersten Kreuzzuge noch völlig fremd. Aber desto mächtiger fühlten sich die Fürsten zweiten Ranges in Italien, Frankreich und Lotharingen zur Befreiung Jerusalems und des heiligen Landes von den Ungläubigen gedrungen, und bei allen Häuptern des ersten großen Kreuzheeres war offenbar reine, von weltlichen Absichten geläuterte Frömmigkeit, wo nicht gerade immer der ausschließliche, doch gewiß der erste und wichtigste Beweggrund. Um diese Fürsten sammelten sich nun überall eine Menge gemeiner Ritter und niederer Edeln, so wie das Verhältniß des Landes, oder auch Familienverbindungen es mit sich brachten. Diese bildeten das Heer, dessen Haupt und oberster Anführer der mächtige Herzog oder Graf war, dessen Panier sie folgten. Alle diese Häupter einzelner Heerhaufen waren von einander völlig unabhängig, hatten keinen gemeinsamen obersten Feldherrn. Das Band, welches sie jedoch sämmtlich auf das innigste mit einander vereinte, war der gemeinsame heilige Zweck, den sie zu erreichen suchten. Stießen aber die Schaaren dieser ein-

---

suademus totam illam viae et sumptus operam restitutioni Ecclesiae Tarraconensis impendere etc. etc. (*Urb. P.* epist. ad procer. Prov. Tarracon. bei *Mansi* T. XX. p. 702.)

zelnen fürſtlichen Heerführer zuſammen und bildeten ein gemeinſchaftliches, mithin ſtets ſehr zahlreiches Heer, ſo lag demſelben eine rein militäriſch-ariſtokratiſche Verfaſſung zum Grunde. Nur die Mehrheit der Stimmen entſchied, was jedesmal geſchehen ſollte; damit ſich jedoch alle einer ſolchen Entſcheidung fügten, dazu gab es kein anderes coercitives Mittel, als blos das, die Bruſt jedes dieſer Edeln ſchwellende Ehr- und Pflichtgefühl.

3. Die berühmteſten und mächtigſten der Häupter des erſten Kreuzzuges waren folgende: Herzog Gottfried von Lotharingen aus dem Hauſe Bouillon, — Hugo der Große, Graf von Vermandois und Bruder des Königs in Frankreich; — Robert, Herzog von der Normandie; — Robert, Graf von Flandern; — Stephan, Graf von Blois, Chartres und Troyes; — Raimund, Graf von Toulouſe; — Bohemund, Fürſt von Tarent, und endlich Prinz Tancred, Bohemunds Neffe und jüngerer Waffengenoſſe. — — Die Schaaren, welche dieſe Fürſten anführten, waren durch Sprache, Sitten und Cultur von einander getrennt; aber alle von demſelben heiligen Enthuſiasmus entflammt, und die Zuverſicht eines gewiſſen Sieges, dem ſie jetzt entgegen gingen, war die Frucht des unbeſchränkten Zutrauens, das jedes Heer ſeinem Anführer ſchenkte. Dieſe erſcheinen daher jetzt als die Repräſentanten aller jener chriſtlichen Völker, die zuerſt zur Befreiung des heiligen Landes auszogen. In der immer engern Berührung, in welche jetzt die Häupter der Kreuzfahrer ſowohl unter ſich ſelbſt, als auch mit fremden, ihnen bisher kaum dem Namen nach bekannten Völkern, nämlich mit den Griechen und Türken kommen, folgen ſie zwar nur ſelten einer und derſelben Richtſchnur, aber dieſe Abweichungen haben blos ihren Grund in der Verſchiedenheit der Charaktere, und es möchte demnach nicht überflüſſig ſeyn, hier in einigen kurzgefaßten, nur in

ihren äußersten Umrissen gezeichneten Schilderungen einen Ueberblick derselben zu geben; jeden dieser Helden in seinem, nur ihm eigenen Costüme den Augen unserer Leser vorzuführen.

4. Unstreitig gebührt in der Reihe dieser Edeln die erste Stelle dem Herzog von Lotharingen, nach dem Stammschloß seines Geschlechtes Gottfried von Bouillon genannt: der Held seines Jahrhunderts, und zwar unter allen Verhältnissen der Held im reinen, unbefleckten Gewand des Christen. Von weiblicher Linie ein würdiger Sprosse Karls des Großen, vereinigten sich in ihm alle Tugenden des Christen mit den seltenen Eigenschaften eines großen Feldherrn, weisen Regenten und vollendeten Staatsmannes*). Ritterliche Ehre galt ihm über Alles; aber eben daher war er auch keusch, fromm, mild, gegen Niedere herablassend, gegen Alle gütig und freundlich, und besonders schlug gegen Freunde und Anverwandte in seinem edeln Busen ein ungemein theilnehmendes, zartfühlendes Herz. Seine Tapferkeit, von der er so viele, beinahe allen Glauben übersteigende Beweise gab, war stets von ruhiger Besonnenheit begleitet, artete nie in Tollkühnheit aus, und über den Pflichten des kühnen, jeder Gefahr trotzenden Ritters vergaß er nie die noch höhern Pflichten des das ganze Heer über-

*) Ueberall hatte sich unter dem gemeinen Volke die Sage verbreitet, Carl der Große werde von den Todten auferstehen, das Heer der Kreuzfahrer anführen und die heilige Stadt von den Ungläubigen befreien. Aberglaube und Unverstand deuteten dieß nach dem Sinne des Buchstaben; aber der Sage, die man vielleicht ein prophetisches Wort nennen könnte, lag wirklich eine, obgleich verhüllte Wahrheit, zum Grunde; denn in Gottfried von Bouillon war wahrhaft Carl der Große wieder erstanden und der erste Kreuzzug so glorreich, als wenn in der That jener große, noch nie erreichte Monarch das Heer in eigener Person angeführt hätte.

waltenden Feldherrn; und glücklich wären die Kreuzfahrer gewesen, hätten sie sich stets der alleinigen Führung dieses, in jeder Hinsicht vollendeten Helden überlassen. — Gottfrieds Vater war Eustach aus dem uralten, in dem Dunkel der Jahrhunderte sich verlierenden Geschlechte der Grafen von Boulogne. Brabant war das Erbe seiner Mutter Ida, einer Schwester Gottfrieds des Buckeligen, Herzogs von Lotharingen, nach dessen Tod er von Heinrich IV. zuerst die Mark Antwerpen, und einige Zeit darauf, zum Lohn seiner ausgezeichneten Dienste, auch das Herzogthum Lotharingen erhielt. — Sobald er zum Jüngling gereift war, verdiente er seine ersten Sporen unter Heinrich IV., zu dem, als seinem rechtmäßigen König und Herrn, er sein ganzes Leben hindurch mit unerschütterlicher Treue hielt. An dem Hofe des Monarchen stand er auch in solchem Ansehen, daß, als der Kaiser am Abend vor der für Heinrichs Feinde so verhängnißvollen Schlacht an der Elster, die ihn umgebenden Fürsten fragte, wer der würdigste sey, am folgenden Tage das Reichspanier zu tragen, Gottfried von Bouillon von Allen, wie mit einer Stimme, als der würdigste genannt ward. Wie sehr er auch an diesem blutigen Tage dem Rufe seiner Tapferkeit entsprach, ist dem Leser schon bekannt. Mit der Reichsfahne in der Hand sprengte er mitten unter das feindliche Heer, und indem er den Schaft des Paniers Heinrichs Gegner so tief in den Leib stieß, daß er am folgenden Tage an dieser Wunde starb, befreiete er Deutschland von einem Gegenkönig und seinen Herrn, den Kaiser, von dessen ärgstem Feinde, dem schleichenden, undankbaren Rudolph von Schwaben. Auch auf dem Zug nach Italien gegen Gregor VII. begleitete Gottfried den Kaiser, und als Rom erobert ward, war es abermals Gottfried von Bouillon, der Roms Mauern zuerst erstieg und Heinrichs siegendes Panier auf denselben aufpflanzte. — Streng auf ritterliche Ehre haltend, glaubte

er keine Kränkung derselben dulden zu dürfen. Als er bedeutender Besitzungen wegen mit einem Herrn von fürstlichem Rang in einen Prozeß verwickelt ward und die Richter auf einen Zweikampf erkannten, fügte Gottfried, obgleich sein heller, vorurtheilsfreier Verstand die Zwecklosigkeit aller gerichtlichen Zweikämpfe wohl einsah und sie daher mißbilligte*), sich dennoch dem Spruch der Richter. Aber kaum hatte in Gegenwart des Kaisers und vieler Fürsten, und unter den Augen eines zahllosen Volkes, der Kampf begonnen, als Gottfrieds Schwert an dem Schilde seines Gegners zersprang. Sogleich standen sämmtliche anwesende Fürsten auf und boten mit Genehmigung des Kaisers ihre Vermittlung an. Aber Gottfrieds zartes Ehrgefühl erlaubte ihm nicht, das Anerbieten anzunehmen. Er bestand auf Fortsetzung des Kampfes, und bald brachte nun sein kräftiger Arm selbst mit dem zerbrochenen Schwerte dem Gegner einen so gewaltigen Schlag auf den Kopf bei, daß derselbe besinnungslos zu Boden stürzte und halb todt aus den Schranken getragen ward. Gottfried hatte jetzt nicht nur seinen Prozeß gewonnen, sondern auch seine ritterliche Mannhaftigkeit auf das Neue bewährt. — Der Schönheit seiner Seele entsprach auch eine nicht minder anziehende körperliche Wohlgestalt. Er war von hohem, schlanken Wuchs, kräftigem Körperbau, hatte braune, in das blonde hinüber spielende Haare und eine männlich schöne Gesichtsfarbe. In seinem ganzen Aeußern lag eine gewisse Majestät, die jedoch, weil durch eine, aus allen Gesichtszügen hervorleuchtende Freundlichkeit gemildert, nicht blos Ehrfurcht gebot, sondern auch Liebe und Zutrauen einflößte. — Schon in zar-

*) Erzbischof Wilhelm von Tyr sagt bei diesem Vorfall von Gottfried: Singulare certamen ipse multum invitus adiit, sed tamen, juxta regionis consuetudinem, salva opinionis suae integritate declinare non poterat.

ter Jugend hatte Gottfried den harten Leiden der Christen in Jerusalem, mit denen ihn die Erzählungen rückkehrender Pilger bekannt gemacht hatten, manche stille Heldenthräne geweihet. Mit zunehmenden Jahren fühlte er eine immer größere Sehnsucht nach dem heiligen Lande, und während seiner Krankheit in Rom machte er endlich sogar ein Gelübde, zu dem Grabe des Erlösers, sobald die Umstände es ihm erlauben würden, als ein demüthiger Pilger zu wallen. Aber nur langsam erwacht das innere Leben des Gemüthes und nur nach und nach lodert die Flamme heiligen Enthusiasmus empor. Auch bei Gottfried bedurfte es noch eines höhern Impulses. Diesen gab ihm des Papstes Aufruf an die gesammte Christenheit, und Urbans feurige Rede auf dem Concilium zu Clermont war der letzte zündende Funke, an dem Gottfrieds ganze Seele nun auf immer in heiligem Eifer erglühte. Unerschütterlich fest stand jetzt sein Entschluß, nicht blos als ein frommer Pilger an dem Grabe des Gottmenschen sein Herz in Demuth und Liebe zu ergießen, sondern an der Spitze eines Heeres die heilige Stätte den ungeweihten Händen der Ungläubigen zu entreißen. Von jetzt an waren alle seine Sinne und Gedanken blos nach dem heiligen Lande gerichtet, und von Europa und seinem Vaterlande Abschied nehmend, verzichtete er auf sein Herzogthum, verpfändete mit Genehmigung seiner Mutter Ida das Stammschloß Bouillon für fünfzehn hundert Mark Silber und ein Pfund Gold an die Kirche des heiligen Lamberts in Lüttich, söhnte sich mit dem Bischof von Lüttich, dem er schon einen Fehdebrief geschickt hatte, wieder aus, verkaufte mehrere seiner Besitzungen der Kirche zu unserer lieben Frau in Verdün und ließ auch die Feste Falkenberg, die er in dem Gebiete des Bischofes von Verdün hatte erbauen lassen, wieder niederreißen. Auf beiden Seiten des Rheins war Gottfrieds Name gleich berühmt und ehrenvoll bekannt. Durch Geburt und

Erziehung der franzöſiſchen wie der deutſchen Sprache mächtig, gehörte er Deutſchland und zugleich auch Frankreich an. Sobald es alſo bekannt ward, daß er zu dem heiligen Kriege ſich rüſte, ſtrömten nicht nur eine Menge Ritter und Edle aus Deutſchland, Frankreich und Lotharingen herbei, ſondern auch noch mächtigere Herren in dieſen Ländern verſammelten ihre Dienſtleute und reiheten ſich unter den Fahnen Gottfrieds *), ſo daß ſein Heer, als er mit demſelben nach Mariä Himmelfahrt aufbrach, ſich ſchon auf ſiebenzig tauſend Mann zu Fuß und zehn tauſend zu Pferde belief. Außer ſeinen beiden Neffen geſellten ſich zu ihm auch noch ſeine beiden Brüder Euſtach und Balduin. Dieſe ſtanden jedoch tief unter Gottfried, beſonders ſein Bruder Balduin. Eitler Weltſinn war in dieſem noch vorherrſchend; die Liebe zu irdiſchem Gewinn hatte ihre Macht über ihn noch nicht verloren, und überhaupt, wie wir auch in der Folge ſehen werden, lag etwas Zweideutiges in ſeinem Charakter und ganzem Weſen. — Nach Gottfried von Bouillon feſſelt zuerſt unſere Aufmerkſamkeit Hugo der Große, Graf von Vermandois, Philipps von Frankreich königlicher Bruder. In dem, zwei Monate nach dem Concilium von Clermont, zu Paris in Gegenwart des Königs gehaltenen Parlament war Hugo der erſte geweſen, der das Kreuz nahm und in Gold geſtickt auf ſeine Schultern heftete. Seine Beſitzungen waren ſehr beträchtlich; aber nicht ihrer Größe wegen, auch nicht wegen großer, von ihm ſchon vollbrachten Thaten hatte er den Beinamen, der Große, erhalten, ſondern blos in Rückſicht ſeiner königlichen Geburt, und nach dieſer war er wirklich der Erſte unter den fürſt-

*) Wie z. B. die Grafen Reinhard und Peter von Toul, Heinrich und Gottfried von Aſſa, der Graf Hugo von St. Paul, deſſen Sohn Engelram und noch eine Menge anderer edler und vornehmer Herren.

lichen Pilgern des ersten Kreuzheeres, stand auch überhaupt an Biederkeit und ritterlichem Sinne keinem von allen nach *). — Robert, Herzog von der Normandie. Er war der älteste Sohn Wilhelms des Eroberers. Der Erstgeburt nach hätte ihm die Krone von England gebührt. Aber die Thätigkeit und Verschlagenheit seines Bruders, Wilhelms des Rothen, kam ihm zuvor und entriß ihm ein Königreich, dessen Verlust er eigentlich doch nur seinem Leichtsinn und seiner allzugroßen Liebe zur Gemächlichkeit zuzuschreiben hatte. Stets frohen und heitern Sinnes, traten Gefühl, Empfindung, Reizbarkeit und Genußliebe weit mächtiger bei ihm hervor, als Verstand, Vernunft und ernste Besonnenheit. Robert besaß alle Eigenschaften eines liebenswürdigen Privatmannes, die aber an einem Regenten oft als eben so große Mängel erscheinen. Durch seine verschwenderische Freigebigkeit machte er sich und sein Land arm. Seine allzugroße Milde und stete Geneigtheit zum Verzeihen machte seine widerspenstigen Barone nur noch kühner und sein Herzogthum lange Zeit zum Tummelplatz unaufhörlicher Empörungen, blutiger Fehden und Gewalt-

*) Muth, Kühnheit, Entschlossenheit, Tapferkeit ꝛc. ꝛc. war ein Gemeingut aller damaligen Ritter, und ganz vorzüglich der fürstlichen Anführer der Kreuzheere. Diese Attribute betrachteten sie jedoch nicht als große Tugenden, in ihren eigenen Augen hatten sie nicht einmal einen bedeutenden; denn man hielt sie für Eigenschaften, die mit dem Ritterwesen und einer ritterlichen Natur so innigst verflochten und verschmolzen wären, daß das Eine ohne das Andere gar nicht gedacht werden könnte. In der biographischen Skizze irgend eines dieser Edeln auch noch von dessen Muth, Tapferkeit ꝛc. ꝛc. eine Erwähnung machen zu wollen, wäre also eben so überflüssig, als es thöricht seyn würde, bei einem großen, berühmten, allgemein bekannten Redner noch die Bemerkung beizufügen, daß derselbe nicht taubstumm gewesen sey.

thätigkeiten jeder Art. Selbst sein theilnehmendes Herz ward bisweilen an ihm zum Verräther. Jedem Hülfsbedürftigen wollte er helfen, versprach daher auch oft seine Hülfe, ohne vorher zu überlegen, ob er auch dieselbe zu leisten im Stande sey. Großen Verdruß machten ihm seine Brüder Heinrich und König Wilhelm der Rothe. Letzterer besaß noch über zwanzig Burgen und Schlösser in der Normandie, und auch der Erstere hatte nicht unbedeutende Besitzungen darin. Beide suchten von ihrem Bruder dessen Barone und Vasallen abwendig zu machen und auf ihre Seite zu ziehen, so daß Robert sich endlich von dem größten Theile seiner Vasallen verlassen sah. Aus Verdruß, so sehr verkannt und mißbraucht zu werden, folgte endlich Robert dem Rathe seiner Geistlichkeit und nahm das Kreuz. Um das nöthige Geld zu seiner Rüstung beizubringen, überließ er sein Herzogthum auf fünf Jahre dem Könige von England, wofür ihm dieser zehn tausend Mark Silbers gab, aber diese Summe auch sogleich durch Beraubung aller Klöster in der Normandie sich wieder zu verschaffen wußte. Selbst die Reliquienkästen und die kostbaren Decken der Evangelienbücher entgingen der Raubsucht Wilhelms nicht. Sobald Robert das Kreuz genommen hatte, änderte sich seine ganze bisherige Natur. Sein Charakter gewann mehr Kraft und Gediegenheit; seine Freigebigkeit ward mehr von Einsicht und Klugheit geleitet, jugendlicher Leichtsinn machte reiferer und ernsterer Besonnenheit Platz, und die Verdienste, die er sich auf dem Kreuzzuge erwarb, so wie sein ganzes Betragen gewannen ihm wieder die allgemeine Achtung, die er beinahe schon gänzlich verloren hatte. — Noch ein anderer Robert befand sich ebenfalls unter den Häuptern des Kreuzheeres. Es war Robert II., Graf von Flandern. Schon sein Vorfahrer, Robert I., war nach dem heiligen Lande gepilgert und Augenzeuge gewesen der grausamen Bedrückungen der Christen durch die Türken. Dem grie-

chischen Kaiser war er auf eine sehr ehrenvolle Weise bekannt geworden. Alexius hoffte vorzüglich, durch Roberts Verwendung und Vermittlung, von den Abendländern Hülfe gegen die Türken, die auch der Graf ihm wirklich zusagte. Aber Robert I. kam nicht mehr nach Europa zurück. Er starb in dem Jahre 1093 in Palästina und sein Nachfolger Robert II. übernahm nun die Erfüllung des von seinem Vorfahrer den Christen von Jerusalem und dem griechischen Kaiser gemachten Versprechens. Flandern war eine große, blühende und reiche Provinz, und da des Grafen großer Reichthum ihm erlaubte, alle Unvermögende, die jedoch das Kreuz genommen hatten, mit Geld zu unterstützen, so hatte er bald eine Menge edler Ritter, wie auch versuchter Krieger aus dem Volke unter seinen Fahnen. Robert II. strebte nicht nach Feldherrngröße; aber der Ruhm eines tapfern vollendeten Ritters ging ihm über alles, und über diesem vergaß er nur zu leicht die höhern Pflichten eines Anführers. — Die Kreuzfahrer nannten ihn das Schwert und die Lanze des Christenheeres. — Stephan, Graf von Blois, Chartres und Troyes, gehörte in Ansehung der Territorialgröße seiner Besitzungen zu den mächtigsten und angesehensten französischen Fürsten. Man sagte — wahrscheinlich blos sprüchwörtlich — die Zahl der dem Grafen gehörenden Burgen und Schlösser sey der Zahl der Tage eines Jahres gleich. Stephan hatte zwar keine sehr einnehmende Manieren, aber ein gutes, theilnehmendes Herz; wer der Hülfe bedurfte, ging nie leer von ihm hinweg. Bei einem — eine Seltenheit bei dem hohen Adel in der damaligen Zeit — wissenschaftlich gebildeten Verstand war er der Sprache ungemein mächtig, glänzte daher auch ganz vorzüglich in den berathschlagenden Versammlungen der Fürsten, die auch gewöhnlich bei ihren Berathungen ihm den Vorsitz einräumten und nicht selten seinem Rathe folgten. — Raimund, Graf

von Toulouse, der sich auch Herzog von Narbonne und Marquis von Provence nannte, war unstreitig der reichste Fürst Frankreichs. Aber für die Sache Gottes gab er sein großes Erbtheil auf. Er verkaufte die meisten seiner Besitzungen, nur um das große Unternehmen mit desto größerem Nachdruck fördern zu können. Er war ein erfahrner und versuchter Krieger, und hatte früher schon mit Auszeichnung gegen die Sarazenen in Spanien gefochten. Jetzt war er schon weit in Jahren vorgerückt, daher oft eigensinnig, halsstärrig und unfähig Widerspruch zu ertragen; doch dafür erwies er sich gegen Nachgiebige desto gütiger und leutseliger, und als einen strengen Rächer jedes Unrechtes, sobald es nicht seine eigene Person betraf; denn in diesem Falle war er eher zum Verzeihen als zum Strafen geneigt. Seiner Erfahrung und der großen Schätze wegen, die er mitbrachte, stand er in vorzüglichem Ansehen bei dem Heere der Kreuzfahrer; anfänglich machten ihm diese jedoch seine große Sparsamkeit zum Vorwurfe, beschuldigten ihn sogar des Geizes. Als aber nachher bei vielen Edeln und Rittern durch deren Verschwendung die Finanzen erschöpft waren, sie daher drückende Noth fühlten, und nun Graf Raimund mit vollen Händen rechts und links austheilte, und jedem, der einer Unterstützung bedurfte, sie zufließen ließ; da priesen sie seine weise Vorsicht, und aller Tadel verwandelte sich in freudigen Dank. Raimund war auch von den Fürsten der Erste, welcher dem Papste kund thun ließ, daß er auf seinen Aufruf an die Christenheit das Kreuz genommen und schon viele Edle und Ritter, gleich ihm bereit, sich dem Dienste des Herrn zu weihen, um sich gesammelt habe. — Mit Raimund verband sich auch des Papstes Stellvertreter bei dem heiligen Kriege, der edle, verdienstvolle, würdige Erzbischof Ademar von Pui und führte demselben eine nicht unbedeutende Schaar auserlesener Krieger zu. — Bohemund, Fürst von Tarent,

berühmt durch seine Siege über weit zahlreichere griechische Heere, ist dem Leser schon als einer der größten und unternehmendsten Feldherren seiner Zeit bekannt. Er war, wie man sich erinnern wird, Robert Guiscards ältester Sohn. Das Testament des Vaters hatte ihn zwar blos zum Erben der väterlichen Thaten und des väterlichen Ruhms bestimmt; aber Bohemund wollte mit diesem Erbtheile sich nicht begnügen, und zwang nach des Vaters Tod seinen jüngern Bruder Robert, den Guiscard zum Erben aller seiner Staaten eingesetzt hatte, ihm wenigstens das nicht sehr bedeutende Fürstenthum Tarent zu überlassen. Mit einem hohen Grade von Frömmigkeit verband Bohemund eine nicht minder große Dosis von Ruhmsucht und Ehrgeiz. Selbst der Thron von Constantinopel lag nicht außer dem Bereiche seiner Wünsche, und sein ganzes Benehmen, besonders der Antrag, den er, wie wir bald hören werden, dem Herzog Gottfried von Bouillon machen ließ, rechtfertigen hinreichend den Verdacht, daß sein Eifer in Betreibung des ersten Kreuzzuges mehr in seinen geheimen Eroberungsplanen, als in wahrhaft frommen Motiven seinen Grund möchte gehabt haben. — Sobald es kund ward, daß Bohemund unter den Mauern von Amalfi*) das Kreuz genommen, zog sein hoher kriegerischer Ruf eine Menge Krieger aus der Ritterschaft wie aus dem Volke zu

*) Bohemund belagerte gerade mit seinem Oheime Roger die Stadt Amalfi, die sich gegen den Letztern empört hatte, als Hugo der Große mit seinen Schaaren durch Apulien zog. Bei dem Anblick der französischen Kreuzritter ward jetzt Bohemund ebenfalls ganz begeistert, wußte auch das ganze Belagerungsheer zu gleichem Enthusiasmus so sehr zu entflammen, daß alle normännischen Edeln und Ritter sogleich das Kreuz von ihm verlangten, das er auch auf der Stelle unter die Vornehmsten selbst vertheilte, indem er einen seiner kostbarsten Mäntel herbeibringen ließ und diesen in Stücke zerschnitt.

seinen Fahnen, so daß er, als er seine Rüstungen beendiget hatte, sich an der Spitze eines Heeres von zwanzig tausend Mann zu Fuß und zehn Tausend zu Pferde erblickte. — Tankred, in Wahrheit die schönste und kostbarste Blume der Ritterschaft! von dem ächten Geiste derselben beseelt, wußte dieser edle normännische Prinz alle Heldentugenden eines tadellosen Ritters auch mit allen sanftern Pflichten des geselligen Lebens zu vermählen. Alle Regungen seines Herzens, alle seine Gefühle, Empfindungen, Gesinnungen und Handlungen waren, gleich den Saiten einer Leyer, zur reinsten Harmonie unter einander gestimmt, und das ungetrübte Licht des Glaubens durchleuchtete jeden seiner Schritte, die er auf der von der Vorsehung ihm vorgezeichneten Bahn seines irdischen Lebens that. Weit ragte er unter allen seinen Waffengefährten hervor, übertraf die Jüngern an Kühnheit und Gewandtheit in der Waffenführung und die Alten an Selbstbeherrschung, Besonnenheit und reifem Ernste. Seinem kindlichen Gemüthe waren Verstellung, List und Schlauheit fremd; den Feind wußte er daher blos im offenen Felde mit dem Schwerte in der Hand, nie aber durch Trug und Arglist zu besiegen. Noch schwebte er in bangem Zweifel, ob er zu dem geistlichen oder weltlichen Stande berufen sey, ob er in diesem oder jenem Gott am gefälligsten werden könne, als plötzlich der Ruf des Papstes, zur Befreiung des heiligen Landes von den Ungläubigen, seinen Entschluß entschied, und diesem um so mehr Haltung und Festigkeit gab, da er in dem Gebrauch ritterlicher Waffen zu einem heiligen Zweck Beides vereint gefunden zu haben glaubte. — Weil ein Neffe Bohemunds, schloß er sich mit seiner Schaar auch demselben an. — Dieß waren die Anführer der ersten Kreuzheere; edle Männer, kräftige Naturen, wahre fürstliche Heldenseelen! — Unter ihren Zurüstungen ging der Winter des Jahres ein Tausend und fünf und

neunzig vorüber. Aber in Frankreich, Lotharingen und am Niederrhein entstand nun plötzlich eine, bis dahin noch nie erlebte Wohlfeilheit aller nur möglichen Bedürfnisse. Die Masse nämlich des Grundeigenthumes, das, um das nöthige Geld zum Zuge herbeizuschaffen, verkauft ward, war ganz ungeheuer, und eben so außerordentlich auch die Menge aller übrigen zum Kaufe ausgebotener Gegenstände und Geräthschaften. Wessen man nur immer auf dem Zuge entbehren zu können glaubte, ward von den Kreuzfahrern in Geld verwandelt, und von allem Diesem mußten nun natürlicher Weise die Preise um so tiefer sinken, als die Anzahl der Zurückbleibenden, die kaufen konnten, mit jener der Pilger, die ihre Habe zu veräußern suchten, ganz unverhältnißmäßig klein zu seyn schien. — Sobald das Frühjahr eingetreten war, fingen die Fürsten an ihre Schaaren zusammenzuziehen, und nun sah man keine Stadt oder Dorf, wo nicht gewaffnete Pilger sich sammelten, kein Feld, das nicht ein Lager deckte. Unaufhörlich tönten von allen Seiten frohe Lieder und liebliche Gesänge zum Lobe der Pilger und des heiligen Landes, und mit frommer Sehnsucht schlug jedes Herz der Stunde des Aufbruches entgegen.

XIX.

Aufbruch der Kreuzheere. — Ihre Ankunft in Constantinopel.

1. Sehr weislich waren die Fürsten in ihren unter sich gepflogenen Verhandlungen übereingekommen, daß, um keinem Lande und keiner Gegend zu sehr zur Last zu fallen, auch der nöthigen Subsistenzmittel desto sicherer zu seyn, die Kreuzheere nicht alle die nämliche Straße ziehen sollten. Gottfried von Bouillon sollte durch Deutschland und Ungarn, Graf Raimund von Toulouse und Ademar durch Oberitalien und Dalma-

tien, Hugo der Große aber und alle übrigen sollten nach Apulien ziehen und von dort aus nach Griechenland überschiffen. Constantinopel ward zum gemeinschaftlichen Sammelplatz aller Heere bestimmt. Von hier aus wollten sie auf den, allen bisherigen Pilgern gewöhnlichen und bekannten Wegen durch Kleinasien nach Syrien und Palästina vorrücken. — Um die bestimmte Zeit, nämlich in den ersten Tagen des Monats August 1096, brach Herzog Gottfried von Bouillon mit seinem Heere auf; etwas später setzten sich die übrigen Fürsten in Bewegung, am allerspätesten Graf Raimund von Toulouse, der erst gegen Ende Septembers aufbrach*). — In der Zusammensetzung ihrer Heere, und in der Auswahl der Pilger, die darin aufgenommen zu werden begehrten, waren die Fürsten mit großer Strenge und Vorsicht zu Werke gegangen. Ihre, obgleich sehr zahlreichen Schaaren kannten demnach auch Disciplin und Mannszucht, und bestanden größtentheils aus dem Kern der kriegerischen Mannschaft jedes Landes. — Mit der größten Ordnung durchzog nun Gottfried von Bouillon ganz Deutschland von der westlichen bis zu dessen östlichen Grenze. Auf dem ganzen Marsch ward keine Klage gehört. Frohen Muthes zog das Heer einher, denn für alle seine Bedürfnisse war hinreichend gesorgt, und auch die Bewohner der Provinzen, durch die es kam, freuten sich über die Ordnung und militärische Haltung der Kreuzfahrer**). Aber bei Tollenburg, der letzten

*) In der Annahme des Kreuzes war Raimund der erste, aber im Aufbruch mit dem Heere der letzte gewesen. Diese Verspätung wird jedoch durch die Größe seiner Zurüstungen, und noch mehr durch das Gelübde eines ewigen Abschiedes vollkommen gerechtfertiget.

**) Was ebenfalls sehr vieles dazu beitrug, die Heere der Kreuzfahrer munter und heiterer Laune zu erhalten, war, daß in dem Jahre 1096 die Erndte in allen Ländern sehr reich ausgefallen war, so daß die Kreuzfahrer überall Ueberfluß und ungemein wohlfeile Preiße fanden.

deutſchen Grenzſtadt gegen Ungarn, angekommen, machte Gottfried Halt. Von der greulichen Niederlage, welche Emico und die übrigen Haufen in Ungarn erlitten, hatte Gottfried mehr, als er wohl wünſchen mochte, ſchon gehört. Bevor er alſo in das Land einrückte, wollte er ſich erſt der friedlichen oder feindlichen Geſinnungen des ungariſchen Königs verſichern. Eine Geſandtſchaft von zwölf Rittern, die der Herzog an König Colomann abordnete, hatte eine perſönliche Zuſammenkunft Gottfrieds von Bouillon und des Königes zur Folge. Auf einer zu einem königlichen Schloß führenden Brücke hatte dieſelbe Statt. Colomann rechtfertigte ſein Betragen gegen die früheren Kreuzfahrer durch deren zügelloſe Wildheit und ihre gegen ſeine Unterthanen verübten Greuelthaten. — Zwiſchen Colomann und Gottfried kam nun eine Uebereinkunft zu Stande, kraft welcher Beide verſprachen, der König: das Heer der Kreuzfahrer unberuhiget durch ſeine Staaten ziehen zu laſſen, auch für Herbeiſchaffung der erforderlichen Lebensmittel zu ſorgen; und Gottfried: für die gute Mannszucht ſeines Heeres zu bürgen, und dem Könige, deſſen Verlangen gemäß, Geißeln, und zwar aus den Vornehmſten ſeines Heeres, zu ſtellen. Die Uebereinkunft ward auf beiden Seiten mit einem Eide bekräftiget. Aber unter den Geißeln befand ſich auch Gottfrieds eigener Bruder, den der ungariſche König namentlich begehrt hatte. Dieſes wollte jedoch der ſtolze Balduin ſich durchaus nicht gefallen laſſen. Als Gottfried ſah, daß er die Halsſtarrigkeit des Bruders durchaus nicht zu brechen im Stande ſey, erbot er ſich, den Oberbefehl über das Heer während der Tage des Durchzuges durch Ungarn einem Andern zu übertragen, und ſich ſelbſt als Geißel dem König zu übergeben. Dieſer Edelmuth Gottfrieds beſchämte den Bruder, brach auch wirklich deſſen harten Sinn. Balduin willigte ein und ward nun mit den Andern dem ungariſchen Könige als Geißel überliefert. —

Aber das Andenken an den frühern, von Peters, Walters und Emicos wilden Haufen begangenen Unfug war noch zu lebendig bei dem König, als daß er nicht auch noch jede andere, von kluger Vorsicht gebotene Maßregel hätte ergreifen sollen. Mit seiner ganzen Kriegsmacht zog er demnach dem Heer der Kreuzfahrer zur Seite, alle Bewegungen desselben genau und mit Sachkenntniß beobachtend. Als man endlich die ungarische Grenze erreicht hatte, und die Zelte der Kreuzfahrer zum letztenmale auf ungarischem Boden standen, kam früh am Morgen des folgenden Tages König Colomann selbst in das Lager zu Gottfried, gab ihm die Geißeln zurück, dankte für die bei dem Kreuzheere gehaltene strenge Mannszucht, machte dem Herzog und den Bedeutendsten unter den übrigen Großen sehr ansehnliche Geschenke, und ertheilte der Ordnungsliebe der Kreuzfahrer und deren trefflicher kriegerischen Haltung die größten Lobsprüche. — Als wahre Freunde und voll gegenseitiger Achtung schieden Colomann und Gottfried von einander. — Bei Belgrad kamen dem Herzog Abgeordnete des griechischen Kaisers entgegen, die ihrer Versicherung freundlicher Aufnahme und wohlfeiler Lebensmittel noch die, bei Gottfried überflüssige Bitte oder Ermahnung beifügten, daß er für Zucht und Ordnung die nöthige Sorgfalt haben möchte. — Von Belgrad zog das Heer über Nizza und Sternitz nach Phinopolis. Aber hier ließ Gottfried dasselbe ein Lager beziehen, weil eine im höchsten Grade befremdende Nachricht, die er aus Constantinopel erhielt, ihn für jetzt noch von weiterm Vorrücken abhielt.

2. Der getroffenen Uebereinkunft zu Folge war Hugo der Große, Graf von Vermandois, mit seinem Heere und einem ungemein glänzenden Gefolge, wie es einem Bruder des Königs von Frankreich geziemte, nach Apulien gezogen. Unterwegs hatte er in Lucca den

päpstlichen Segen, und als der Vornehmste unter den Anführern der Kreuzheere auch die Fahne des heiligen Petrus empfangen. Ohne die Ankunft jener Fürsten zu erwarten, welche ebenfalls durch Unteritalien ziehen und zur See nach Griechenland gehen sollten, schiffte Hugo sich und sein Heer bei Bari nach Dyrrachium ein. Aber nach einer kurzen, anfänglich ganz glücklich begonnenen Fahrt erhob sich plötzlich ein furchtbarer Sturm, zerstreute die ganze Flotte, zertrümmerte die meisten Schiffe und der größte Theil des Heeres fand in den Wellen sein Grab. Hugo ward zwar an das Land gerettet, aber nur mit sehr wenigen seiner Begleiter, und der Verlust seines ganzen Heeres war die Folge dieses schrecklichen Schiffbruches. Einigen Schiffen war es zwar gelungen, trotz des furchtbaren Sturms die Küste von Italien wieder zu erreichen, aber die darauf befindliche Mannschaft, geschreckt durch diesen unglücklichen Anfang, ging auseinander, und jeder kehrte in seine Heimath zurück. — Lange vorher, ehe noch Hugo mit seinem Heere bei Bari unter Segel gegangen war, hatte er zwölf Ritter nach Constantinopel gesandt, die seine baldige Ankunft anzeigen und ihm bei dem Kaiser freundschaftliche Aufnahme erwirken sollten; aber der ziemlich gebieterische Ton, in welchem er sein Verlangen dem Monarchen kund thun ließ, war nicht geeignet, denselben in eine für ihn sehr günstige Stimmung zu versetzen. Ohnehin hatten sich die Gesinnungen des Alexius gegen die Kreuzfahrer indessen sehr geändert. Seitdem er nämlich vernommen, daß auch Bohemund mit einem Heere sich den Kreuzfahrern zugesellt, waren Mißtrauen, Verdacht und Argwohn in seiner Seele erwacht. Er kannte den Ehrgeiz des normännischen Prinzen, dessen Eroberungssucht, Kühnheit und Tapferkeit, aber zugleich auch dessen ungemeine Verschlagenheit. Nicht ohne Grund befürchtete er, daß Bohemund unter dem Vorgeben der

Befreiung des heiligen Landes, ganz andere, für das griechische Reich höchst verderbliche Plane zu verhüllen suche, daß es dem verschlagenen und tapfern Normannen gar leicht gelingen könnte, auch noch andere Fürsten für seine Absicht zu gewinnen, und mit diesen zur Eroberung Constantinopels und zum Sturz des oströmischen Reiches sich zu verbinden. In der That war auch die Lage des Kaisers jetzt im höchsten Grade mislich. Der ihm drohenden Gefahr durch Waffengewalt zuvorzukommen, war unmöglich. Nicht ferne von der Hauptstadt seines Reichs stand bei Phinopolis schon Gottfried von Bouillon mit einem zahlreichen Heere. Eine Flotte und ein nicht minder zahlreiches französisches Heer nahete sich unter dem Grafen von Vermandois den Küsten von Griechenland, und die Ankunft noch mehrerer anderer abendländischer Heere war mit Gewißheit auf das nächste Frühjahr zu erwarten. Hatte vor zehn Jahren blos das normännische Heer unter Guiscard und Bohemund ganz allein schon dem griechischen Reiche den Untergang gedroht, was war nicht gar von der Verbindung so vieler, von ausgezeichneten Feldherren geführter Heere zu befürchten? Offenbar waren jetzt hier Klugheit, Vorsicht und weise Mäßigung höchst nöthig, und dabei auch noch, besonders in allen Verhandlungen mit den Franken, eine offene, Zutrauen einflößende Geradheit und Redlichkeit. Aber statt dessen nahm Alexius lieber zu der dem griechischen Charakter mehr eigenen Schlauheit und Argliſt seine Zuflucht. Da er wußte, daß die verschiedenen Anführer der Kreuzheere nur nach und nach, einer nach dem andern, ankommen würden, so beschloß er, auf eine feine Weise sich der Person eines jeden zu bemächtigen, ihn mit Vermeidung alles Scheines einer äußern Gewalt, blos unter Vorwänden ganz besonderer Freundlichkeit und Zuneigung an seinem Hofe in einer Art von Gefangenschaft zu halten, und dann von demselben, der ohnehin durch das Gefühl seiner beschränkten

Lage um vieles nachgiebiger werden würde, durch große Geschenke und die prächtigsten Verheißungen, das Versprechen zu erzwingen, alle Länder, die er von den Türken erobern würde, und die vorher zu dem Reiche gehört hätten, dem Kaiser wieder zurückzugeben, oder wenigstens sie als Lehen von ihm zu empfangen, daher auch gleich jetzt, bevor noch die Heere über den Bosphorus gesetzt hätten, ihm den Lehnseid zu schwören. Der Plan war nicht übel ersonnen; erstens ward dadurch dem byzantinischen Hofe die Aussicht wenigstens auf einen Theil der von den Pilgern zu machenden Eroberungen eröffnet, und zweitens, was auch dem Kaiser am meisten am Herzen lag, wurden alle feindliche Absichten, die Bohemund gegen das griechische Reich haben konnte, dadurch unausführbar gemacht. Der Plan an sich war gut; aber leider that Alexius mehrere, ziemlich grobe Mißgriffe in der Ausführung desselben. Dieser standen zwar jetzt in Ansehung des Grafen von Vermandois keine besondern Hindernisse entgegen; denn Hugo war ja nach dem Verlust seiner Flotte und seines Heeres nur mit sehr wenigen seiner Begleiter an das Land gerettet worden. Den zwölf an ihn gesandten französischen Rittern hatte zwar der Kaiser in einer öffentlichen Audienz eine sehr freundliche, befriedigende Antwort ertheilt; aber auch gleich darauf seinen Neffen, den Prinzen Johann, mit dem Befehl nach Dyrrachium geschickt, den Hugo und dessen Heer recht freundlich aufzunehmen, aber sich der Person des Fürsten zu bemächtigen, und wenn dieses geschehen wäre, ihn nicht auf den bekannten, häufig besuchten Straßen, sondern auf Umwegen nach Constantinopel zu senden. Sobald also Hugo an das Land trat, fand er schon von Seite des obersten Befehlshabers in Dyrrachium, nämlich des Prinzen Johann, Abgeordnete, welche ihn im Namen desselben einluden, nach Dyrrachium zu kommen, wo schon alles vorbe-

reitet wäre, ihn würdig zu empfangen. Gern folgte der Graf dieser Einladung; da er aber nichts aus dem Schiffbruch gerettet, mithin auch jetzt kein Pferd hatte, sprang sogleich einer von den Abgeordneten des griechischen Statthalters von dem seinigen und stellte es dem Grafen zu seiner Verfügung. Schon vor den Thoren von Dyrrachium kam der Neffe des Kaisers dem Bruder des Königs in Frankreich entgegen, führte ihn und die mit ihm waren in seinen Palast, wo er sie auf das prächtigste bewirthete. Aber dem Befehl des Kaisers gemäß ließ er auch den Grafen auf jedem seiner Schritte genau bewachen. Dieses entging der Aufmerksamkeit desselben nicht, und als es anfing ihm lästig zu werden, fügte er sich um so williger dem Antrag des Statthalters, als dieser ihm erklärte: der Kaiser trage ein außerordentliches Verlangen, ihn bei sich in Constantinopel zu sehen, daher er ihn bitte, dem Wunsche des Monarchen sobald wie möglich zu entsprechen. Unter einer sehr starken Bedeckung trat nun Hugo unverzüglich die Reise nach Constantinopel an. — Auch in der Hauptstadt des griechischen Reiches ward Hugo mit ausgezeichneter Pracht empfangen. Der Kaiser machte ihm kostbare Geschenke, gab ihm aber auch zugleich zu erkennen, daß er ihn nicht eher von sich lassen werde, als bis er ihm, in Beziehung auf die von ihm von den Türken zu erobernden Länder, den Eid der Treue geleistet hätte. Dieser Forderung weigerte sich zwar anfänglich Hugo, ließ jedoch bald durch noch größere und kostbarere Geschenke, und vorzüglich durch des Kaisers äußerst schmeichelhafte Reden sich bewegen, dem Verlangen des Kaisers zu willfahren und in dessen Hand den Eid der Treue zu leisten. Jetzt glaubte Hugo wieder freier athmen zu dürfen; aber er betrog sich in seiner Hoffnung; in der Brust des Kaisers war noch nicht alles Mißtrauen verschwunden, und Hugo's, obgleich unter lauter Ehren- und Höf-

lichkeitsbezeigungen versteckte Gefangenschaft dauerte fort. Aber nun ward auch der Stolz eines Bruders des Königs in Frankreich in Hugo rege. Er fand Mittel, Gottfried von Bouillon von seiner Lage, von der unwürdigen Behandlung, die er erfahren, in Kenntniß zu setzen, und bat ihn, für seine Freiheit sich bei dem Kaiser kräftig zu verwenden.

3. Gottfried von Bouillon war gerade mit seinem Heere bei Phinopolis angekommen, als er diese ganz unerwartete Nachricht erhielt. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er ordnete auf der Stelle an den Kaiser Gesandte, welche die Freilassung Hugo's ohne alle Zögerung verlangen sollten. Er selbst ließ dem Heere in seinem Lager nur wenige Tage Ruhe, brach hierauf mit demselben wieder auf, zog aber jetzt nur in kleinen Tagmärschen ganz langsam fort. Bei Selivrea kamen die nach Constantinopel abgeordneten Gesandten schon wieder zu Gottfried zurück, brachten ihm aber die unangenehme Nachricht, daß sie den Zweck ihrer Sendung durchaus nicht hätten erreichen können. Ueber dieses unwürdige Betragen des griechischen Kaisers mit Recht im höchsten Grade aufgebracht, gab Gottfried den Befehl, die ganze umliegende Gegend zu plündern und zu verheeren, und da seine Leute sich auf eine solche Arbeit nur zu gut verstanden, so war in wenigen Tagen die ganze Gegend bis nach Adrianopel beinahe in eine Wüste verwandelt, und Gottfried würde der Verheerung noch einen größern Spielraum gegeben haben, wären jetzt nicht zwei französische Ritter aus Hugo's Gefolge mit der Nachricht bei ihm angekommen, daß ihr Herr und alle seine Begleiter ihre völlige Freiheit von dem Kaiser erhalten hätten. Sogleich hörten alle Gewaltthaten und Feindseligkeiten wieder auf und Gottfried setzte mit der, bei seinem Heere eingeführten Zucht und Ordnung ruhig seinen Marsch fort. — Zwei Tage

vor Weihnachten, am 23. December 1096, kam Gottfried mit seinem Heere vor Constantinopel an. Am Propontis ließ er dasselbe ein Lager beziehen, das von der Brücke bei dem Kosmidium sich bis zur Kirche des heiligen Phokas ausdehnte. Sogleich eilten Hugo und einige seiner Ritter in das Lager zu Gottfried, ihm dankend für seine, für ihre Befreiung so erfolgreiche Verwendung bei dem Kaiser. Zu gleicher Zeit erschienen auch kaiserliche Abgeordnete, welche im Namen ihres Herrn verlangten, daß der Herzog schleunige Anstalten zum Uebersetzen des Heeres nach Asien treffen und unverzüglich mit Einigen aus seinem Gefolge an dem Hofe des Kaisers erscheinen möchte. Aber jenes ward verweigert und dieses abgelehnt, obgleich die Einladung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt war: „Der Kaiser," sagten die Gesandten, „trage ein sehnliches Verlangen, den Helden, dessen Tapferkeit und Edelmuth so berühmt wären, persönlich kennen zu lernen." — Als die Gesandten nicht nachließen und immer stärker in den Herzog drangen, den Wunsch des Kaisers zu erfüllen, ward Gottfried endlich ungeduldig: „Geht," sagte er in trotzigem Tone zu den Gesandten „zu eurem Herrn und saget ihm, daß der Mangel an Aufrichtigkeit und Treue, womit er den Bruder des Königs von Frankreich behandelt habe, ihm, Gottfried von Bouillon, die größte Vorsicht gebiete. Unmöglich könne er dem Kaiser trauen, werde also auch nicht an seinem Hofe erscheinen. Wolle Alexius ihn durchaus persönlich kennen lernen, so möge er sich nur selbst bemühen, und zu ihm in das fränkische Lager kommen." — Erzürnt über diese beleidigende Antwort, verbot der Kaiser seinen Unterthanen, Lebensmittel in das Lager der Kreuzfahrer zu bringen. Als nun hierauf bald drückende Noth sich einstellte, erlaubte Gottfried seinem Heere in der Gegend zu plündern, und dieses machte von der erhaltenen Erlaubniß einen so grenzenlosen Gebrauch, daß der Kaiser

dadurch ſogleich wieder zur Zurücknahme ſeines wirklich wenig beſonnenen Befehls gezwungen ward.

4. Indeſſen war der Winter immer fühlbarer geworden und das Lager ſchützte das Heer nicht mehr gegen zunehmenden Froſt und anhaltende Regengüſſe. Der Kaiſer ließ daher dem Herzog den Vorſchlag machen, mit ſeinem Heere in die Vorſtadt Pera einzurücken. Mit freudigem Dank ward das Anerbieten angenommen, und ſtatt unter Zelten und in Baracken ward das Heer jetzt in den prächtigen, weit am Meere ſich hinſtreckenden Paläſten einquartirt. Die Kreuzfahrer betrachteten dieß als einen beſondern Beweis des kaiſerlichen Wohlwollens. Aber Alexius hatte dabei auch noch einen andern geheimen Zweck. Das Kreuzheer nämlich war hier zwiſchen dem Meerbuſen und dem Fluß Bathyſſus eingeſchloſſen, dieſer hatte ſchon im Sommer eine bedeutende Tiefe, ſchwellte aber im Winter gewöhnlich zu einem reißenden Strom an. In dieſem von allen Seiten mit Waſſer umgebenen Poſten glaubte Alexius die Kreuzfahrer beſſer in ſeiner Gewalt zu haben, ſie durch Vorenthaltung der Zufuhren von Lebensmitteln, ſo oft er wollte, Hunger leiden zu laſſen und eben dadurch den Herzog zu zwingen, an ſeinem Hofe zu erſcheinen und, gleich dem Grafen von Vermandois, ihm den Lehenseid zu ſchwören. Wirklich erſchienen auch nach wenigen Tagen ſchon wieder kaiſerliche Geſandte bei Gottfried, die frühere Einladung unter eben ſo ſchmeichelhaften Ausdrücken wiederholend, die aber der Herzog abermals ablehnte, jedoch mit ungleich ſanftern und höflichern Worten. Alexius ſchickte hierauf den Grafen von Vermandois in das fränkiſche Lager, in der Hoffnung, daß dieſer den Gottfried um ſo leichter bewegen würde, ſich dem Verlangen des Kaiſers zu fügen, da er ja ſelbſt, obgleich durch ſeine königliche Geburt vor allen andern Fürſten ſo ſehr ausgezeichnet,

dennoch mit eigenem Beispiel schon vorangegangen wäre, und den Lehnseid geleistet hätte. Aber Hugo fand bei Gottfried keine freundliche Aufnahme. „Du bist", antwortete ihm dieser, „an Macht und Reichthum einem Könige gleich ausgezogen, und nun ein Knecht geworden. Wie kannst du nun selbst sogar auch mich zu einer solchen, mehr schmachvollen als rühmlichen That auffordern?" — „Wenn wir," erwiderte Hugo, „solche Gesinnungen haben, so wäre es besser für uns gewesen, zu Hause zu bleiben und nicht nach fremder Herrschaft zu streben. Jetzt, wo wir der Hülfe des griechischen Kaisers zur Ausführung unseres Vorhabens bedürfen, halte ich es für die größte Thorheit, sich nicht um dessen Freundschaft zu bewerben." — Hugo hatte vollkommen recht. Um nach Asien überzusetzen bedurften die Kreuzfahrer einer Menge Schiffe; aber diese konnten sie nur von dem griechischen Kaiser erhalten, und wenn dieser sie ihnen nicht lieferte, gerieth ihr weit aussehendes großes Unternehmen in eine Stockung, wovon die völlige Auflösung sämmtlicher Kreuzheere gar leicht eine Folge hätte seyn können. Zudem wäre es auch mehr als eine gewöhnliche menschliche Thorheit gewesen, zum Kampfe gegen zahllose türkische Heere auszuziehen und den griechischen Kaiser, dessen Reich und ganzes Heer als Feinde im Rücken zu lassen. — Wie es scheint, und auch der Erfolg es nachher erwieß, machten Hugos Worte doch einigen Eindruck auf Gottfried; aber demungeachtet beharrte er für jetzt noch bei seiner bisherigen Weigerung. — Die Verhandlungen dauerten noch mehrere Tage; Gesandten gingen hin und her, ohne daß der Herzog sich bewegen ließ, den Wunsch des Kaisers zu erfüllen. Aber nun war auch die Geduld des griechischen Monarchen erschöpft. Auf sein Gebot ward zuerst die Zufuhr an Fischen und Gerste gehemmt, bald darauf sogar auch des Brodes; und als trotz dem kaiserlichen Verbote dennoch von griechischen

Unterthanen (Schleichhändlern) auf dem Meere den Kreuzfahrern Lebensmittel zugeführt wurden, kamen plötzlich ganze Schaaren türkischer, von dem Kaiser unlängst in Dienst genommener Söldner auf Schiffen herbei, traten an das Land, vertrieben Käufer und Verkäufer, tödteten oder verwundeten mit ihren Pfeilen mehrere Kreuzsoldaten, und erschossen sogar alle, welche an den Fenstern ihrer Wohnungen sich sehen ließen. Aber nun erscholl auch Gottfrieds Ruf zu den Waffen. Mehrere der Paläste an dem See, deren Bewohner ebenfalls Feindseligkeiten auszuüben angefangen hatten, wurden niedergerissen oder verbrannt. Seinen Bruder, den Grafen Balduin, sandte Gottfried mit fünfhundert Gepanzerten, sich der über den Bathyssus führenden steinernen Brücke zu bemächtigen. Schon auf der Brücke ward Balduin von den in den Schiffen herumschwärmenden türkischen Söldnern heftig beschossen; als er aber jenseits derselben angekommen war, fielen zahlreiche Schaaren griechischer Soldaten aus der Stadt und griffen ihn wüthend an. Balduin ging jedoch immer nur noch vertheidigungsweise zu Werke, suchte blos seinen Standpunkt zu behaupten, bis das ganze Heer über der Brücke war. Jetzt erst griff er die Griechen mit dem größten Ungestüm an und warf sie wieder in die Stadt zurück. Aber neue, noch zahlreichere kaiserliche Truppen machten einen neuen Ausfall. Der Kampf ward erneuert, von beiden Seiten ward mit gleicher Tapferkeit gefochten, bis endlich die einbrechende Nacht die Kämpfenden von einander trennte. — Während des Kampfes unter den Mauern war ganz Constantinopel in Schrecken und Bewegung gerathen. Die Einwohner befürchteten eine abermalige Eroberung und Plünderung ihrer Stadt. Aber Alexius verlor keinen Augenblick die eines Monarchen würdige Haltung. Sein wahrhaft königliches Betragen erhielt Ruhe und Ordnung in der Stadt. Auf einem erhabenen Platz,

von wo aus er alles, was vor den Mauern vorfiel, überschauen konnte, saß er ohne Schwert, Panzer und Schild mit ruhigem Angesicht auf seinem kaiserlichen Sitze, sprach den Umstehenden Muth ein und wich auch dann nicht, als an seiner Seite einer seiner Begleiter von einem Pfeile der Kreuzfahrer getödtet ward. Aber auch erst jetzt, wie Anna Comnena erzählt, und als ihr Vater bemerkte, daß die Kreuzfahrer sogar Miene machten, die Mauern zu stürmen, gab er seinen Truppen Befehl zum Ausfall und zu dem Kampfe, der, ohne etwas zu entscheiden, nur mit einbrechender Nacht sich wieder endigte. — Um sein Heer mit Lebensmitteln zu versorgen, gab Gottfried Befehl, das ganze Land weit und breit zu plündern. Sechs Tage hindurch wurden nun auf mehrere Meilen Weges alle Landhäuser und Meierhöfe durchsucht und eine solche ungeheure Quantität von Lebensmitteln zusammengebracht, daß alle vorhandenen Lastthiere und Wagen nicht hinreichten, sie in das Lager Gottfrieds zu führen.

5. Jetzt bot Alexius wieder die Hand zum Frieden. Er hatte vernommen, daß Boten des Bohemunds in Gottfrieds Lager ab- und zugingen. Dieses beunruhigte ihn nicht wenig. Wirklich hatte auch Bohemund dem Gottfried sagen lassen: „er möchte den Winter über sich nur vertheidigungsweise halten. Mit Anfange des Frühjahres würde er mit seinem Heere zu ihm stoßen, und dann wollten sie gemeinschaftlich Constantinopel erobern.“ — Dieser nicht sehr rühmliche Antrag war jedoch von dem weit edler denkenden Gottfried mit Unwillen zurückgewiesen worden. Er sey gekommen, hatte er dem Bohemund antworten lassen, um die Ungläubigen zu bekämpfen und Jerusalem und das heilige Land von diesen Schändern des Heiligthums zu befreien; nicht aber um ein christliches Volk zu bekriegen, und einen christlichen Monarchen von sei-

nem Throne zu vertreiben. — Der Kaiser erneuerte nun wieder seine Einladung an Gottfried, zu ihm nach Constantinopel zu kommen. Er erbot sich sogar, zur Sicherheit des Herzogs ihm Geiseln zu stellen, und schickte wirklich gleich darauf seinen eigenen Sohn, den Erben seines Thrones, den Prinzen Johannes Porphyrogenetes, als Geisel in Gottfrieds Lager. Was Alexius bisher weder durch Versprechungen noch Drohungen, ja selbst nicht durch offenbare Feindseligkeiten hatte erreichen können, erreichte er jetzt durch dieses großmüthige, zutrauungsvolle Betragen. Gottfried, besiegt von dem Edelmuthe des Kaisers, verbannte Mistrauen und Argwohn aus seiner Brust, übertrug für die Zeit seiner Abwesenheit den Oberbefehl über das Heer seinem Bruder Balduin, und fuhr, begleitet von mehreren der vornehmsten Ritter aus seinem Heere, in einem gehörig geschmückten Fahrzeuge über den Meeresarm nach dem kaiserlichen Palaste. Ungemein glänzend und prachtvoll war die Audienz. In der ganzen Pracht des großen französischen Adels, in kostbaren mit Gold gestickten Purpurgewändern, theils mit glänzend weißem Hermelin, theils mit nicht minder kostbarem, buntem Zobel verbrämt, erschienen Gottfried und seine Begleiter vor dem griechischen Kaiser. Auf einem erhabenen, von Gold und edeln Steinen strahlenden Thron saß Alexius, umgeben von der ganzen Schaar der höhern Beamten seines Hofes, alle in festlicher, prachtvoller Kleidung. Als Gottfried und die Ritter eintraten, erhob sich der Monarch vor keinem, selbst vor dem Herzog nicht, von seinem Sitze. Ehrfurchtsvoll naheten diese, einer nach dem andern, der Herzog zuerst, sich dem kaiserlichen Throne. Jeder senkte ein Knie auf die Erde und küßte knieend die Hand des Kaisers. Als diese Ceremonie, die für die Griechen um so schmeichelhafter war, als sie unter äußerem Glanz und Pomp, besonders vor den Augen

der Abendländer, die innere Schwäche ihres Reiches zu verbergen suchten, vorüber war, unterhielt sich der Kaiser auf das freundlichste und herablassendste mit dem Herzoge und den Edeln, die ihn begleiteten. Ihrem frommen Eifer, der sie bewogen, ihr Vaterland zu verlassen und für die Ehre unseres göttlichen Erlösers und zum Heil der ganzen Christenheit gegen die Ungläubigen zu kämpfen, ertheilte er die größten Lobsprüche. Mit der, damals dem gebildeten Griechen eigenen Gewandtheit des Geistes wußte er jedem der Edeln etwas Schmeichelhaftes und doch zugleich auch Sinnvolles zu sagen. Mit besonderer Vorliebe verbreitete er sich über den, dem Herzog von Lotharingen vorangegangenen hohen Ruf von Tapferkeit, Edelmuth und Biederkeit, und erwieß ihm endlich die größte Ehrenbezeugung, die ein oströmischer Kaiser zu erweisen im Stande war, er adoptirte ihn nämlich, indem er ihn an seine Brust drückte, zu seinem Sohne und ernannte ihn zum Cäsar*). Durch des Kaisers liebenswürdige Eigenschaften, und dessen edles, zuvorkommendes Betragen völlig gewonnen, fügten nun auch der Herzog und dessen Begleiter sich dem Wunsche desselben, und Gottfried um so bereitwilliger, da bei ihm der Ehre Gottes und dem glücklichen Erfolge des Kreuzzuges jede andere irdische Rücksicht tief untergeordnet war. Sie legten also ihre Hände in die des Kaisers, schwuren den Lehnseid und gelobten, alle dem römischen Reiche früher unterworfenen Länder, Städte und Burgen, welche sie den Türken entreißen würden, den von dem Kaiser angeordneten Gewalthabern zu übergeben, oder sie von der Gnade des Kaisers als Lehen zu em-

*) Die Ceremonie geschah auf zweifache Weise, entweder mit den Waffen oder indem der Kaiser den zu Adoptirenden an seine Brust drückte. Man glaubt, daß Gottfrieds Adoption letzterer Art gewesen sey.

pfangen. — Wie mächtig Gottfrieds vielvermögendes Beiſpiel auch auf die andern Fürſten wirkte, davon werden wir uns ſogleich überzeugen. — Jetzt war der Kaiſer wieder zu Gunſten der Kreuzfahrer völlig umgeſtimmt; ſein ganzes Betragen athmete nichts als Leutſeligkeit, Güte und zuvorkommende Gefälligkeit. Dem Herzog machte er herrliche Geſchenke an Gold und Silber, an purpurnen Kleidern, an Pferden und Maulthieren, und auch alle den Herzog begleitende Ritter empfanden die Wirkungen der mehr als verſchwenderiſchen Freigebigkeit des Kaiſers. Von jetzt an erſchien auch in jeder Woche in Gottfrieds Lager für die ärmern Kreuzfahrer ein kaiſerlicher Beamte mit zehn Scheffel Geld, welches jedoch, durch den täglichen Ankauf der nöthigſten Lebensbedürfniſſe, ſogleich wieder in griechiſche Hände zurückfloß. — Als im Anfang des Frühjahrs der Kaiſer die Nachricht erhielt, daß auch Bohemund und Robert mit ihren Heeren ſich Conſtantinopel naheten, und das Zuſammentreffen mehrerer Heere unter den Mauern der Hauptſtadt mancherlei Inconvenienzen mit ſich führen mußte; ſo ging Gottfried, auf Verlangen des Kaiſers, mit ſeinem Heere über den Bosporus auf die aſiatiſche Seite, und lagerte bei der in einer der anmuthigſten Gegenden Kleinaſiens liegenden Stadt Chalcedon. Da dieſe als eine Vorſtadt Conſtantinopels betrachtet ward, ſo hörten auch hier die wöchentlichen Geldgeſchenke des Kaiſers nicht auf, wie überhaupt die freundſchaftlichen, ungemein erfreulichen Verhältniſſe zwiſchen Alexius und Gottfried von Bouillon durch nichts mehr geſtört wurden.

6. Noch vor Anfang des Winters waren Bohemund und Tancred von Bari nach Dyrrachium geſegelt, und ungeachtet der ungünſtigen Witterung und völlig verdorbenen Landſtraßen, dennoch, obgleich nur in kleinen Tagmärſchen, durch die öden Strecken des alten Macedoniens gezogen. Sobald der Kaiſer durch ſeinen

Statthalter in Dyrrachium die Landung des Bohemund erfahren hatte, sandte er sogleich eine bedeutende Anzahl Truppen nach Griechenland mit dem Befehle, sich stets in der Nähe von Bohemunds Heere zu halten und alle Bewegungen desselben genau zu beobachten. Bald darauf sandte Alexius auch an Bohemund eine Gesandtschaft mit Versicherung der aufrichtigsten Freundschaft von Seite des Kaisers, zugleich auch mit der Bitte sein Heer von Gewaltthätigkeiten abzuhalten und endlich auch noch mit einer Einladung für den Fürsten, zu dem Kaiser nach Constantinopel zu kommen. Bevor jedoch die Gesandten noch bei Bohemund angekommen waren, hatte dieser mit seinem Heere schon die Stadt Castoria erreicht, und da diese den Verkauf von Lebensmitteln verweigerte, befahl Bohemund mit Gewalt zu nehmen, was man seinem Heere nicht gegen Bezahlung überlassen wollte. Dieses geschah; aber leider ward dadurch auch die Raubluft der Kreuzfahrer geweckt, und unter dem Vorwand, daß die nicht sehr ferne von Castoria gelegene Burg Pelagonia von Ketzern bewohnt sey, überfielen und erstürmten sie dieselbe, erschlugen viele der Einwohner und plünderten das Schloß und noch einige andere umherliegende Höfe rein aus. Diese Gewaltthätigkeiten wollte der griechische Befehlshaber, der dem erhaltenen Befehle gemäß Bohemunds Heere gefolgt war, nicht ungestraft lassen. Als daher die Kreuzfahrer an dem Fluß Bardari (Wardari) ankamen, fanden sie das jenseitige Ufer von griechischen Truppen besetzt. Diese wurden zwar von Tancred, der den Vortrab des Heeres führte, mit leichter Mühe zerstreut. Aber als auch Bohemund mit dem größten Theil des Heeres über dem Flusse war, kehrte ein ansehnliches Corps Griechen weiter oben schnell über den Fluß zurück und fiel über den, unter dem Grafen von Roussillon zurückgebliebenen Nachtrab, bei dem sich auch die Frauen, Kinder und Kranke befanden,

wüthend her. Nothwendig würde der Graf der unverhältnißmäßigen Ueberzahl der Feinde haben unterliegen müssen, hätte nicht Tancred, der, obgleich jenseits des Flusses, dennoch in der Nähe sich befand, die Gefahr des Grafen bemerkt. Sogleich stürzte der junge Held sich in den Strom, zwei tausend Reiter ihm nach, und nach kurzem Gefecht wurden die Griechen geschlagen und in die Flucht getrieben, worauf nun auch der Nachtrab ohne weitern Verlust über den Fluß ging. — Die Gefangenen sagten zwar aus: Alles sey auf Befehl des Kaisers geschehen. Da aber indessen die Gesandten aus Constantinopel angekommen waren; so stellte sich Bohemund — wenn es anders ihm nicht Ernst gewesen seyn sollte — als traue er den Versicherungen der Gesandten mehr, als den Aussagen der Gefangenen*). Ruhig zog nun das ita-

*) Man hat Unrecht, wenn man hier den Kaiser eines zweideutigen, trügerischen Betragens beschuldigen will. Die Vorfälle an dem Fluß Badari waren blos das Werk des Befehlshabers der griechischen Truppen. Dieser sollte, der ihm zugekommenen Weisung gemäß dem fremden Heere stets in der Nähe seyn und demselben überall hin folgen. Sollte aber diese Vorsichtsmaasregel, die auch der ungarische König Colomann, wie man sich erinnern wird, bei dem Heere Gottfrieds brauchte, einen Sinn haben, so verstand es sich von selbst, daß der griechische Feldherr, im Falle die Kreuzfahrer sich Gewaltthätigkeiten erlaubten, nun auch berechtigt seyn mußte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Das Gefecht am Flusse Badari war also nur eine nothwendige Folge des räuberischen Ueberfalls der Burg Pellagonia, deren Plünderung und Ermordung des größten Theils ihrer Einwohner. — Ueberhaupt kann man in dem ganzen Benehmen des Kaisers keinen verrätherischen Plan, sey es gegen das Leben und die Freiheit der Fürsten, oder auch überhaupt gegen das Wohl der Kreuzfahrer entdecken. Nur in der Behandlung Hugo des Großen, dessen Person er sich gewaltsam bemäch-

tigte, folgte er einer krummen, nur auf verdeckten Umwegen zu ihrem Ziele schleichenden Politik. Aber man bedenke auch die unerhörte, in ihrer Art ganz eigene Lage, in welche der so unerwartet überraschte Kaiser sich plötzlich versetzt sah. Auf dem Concilium von Piacenza hatte Alexius durch seine Gesandten abendländische Fürsten zum Beistand gegen die Türken aufgefordert. Was er nun mit einigem Grunde hoffen und auch wünschen konnte, war allenfalls ein Hülfsheer von dreißig oder vierzig tausend Mann. Aber statt dieser überschwemmten nun auf einmal sein Reich ganze Myriaden bewaffneter Pilger, unter deren Häuptern er noch überdieß einen Fürsten erblickte, dessen Ehrgeiz, Eroberungssucht und alte Feindschaft er kannte und der ihn nun nothwendig mußte befürchten lassen, daß wohl auch unter den andern Anführern der Kreuzheere noch mehrere dieselben, für das griechische Reich verderblichen Plane mit ihm theilen könnten. Was Wunder also, wenn Alexius zu seiner Sicherheit wenigstens doch nur einen vorzüglich angesehenen Prinzen, wie Hugo, als Geisel in seine Gewalt zu bekommen suchte. Auch in des Kaisers anfänglichem Betragen gegen Gottfried von Bouillon, obgleich dasselbe nicht ganz vorwurfsfrei ist, läßt sich doch auch nicht eine Spur von Treulosigkeit entdecken. Wegen regelmäßiger Lieferung der Lebensmittel war damals noch kein förmlicher Vertrag geschlossen und da im Anfange Gottfried sich durchaus nicht den, doch an sich so gerechten Forderungen des Kaisers fügen wollte, so konnte auch dieser sich berechtigt glauben, den Wünschen des Herzogs nicht zu entsprechen und ihn durch Vorenthaltung der Lebensmittel zur Nachgiebigkeit zu zwingen. — Als die Hauptschwierigkeit, welche der Eintracht des griechischen Kaisers und der Anführer des Kreuzheeres entgegenstand, beseitiget war, erwies sich Alexius, wie wir uns bald noch mehr überzeugen werden, in allen seinen Verhandlungen mit den abendländischen Fürsten, stets als einen eben so großmüthigen und weisen, als auch klugen und vorsichtigen Monarchen; und wenn auch später sein Wohlwollen gegen die Kreuzfahrer bisweilen wieder erkaltete, so werden auch wir ebenfalls wieder gestehen müssen, daß gewöhnlich die Letztern

lienische Pilgerheer fort, bis es nach Rusa kam; als man es aber hier nicht in die Stadt lassen wollte, entbrannte Tancred in Zorn und stand schon im Begriffe, der Gewalt ebenfalls Gewalt entgegen zu setzen, als ganz unerwartet in Bohemunds Lager Gottfried von Bouillon ankam. Bis jetzt war immer Bohemund noch zweifelhäft, ob er der Einladung des Kaisers, nach Constantinopel zu kommen, folgen sollte. Die Gegenwart des Herzogs von Lotharingen machte seiner Unschlüssigkeit ein Ende. Gottfried stellte ihm vor, daß das allgemeine Beste es durchaus nothwendig mache, sich den Wünschen des Kaisers zu fügen. Bohemund willigte nun ein, übergab seinem Neffen Tancred den Oberbefehl über das Heer, verließ dasselbe bei Chympsale und eilte in der Gesellschaft Gottfrieds von Bouillon nach Constantinopel voraus.

7. Bohemund ward an dem byzantinischen Hofe beinahe mit noch größerer Auszeichnung empfangen, als selbst der Herzog von Lotharingen. — Die Gegenwart Gottfrieds von Bouillon, des Grafen Balduin von Flandern und vieler der vornehmsten Ritter aus dem Heere des Herzoges erhöheten die Feierlichkeit der ersten Audienz, welche Bohemund sogleich nach seiner Ankunft in Constantinopel erhielt. — Gleich bei der ersten ehrfurchtsvollen Begrüßung des Kaisers sagte Bohemund: „er komme jetzt, weil weiser geworden, nicht als Feind, sondern als Freund des großen Monarchen der Oströmer.“ — Ohne Weigerung setzte Bo-

---

nur allzu großen Anlaß dazu gaben. — Es wäre zu wünschen gewesen, daß auch bei den folgenden Kreuzzügen die Griechen und deren Regierung gegen die Kreuzfahrer ein ähnliches Betragen, wie jenes des Kaisers Alexius, beobachtet hätten. Also erst in weit spätern Zeiten trifft jene der gerechte Vorwurf der Falschheit, des Truges und der Treulosigkeit.

hemund ein Knie auf die Erde, küßte die Hand des Kaisers und leistete demselben den Lehnseid. Wie gewöhnlich unterhielt sich nun der Kaiser auf das freundlichste mit Bohemund, und der normännische Prinz, schon mehr an die feinern und geschmeidigern Sitten der Italiener gewöhnt, wußte nun mit derselben Gewandtheit des Geistes auch dem Kaiser eine Menge der verbindlichsten Dinge zu sagen; so z. B. erwähnte er der Ereignisse seines letzten Feldzuges gegen die Griechen, und besonders der Vorfälle bei Lariſſa auf eine so ungemein feine Weise, daß er dadurch Stoff gewann, die Tapferkeit und kriegerischen Einsichten des Alexius und dessen ungewöhnliches Feldherrntalent auf das schmeichelhafteste hervorzuheben. — Nach Leistung des Lehneides ward Bohemund eine prachtvolle Wohnung in Kosmidium angewiesen und seine Tafel aus der kaiserlichen Küche mit einem wahrhaft schwelgerischen Ueberfluß versehen; denn dahin schickte Alexius nicht nur eine Menge zubereiteter, sondern auch roher Speisen, mit dem Bemerken, daß, wenn der Fürst, vielleicht der griechischen Kochart ungewohnt, jene nicht nach seinem Geschmack fände, er sich die andern nach seiner Landessitte könnte zurichten lassen.*) — Des

*) Wie sehr leidenschaftliches Vorurtheil auch sonst hell sehende Augen blenden kann, beweißt hier wieder die Prinzessin Anna Comnena. Als eine erklärte Feindin Bohemunds, sucht sie jede seiner Handlungen wo möglich zu vergiften, und so erzählt sie auch jetzt: Bohemund habe blos deswegen die rohen Speisen nach vaterländischer Sitte für seine Tafel zurichten lassen, weil er die andern für vergiftet gehalten, daher auch sie nicht berührt, sondern dieselben unter seine Freunde und Günstlinge habe vertheilen lassen. Wahrlich ein Freundschaftsdienst, für welchen die Freunde und Günstlinge sich gewiß höflichst würden bedankt haben! — Gerade im Gegentheil, und um zu beweisen, daß jeder Argwohn einer Vergiftung seinem Herzen fremd sey, ließ er sie unter seine besten Freunde vertheilen.

Kaisers mehr als verschwenderische Freigebigkeit gegen Bohemund kannte gar keine Grenze. Als Letzterer eines Tages über eine Gallerie des Palastes ging, sah er durch eine, dem Scheine nach nur zufällig, jedoch vorsätzlich und mit gutem Bedacht halb geöffnete Thüre, eine ungeheure Menge Gold, Silber, Seide, Edelsteine und noch viele andere Kostbarkeiten, vom Boden bis zur Decke des Zimmers aufgehäuft. Staunend blieb Bohemund einige Augenblicke stehen; aber sogleich auch mehr mit der Anwendung als mit dem Besitze solcher Reichthümer sich beschäftigend, rief er scherzhaft aus: „Wären solche Reichthümer mein gewesen, würde ich längst schon Herr mancher Länder seyn." — „Sie sind dein!" rief jetzt der ihn begleitende und alle Bewegungen seiner Seele beobachtende Grieche aus; und gerne ließ es nun, nach einer kurzen affectirten Weigerung, der stolze Bohemund es sich gefallen, alle jene Schätze die seinigen zu nennen. — Indessen war auch Tancred mit dem Heere angekommen; hatte es aber, ohne auch nur eine Stunde zu verweilen, sogleich über den Bosporus geführt und sein Lager neben jenem des Herzogs von Lotharingen aufgeschlagen. Um der Leistung des Lehneides zu entgehen, war er, als ein gemeiner Soldat verkleidet, seinem Heere nach Chalcedon gefolgt. Natürlich mußte dieses dem Kaiser mißfallen. Aber Bohemund wußte seinen Neffen zu entschuldigen, berief ihn jedoch unverzüglich nach Constantinopel und Tancred, dem höhern Ansehen seines Oheims huldigend und dem Interesse des gemeinsamen, großen Unternehmens sich unterwerfend, leistete dem Kaiser nun ebenfalls den Eid der Treue.

8. Bald darauf kamen auch Robert von der Normandie, Sohn und Bruder eines Königes, ferner Robert von Flandern und der mächtige Graf Stephan von Chartres und Blois mit ihren Truppen vor Con-

stantinopel an, leisteten ohne Widerrede den Lehnseid, wurden prächtig beschenkt, führten hierauf ihre Schaaren über den Bosporus und vereinigten sie mit den Heeren Gottfrieds und Bohemunds. — Kaiser Alexius besaß in vorzüglichem Grade die große und schöne Kunst, die Herzen aller, die sich ihm naheten, zu gewinnen. Alle, bis auf Raimund von Toulouse, hatten jetzt den Lehnseid geleistet; des Kaisers ungemeine Leutseligkeit und Freigebigkeit hatten ihren Stolz geschmeidiget. Alle fanden jetzt die Forderungen desselben vollkommen billig und gerecht. Mehrere der Fürsten zeigten sogar einen auffallenden, wahrhaft warmen Eifer für die Ehre wie für das Interesse des griechischen Monarchen, und Bohemund erklärte laut, daß er seine Waffen selbst gegen Einen seiner Kreuzbrüder kehren würde, wenn derselbe es sich wollte beigehen lassen, feindselig gegen den Kaiser zu verfahren. Aber ganz besonders, und selbst noch mehr als die übrigen Fürsten, war der mächtige und besonnene Graf Stephan von Chartres über das edle Benehmen des Kaisers entzückt. Er gerieth in eine Art von Enthusiasmus, wenn er von ihm sprach, und in einem Privatschreiben an seine Gemahlin weiß er kaum einen genügend starken Ausdruck zu finden, um die große Bewunderung zu schildern, die Kaiser Alexius ihm eingeflößt habe; derselbe sey unter allen Monarchen der erhabenste, edelste und freigebigste; einen solchen Fürsten gebe es gar nicht mehr unter der Sonne*). — Da die Ceremonie der Huldigung für den griechischen Hof wie für das Volk ein ungemein angenehmes und schmeichelhaftes Schauspiel war, so suchte man auch diesen Akt stets mit der größten Feierlichkeit zu umgeben. Um dem Kaiser sich gefällig zu erzeigen, erschienen dabei gewöhnlich auch Gottfried von Bouillon, Balduin, Bohemund und jeder der Grafen und Edeln, die den Eid schon

*) Talis vivens homo non est sub coelo. (*Steph.* ep. p. 237.)

geleistet hatten. Diese waren aber jedesmal von einer zahlreichen Schaar der vornehmsten Ritter begleitet, und nun geschah es bisweilen, daß die unbescheidene Schwatzhaftigkeit, besonders der fränkischen Ritter, die Geduld des Kaisers auf eine ziemlich harte Probe setzte. Aber von allen gleichzeitigen wie spätern Geschichtschreibern wird folgende, die damalige, mit griechischer Feinheit und Bildung so ungemein contrastirende Roheit des größten Theils des abendländischen Adels trefflich charakterisirende Anekdote einstimmig erzählt. Bei einer dieser Feierlichkeiten nämlich trat wieder ein fränkischer Ritter hervor, richtete ganz unberufen einige ziemlich alberne Fragen an den Monarchen und trieb endlich seine Frechheit so weit, daß er sich sogar neben den Kaiser auf den Thron setzte. Empört über diese beispiellose Unverschämtheit ging Graf Balduin auf ihn zu, verwieß ihm sein höchst unanständiges Betragen, faßte ihn hierauf bei der Hand und führte ihn an seinen Platz. Aber im Hinweggehen warf der Franke grimmige Blicke auf den Kaiser und rief laut aus: „wie grob muß nicht dieser Mensch seyn, der sitzen bleibt, während er doch so viele Fürsten stehend vor sich erblickt.“ — Alexius ließ sich diese Worte von seinem Dollmetscher erklären, ward aber nun nur um so begieriger, dieses sonderbare Original noch genauer kennen zu lernen. Er erkundigte sich also nach dem Namen und Stand desselben. „Ich heiße,“ antwortete der Ritter, „Robert, bin ein Franzose und von Frankreichs ältestem und reinstem Adel. Dieß mag dem Kaiser genügen. Nur noch Eines möge er wissen. In der Nähe meines Wohnsitzes nämlich steht eine Kirche, wohin sich alle begeben, welche ihre Tapferkeit in einem Zweikampfe zu erproben wünschen; bis sie einen Gegner finden, richten sie ihr Gebet zu Gott und seinen Heiligen. Oft habe ich diese Kirche besucht und zu Gott um dieselbe Gnade gefleht. Aber noch nie habe

ich Einen gefunden, der es gewagt hätte, meine Aufforderung anzunehmen." — Der Kaiser entließ den aufgeblasenen Franken mit der Versicherung, daß er das, was er bisher fruchtlos gesucht, nun bald unter den Türken finden würde. Dieß geschah wirklich bald darauf. Der prahlerische Franke fand noch in demselben Jahre in den Reihen der Türken einen Gegner, und zwar einen solchen, der seiner mächtig ward und ihn in der Schlacht bei Doryläum erschlug.

9. Graf Raimund von Toulouse, weil in seinem Vaterlande am spätesten aufgebrochen, kam auch am spätesten mit seinen Schaaren bei Constantinopel an. — Nach einem sehr angenehmen Marsch durch die Lombardei, von Turin bis Aquileja, hatte Raimund jedoch erst mit Anfang des Winters die Grenzen Dalmatiens erreicht, aber auch von jetzt an mit allen gedenkbaren Schwierigkeiten und Hindernissen unaufhörlich zu kämpfen. Die Witterung war rauh und stürmisch, ein ewiger Nebel deckte die gebirgige, waldige, oft völlig öde Landschaft und die Einwohner waren sämmtlich erklärte Feinde aller Reisenden und Fremden. Die Küsten Dalmatiens waren zwar von lateinischen Christen bewohnt, die des Handels wegen sich allda niedergelassen hatten; aber in dem Innern des Landes wohnten slavische Volksstämme, die, obgleich sie sich Christen nannten, doch ihre ganze heidnische Roheit und Wildheit beibehalten hatten. Bei Annäherung der Kreuzfahrer zogen sie sich mit allen ihren Vorräthen an Lebensmitteln in dichte undurchdringliche Wälder und Gebirgsschluchten zurück. Wohin das Heer kam, fand es größtentheils Dörfer und Gegenden menschenleer, daher auch oft mehrere Tage drückenden Mangel an Lebensmitteln. Zudem verließen nicht selten auch die Einwohner ihre Schlupfwinkel, plünderten und ermordeten einzelne Kreuzbrüder, besonders Kranke und

Schwache, und hielten Tag und Nacht die Wachſamkeit des Grafen in ununterbrochener Thätigkeit. Er ſelbſt ward von einem Haufen dieſer Räuber angegriffen, aber ſein Schwert befreiete ihn nicht nur ſchnell von dieſem Geſindel, ſondern er nahm auch noch einige derſelben gefangen, und die grauſame, martervolle Todesſtrafe, die er an ihnen vollziehen ließ, ſchreckte nun die Uebrigen ſo ſehr, daß von jetzt an Er und ſein Heer ſich einer weit größern Sicherheit als bisher zu erfreuen hatten. Nach vierzig Tagen eines höchſt mühſeligen Marſches kam er endlich an den Grenzen des griechiſchen Reiches an. Aber der Uebergang in daſſelbe bereitete ihm neue Uebel und Beſchwerniſſe. Nun ward er von den in Bulgarien wohnenden Petſchenegen, obgleich ſie größtentheils Chriſten waren, nicht minder beunruhiget; auch dieſe fielen über Nachzügler, oder ziemlich vereinzelte, in kleiner Anzahl einherziehende Pilger her, plünderten und mordeten ſie und erſchwerten auf mancherlei tückiſche Weiſe die Herbeiſchaffung der Lebensmittel. Eines Tages überfielen ſie ſogar den Erzbiſchof Ademar von Pui; die Heiligkeit ſeines Charakters vermochte ihn nicht zu ſchützen. Er ward von ſeinem Maulthier herabgeworfen, verwundet und geplündert, und wahrſcheinlich würden ſie ihn ermordet haben, wenn nicht Einer von ihnen, dem Ademar eine bedeutende Summe Geldes verſprach, ſeine Vertheidigung übernommen und ihn aus den Händen der Räuber befreit hätte. Aber blutig rächten auch bisweilen die Kreuzfahrer dergleichen Beleidigungen, und ſehr ſchmerzlich mußte dieß die nicht ferne von Theſſalonich liegende Stadt Ruſſa erfahren; ſie ward erobert und rein ausgeplündert. — Auch dem Raimund kamen Geſandte aus Conſtantinopel entgegen, die ihn im Namen des Kaiſers einluden, an dem Hof deſſelben zu erſcheinen. Ohne Widerrede folgte der Graf dieſer Einladung, aber mit unbeugſamem Starrſinn verweigerte er die Leiſtung des Lehneides. In

Gegenwart des Kaisers erklärte Raimund, daß, seitdem er an der Spitze eines Heeres ausgezogen sey, er blos Christi Knecht und Krieger sey, mithin keines Andern werden könne. Alle Vorstellungen und Bitten der übrigen Fürsten und selbst Gottfrieds von Bouillon blieben fruchtlos, und als Bohemund sogar einige drohende Worte fallen ließ, ward Raimund so sehr darüber aufgebracht, daß er sich an den Kaiser wandte und zu ihm sagte: „Dieser Normann hier, dem Meineid und Treulosigkeit zum Erbtheil geworden, findet das Schwören leicht, weil er an das Halten nicht denkt.“ — Diese Worte machten einen ganz besondern Eindruck auf den Kaiser, von jetzt an wandte er dem Raimund seine ganze Gunst zu. In der Brust des Alexius war nämlich noch lange nicht alles Mißtrauen und aller Argwohn gegen Bohemund verschwunden, und da der Graf, wie der Kaiser jetzt bemerkt hatte, den normännischen Fürsten auf dieselbe Weise beurtheilte, so ward Gleichheit der Gesinnung und gemeinsame Abneigung gegen Bohemund nun zwischen Beiden ein Band gegenseitigen Zutrauens. Der Kaiser foderte jetzt von Raimund nicht mehr die Leistung des Lehneides, sondern blos den Eid der Treue, daß er nämlich nichts gegen die Person des Kaisers, dessen Leben und Interesse unternehmen, auch nicht zugeben wolle, daß ein Anderer etwas dergleichen gegen ihn unternehme. Gerne legte Raimund diesen Eid ab, erhielt hierauf ebenfalls prachtvolle Geschenke und ward bei jeder Gelegenheit von dem Kaiser mit Beweisen seines Wohlwollens und Zutrauens überhäuft; daher er auch länger als die übrigen Fürsten an dem Hofe in Constantinopel blieb. Da Alexius von seinem Argwohn gegen Bohemund und den Grafen Robert von Flandern dem ihm jetzt völlig ergebenen Raimund kein Geheimniß machte, so wußte dieser den Kaiser dadurch zu beruhigen, daß er ihm versprach, die Schritte dieser Beiden in Zukunft sorgsam zu überwachen. — Die

Fürſten, welche die Redlichkeit Raimunds kannten, freueten ſich der großen Gunſt, in der er bei dem Kaiſer ſtand; denn ſie fühlten alle, wie wichtig für ſie und ihr Unternehmen die Freundſchaft und Gewogenheit des Monarchen ſey; um dieſem für die gemeinſame Sache ein noch um ſo größeres Intereſſe einzuflößen, gaben ſie dem Grafen Raimund den Auftrag, den Kaiſer zu bitten, ſein Heer zu jenem der Kreuzfahrer ſtoßen zu laſſen und zu Beſeitigung alles Zwiſtes über ſämmtliche vereinte Heere den Oberbefehl zu übernehmen. Aber dazu vermochte Raimund den Kaiſer nicht zu bewegen; unter dem Vorwand, daß die an der Donau wohnenden und die Grenzen des Reiches bedrohenden Völker ihm für jetzt nicht erlaubten, ſich zu entfernen, lehnte er dieſes Anſuchen mit vieler Klugheit von ſich ab. — Indeſſen begab ſich Alexius doch über den Bosporus nach Pelikanum, wo er Verſchiedenes zum Beſten der Kreuzfahrer anordnete, auch den Fürſten verſprach, zu gelegenerer Zeit mit einem Heere ihnen zu folgen und einſtweilen für Herbeiſchaffung der Lebensmittel wie auch anderer Bedürfniſſe alle nur mögliche Sorge zu tragen. Den Tatilius, einen ſeiner Unterfeldherrn, der aller Wege und Localitäten ſehr kundig war, gab er ihnen nebſt ein paar tauſend Mann als Führer und Wegweiſer mit. Dieſer Grieche war von ungemein häßlicher Geſichtsbildung, aber ein ſehr gewandter, zu allen Geſchäften brauchbarer Mann. — Nach geſchehener Muſterung ergab es ſich jetzt, daß die Anzahl ſämmtlicher Pilger mit Inbegriff der Frauen, Kinder, Greiſe und Geiſtlichen ſich auf Sechsmalhunderttauſend Seelen, jene der ſtreitbaren Mannſchaft jedoch blos auf dreimal hundert tauſend Mann Fußvolkes und hundert tauſend geharniſchte Ritter ſich belaufe.*)

*) Der bei weitem größte Theil dieſes Heeres beſtand aus gebornen Franzoſen. Was Lotharingen, die

Rheinlande und Unteritalien dazu geliefert hatten, war zwar nicht gering, aber desto unbedeutender die schwachen Haufen, welche die Lombardei, England und Schottland gesandt hatten. Aus Spanien fanden sich nur einige Individuen bei dem Heere. Zuverlässig ist es jedoch, daß wenn alle, die im Augenblicke der größten Aufregung das Kreuz genommen, ihrem Gelübde treu geblieben wären, gegen sechs Millionen Menschen aus Europa nach Asien ausgewandert seyn würden. Enthusiasmus wirket größtentheils nur auf Augenblicke; aber gewöhnlich folgt bald darauf wieder kältere Ueberlegung, nähere Berücksichtigung des eigenen persönlichen Interesse, und als hiezu auch noch die Nachricht von dem Untergang der wilden Haufen Peters, Walters und Emikos gekommen war, so hatten Feigheit, Liebe zu den Bequemlichkeiten des heimathlichen Lebens, oder auch Schwäche und verhältnißmäßige Armuth, Vorwände und Veranlassungen genug, um das gemachte Gelübde einer Kreuzfahrt nach Palästina in irgend ein anderes, weit leichteres Bußwerk verwandeln zu lassen. Uebrigens ist es jedoch höchst bemerkenswerth, daß blos freier Entschluß und durchaus kein äußerer Zwang Gottfrieds und der andern Fürsten ungeheures Heer zusammengebracht hatte.

XX.

Belagerung und Eroberung von Nicäa. — Schlacht bei Doryläum. — Gründung des Fürstenthums Edessa.

1. Während Graf Raimund sich noch in Constantinopel bei dem Kaiser befand, war das Heer aus seinem Lager bei Chalcedon aufgebrochen, und bis nach Nicomedien vorgerückt. Ueber den jetzt zu befolgenden Operationsplan waren die Meinungen der Fürsten bisher immer noch sehr getheilt; aber in einem jetzt in

Nicomedien gehaltenen Kriegsrath sämmtlicher Häupter ward endlich doch allgemein beliebt, mit der Belagerung von Nicäa, der ehemaligen Hauptstadt Bithyniens, den Feldzug zu eröffnen*). — Nicäa war jetzt seit einiger

*) Von gleichzeitigen Geschichtschreibern wird erzählt, daß bei dem Betreten des türkischen Gebietes der fromme Eifer der Kreuzfahrer plötzlich auf das neue wieder erwacht sey. Drei Tausend derselben hätten sich erboten, unter einem selbst gewählten Anführer baarfuß, ohne Waffen, und nur von Kräutern sich nährend, dem Heere voranzuziehen. Dieses Anerbieten sey angenommen worden, und wirklich wären die drei tausend baarfüßige, waffenlose Pilger dem Heere vorangezogen, hätten die Wege geebnet und bis nach Nicäa mit Kreuzen bezeichnet. — In ihrer gar zu großen Albernheit findet diese Erzählung schon ihre beste Widerlegung. Den Türken in Nicäa und ihrem kriegskundigen Sultan konnte es unmöglich unbekannt gewesen seyn, daß, nicht sehr ferne von ihrer Stadt, bei Nicomedien ein ungeheures, christliches Heer im Lager stehe. Natürlich schickten sie jetzt täglich sehr ansehnliche Streifpartien aus, um das feindliche Heer von Ferne zu beobachten, besonders welchen Weg es einschlagen, und ob es, was sehr wahrscheinlich war, gegen Nicäa anrücken werde, um in diesem Falle dem Sultan oder dessen obersten Befehlshaber in der Stadt sogleich die nöthige Meldung zu machen. Aber wie würde es jetzt dem weit vorausziehenden Haufen büßender Barfüßer ergangen seyn! Die zum Recognosciren der ganzen Gegend ausgesandte türkische Reiterei würde bald die dreitausend Mann starke, wehrlose Pilgerschaar entdeckt und ohne weiteres sie theils zusammengehauen, theils in Gefangenschaft fortgeschleppt haben. — Es ist gar nicht gedenkbar, daß die Fürsten ein so sinnloses Anerbieten angenommen, und drei tausend arme unwissende Pilger einer so augenscheinlichen, gar nicht abzuwendenden Gefahr ausgesetzt haben sollten. Freilich werden sie — was jedes Heer, wenn es in der Nähe des Feindes marschirt, thun muß, und daher auch stets gethan hat — eine aus mehreren Tausenden bestehende Schaar vorausge-

sandt haben, aber gewiß nicht ohne Waffen und unter einem, von dem gemeinen Mann selbst gewählten Anführer; sondern um unter einem bekannten und erprobten Führer den Feind, wenn er allenfalls einen Versuch machen wollte, die im Marsch begriffene Armee zu überfallen, einstweilen aufzuhalten, und dem eigenen Heere dadurch die nöthige Zeit zu gewinnen, seine Massen zu entfalten, sich gehörig zu ordnen, mithin sich nicht das nämliche Schicksal zuzuziehen, was im vorigen Jahre Peters und Walters unverständige und unordentliche Haufen sich in der nämlichen Gegend zugezogen hatten. — — Von einem Heere, das aus vielen Abtheilungen besteht, wovon eine jede einen eigenen, völlig unabhängigen Anführer hat, wo also an eine gewisse Subordination gar nicht zu denken, und doch eine stete, ununterbrochene Uebereinstimmung sämmtlicher Anführer eben so wenig gedenkbar ist, wo es also dem Gesammtheere an der, demselben doch so nothwendigen, höchsten impulsirenden Gewalt durchaus gebricht, ist unmöglich etwas Geniales zu erwarten, weder ein richtig combinirter Zusammenhang in den Operationen, noch auch sehr leuchtende Spuren einer höhern, strategischen Intelligenz; gebrach es an dieser auch nicht einem Gottfried von Bouillon oder Bohemund, so ward sie doch durch den Unverstand oder Eigensinn, Neid und oft auch persönliches Interesse der andern wieder gelähmt. Alles Große, was auch in diesem Feldzuge geleistet ward, geschah blos durch den Enthusiasmus der Kreuzfahrer oder die Stärke ihrer Armee. Der Kopf hatte an der Führung des Krieges wenig Antheil, aber gewiß noch weit weniger an der Beschreibung desselben. Daher der vielen Berichte häufige Abweichungen von einander, die vielen Widersprüche und Lücken darin, das oft ganz Unerklärbare oder ohne alle Sichtung und Prüfung Zusammengeraffte, bisweilen selbst nicht einmal für die gutmüthigste Leichtgläubigkeit genießbar, und endlich auch noch die gewöhnlich ganz farbenlose Darstellung; kurz, was in Unwissenheit geschah, ward von dem Unverstand noch unwissender beschrieben. Hauptthatsachen, wie z. B. die Eroberung einer großen und reichen Stadt nach langer und blutiger Belagerung;

Zeit der Sitz des Sultans von Rum oder Iconium. Dieſes Reich erſtreckte ſich vom Helleſpont bis an Syriens Grenzen, und verſperrte den Pilgern die Wallfahrt nach Jeruſalem. — Die damals ſehr volkreiche, durchaus regelmäßig gebaute Stadt mit ihren ſchönen, in gerader Linie gezogenen Straßen lag in einer ungemein anmuthigen und fruchtbaren Ebene, die auf drei Seiten ſich nach und nach immer mehr erhöhete, und endlich an hohe Bergrücken ſich anſchloß; auf der vierten war ſie von dem großen und fiſchreichen askaniſchen See begränzt. Durch Natur und Kunſt gleich ſtark befeſtiget, ward Nicäa von der einen Seite durch den See gegen jeden feindlichen Angriff gedeckt, und auf den drei andern durch hohe und ſtarke Mauern, drei hundert und ſiebenzig Thürme und einen ſehr tiefen und breiten Waſſergraben geſchützt. Endlich hatte Sultan Kilidſch Arslan, Solimans Sohn, ſie mit Lebensmitteln im Ueberfluß verſehen und eine ſehr zahlreiche, aus den Kerntruppen ſeines Heeres ausgeſuchte Beſatzung hineingeworfen. Im Vertrauen auf die unbezwingbare Feſtigkeit der Stadt, ließ er nicht blos ſeine Schätze, ſondern auch ſeine ganze Familie darin. Er ſelbſt aber, deſſen kriegeriſchen Geiſt ſelbſt ſeine Feinde anerkannten und ehrten, nahm mit ſeinem Heere, das nach Abzug der zurückgelaſſenen Beſatzung, noch aus fünfzig tauſend Mann zu Pferde, und einer gleichen Anzahl Fuß-

eine gewonnene oder verlorne, alles entſcheidende Schlacht ꝛc., dergleichen Thatſachen geben zwar daraus hervor und, bei übereinſtimmenden Berichten, auch mit voller geſchichtlicher Gewißheit; wer aber etwas tiefer in das Detail eindringen und nach einem pragmatiſch-hiſtoriſchen, philoſophiſch-motivirten Zuſammenhang forſchen will; der findet ſich größtentheils in ſeiner Erwartung getäuſcht. — Um unnütze Wiederholungen zu vermeiden, mag dieſe Bemerkung, die wir ſonſt noch öfters zu machen genöthiget ſeyn könnten, einmal für allemal gelten.

völker bestand, auf den nahen Gebirgen eine sehr gut gewählte Stellung. In diesem Posten konnte er von den Bewegungen der Kreuzfahrer, wie von den Fortschritten der Belagerung stets bei Zeiten Nachricht erhalten, auch ruhig einen günstigen Augenblick erlauern, um plötzlich von den Höhen herab das christliche Heer zu überfallen und dasselbe endlich, wie im vorigen Jahre jenes des Einsiedlers, völlig zu vernichten.

2. Am fünften Mai langte das Heer der Kreuzfahrer vor den Thoren von Nicäa an. Auf ihrem Marsch dahin hatte der Anblick der aufgehäuften, noch nicht beerdigten Leichen der unter Walters Anführung zwischen Libotus und Nicäa erschlagenen Kreuzfahrer auf das neue ihren Zorn erregt, aber noch weit mehr entflammten ihren Muth die Vorstellungen der Geistlichen, wie verdienstlich es nämlich sey, eine wegen des ersten, darin gehaltenen öcumenischen Conciliums, dem Andenken aller Christen so werthe Stadt den Händen der Ungläubigen zu entreißen. — Nicäa ward sogleich von drei Seiten berennt. Auf der östlichen Seite lagerten Gottfried von Bouillon, Herzog Robert von der Normandie, der Graf von Flandern und Hugo der Große. Die nördliche Seite ward den Schaaren Bohemunds und Tancreds angewiesen, und die mittägliche für Graf Raimund, der mit seinem Heere noch nicht von Constantinopel angekommen war, frei gelassen. Aber auf der Abendseite blieb den Belagerten, durch den askanischen See, die Verbindung mit dem Sultan und dessen Heere offen; auch konnten sie auf diesem Wege stets neue Zufuhren an Lebens- und Kriegsbedürfnissen, wie auch Verstärkung an Mannschaft erhalten. — Am Himmelfahrtstage erfolgte von Seite der Kreuzfahrer der erste Angriff, der aber von den Belagerten tapfer zurückgeschlagen ward. Mehrere Tage wurde die Stadt jetzt mit allen, damals bekannten und im Kriege ange-

wandten Wurfmaschinen heftig beschossen. Leider herrschten in dem Lager der Christen schon wieder Mangel und Noth; mit sorgloser Verschwendung hatte man alle Vorräthe an Lebensmitteln aufgezehrt, bevor noch neue Zufuhren hatten ankommen können; ein Pfund Brod ward für dreißig Denarien*) verkauft. — Aber nicht lange konnte Kilidsch Arslan in seiner Stellung bleiben. Schon am achten Tage der Belagerung machte er einen Versuch, das christliche Heer zu überfallen und entwarf dazu folgenden Angriffsplan. Zehn tausend Mann seiner Reiterei sollten durch das, nach der mittäglichen, jetzt noch unbesetzten Seite führende Thor in die Stadt einziehen, dann aus dem nördlichen Thor plötzlich hervorbrechen und Bohemunds und Tancreds dort stehende Schaaren angreifen, während der Sultan selbst mit dem Hauptheere den Herzog Gottfried und die andern, neben ihm lagernden Fürsten angreifen würde. Um den türkischen Befehlshaber in Nicäa von diesem Plane in Kenntniß zu setzen, wurden zwei Türken, als Pilger verkleidet, nach Nicäa geschickt. Aber der Eine davon ward durch den Pfeil eines Christen getödtet und der andere gefangen genommen. Vor die Fürsten geführt, entdeckte er aus Furcht vor der ihm angedrohten Todesstrafe, den ganzen Plan des Sultans. Sogleich trafen die Kreuzfahrer alle Vorkehrungen zu der bevorstehenden Schlacht. Eiligst sandten sie Boten an den, mit seinen zahlreichen Schaaren schon in der Nähe stehenden Grafen Raimund, daß er, wenn er an Schlacht und Sieg einen Antheil haben wolle, seinen Marsch nach Kräften beschleunigen möchte; und wirklich erschien auch Raimund am folgenden Tage, zur größten Freude der Kreuzfahrer, schon vor Sonnenaufgang mit seinem Heere und bezog sogleich den, für ihn aufbe-

*) Nach dem heutigen Geldfuß galt ein Denar damals drei gute Groschen.

haltenen Posten an der mittägigen Seite der Stadt. — Um drei Uhr des Nachmittags begann der Angriff der Türken. Zehn tausend türkische Reiter sprengten herbei, um durch das südliche Thor, das sie noch unbesetzt glaubten, in die Stadt zu dringen. Aber schon ward ihr Muth zum Theil gebrochen, als sie ganz gegen ihre Erwartung jetzt auch auf dieser Seite ein christliches Lager erblickten. Sie zögerten mit dem Angriff, wurden daher selbst jetzt von Raimund, dem sich auch Gottfrieds Bruder, der Graf Balduin, zugesellt hatte, mit der größten Lebhaftigkeit angegriffen, und mit vielem Verlust so kräftig zurückgeworfen, daß sie eiligst und in verwirrter Flucht nach ihren Bergen wieder zurückkehrten. Indessen war auch der Sultan mit dem Hauptheere hervorgebrochen. Der Kampf ward jetzt allgemein. Mit gleicher Tapferkeit von beiden Seiten schlug man sich den ganzen Nachmittag über. Erst gegen Abend fingen die Türken an zu weichen, und wurden endlich von den, nun noch heftiger in sie eindringenden Kreuzfahrern völlig in die Flucht geschlagen. Vier tausend Türken lagen todt auf dem Schlachtfelde. Gefangene machten die Christen nur sehr wenige, weil die einbrechende Nacht das Verfolgen der fliehenden Feinde zu sehr erschwerte. — Um die Besatzung von Nicäa noch mehr zu schrecken, wurden vielen von den Gefallenen die Köpfe abgeschlagen und diese über die Mauern in die Stadt geschleudert *).

*) Es ist schwer zu errathen, warum der Sultan sein Heer, mit dem er doch den Hauptangriff machen wollte, unnöthiger Weise um zehn tausend Mann sollte geschwächt haben, da er doch nur dem Befehlshaber in Nicäa den Befehl geben durfte, mit der ganzen Besatzung, die ja als ungemein zahlreich angegeben wird, während der Schlacht einen Ausfall zu machen. Da dieß der ganz gewöhnliche gemeine Verstand einsieht; so wird höchst wahrscheinlich der nicht unver-

3. Dieſer Unfall ſchlug jedoch nicht den Muth des Sultans nieder. Er zog ſich tiefer in das Innere ſeines Reiches zurück, um in größter Eile ein noch zahlreicheres Heer zu ſammeln, und dann in einer entſcheidenden Schlacht ſein Glück gegen die Chriſten noch einmal zu verſuchen; bis dahin, zweifelte er nicht, würde die Beſatzung in Nicäa ſich halten können. Wirklich leiſteten dieſe auch vezweifelten Widerſtand. Mit allen Werkzeugen der Belagerung, mit Mauerbrechern, Sturmdächern, beweglichen Thürmen ꝛc. ſetzten die Kreuzfahrer ununterbrochen der Stadt auf das heftigſte zu, und dennoch machte die Belagerung keine oder nur äußerſt ſchwache Fortſchritte. So z. B. hatten die Grafen Heinrich und Herrmann von Aſſa aus Gottfrieds Heere aus den feſteſten eichenen Stämmen, in welche die ſtärkſten Bohlen eingefalzt waren, ein Sturmdach für zwanzig Mann erbaut. Aber kaum hatte man mit der größten Anſtrengung es der Mauer genähert, als die Belagerten eine Menge Steine von ſo ungeheurer Größe darauf warfen, daß die Balken ſich löſten, der ganze Bau krachend zuſammenſtürzte und die darunter verborgenen zwanzig Mann erſchlug. — Endlich ſahen die Kreuzfahrer die Nothwendigkeit ein, den Türken in Nicäa alle Verbindung mit der Seeſeite abzuſchneiden, mithin ſich des, mehrere Stunden weſtwärts der Stadt ſich erſtreckenden ascaniſchen See's zu bemächtigen; denn ſo lange dieſer den Belagerten offen ſtand, konnten ſie, beſonders bei nächtlicher Weile, ſo oft ſie nur wollten, friſche Lebensmittel und neue Truppen erhalten. Da es den Kreuzfahrern an Schiffen gebrach; ſo wendeten ſie ſich diesfalls an den Kaiſer, und Alexius war um ſo mehr bereit, ihnen hierin zu willfahren, als er dadurch

ſtändige Sultan es auch ſo gemacht haben; obgleich er demungeachtet die Schlacht, jedoch nicht mit ſehr großem Verluſt an Leuten, verlor. — Der Verluſt der Kreuzfahrer in dieſem Kampfe wird nicht angegeben.

Gelegenheit erhielt, ebenfalls an der Belagerung Antheil zu nehmen. Er ließ jetzt sogar eine besondere Art von Schiffen verfertigen, die der See tragen und wovon jedes hundert zwanzig bis hundert fünfzig Mann aufnehmen konnte. Diese bemannte der Kaiser größtentheil mit Turkopulen, die besser als die andern Truppen im Seedienste geübt waren; zum Anführer derselben ordnete er einen seiner Vertrauten, Namens Butumites. Aber diese Schiffe mußten von Kibotus bis nach Nicäa, mehr als sieben tausend Schritte zu Lande herbei geführt werden. Dieses Unternehmen war nicht leicht, und viele der Pilger zweifelten schon an der Möglichkeit des Gelingens. Aber die Griechen verfertigten ungemein große Schleifen, verbanden mehrere Wagen nach dem Längenmaße der Schiffe, luden sie dann mit Hülfe vieler Hebel, Stricke und einer Menge Menschenhände auf, und brachten sie glücklich an den See.

4. Als am folgenden Morgen die Türken, ganz gegen ihre Erwartung, eine christliche Flotte auf dem See erblickten, geriethen sie in nicht kleine Bestürzung, die durch das große kriegerische Getöse, das die Mannschaft auf den Schiffen machte, noch um vieles erhöhet ward. Der Kaiser hatte nämlich den Turkopulen eine solche Menge Fahnen, Pauken und Trompeten mitgegeben, daß die Türken bei dem Anblick der vielen Feldzeichen und dem Lärm der Pauken, Trompeten und Kriegshörner, die neuen Seetruppen für weit zahlreicher als sie wirklich waren, halten mußten. Die Kreuzfahrer wollten also jetzt die Niedergeschlagenheit der Besatzung, von der sie sich einen ganz übertriebenen Begriff machten, sogleich benutzen, und unternahmen einen allgemeinen Sturm. Aber der vorübergehende Schrecken hatte die Tapferkeit der Besatzung nicht vermindert; wie gewöhnlich leistete sie wieder den hartnäckigsten Widerstand. Ein dichter Hagel von Pfeilen, Wurfspießen und Steinen

flog von den Mauern herab den Kreuzfahrern entgegen; viele derselben wurden getödtet; die Türken goßen siedendes Oel und Pech auf die Stürmenden herab, steckten sogar Maschinen und Belagerungswerkzeuge in Brand und zwangen endlich das Christenheer zum Rückzuge. Durch persönliche Heldenthaten hatten viele der Ritter bei diesem Sturm sich wieder ausgezeichnet; und besonders wird von Gottfried von Bouillon gerühmt, daß er einen Türken von ungewöhnlicher Körpergröße und furchtbarer Stärke, der höhnend schon viele Christen getödtet hatte, mit eigener Hand erschlug. — Mit erneueter Thätigkeit und verdoppelter Anstrengung ward nun im Lager der Kreuzfahrer an Erbauung neuer Werkzeuge und noch stärkerer Wurfmaschinen gearbeitet. Selbst die Großen im Heere, die edelsten Ritter nahmen Antheil an der Arbeit, schleppten aus dem benachbarten Wald Holz herbei, und verschmäheten keine Art von Handleistung. Als aber auch alle diese Arbeiten beendiget waren, ward dennoch die Belagerung dadurch wenig oder gar nicht gefördert; denn hatten auch die Belagerer die Stadt den ganzen Tag über beschossen, und hie und da ein Stück der Mauer eingestürzt, so errichteten mit gleicher Behendigkeit die Belagerten gleich in der folgenden Nacht eine neue Mauer hinter der eingestürzten, so daß mit anbrechendem Morgen die Kreuzfahrer jedesmal ungeduldig und zornig sahen, wie alle ihre Anstrengungen des vorigen Tages wieder fruchtlos geblieben wären. Viele fiengen jetzt an, an einem glücklichen Erfolge der Belagerung zu zweifeln. Mehrere behaupteten sogar, daß ihr Gelübde, das heilige Grab von den Ungläubigen zu befreien, ihnen nicht gestatte, noch längere Zeit vor den Mauern von Nicäa nutzlos zu verlieren. Die meisten ließen den Wunsch laut werden, daß das Heer aufbrechen und unverzüglich seinen Marsch durch Syrien nach Palästina antreten möge. Aber gerade in diesem Augenblick völliger Muth-

losigkeit trat ein Lombard hervor und erbot sich, binnen wenigen Tagen einen gewissen Hauptthurm ganz niederzustürzen, wenn man ihm die dazu erforderlichen Unkosten aus der gemeinschaftlichen Kasse anweisen wollte. Natürlich ward dieses nicht nur sehr gerne bewilliget, sondern auch dem Lombarden im Falle des Gelingens seiner Unternehmung eine sehr ansehnliche Belohnung zugesagt. Sogleich legte nun dieser Hand an das Werk. Er erbauete ein Sturm- oder Schirmdach von solcher Festigkeit, daß weder die größten Mühlsteine die in sehr spitzem Winkel verbundenen Seiten beschädigen, noch andere darauf geworfene brennbare Gegenstände, des schnellen Herabgleitens wegen, das Schirmdach in Brand stecken konnten. Unter diesem gegen jede Gefahr schützenden Dach untergruben nun der Lombarde und dessen Leute, als man dasselbe nahe genug an die Mauer gebracht hatte, ganz unbemerkt den Grundbau des bezeichneten Thurms, und preßten Rasen und andere feuerfangende Dinge an die Stelle jedes herausgenommenen Steines. Sobald die auf diese Weise gemachte und wieder verstopfte Oeffnung groß genug zu seyn schien, mußten die Arbeiter die Rasen anstecken und dann in größter Eile sich davon entfernen. Die als unsichere Unterstützung eingepreßten Dinge verschmolzen nun bald zu Asche. Gegen Mitternacht lößten sich die Fugen des Thurms, und dieser stürzte nun mit ungeheuerem, furchtbarem Krachen plötzlich darnieder; die Erschütterung glich einem Erdbeben. Jetzt entfiel den Türken der Muth. Die Gemahlin des Sultans machte noch in derselben Nacht einen Versuch, mit ihren Kindern und Begleiterinnen über den See zu entfliehen. Aber das Schiff, in welchem sich die Sultanin befand, ward von den Fahrzeugen der Kreuzfahrer angehalten und die Fürstin sammt ihren Kindern als Gefangene in das Lager der Christen gebracht. — So groß der Schrecken und die Bestürzung in der Stadt waren, so groß und laut war der Jubel

im christlichen Lager. Im Geiste sahen sich die Kreuzsoldaten jetzt schon Herren aller der ungeheuern Schätze einer großen, volkreichen Stadt, vor deren Mauern bisher das Blut mehrerer Tausende ihrer Kriegsgefährten geflossen war. Sehr bald verschwand jedoch diese freudige Hoffnung, und gerade in dem Augenblicke, als die raub- und blutgierigen Kreuzfahrer sich schon im vollen Besitze einer unermeßlichen Beute glaubten, ward diese auf einmal ihren Händen wieder entrissen.

5. Kaiser Alexius hatte bisher der Belagerung von Nicäa und dem Gange derselben seine ganze Aufmerksamkeit geschenkt, auch ein bedeutendes Heer in einem Lager bei Chalcedon zusammengezogen. Zwar wußte er wohl, daß zu Folge des mit den Fürsten geschlossenen Vertrages, Nicäa nach deren Eroberung ihm würde übergeben werden; aber er vergaß auch nicht, daß in Gemäßheit eben dieser getroffenen Uebereinkunft alle darin zu machende Beute den Kreuzfahrern verbleiben sollte, und diese daher auch die Stadt, vor deren Uebergabe an ihn, erst rein ausplündern würden. Aber gerade diese, gewöhnlich mit den grausamsten Mißhandlungen der Einwohner verbundene Plünderung wollte er von Nicäa abwenden, ihrer zahlreichen Bevölkerung alles das Elend und allen den Jammer ersparen, den eine im Sturm eroberte Stadt von den durch Kampf noch mehr erhitzten Kriegern beinahe stets zu erwarten hat. Seinem Vertrauten, dem Butumites, dem er auch die Turkopulen untergeordnet hatte, gab er also den Auftrag, die Besatzung wie die Einwohner von Nicäa zu bereden, daß, da sie jetzt doch keinen Entsatz zu erwarten hätten, sie sich lieber dem Kaiser freiwillig ergeben möchten, wodurch sie allein dem schrecklichen Schicksal einer von Barbaren eroberten und ausgeplünderten Stadt entgehen könnten. Einen solchen Versuch hatte Butumites schon früher gemacht, auch die

Einwohner dazu geneigt gefunden, war aber gleich darauf, da ein falsches Gerücht sich verbreitete, Kilidsch-Arslan sey mit einem neuen Heere zum Entsatz im Anzuge, von den Einwohnern wieder aus ihrer Stadt gewiesen worden. Aber jetzt, wo durch den plötzlichen Einsturz jenes Hauptthurmes alles voll Schrecken und Bestürzung in Nicäa war, wiederholte Butumites seine Vorstellungen, und die Besatzung wie die Einwohner erklärten nun, daß sie bereit wären, ihre Stadt lieber dem Kaiser, als den Barbaren aus dem Abendlande zu übergeben. Sobald also Butumites alles mit den Einwohnern verabredet hatte, gab er dem Takidios, dem Anführer des bei dem Heere der Kreuzfahrer befindlichen Corps griechischer Truppen, davon Nachricht und zugleich den Auftrag, die Fürsten zu bereden, gleich am Morgen des folgenden Tages einen allgemeinen Sturm zu unternehmen. Dieß geschah; aber kaum hatte der Sturm begonnen, als die Einwohner dem Butumites ein Thor öffneten; er und Takidios mit seinen Truppen drangen nun in die Stadt und pflanzten sogleich an mehreren Theilen der Mauer die kaiserliche Fahne auf. Als die Kreuzfahrer, zu ihrem großen Erstaunen, die griechischen Fahnen auf den Mauern von Nicäa wehen sahen, ließen sie sogleich von dem Stürmen ab. Da aber jetzt Butumites erklärte, daß, weil die Stadt, ohne den Erfolg des Sturmes abzuwarten, sich dem Kaiser freiwillig ergeben habe, auch keine Plünderung statt finden könnte, mithin die Kreuzsoldaten in ihrer Hoffnung auf eine ungeheure Beute sich getäuscht sahen, brach das ganze Heer in Drohungen und laute Schmähungen aus. Selbst die Fürsten und edeln Herren waren unzufrieden. Aber Ehrgefühl und die Ueberzeugung, wie sehr die Freundschaft des Kaisers ihrem Unternehmen förderlich seyn könnte, erstickte bei ihnen jeden Ausbruch von Unzufriedenheit; im Gegentheil suchten sie das Heer, das auf das neue gegen die Stadt geführt zu werden

begehrte und die Griechen daraus vertreiben wollte, auf alle Weise zu besänftigen; sehr erleichtert ward ihnen ihr Bemühen wieder durch die Freigebigkeit des Kaisers; dieser schickte große Geldsummen in das Lager, um es unter die gemeinen Soldaten zu vertheilen, machte auch den einzelnen Fürsten wieder neue und nach gewohnter Art sehr kostbare Geschenke. Aber bei allem dem ward jedoch durch das, was geschehen war, wieder ein neuer Saamen des Mißtrauens und der Zwietracht zwischen den Griechen und Abendländern gestreut, der zwar nicht gleich aufging, sondern erst weit später, aber dann auch, wie wir sehen werden, nur desto bitterere und heillosere Früchte hervorbrachte. — Die Fürsten sandten Abgeordnete nach Constantinopel, welche dem Kaiser die Stadt im Namen sämmtlicher Häupter des Kreuzheeres förmlich übergaben, zugleich auch des Sultans gefangene Gemahlin und Kinder ihm überlieferten. Alexius ernannte den Butumites zum Statthalter von Nicäa, und sandte die gefangene Sultanin und deren Kinder sogleich ihrem Gemahl ohne Lösegeld zurück. Aber auch dieß ward, wenigstens von dem großen Haufen, dem Kaiser sehr arg gedeutet und dessen gewiß an sich sehr edle, wahrhaft christliche Handlung sogar als ein an der Sache der Christenheit begangener Verrath ausgeschrieen. Noch ein anderer Umstand kam jetzt hinzu, der ebenfalls nicht geeignet war, die Unzufriedenheit der Kreuzfahrer zu mildern. Diesen ward nämlich, um sich von den bei der Belagerung ausgestandenen Mühseligkeiten zu erholen, eine neuntäge Ruhe gegönnt. Natürlicher Weise wünschten sie nun auch das Innere der Stadt, besonders deren Kirchen und Heiligthümer zu besehen. Dazu ward ihnen zwar die Erlaubniß von Butumites ertheilt, jedoch nur unter der Bedingung, daß nie mehr als zehn Kreuzsoldaten zu gleicher Zeit in die Stadt kommen sollten. Bei der ungünstigen Stimmung des großen Haufens der Kreuzfahrer gegen die Einwohner

von Nicäa, bei ihrem geheimen Aerger über die ihnen entgangene Beute, war dieses gewiß eine nicht unnöthige Vorsichtsmaßregel; denn wie sehr mußte man nicht befürchten, daß bei der geringsten Veranlassung es zwischen beiden Theilen zu Streit und blutigen Auftritten und am Ende gar zu Mord, Raub und Brand kommen könnte. Ueber diese Beschränkung waren jedoch die Kreuzfahrer im höchsten Grade aufgebracht; sie glaubten sich dadurch beschimpft, und klagten darüber als über einen neuen Beweis des Neides und der Abneigung der Griechen gegen die Abendländer.

6. Am zwanzigsten Julius 1097 war Nicäa übergeben worden, und am neunten Tage darauf brach das Heer der Kreuzfahrer zu weiterm Zuge nach Phrygien auf. — Kilidsch-Arslan hatte indessen einen Aufruf an seine sämmlichen Emirs und Bundesgenossen ergehen lassen, sich unverzüglich mit allen ihren Streitkräften zum Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind ihrer Religion um seine Fahne zu sammeln. Die Emirs gehorchten dem Gebote ihres Fürsten, zahllose turcomannische Horden, Bundesgenossen des Sultans, folgten ebenfalls seinem Rufe, und in wenigen Wochen standen zweimal hundert tausend Pferde, ohne das Fußvolk zu rechnen, in einem Lager an den Grenzen von Bithynien. Mit diesem zahllosen Heere umschwebte in mäßiger Entfernung der Sultan ununterbrochen jenes der Kreuzfahrer. Diese rückten in zwei Heerabtheilungen vor, wovon die Eine rechts, die Andere links sich zog. Die erstere, geführt von Gottfried von Bouillon, dem Grafen Raimund und dem Herzog von Vermandois, bildete den rechten, die andere, unter Bohemund, Tancred, dem Herzog von der Normandie und Grafen Stephan von Blois, den linken Flügel. Als dieser nicht ferne von Doryläum in dem fruchtbaren Thale Gorgoni angekommen war, fanden die Führer für gut,

das Heer hier einige Tage ruhen zu lassen, besonders da das von einem Fluß und mehreren Bächen durchschnittene Thal ihnen herrliche Weide für ihre Pferde und übrigen Lastthiere darbot. Aber jetzt beschloß auch Kilidsch-Arslan das Kreuzheer anzugreifen. Mit dem Angriff hatte er bisher blos so lange gewartet, bis die Kreuzfahrer das Meer und die Grenzen des griechischen Reiches weit hinter sich im Rücken hatten. Mit Zuversicht konnte er jetzt hoffen, daß, wenn in der bevorstehenden Schlacht das Kriegsglück ihn begünstige, und er Sieger bleibe, auch die Vernichtung und völlige Auflösung des Christenheeres, das nun keinen einzigen Stützpunkt mehr in seinem Rücken hatte, eine nothwendige Folge seines Sieges seyn würde. — Der linke Flügel des Kreuzheeres war also kaum in seinem Lager im Gorgonithal eingerückt, als schon gleich am folgenden Morgen der Trompetenschall der ausgestellten christlichen Vorposten die Annäherung des Feindes verkündete. Das Heer griff sogleich zu den Waffen, und Bohemund und die übrigen Herren hatten noch Zeit genug, es in Schlachtordnung zu stellen, die Kranken, wie auch die Weiber und Kinder nebst allem Gepäcke in Sicherheit zu bringen und mit einer Wagenburg zu umgeben. — In der Schlacht unter den Mauern von Nicäa waren die Türken gezwungen gewesen, Mann gegen Mann zu fechten. Aber jetzt, bei Doryläum, sollten die Kreuzfahrer zum erstenmal die ihnen bisher unbekannte, ganz eigene Kampfart der Türken kennen lernen. In zahllosen, vorsätzlich nicht zusammenhängenden Schwärmen sprengten diese dem Christenheer entgegen, verfinsterten die Luft mit dem Hagel von Pfeilen, die sie demselben entgegen schickten, eilten dann mit ihren schnellen leichten Pferden eben so schnell zurück, um nach wenigen Augenblicken mit gleicher Blitzesschnelle sich demselben wieder zu nähern und den nämlichen verderblichen Angriff zu wiederholen. Legten auch die Ritter

ihre Lanzen ein, um gegen die Feinde zu rennen, so flogen diese stets schnell auseinander, sammelten sich aber mit ungemeiner Behendigkeit auf einer andern Seite, und fielen von da aus über die Kreuzfahrer her. Schon waren trotz ihren großen Schilden sehr viele Ritter und Kreuzsoldaten verwundet, und dennoch standen sie noch immer fest und unerschütterlich im ungleichen Kampfe. Die Weiber eilten hinter der Wagenburg hervor, brachten den Männern Speise und frisches Wasser, labten, erquickten und ermunterten sie zur Fortsetzung des Kampfes. Jetzt, da die Türken sahen, daß die Christen durch den langen Kampf und die brennende Hitze des Tages ermüdet waren, wahrscheinlich auch, weil ihre Köcher leer waren, griffen sie endlich zum Schwert und begannen in geschlossenen Reihen den nähern Kampf Mann gegen Mann. Aber auch in diesem verschafften den Türken ihre weit leichtere Rüstung und Waffen und vorzüglich ihre unverhältnißmäßige Mehrzahl einen entscheidenen Vortheil über die Christen. Diese sahen sich gezwungen, hinter ihre Wagenburg sich zurückzuziehen. Aber dieser Rückzug geschah in großer Unordnung, war einer Flucht nicht unähnlich. Desto heftiger drangen die Türken in die Fliehenden ein, erschlugen noch viele von ihnen, edle Ritter wie gemeine Soldaten. Selbst Jungfrauen und Frauen stürzten jetzt den Siegern entgegen, und fleheten, und zwar nicht immer fruchtlos, um Schonung für ihre Männer und Brüder, während viele von diesen, statt ihre Reihen fester zu schließen, sie jetzt verließen und zu Priestern flohen, um, weil der Tod ihnen unvermeidlich schien, ihre Sünden zu beichten. — Der ganze linke Flügel war menschlichem Ansehen nach unwiederbringlich verloren, als auf einmal zahllose Trompeten und Kriegshörner ertönten, und Gottfried von Bouillon mit sechzig tausend Pferden herbei eilte. Neuer Muth belebte jetzt die bisher besiegten Kreuzbrüder. Beide Heerabtheilungen vereinigten

ſich und griffen gemeinſchaftlich die Feinde an. Es begann eine zweite, nicht minder mörderiſche Schlacht. Mit gleicher Tapferkeit ſchlug man ſich auf beiden Seiten, und unſicher und zweifelhaft ſchwankte der Sieg lange Zeit zwiſchen den Kämpfenden hin und her, bis endlich Graf Raimund und der edle, des Krieges nicht unkundige Erzbiſchof Ademar von Puy mit ihren Schaaren hinter einem Hügel hinwegzogen, die Türken umgingen und in ihrem Rücken ſie angriffen. Jetzt entfiel dieſen ihr bisheriger Muth; durch den langen Kampf ſchon ermüdet, und von zwei Seiten angegriffen, leiſteten ſie nur noch kurzen, ſchwachen Widerſtand und ſuchten dann ſämmtlich ihr Heil in der Flucht. Drei Tauſend der Ihrigen lagen ſchon todt auf dem Schlachtfelde; noch mehrere Tauſende wurden auf der Flucht von den Siegern erſchlagen, und ſämmtliche von den Türken ſchon gefangen genommene Kreuzbrüder wieder in Freiheit geſetzt. Endlich ward auch das ganze, von orientaliſchem Luxus ſtrotzende, türkiſche Lager erobert. Die Beute war ungeheuer; denn alle darin befindlichen Schätze an Geld, an aufgehäuften Lebensmitteln, an Waffen und koſtbarem Waffenſchmuck, ſammt den zahlreichen Heerden von Kameelen und Dromedaren, welche die Kreuzfahrer bis jetzt noch nicht geſehen hatten, fielen den Siegern in die Hände und wurden der Lohn ihres bei Doryläum erfochtenen blutigen Sieges. — Kilidſch-Arslan gab nun die Hoffnung auf, den Kreuzfahrern den Weg durch ſein Gebiet zu verſperren. Er entließ ſein Heer, nahm nur zehn tauſend Reiter davon zu ſeiner Begleitung, verließ ſein Königreich Rum und floh zu dem Sultan von Perſien, um dieſen, wie alle durch Gleichheit der Religion mit ihm verbundene öſtliche Horden zur Rache und zum Kampfe gegen die Feinde des großen Propheten zu entflammen. Nicht unmerkwürdig iſt es, daß nach dieſer harten und blutigen Schlacht beide mit einander kämpfende Völker ſich

gegenseitig das Lob der Tapferkeit ertheilten, und Türken und Franken sich gegenseitig als die einzigen, zum Kriege gebornen und der Ritterschaft würdigen Nationen betrachteten*).

7. Nach einigen Tagen der Ruhe in dem anmuthigen Thale von Gorgoni, brach das Kreuzheer wieder auf, nahm aber aus Unkunde des Landes und weil falsch belehrt, durch Phrygien den zwar viel kürzern, aber ungleich weit beschwerlichern, gefährlichern, ja für ein ganzes Heer durchaus unprakticabeln Weg. Schauderhaft sind die Beschreibungen von der unsäglichen Noth und dem grenzenlosen Elend der Kreuzfahrer auf diesem unnatürlich müheseligen und doch viele Tage lang dauernden Marsch; aber eben so bewunderungserregend ist auch die Geduld und der ausdauernde Muth, mit dem die Kreuzbrüder dieses unaussprechliche Elend ertrugen, das jedoch für sie, wie Fulcherius erzählt, jetzt ein nur noch festeres Band der Eintracht und gegenseitiger Bruderliebe ward. Bei dem häufig eintretenden völligen Mangel an Wasser, wo man für einen Trunk Wasser aus einer Pfütze Gold und Silber bot, und ihn doch nicht erhalten konnte, raffte Phrygiens glühende Sonne, besonders in Mitte eines ungewöhnlich heißen Sommers (Juli 1097) eine Menge Menschen hinweg. An einem einzigen Tage starben bisweilen bei fünf hundert Kreuzbrüder. Auch Pferde und die übrigen Lastthiere fielen, und bald war der bei weitem größte Theil der Reiterei ohne Pferde. Hunde, Schafe und Schweine wurden mit Gepäcke beladen, und mancher Ritter, des Fußgehens ungewohnt, ritt auf einem Ochsen einher. Auch Graf Raimund von Toulouse ward gefährlich krank und mußte

*) Verumtamen dicunt se esse de Francorum generatione, et dicunt, quod nullus homo naturaliter debet esse miles, nisi *Franci* et *Turci*. (Gest. p.Franc. — *Pet. Tud.* — *Baldr.*)

in einer Sänfte dem Heere nachgetragen werden. Eines Tages fiel er in eine ſolche Schwäche, daß man jeden Augenblick ſeinen Tod erwartete, Biſchof Wilhelm von Orange ihm die heiligen Sterbſacramente reichte und das Gerücht davon eine an Verzweiflung grenzende Beſtürzung in dem ganzen Heere verbreitete. — Ganz erſchöpft und entkräftet langten die Kreuzfahrer endlich bei dem phrygiſchen, an der Grenze dieſer Provinz liegenden Antiochien an. Die Gegend war anmuthig und ungemein fruchtbar, reich an allen Erzeugniſſen und, der vielen trefflichen Weiden wegen, auch an Pferden und andern Laſtthieren. Hier ließen die Fürſten das Heer ein ſtehendes Lager beziehen; denn nach den ausgeſtandenen, gewöhnliche Menſchenkräfte überſteigenden Beſchwerniſſen bedurfte es nicht nur der Ruhe, ſondern es mußte auch für Herbeiſchaffung einer großen Anzahl von Pferden und Tragthieren, wie überhaupt für Ergänzung alles dem Heere jetzt wieder Fehlenden geſorgt werden. Aber beinahe wäre die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens und deſſen Reichthum an allen Arten von Producten den Kreuzfahrern eben ſo verderblich geworden, als die dürren, waſſerloſen Steppen, die ſie durchwandert hatten. Die Fülle des über das Land ausgebreiteten Segens genoßen nämlich die Kreuzfahrer mit einer ſolchen ſündhaften Unmäßigkeit, daß eine Menge derſelben erkrankte und auf das neue eine ziemlich bedeutende Sterblichkeit unter dem Heere wieder einriß.

8. Während das Heer der gemeinen Kreuzfahrer ausruhete, beluſtigten ſich die Fürſten und Edeln mit der Jagd. Aber es fehlte wenig, ſo hätte dieſe Beluſtigung das gange Herr in die tiefſte Trauer verſetzt. Gottfried von Bouillon hatte ſich auf der Jagd von ſeinem Gefolge getrennt, als er plötzlich das Angſtgeſchrei eines Pilgers hörte, der in dem Walde dürres

Holz suchte und von einem grimmigen Bären verfolgt ward. Sogleich eilte Gottfried dem Wehrlosen zu Hülfe. Jetzt ließ der Bär von dem Pilger ab, wandte sich gegen den Herzog und, von dem Schwert desselben verfehlt, riß er ihn zu Boden; aber Gottfried richtete sich schnell wieder auf, packte den Bären mit gewaltigem Arm und drückte ihm das Heft seines Schwertes in die Kehle, verwundete aber dabei sehr gefährlich sein eigenes Bein. Trotz des großen Blutverlustes rang Gottfried doch einige Zeit mit dem furchtbaren Thier, bis endlich, auf das fortgesetzte laute Rufen des armen Pilgers, aus des Herzogs Gefolge der Ritter Husequin herbeikam und durch Tödtung des Bären dem Kampfe ein Ende machte. Halb todt ward der edle Herzog, der das Leben eines armen Kreuzfahrers mit Gefahr seines eigenen gerettet hatte, in das Lager zurückgetragen und in sein Zelt gebracht.

9. An Thätigkeit gewohnt, und jede allzulange, ihre Kräfte lähmende Ruhe verschmähend, verließen Graf Balduin, Tancred und noch mehrere andere vornehmere Edeln das Lager der Kreuzfahrer, sowohl um die Natur des Landes umher näher auszuforschen, als auch um ihrer Neigung gemäß auf neue Abenteuer auszuziehen. Offenbar war Ehre und Ruhmliebe der Beweggrund bei Tancred, bei Balduin aber blos eigenes selbstisches Interesse. Dem Tancred folgten fünf hundert Ritter und fünfzehn hundert Fußgänger. Balduin, der seines Bruders, des Herzogs von Lotharingen wegen, bei dem Heere in größerm Ansehen stand, folgten sieben hundert Ritter und über zwei tausend Fußgänger. Beide zogen anfänglich auf derselben Straße über Ikonium bis nach Heraclea, wo sie sich trennten. Tancred wandte sich südlich nach der Meeresküste und kam nach Tarsus. Balduin, der sich rechts schlug, kam auf der kalten, einförmigen Hochebene bald von dem rechten Wege ab,

gerieth in öde, unfruchtbare Gegenden, und kam erst, nachdem er mehrere Tage, an allem den bittersten Mangel leidend, unstet umhergeirret war, wieder zu Tancred, der vor den Mauern von Tarsus im Lager stand. Bei diesem fand Balduin die freundlichste Aufnahme; denn da er und seine ganze Schaar völlig ausgehungert waren, theilte ihnen der edle Normann von seinen Vorräthen in Ueberfluß mit, labte und erquickte Mann und Roß, und zeigte die größte Sorgfalt in Herbeischaffung alles dessen, was Balduin und seine Leute benöthiget seyn konnten. Aber dieses freundlichen und großmüthigen Betragens ungeachtet, erhob sich dennoch gleich am Morgen des folgenden Tages zwischen beiden Fürsten ein eben so heftiger als bitterer Zwist, der gewiß, wären Tancred und nachher auch Bohemund weniger edel gewesen, die traurigsten Folgen hätte haben müssen. Tancred hatte nämlich, bevor Balduin wieder zu ihm gestoßen war, Tarsus erobert, das heißt, er hatte einen Haufen Türken, der ihm aus der Stadt entgegen gezogen war, in die Flucht geschlagen, und hierauf durch Drohungen es bei der türkischen Besatzung und den Einwohnern von Tarsus dahin gebracht, daß Beide versprachen, sich und ihre Stadt ihm zu unterwerfen, jedoch unter der Bedingung, daß die förmliche Uebergabe erst, wenn Bohemund angekommen seyn würde, statt haben, jedoch Tankreds Panier einstweilen schon auf den Mauern der Stadt aufgepflanzt werden sollte. Auch der Besatzung ward gestattet, bis dahin noch in Tarsus zu bleiben. — Als jetzt Balduin Tancreds Banner auf den Mauern der Stadt erblickte, erwachten wieder Stolz und Neid in seiner Brust, und andere nach sich beurtheilend, argwohnte er, Bohemunds Neffe wolle in und um Tarsus einen eigenen normännischen Besitzstand gründen. Sehr hart fuhr er demnach den Prinzen an, daß er sich erkühnt hätte, seine Fahne auf den Wällen der Stadt aufzustecken, da er doch gewußt,

daß er, Balduin, nicht sehr entfernt seyn könnte, und an Macht und fürstlichem Geburtsadel weit über ihm stehe. Sich des Vortheils bewußt, den ihm seine viel zahlreichere Schaar jetzt über seinen Gegner gab, ging Balduin in seinem Uebermuth gar so weit, daß er sich nicht nur die beleidigendsten Ausdrücke gegen den edeln Normann erlaubte, sondern auch dessen Panier von den Mauern herabreißen, in einen Sumpf werfen und das seinige dafür aufpflanzen ließ. — Tancred war zu fromm und dachte zu edel, als daß er das Schwert gegen seine Brüder hätte ziehen wollen. Dem Stolzen gab er also nach und zog mit seiner Schaar von Tarsus ab. Zu dem Heere kehrte er jedoch nicht zurück, sondern zog nach Adana, einer in sehr fruchtbarer Gegend am westlichen Ufer des Sarus liegenden Stadt, die ein burgundischer Edler schon erobert und von den Türken gesäubert hatte. Mit diesem vereinigte sich Tancred, und gemeinschaftlich eroberten beide das reiche Mamistra, und von da aus noch mehrere andere Orte. Alle umher liegenden Burgen wurden von den Türken verlassen und von den Pilgern eingenommen, zum Theil auch von ihnen verbrannt und zerstört. Viele reiche Türken erkauften sich Sicherheit durch kostbare Geschenke, und bereicherten dadurch nicht wenig den normännischen Helden und die, welche mit ihm waren. Endlich ward auch Kleinalexandrien nach einer kurzen, aber sehr schweren Belagerung mit Sturm erobert, und Tancred, wahrscheinlich in dem falschen Wahn, daß Großmuth und edle Schonung gegen Ungläubige ein Verbrechen gegen die Christenheit sey, ließ die ganze Besatzung erbarmungslos niedermetzeln. Wie oft ward nicht in diesem Kriege die Tapferkeit der Kreuzfahrer durch blutige, verabscheuungswürdige Grausamkeit befleckt! — Da jetzt alle, die sich von dem Heere getrennt hatten, einberufen wurden, so eilte auch Tancred mit seinen Leuten wieder in das Lager der Kreuzfahrer zurück.

10. Gleich nach Tancreds Abzug vor Tarſus hatte Graf Balduin die Einwohner gezwungen, ihm die Thore zu öffnen, und war mit ſeiner ganzen Schaar in die Stadt eingezogen. Wenige Tage darauf kamen drei hundert Mann zu Pferde, welche Bohemund ſeinem Vetter nachgeſchickt hatte, vor Tarſus an, begehrten Einlaß und Speiſe und Trank. Aber das Eine wie das Andere ward ihnen von Balduin verweigert. Dieſe unnatürliche Härte gegen Wallbrüder empörte ſelbſt Balduins Soldaten, und edler denkend als ihr Anführer, ließen ſie den Neuangekommenen Brod, Wein und andere Speiſen in Körben an Stricken von der Mauer herab. Als die drei hundert Pilger ſich hinreichend gelabt und geſtärkt hatten, legten ſie ſich, weil in einer der chriſtlichen Herrſchaft unterworfenen Gegend keinen Feind ahnend, zur Ruhe nieder und ſchliefen ein. Dieſen Augenblick benutzten jetzt die als Beſatzung bisher noch in Tarſus liegenden Türken, räumten in der Nacht in aller Stille die Stadt, drangen in das Lager der in tiefem Schlafe verſunkenen Pilger, ermordeten ſie ſämmtlich, ſo daß nicht ein einziger entkam, und flohen dann eiligſt davon. Als man am folgenden Tage in der Stadt die Türken vermißte, und gleich darauf die Leichen der vor der Stadt ermordeten und noch in ihrem Blute ſchwimmenden Pilger entdeckte, geriethen ſämmtliche Kreuzfahrer in die heftigſte Bewegung. „Unſern Brüdern," ſagten ſie, „haben Balduin und ſeine Großen nicht nur das verweigert, was chriſtliche Gaſtfreundſchaft ſelbſt dem ganz fremden Manne zu reichen gebietet, ſondern durch ihre liebloſe Härte auch noch den Tod von drei hundert braven Pilgern veranlaßt." Es entſtand ein förmliche Empörung gegen Balduin und deſſen Geſellen, die, um den Pfeilen der erbitterten Kreuzfahrer zu entgehen, in einen feſten Thurm an der Stadtmauer ſich flüchten mußten. Auf alle Weiſe und mit Hülfe aller nur möglichen Ausflüchte und Verſicherungen ſuchte Balduin

die Kreuzfahrer wieder zu besänftigen, was dann auch wirklich, und vorzüglich durch die an den noch in der Stadt zurückgebliebenen Türken genommene Rache endlich gelang. Die Achtung und das Zutrauen der gemeinen Kreuzfahrer hatte jedoch Balduin verloren, und bei eintretenden außergewöhnlichen Fällen würde er schwerlich mit großer Zuversicht auf sie haben rechnen können. Um so erfreulicher war es unter diesen Umständen für Balduin, daß bald darauf eine sehr zahlreiche, aus Flammändern, Holländern und Friesen bestehende Seeräuberschaar bei Tarsus landete. Der Anführer derselben hieß Guinemer, und da dieser ein Flanderer und geborner Unterthan Balduins war, so stellte er sich mit seinem ganzen Haufen unter die Fahne seines Herrn, dessen Macht dadurch einen bedeutenden Zuwachs gewann. Mit dieser Verstärkung würde der Graf gerne noch zu fernern Abenteuern in das Land der Türken eingedrungen seyn. Aber gerade erhielt er um dieselbe Zeit Nachricht von der tödtlichen Verwundung seines Bruders, des Herzogs Gottfried von Bouillon. Um nun, wenn wirklich dieser Todesfall eintreten sollte, über das Heer seines Bruders sogleich den Oberbefehl übernehmen zu können, eilte er unverzüglich mit allen seinen Schaaren zu dem Gesammtheer der Kreuzfahrer zurück.

11. Aber Balduin, als er bei dem Heere ankam, hatte sich keines sehr glänzenden Empfanges zu erfreuen. Seine stolze und ungerechte Behandlung des edeln Tancred, und endlich auch die mit Recht ihm zur Last gelegte Ermordung jener drei hundert Pilger waren längst schon bei dem Heere bekannt worden, hatten alle Gemüther, sowohl der Edeln und Vornehmen, als selbst der gemeinsten Knechte auf das höchste erbittert und für immer von ihm abgewandt. Jedermann suchte ihm auszuweichen; wo er hinkam, begegneten ihm nur verächtliche und strafende Blicke, und blos die Achtung

für den Herzog Gottfried von Bouillon hielt Bohemund zurück, die seinem Neffen zugefügten Beleidigungen zu rächen. Balduin ward es nun immer unheimlicher bei dem Heere; die Behandlung, die er jetzt erfahren mußte, war seinem Stolz unerträglich, und da auch sein Bruder, der Herzog von Lotharingen, wieder vollkommen genesen war, so beschloß er, sich abermals von den Kreuzfahrern zu trennen und für eigene Rechnung auf Abenteuer auszuziehen. In seinem Gefolge befand sich ein Grieche, Namens Pancratius, ein sehr verschlagener Kopf, der zwar schon an dem griechischen Kaiser wie an den Türken zum Verräther geworden war, und nachher es auch an Balduin werden wollte, für jetzt aber demselben den sehr sinnigen Rath gab, an den Euphrat zu ziehen. Die Gegend, sagte der Grieche, sey ungemein fruchtbar, sehr bevölkert, reich an Städten, Burgen und Schlössern, und dabei gar leicht zu erobern. Zu einem Zuge nach dem Euphrat zeigte sich Balduin sogleich bereit. Aber nun wollte kein einziger Ritter ihm folgen. Nur mit vieler Mühe und durch die ausschweifendsten Versprechungen gelang es ihm endlich, zwei Hundert derselben für seinen Zug zu gewinnen. In weit größerer Anzahl aber folgte ihm das Fußvolk, bei dem die Hoffnung reicher Beute den Abscheu überwog, den es gegen den Grafen hegte. — Balduin sah sich in der Hoffnung, die Pancratius ihm gemacht, gar nicht getäuscht. Die Christen, die in der Gegend wohnten, die er durchzog, kamen ihm überall entgegen und öffneten ihm willig ihre Thore. Wohin er sich wandte, flohen die Türken zurück. Balduin eroberte eine Burg nach der andern und ward in kurzer Zeit Herr von Tollbascher und Ravendan, zweier ziemlich ansehnlicher befestigter Städte und überdieß noch mehrerer andern festen Orte. Jetzt glaubte Pancratius bei Balduin nicht mehr seine Rechnung zu finden, suchte ihn daher an die Türken zu verrathen, und ließ sich mit diesen in ein

geheimes Einverständniß ein. Das schändliche Vorhaben ward jedoch durch einen Armenier entdeckt und Pancratius nach einer nicht sehr harten Gefängnißstrafe von dem Grafen fortgejagt. Er ging hierauf zu den Türken und bot diesen seine treuen Dienste an. — Das Gerücht von Balduins Eroberungen verbreitete sich bald in der ganzen Gegend, gelangte endlich auch jenseits des Euphrats nach Edessa. Diese Stadt hatte eine eigene Verfassung; sie ward von einem Fürsten, Namens Theodor, regiert, dem noch ein Senat von zwölf der vornehmsten Einwohner beigeordnet war. Theodor war ehemals des griechischen Kaisers Statthalter in Edessa gewesen; hatte aber, als das Land von den Türken überschwemmt ward, mit diesen einen Vergleich eingegangen, und mittels der Zusage eines jährlichen Tributs sich unabhängig gemacht. In Edessa lag demnach auch keine türkische Besatzung; aber dennoch wurden die Einwohner von den in der Gegend umherwohnenden türkischen Emirs auf mancherlei Weise gequält. Oft machten sie an dieselben die unerhörtesten und ungerechtesten Forderungen, und ward diesen nicht sogleich entsprochen, so schloßen sie die Stadt von allen Seiten ein und verheerten so lange deren Gebiet, bis die Einwohner nothgezwungen sich dem Willen der Barbaren fügten. Gegen diese Bedrückungen vermochte der Fürst, der schon in Jahren sehr weit vorgerückt war, die Stadt nicht zu schützen. Er und der Senat von Edessa ordneten also Gesandten an Balduin, ließen ihn bitten, in ihre Stadt zu kommen und sie gegen die Gewaltthätigkeiten des türkischen Emirs zu schützen, wofür der Fürst ihm versprach, nicht nur sogleich die Regierung und die Einkünfte mit ihm zu theilen, sondern ihn auch zu seinem Erben und Nachfolger zu erklären. — Balduin nahm diese Einladung an, zog alle seine Krieger, die er als Besatzung in seinen eroberten Burgen gelassen hatte, zusammen und eilte damit nach Edessa. Aus

allen Städten, an denen er vorüberzog, kamen die Chriſten mit Kreuz und Fahnen heraus, begrüßten ihn und die Pilger als ihre Befreier vom türkiſchen Joche und küßten ihnen Kleider und Füße. Mit noch größerem Jubel ward Balduin in Edeſſa empfangen. Der Fürſt, der Senat, die ganze Geiſtlichkeit und der größte Theil der Einwohner gingen ihm entgegen und führten ihn unter frohen Geſängen in die Stadt. Als der alte Fürſt ſah, daß man Balduin mehr als ihn ſelbſt ehrte, vermochte er gewiſſe Aufwallungen des Neides und der Eiferſucht nicht zu unterdrücken; beſonders reuete ihn ſein dem Grafen gemachtes Verſprechen, Regierung und Einkünfte mit ihm zu theilen. Seinen Worten gab er demnach jetzt eine ganz andere Deutung, und machte Balduin endlich den Vorſchlag, für einen gewiſſen, ihm und ſeinen Gefährten jährlich zu zahlenden Gehalt die Vertheidigung der Stadt zu übernehmen. Natürlich konnte ein, aus einem der edelſten und älteſten Geſchlechter entſproſſener abendländiſcher Fürſt unmöglich der Söldner eines obſcuren, ihm an Geburtsadel unendlich weit nachſtehenden Griechen werden. Balduin wieß alſo dieſen Antrag zurück und traf ſogleich die nöthigen Vorkehrungen, um mit ſeinem ganzen kleinen Pilgerheer wieder von Edeſſa abzuziehen. Dieß konnte jedoch nicht geheim gehalten werden, und als die Einwohner es erfuhren, gerieth die ganze Stadt darüber in die heftigſte Bewegung, die bald in eine förmliche Empörung überging, und damit endete, daß der alte Fürſt ermordet, dem Balduin die alleinige Herrſchaft übertragen und er zugleich auch in den Beſitz aller von dem ermordeten Fürſten geſammelten Schätze geſetzt ward*). — Des Zutrauens

*) Um die Einwohner zu beruhigen, hatte zwar der alte Fürſt den Balduin öffentlich zum Sohne adoptirt; aber auch dadurch ward das Volk nicht beſänftiget;

der Einwohner von Edessa zeigte sich Balduin vollkommen würdig. Den Emir Balduck von Samosata, den ärgsten Dränger und Unterdrücker des Volkes von Edessa, zwang er, seine Stadt nebst der Burg um zehn tausend Goldstücke zu verkaufen und alle den Edessenern als Geisel genommene Kinder in Freiheit zu setzen. Er belagerte hierauf Sarubsch, eine nicht minder bedeutende Stadt, und zwang die Einwohner, sich ihm ebenfalls zu unterwerfen, und da Balduin mit seinen neuen Eroberungen nun auch die früheren verband, so ward er jetzt Gründer des ersten, von den Kreuzfahrern herrührenden christlichen Staates im Orient. Zu dem Heere der Kreuzfahrer zurückzukehren hatte nun Balduin keine Lust; auch an der bevorstehenden Belagerung von Antiochien nahm er keinen Antheil, sondern beschäftigte sich einige Zeit ausschließlich mit Anordnung der innern und äußern Verwaltung seines Staa-

es haßte den alten Herrn, den es — ob mit Recht oder Unrecht, das muß man dahin gestellt seyn lassen — des Geizes und großer Erpressungen beschuldigte. Man glaubte also den Augenblick benutzen zu müssen, sich des verhaßten Fürsten auf immer zu entledigen. Man verlangte daher jetzt sogar seinen Tod als eine gerechte Strafe für die während seiner Regierung begangenen Ungerechtigkeiten. Balduin bot zwar seine Vermittelung an, aber Theodors Feinde waren zu sehr erbittert und das Volk allzu sehr aufgeregt. Die Empörer umringten den Palast des Fürsten, um sich seiner Person zu bemächtigen, und als der Fürst in seiner Angst sich an einem Stricke von seinem Palast herablassen wollte, ward er von Pfeilen durchbohrt und stürzte todt auf die Erde. — Eines unmittelbaren Antheils an dem Aufruhr und der Ermordung des Fürsten kann man Balduin offenbar nicht beschuldigen; aber mit Recht wird ihm zu Last gelegt, daß er sich der ihm zu Gebote stehenden Macht nicht bediente, um den Aufruhr und zwar, wenn es nothwendig gewesen wäre, selbst mit Waffengewalt zu unterdrücken und dem alten Fürsten wenigstens das Leben zu retten.

tes, bestimmte mit vieler Klugheit und schonender Mäßigung die jährlich zu entrichtenden Steuern, machte mehrere, das Eigenthum seiner neuen Unterthanen schützende Verordnungen, setzte in die von ihm eroberten festen Plätze Befehlshaber, auf deren Treue und Einsicht er sich verlassen konnte, und hatte nun den Ruhm, von allen kreuzfahrenden Fürsten der erste gewesen zu seyn, der zum festen Besitz einer eigenen Herrschaft in Asien gelangte*).

XXI.

Belagerung und Eroberung von Antiochien. — Große Noth der Kreuzfahrer. — Befreiung und Sieg derselben über ein zahlloses türkisches Heer unter den Mauern von Antiochien.

1. Bevor das Pilgerheer seine Operationen wieder begann, war der ganze Sommer und der größte Theil des Herbstes vorübergegangen. In dem Rathe der Fürsten bildeten sich zwei Partheien, deren Ansichten in directem Widerspruch mit einander standen. Die Eine gab den Rath, die Belagerung von Antiochien erst in dem nächsten Frühjahre zu unternehmen und bis dahin das Heer in einer fruchtbaren Gegend die Winterquartiere beziehen zu lassen. In dieser Zwischenzeit würden neue zahlreiche Schaaren von Kreuzfahrern aus Europa ankommen und auch die von dem griechischen Kaiser versprochene Verstärkung eintreffen. Aber sehr heftig bekämpften diese Meinung Graf Raimund von Toulouse und dessen Parthei. Jede Zögerung, sagten sie, sey verderblich; die Türken würden den Winter über Antiochien nur noch mehr befestigen, auch dadurch Zeit gewinnen, ein zahlreiches Entsatzungsheer

*) Das von Balduin gegründete Fürstenthum Edessa hatte eine Dauer von vier und fünfzig Jahren.

auf die Beine zu bringen und zum Schutze der Stadt vorrücken zu lassen. Bisher sey mit dem Beistande Gottes schon so vieles gelungen, und wenn man sich dieser Gnade noch ferner würdig mache, werde auch das Uebrige gelingen. Diese Meinung behielt die Oberhand und das Heer brach in der zweiten Hälfte des Septembers aus seinem Lager bei Phrygisch-Antiochien auf. Aber, wie gewöhnlich, des Innern der Länder völlig unkundig und zu fahrläßig, um vorher von dem Zuge der Straßen, Gebirge, Ströme ꝛc. ꝛc. die nöthige Kundschaft einzuziehen, zog das Heer wieder über einen Theil des furchtbaren tauriſchen Gebirges, wo auf den steilen, engen, kaum für einzelne Reisenden brauchbaren Wegen Menschen und Thiere ganz unsägliche Mühseligkeiten erdulden mußten. Eine Menge davon ging hier wieder zu Grunde, und viele Kreuzfahrer, blos um die steilen Anhöhen erklimmen zu können, warfen sogar ihre Waffen, die für sie eine unerträgliche Last waren, von sich hinweg. Doch auch diese Beschwerlichkeiten, so groß sie nur seyn mochten, wurden durch die Geduld der Kreuzfahrer und deren ausdauernden Muth glücklich überstanden; und als das Heer endlich bis Marasch vorgerückt war, wo auch Tancred mit seiner Schaar wieder zu demselben stieß, öffneten sich den Kreuzfahrern desto schönere und kühnere Aussichten. Seit der großen Niederlage Kilidschs-Arslan nämlich hatte sich das Gerücht von der Tapferkeit der Kreuzbrüder und deren Unüberwindlichkeit über ganz Westasien verbreitet. Der Ruhm seiner Waffen ging also jetzt überall dem Heere voran. Bei seiner Annäherung verließen die Türken sogleich alle ihre Städte, Burgen und Schlösser; in Artasia machten sie Miene Widerstand zu leisten, aber die weit zahlreichern christlichen Einwohner griffen zu den Waffen, erschlugen mehrere Türken, jagten die übrigen aus ihrer Stadt und öffneten sie den Pilgern. Griechen und Armenier

kamen in ganzen Schaaren dem Heere entgegen, lieferten Lebensmittel im Ueberfluß und zwar um ganz ungemein wohlfeile Preise. Durch ihre Erzählungen von der unter den Türken herrschenden Bestürzung erhoben sich die Hoffnungen der Kreuzfahrer gar so weit, daß Niemand von ihnen mehr daran zweifelte, auch die türkische Besatzung in Antiochien würde die Stadt von selbst räumen und das Pilgerheer sich derselben ohne Schwertstreich bemächtigen können. Doch diese Täuschung war nur von kurzer Dauer; sie wurden schon nach wenigen Tagen eines bessern darüber belehrt; denn ein zahlreicher Haufe, den man vorausgeschickt hatte, um die Gegend um Antiochien zu recognosciren, brachte die Nachricht, daß in der Stadt alles zu dem kräftigsten Widerstande vorbereitet sey. — Bei Artasia, vier Meilen von Antiochien, war endlich das ganze Pilgerheer, bis auf den Grafen Balduin, der in Edessa blieb, versammelt. Auf den Antrag des Erzbischofes von Puy ward beschlossen, daß in Zukunft, ohne Einwilligung sämmtlicher Fürsten und Herren, Niemand mehr das Heer verlassen sollte, um auf eigene Abenteuer auszuziehen. Gewiß eine sehr zweckmäßige Verfügung! aber desto sinnloser und unmilitärischer, und in ihren Folgen verderblicher war die zweite, jetzt ebenfalls gemachte Verordnung. Dieser zu Folge sollte der Oberbefehl über das Gesammtheer nicht Einem, und noch weniger für den ganzen Feldzug übertragen werden; sondern die vornehmsten Fürsten sollten sich darin einander ablösen, so daß ein jeder derselben ihn auf eine bestimmte Zeit zu führen hätte. Zudem ward dem jedesmaligen obersten Feldherrn auch noch ein Kriegsrath beigeordnet, in welchem er zwar den Vorsitz hatte, aber ohne dessen Zustimmung er nichts Bedeutendes unternehmen durfte. Endlich ward in dem Heere bekannt gemacht, daß jeder, wie mächtig er auch seyn möge, sich den in dem Kriegsrath gefaßten Beschlüssen unterwerfen müsse. Jedes eigenmächtige

Unternehmen ward streng verboten. Als das Heer bei Artasia wieder aufbrach, ward Graf Robert von der Normandie mit einer Heerabtheilung vorausgeschickt, um sich der über den Fluß Ifrin führenden, von zwei starken Thürmen flankirten Brücke zu bemächtigen. Als er ankam, fand er diese sowie auch das jenseitige Ufer mit einigen hundert Türken besetzt, die einen so tapfern Widerstand leisteten, daß der Graf auch nach langem und heftigem Kampfe, und nachdem er schon einige Ritter und mehrere von seinem Fußvolk verloren hatte, sich dennoch der Brücke nicht bemächtigen konnte, und erst als noch mehrere Fürsten mit ihren zahlreichen Schaaren ankamen, verließen die Türken ihren Posten, worauf nun auch die Kreuzfahrer über die Brücke gingen und am jenseitigen Ufer ihr Lager aufschlugen*).

*) Fürwahr! so sehr man die alle Begriffe übersteigende Tapferkeit der Kreuzfahrer, und besonders die, oft selbst alle Wahrscheinlichkeit überschreitenden Heldenthaten einer Menge einzelner Ritter zu bewundern gezwungen ist; eben so sehr muß man auch staunen über die Unkunde und mehr als gewöhnliche Ungeschicklichkeit, mit der dieser Krieg geführt ward. Die Türken, welche die steinerne Brücke gegen den Grafen von der Normandie vertheidigten, gehörten zu der Besatzung von Antiochien; diese machte aber kaum den zwanzigsten Theil des Heeres der Kreuzfahrer aus. Anstatt also gerade auf die Brücke loszugehen und auch den jenseits derselben stehenden Feind in seiner Fronte anzugreifen, durften ja die Fürsten nur zwei Detaschements über den Fluß, das eine oberhalb, das andere unterhalb desselben gehen lassen. Die Türken, alsdann in ihren Flanken und ihrem Rücken bedrohet, hätten sich nothwendig zurückziehen müssen und das Heer würde, ohne so viele wackere Männer zu verlieren, sich der Brücke bemächtiget haben. Die für den Uebergang der beiden Detaschements nöthigen Nachen und kleine Fahrzeuge herbeizuschaffen, konnte ja nicht sehr schwer seyn, und zudem gibt es ja noch andere Mittel,

2. Am 21. October des Jahres ein Tausend und sieben und neunzig erschien das aus dreimal hundert tausend Mann bestehende Heer der Kreuzfahrer vor den Mauern von Antiochien. Diese Stadt, nicht gar zwei deutsche Meilen von dem Meere entfernt, liegt in einem, von zwei Reihen hoher Gebirge gebildeten, ungemein anmuthigen und fruchtbaren Thal. Kunst und Natur hatten sich gleichsam erschöpft, um Antiochien zu einer unbezwingbaren Festung zu machen*). Eine doppelte, sechzig Schuh hohe, mit 450 geschickt vertheilten Thürmen versehene und aus lauter Quadern erbaute Mauer, die eine Breite hatte, daß ein vierspänniger Wagen bequem fortrollen konnte, umschloß von allen Seiten die Stadt. Zudem ward auf zwei Seiten, theils durch den Fluß Orontes, der südlich an der Stadt so nahe vorbeifloß, daß er die Mauern derselben bespülte, theils durch einen großen Morast und ein ungemein sumpfiges Terrain, jeder feindliche Angriff wo nicht völlig unmöglich gemacht, doch über alle Maßen erschwert. Endlich vermehrte die Festigkeit Antiochiens auch noch eine, auf einem von der Mauer umschlossenen Felsen liegende, unüberwindliche, nur durch Hunger zu bezwingende Burg, von allen Seiten durchaus unzugänglich, indem

---

auch ohne eine Brücke über einen Fluß zu setzen, sobald derselbe nicht gerade ein reißender Strom ist und wie der Jsrin zu den weniger bedeuten den Flüssen gehört.

*) Demungeachtet ward jedoch Antiochien von jedem Feinde, der sich davor zeigte, erobert: von den Griechen, Römern, Persern, Arabern, Türken. Befragt man aber die Geschichte um die Ursache dieser seltsamen Erscheinung, so wird man hören, daß Antiochien stets nur entweder durch offenbaren Verrath oder durch eine, blos durch unbegreifliche Fahrläßigkeit möglich gewordene Ueberrumpelung in die Hände der Feinde gerieth; so wie wir jetzt ebenfalls sogleich sehen werden, daß auch diesmal die Kreuzfahrer wieder blos auf einem dieser Wege sich der Stadt zu bemächtigen im Stande sind.

man nur auf einem einzigen, sehr engen, schroffen, äusserst gefährlichen Fußsteig auf dieselbe gelangen konnte. Die Stadt hatte eine Länge von vierzig tausend, und an mehreren Orten eine Breite von sechs tausend Schritten. Ihre Bevölkerung überstieg um vieles die Zahl von zweimal hundert tausend Seelen, wovon hundert tausend dem Gesetze Mohameds folgten. Oberster Befehlshaber in der Stadt war Bagi Sejan, ein Sprosse des seldschiukischen Herrscherstammes. Er war ein Mann von vieler Einsicht, dabei ein eifriger Muselmann, obgleich seiner Strenge wegen nicht allzu sehr beliebt. Nach der Niederlage Kilidschs-Arslan zweifelte er keinen Augenblick daran, daß das feindliche Heer nun bald auch nach Antiochien kommen werde. Sehr weislich benutzte er also die kurze Zwischenzeit, um alle Festungswerke noch mehr zu verstärken, und ganz außerordentliche Vorräthe an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen aufzuhäufen. Die Besatzung, über die er zu verfügen hatte, bestand aus sieben tausend Reitern und sechzehn bis zwanzig tausend Mann Fußvolkes.

3. Wegen des ungeheuern Umfanges der Stadt und deren ganz eigenen Localitäten, besonders da ihre mittägige Seite durch die Burg und den schroffen Abhang zweier Berge gedeckt war, konnten die Kreuzfahrer nur drei Frontlinien von Antiochien berennen, mithin auch von den fünf in die Ebene führenden Thoren nur drei besetzen; zu den beiden andern verschloß ihnen ohnehin der Orontes den Weg. Vor dem ersten Thor, das Paulusthor genannt, lagerte Bohemund mit seinen Normännern und Italienern. Von da bis zum sogenannten Hundethor die beiden Roberte von der Normandie und Flandern mit ihren Normännern, Franzosen und Bretagnern; an diese lehnten sich die Provençalen und Burgunder unter Raimund von Toulouse und dem Erz-

biſchof von Puy; und vor dem dritten, nachher zu Ehren des Herzogs von Bouillon das Herzogsthor genannt, lagerte Gottfried, deſſen Bruder Euſtathius nebſt noch einigen andern, zu Gottfrieds eigenem Heere gehörigen Grafen und Edeln mit ihren zahlreichen, aus Lotharingern, Frieſen, Rheinländern und andern Deutſchen beſtehenden Schaaren. — In den erſten paar Wochen verhielt ſich die Beſatzung ungemein ruhig; überhaupt herrſchte in dem doch ſo volkreichen Antiochien eine ganz ungewöhnliche Stille, beinahe wie in einer ganz ausgeſtorbenen, völlig menſchenleeren Stadt. Außer den ausgeſtellten Wachen ließ ſich kein Türke auf der Mauer erblicken; aber deſto häufiger ſtanden ſie mehrere Tage nach einander hinter derſelben und ſchauten durch die Gitter der Mauern auf das vor denſelben gelagerte Heer. Die von ihnen noch nie geſehene Kleidertracht der Abendländer, deren Waffenrüſtungen, Art ſich zu lagern, Speiſe zu bereiten, kurz alles reizte ihre Neugier und war ein Gegenſtand ihres Staunens. Aber gerade dieſe ſcheinbare Ruhe des Feindes, welche man fälſchlich für eine von Schrecken und Beſtürzung herrührende Betäubung hielt, ward den Kreuzfahrern im höchſten Grade verderblich. Den Feind verachtend, überließen ſie ſich einer unerhörten, gar nicht zu verzeihenden Sorgloſigkeit, ſtellten weder Lagerwachen, noch Vorpoſten aus, die Furagierer wagten ſich ohne alle Bedeckung weit über den Orontes hinaus; in kleinen und größern Haufen zerſtreuten ſich die Pilger in die nahe gelegenen, von ihren Bewohnern aus Furcht verlaſſenen Schlöſſer und Landhäuſer, und in wie außer dem Lager ward keine einzige, einem Belagerungsheere von Klugheit und Erfahrung gebotene Vorſichtsmasregel beobachtet. Aber noch weit verderblicher, beſonders für Sitten, Zucht und Ordnung ward dem Heere der vorgefundene Reichthum an Lebensmitteln jeder Art. In den vielen herrlichen Gärten prangten noch die zahlreichen Obſtbäume in der ganzen

Pracht der kostbarsten Früchte; überall fand man große Gruben mit Korn und allen Getreidearten gefüllt, und dieser Ueberfluß, in Verbindung mit der ungemein anmuthigen Gegend und den noch wehenden lauen Lüften, lockte nun die Kreuzfahrer nur noch mehr zur Trägheit und den ungeziemendsten Genüssen. Statt daß die künftigen Befreier des heiligen Grabes, die sogenannten Soldaten Jesu Christi, ihren Glauben und ihre Liebe zu ihrem Erlöser durch Reinheit der Sitten bewährt hätten, überließen sie sich einer grenzenlosen Schwelgerei, wälzten sich in allen Lastern, fröhnten schamlos den niedrigsten Lüsten; das Lager wimmelte von unzüchtigen Lustmädchen und lüderlichen Frauen, und Daphnens, in dem antiken Heidenthum so berüchtigter Hain, war gewiß zu seiner Zeit nie der Schauplatz so schändlicher Ausschweifungen gewesen, als es jetzt die Gärten und Umgebungen Antiochiens wurden. In der thörichten Hoffnung, daß die Türken die Stadt bald übergeben würden, ward der Reichthum an Lebensmitteln, die beinahe für den ganzen Winter hingereicht hätten, mit sündhaftem Leichtsinn vergeudet. Nur das wohlschmeckendste, nur was dem Gaumen am angenehmsten war, ward genossen, alles andere verbrannt, oder der Fäulniß preisgegeben. Von dem Schlachtvieh aßen die Schwelger nur die Schenkel, die Brust und alles Uebrige war selbst dem geringsten Knechte zu schlecht. Fraß und Völlerei, unmäßiges Würfelspiel, Fluchen und Schwören, Betrug in und außer dem Handel, Diebstahl, Haß, Neid und giftiger Hader hatten aufgehört etwas Schändliches zu seyn. Selbst das Ansehen der Fürsten ward nicht mehr geachtet, und noch weniger wurden die Predigten und Ermahnungen der Priester gehört. Die ganze, im Lager versammelte, ungeheure Masse Volkes glich mehr einem zahllosen, wilden Haufen ruchloser, in Lastern versunkener Bösewichter, als einem zur Befreiung des heiligen Grabes ausgezogenen Heere christlicher Kreuzfahrer.

4. Es war vielleicht für das Kreuzheer ein Glück, daß es, als es ungefähr zwanzig Tage vor Antiochien gelegen war, nun plötzlich von den Türken aus seinem sündhaften Taumel aufgeschreckt ward. Diese fingen jetzt an Ausfälle zu machen. Sie überfielen zuerst die Fouragierer, die ihrer Gewohnheit nach über den Orontes geschwommen waren, und erschlugen sie unter den Augen ihrer jenseits des Flusses stehenden Gefährten. Kleine, nicht sehr zahlreiche Haufen durften sich nicht mehr außerhalb dem Lager erblicken lassen, und noch viel weniger Einzelne es wagen, dasselbe zu verlassen. Nahe an einem Gehölze spielte Graf Adalbert von Lüzelburg mit einem eben so schönen als edeln Weibe Würfel. Die Türken erspäheten sie, fielen plötzlich über sie her, schlugen dem Grafen den Kopf ab, schleppten die unglückliche Frau nach Antiochien, enthaupteten sie dort ebenfalls und schleuderten ihren und des Grafen Kopf in das Lager der Christen. Ein anderer Kreuzfahrer, der sich zu nahe an die Mauer gewagt hatte, ward von den jetzt mit jedem Tage gegen die Christen wüthender werdenden Muselmännern lebendig in Stücke zerrissen. Immer kühner gemacht, griffen die Türken nicht nur bei Nacht, sondern selbst bei Tage sogar das Lager der Christen an. Zwar wurden sie jedesmal wieder zurückgetrieben, aber nie ohne bedeutenden Verlust für das Kreuzheer. Täglich ward jetzt, und nicht immer mit Glück für die Christen, vor den Thoren und unter den Mauern von Antiochien gekämpft. — Aber leider waren mittlerweile auch alle die Früchte und Viehheerden, welche die fruchtbare Umgegend von Antiochien bisher geliefert hatte, völlig aufgezehrt, und schwer mußten nun die Kreuzfahrer für ihre frühere, wahrhaft gottlose Verschwendung büßen. Die, welche ausgesandt wurden, Lebensmittel aufzutreiben, kamen größtentheils leer zurück. Die Landleute der Gegend hatten ihre Vorräthe so geschickt verborgen, daß die

ausgeschickten Kreuzsoldaten sie entweder nicht finden konnten, oder nur an solchen Orten fanden, wo ihre Fortschaffung in das Lager unmöglich war. Sehr oft wurden solche ausgesandten Parthien auch von den Türken überfallen. Diese, mit allen Localitäten der Gegend vertraut, legten sich gewöhnlich in Hinterhalt, brachen dann schnell daraus hervor, erschlugen die Kreuzfahrer, daß oft kein Einziger entkam und eilten hierauf in voller Sicherheit entweder nach Antiochien oder in die nur sechs Stunden davon entlegene Burg Haleb zurück. Gegen Weihnachten wurden Noth und Mangel schon so groß, als es vor drei Monaten der Ueberfluß war. Surinianer und Armenier waren die Einzigen noch, welche Lebensmittel, jedoch sehr sparsam, in das Lager der Christen brachten. Bohemund, dessen Neffe Tancred und Robert von Flandern zogen nun mit einer starken Heerabtheilung von fünfzehn tausend Mann Fußvolkes und zwei tausend Pferden aus, um aus entferntern Gegenden Lebensmittel herbeizubringen. Siegreich und mit einem großen Vorrath kamen nach vier Tagen die ausgesandten Fürsten wieder in das Lager zurück. Aber während ihrer Abwesenheit hatten die Türken, welche von der Entsendung einer so beträchlichen Heerabtheilung Kunde erhalten, mit der ganzen Besatzung einen wüthenden Ausfall gemacht, waren aber von dem Grafen Raimund, der um diese Zeit den Oberbefehl führte, nach einem glorreichen Kampf mit großem Verlust zurückgetrieben worden. Ueberhaupt waren die Türken in Antiochien von allem, was im christlichen Lager geschah, oder gleich darauf geschehen sollte, stets durch ihre Spione genau unterrichtet. Gekleidet als Griechen, Surinianer oder Armenier, gingen diese im Lager der Christen ab und zu, und da man sie von jenen Christen, deren Kleidung sie trugen und deren Sprache sie redeten, nicht zu unterscheiden vermochte, so wußten die Fürsten nicht, wie sie das Lager von diesen als Christen

gekleideten und deren Sprache redenden mohamedanischen Spürhunden befreien sollten. Aus dieser Verlegenheit zog sie der schlaue Bohemund. Er ließ nämlich eines Tages gegen Abend, als man das Abendessen für die Fürsten zu bereiten anfing, zwei gefangene Türken durch den Henker tödten, deren Leichen öffentlich auf einem Scheiterhaufen braten und als Speise zurichten, und hierauf im ganzen Lager bekannt machen, daß die beiden getödteten Türken, deren gebratene Körper diesen Abend als eine Lieblingsspeise auf die Tafel der Fürsten würden gesetzt werden, verkleidete Spione gewesen wären, und daß in Zukunft allen, die man entdecken würde, gleiches Schicksal zu Theil werden sollte. Eine ganz übernatürliche Bangigkeit überfiel jetzt alle in dem Lager befindliche verkleidete Muselmänner; sie eilten so viel sie konnten sich aus demselben zu entfernen, und da keiner derselben sich mehr der Gefahr aussetzen wollte, durch irgend einen Zufall entdeckt und hierauf geschlachtet, gebraten und aufgefressen zu werden, so war nun auch von jetzt an das Lager von dieser Pest befreit*). Das Gerücht davon verbreitete sich bis tief in den Orient und vermehrte bei den Türken noch um

*) Bohemundus circa primum noctis crepusculum, cum alii per castra pro coenae apparatu more solito essent soliciti, educi praecipit Turcos aliquot, quos habebat in vinculis, et tradens eos carnificibus, jugulari mandat, et igne copioso subposito, quasi ad opus coenae, diligenter assari praecipit et studiosius praeparari; praecipiens suis, quod si ab aliquibus interrogati essent, quidnam sibi talis coena vellet? responderent: quod inter principes convenerat, ut quotquot deinceps de hostibus aut eorum exploratoribus caperentur, omnes prandiis et principum et populi ex se ipsis escas via simili cogerentur persolvere. — — — — Sicque factum est per studium et operam domini Bohemundi, ut haec exploratorum pestis ex parte quiesceret. (*Wilh. Tyr.* L. 4.)

vieles den Schrecken, den die Tapferkeit und der kriegerische Ungestüm der Kreuzfahrer, die sie jetzt auch für Menschenfresser hielten, ihnen schon eingejagt hatten.

5. Indessen war auch der Vorrath, den Bohemund, Tancred und Robert von Flandern in das Lager gebracht hatten, wieder aufgezehrt. Die Lebensmittel wurden immer seltener, daher auch theurer, und stiegen endlich zu so hohen Preisen, daß nur die Reichen sie kaufen konnten und die Armen von Baumrinden und andern ungenießbaren Dingen sich nähren mußten, oder gar Hungers starben. Täglich ward die Noth größer, da nun auch die Surianer und Armenier des schlechten und stürmischen Wetters wegen keine Lebensmittel mehr in das Lager brachten, auch im Winter keine europäischen Schiffe mehr in dem nahe gelegenen Hafen St. Simeon einliefen. Dieses ohnehin schon so große Elend ward jetzt durch die immer strenger werdende Witterung noch um vieles vermehrt. Die unaufhörlichen Regen, mit heftiger Kälte abwechselnd, richteten die Kreuzfahrer vollends zu Grunde. Die Zelte, ganz durchnäßt, fingen an zu verfaulen und gaben die Soldaten allen Unbilden einer stürmischen Witterung im Herzen des Winters preis. Hunger, Kälte und Krankheiten rafften eine Menge Menschen hinweg, und von den siebenzig tausend Pferden, mit welchen man vor vier Monaten in das Lager vor Antiochien eingerückt war, waren jetzt nur noch zwei tausend übrig. Um den Muth der Kreuzfahrer noch mehr niederzuschlagen, mußte gerade jetzt auch noch die traurige Nachricht eintreffen, daß des dänischen Königes Sohn, Sueno, der mit fünfzehn hundert Geharnischten an der asiatischen Küste gelandet war, und den man um diese Zeit bei dem Heere der Kreuzfahrer erwartete, auf seinem Marsche in einem dichten Walde von einem ungleich stärkern Haufen Türken angegriffen und, nach einem heldenmüthigen

Kampfe, sammt seiner Braut Florine, einer Tochter des Herzogs von Burgund, die ihren künftigen Gemahl auf dieser Pilgerfahrt begleiten wollte, und der ganzen Schaar erschlagen worden sey. — Vielen Pilgern entsank jetzt so sehr der Muth, daß sie schaarenweise aus dem Lager heimlich entwichen und theils nach Edessa zu dem Grafen Balduin, theils auch nach Cilicien oder Cypern sich begaben. Unter denen, die jetzt das Heer verließen, befanden sich sogar manche in ihrem Vaterland als brav und tapfer anerkannte Ritter. Dieß machte zwar den Kreuzfahrern großen Verdruß, aber noch weit schmerzhafter und ärgerlicher war es für sie, daß sogar Peter der Einsiedler, dessen Predigten das Volk vorzüglich zur Annahme des Kreuzes bewogen und der sie bisher stets des sichern Beistandes Gottes in allen Fällen versichert hatte, nun ebenfalls in Gesellschaft des Ritters Wilhelm mit dem Beinamen: der Zimmermann, heimlich aus dem Lager entwich. Als Tancred dies hörte, eilte er ihnen nach, holte sie ein und brachte sie wieder in das Lager zurück. Zu Folge eines gemeinsamen Beschusses der Fürsten mußte der Ritter eine ganze Nacht vor dem Zelte Bohemunds in freier Luft zubringen, und am folgenden Tage, nach einem von Bohemund erhaltenen scharfen Verweis, seinen dem Tancred geschwornen Eid erneuern *). — Die gegenwärtige drükkende Noth des christlichen Heeres wußte der Erzbischof

*) Der französische Ritter Wilhelm ward vorzüglich deßwegen mit dieser Strafe belegt, weil er schon früher in einem Feldzuge gegen die Mohamedaner in Spanien das christliche Heer in gleicher mißlicher Lage verlassen hatte. Den Beinamen: der Zimmermann, hatte er wegen der außerordentlichen Stärke seines Arms erhalten, mit dem er das größte Schlachtschwert, wie die schwerste Streitart mit ungemeiner Behendigkeit und Kraft, zum Schrecken seines jedesmaligen Gegners, zu führen vermochte.

von Puy sehr weislich zu benutzen, um die Kreuzfahrer wieder zu einem sittlichen, mehr christlichen Wandel zurückzuführen. Ohnehin betrachteten diese schon alle Leiden, die sie jetzt trafen, als offenbare, ihrer vielen Sünden wegen über sie verhängte Strafgerichte Gottes. Als päpstlicher Legat verordnete demnach der Erzbischof ein dreitägiges allgemeines Fasten, feierliche Prozession und öffentliches Gebet. Alle Lustdirnen wurden aus dem Lager verwiesen, und um die gegen die Reinheit begangenen Sünden durch noch strengere Enthaltsamkeit wieder einigermaßen zu sühnen, mußten selbst rechtmäßig verehlichte Frauen das Lager verlassen. Diesen wurden jedoch in den benachbarten Schlössern und Landhäusern schickliche Wohnungen angewiesen. Auf das Laster der Unzucht ward die Todesstrafe, auf andere Sünden verhältnißmäßige körperliche Züchtigungen gesetzt. Diese Verbote, so streng sie auch waren, wurden doch anfänglich nicht gleich sehr beachtet. Als aber die gedrohten Strafen wirklich eintraten, und mehrere Verbrecher von Peitschenhieben zerfleischt oder geschoren und gebrandmarkt wurden, da gewann das Lager der Kreuzfahrer nach und nach wieder das Ansehen eines christlichen Feldlagers.

6. Mit dem rückkehrenden Frühling verminderte sich auch die Noth der Kreuzfahrer; der Mangel entwich wieder aus ihrem Lager und machte nach und nach dem Ueberfluß Platz. Surinianer und Armenier brachten wieder Lebensmittel in das Lager; auch die ausgesandten Partheien waren jetzt glücklicher, und kamen gewöhnlich mit reicher Beute zurück, und endlich landeten auch öfters wieder in dem Hafen St. Simeon genuesische Schiffe, die nicht nur große Vorräthe mitbrachten, sondern auf denen auch viele bewaffnete Pilger zur Verstärkung des Heeres anlangten. Noch mehr ward der Muth der Kreuzfahrer erhöhet, als jetzt in ihrem La-

ger eine Gesandtschaft des fatimitischen Chalifen von Aegypten anlangte. Den Fatimiten war vor mehreren Jahren Palästina und Jerusalem von den Türken entrissen worden. Da aber nach Malek Schaw's Tod die Prinzen des seldschiukischen Hauses sich unter und gegen einander in unaufhörliche Thronstreitigkeiten verwickelten, und endlose, blutige innere Kriege die Macht der Türken immer mehr schwächten, hatte auch der Chalif von Aegypten, um seine verlornen Besitzungen wieder zu erobern, diesen Augenblick der Verwirrung und Schwäche des türkischen Reiches zu benutzen gewußt, endlich sogar Jerusalem belagert und erobert, die Söhne des Ortok daraus vertrieben und das geistliche und weltliche Ansehen der Fatimiten wieder hergestellt. Als nun der Chalif von den zahlreichen, aus Europa nach Asien gekommenen Heeren und deren Siegen über Kilidsch-Arslan hörte, frohlockte er darüber, und hoffte, in Verbindung mit den Kreuzfahrern, die Macht der Türken, dieser Feinde seiner Secte wie seines Reiches, völlig zu vernichten. Die Gesandtschaft, die jetzt im christlichen Lager ankam, und aus Männern bestand, die einer Menge fremder Sprachen kundig waren, hatte den Auftrag, die siegreichen Fortschritte ihres Chalifen gegen die Türken den Fürsten bekannt zu machen, und ihnen ein Bündniß anzutragen, mit dem Versprechen, die heilige Stadt den Christen zu überlassen. Die ägyptischen Gesandten fanden eine ungemein ehrenvolle Aufnahme. Alle Zelte in dem Lager der Kreuzfahrer wurden prachtvoll ausgeschmückt. Ein Wettrennen ward ihnen zu Ehren gehalten, Lustkämpfe wurden angestellt, auch ward durch Brett- und Schachspiel und andere Ergötzungen für ihr Vergnügen gesorgt. Ihr Antrag fand bei den Fürsten Gehör, und als sie wieder zurückkehrten, sandten die Fürsten auch von ihrer Seite Botschafter mit ihnen, um mit dem Chalifen ein Bündniß abzuschließen, das jedoch, wie wir bald

sehen werden, nicht zu Stande kommen konnte. Eben so waren in den jetzt täglich vorfallenden, oft sehr bedeutenden Gefechten die Kreuzbrüder stets siegreich, machten oft große Beute, besonders an Pferden, deren sie vorzüglich benöthiget waren. Die Emirs von Haleb, Edessa, Hama und noch andere benachbarten Fürsten hatten einen sehr beträchtlichen Heerhaufen von fünf und zwanzig tausend Reitern bei der Burg Harem zusammengezogen. Im Einverständniß mit den antiochenischen Türken, wollten sie einen allgemeinen Ausfall derselben unterstützen und um dieselbe Zeit das christliche Lager angreifen. Davon wurden jedoch die Kreuzfahrer durch ihre Spione noch zu rechter Zeit unterrichtet. Sie warteten also den Angriff nicht ab, sondern sieben hundert Ritter, die sich aber als Eingeweihte des Todes betrachteten, und daher vorher das heilige Abendmahl empfingen, zogen dem Feinde entgegen, wählten eine für sie sehr günstige Stellung, in welcher die Türken ihre Streitkräfte nicht entwickeln konnten, griffen hierauf den feindlichen Haufen mit beispielloser Unerschrockenheit an, schlugen ihn in die Flucht, tödteten viele Leute und erbeuteten den ganzen feindlichen Vorrath von Lebensmitteln, und überdieß noch mehr als tausend Pferde. Durch die vielen, in den täglichen Gefechten über die Türken gewonnenen Beutepferde ward nun auch bei dem Heere der Kreuzfahrer dem bisher daran herrschenden Mangel immer mehr abgeholfen. Eines Tages gelang es ihnen sogar, zwei tausend Pferde, die man aus Antiochien auf die Weide gelassen hatte, in ihr Lager zu treiben. Die Heldenthaten einzelner Fürsten und Ritter in diesen häufigen Gefechten würden, wenn nicht von einer Wolke von Zeugen bestätiget, alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschreiten. So z. B. hatte Gottfried von Bouillon in einem Gefechte schon mehrere Feinde erlegt, als plötzlich ein türkischer Reiter von ungewöhnlicher Größe und Stärke

auf ihn ansprengte. Den ersten Hieb desselben fing der Herzog mit seinem Schilde auf und spaltete hierauf mit ungeheurer Kraft seinen Feind von der Schulter bis zur Hüfte, so daß die eine Hälfte des Türken auf die Erde fiel, während das Pferd mit der andern, ein grauenvolles Schreckbild, nach dem Stadtthor rannte. — Als Robert von der Normandie einen nicht minder starken und wüthenden Reiter bemerkte, der Rache schnaubend schon mehrere Pilger getödtet hatte, sprengte er mit verhängtem Zügel auf ihn los, und indem er ihm zurief: „ich weihe deinen Kopf den höllischen Geistern," spaltete sein Schwert denselben auch schon bis auf die Brust. — Durch mehr oder weniger ähnliche Thaten dieser Art zeichneten sich auch alle übrigen Ritter aus; und was überhaupt nur immer Kühnheit, Tapferkeit und körperliche Stärke im Kriege vermögen, ward von den Kreuzrittern in vollem Maße geleistet.

7. Aber bei allem dem war dennoch selbst nach fünf Monaten der Fortgang der Belagerung beinahe unmerklich. Aus Unwissenheit oder unerklärbarer Fahrlässigkeit hatten die Kreuzfahrer bis jetzt die Stadt noch nicht von allen Seiten berennt. Zwei Thore, durch welche die Türken alle Bedürfnisse und selbst Verstärkung erhalten konnten, standen noch immer offen. Um daher gegen die häufigen und wüthenden feindlichen Ausfälle sich zu schützen, mußten die Kreuzfahrer, besonders da, wo Raimund und Bohemund lagerten, eine Menge Schanz- und Bollwerke aufführen, so daß sie jetzt in gewissem Betracht zugleich Belagerer und Belagerte waren. Ueberhaupt bewiesen die Franken vor Antiochien eine gar zu große, wahrhaft befremdende Unkunde in der Belagerungskunst. Zum Theil gebrach es ihnen auch an Geld zur Erbauung künstlicher Angriffsmaschinen. In der Belagerung von Nicäa hatte ihnen die Freigebigkeit des griechischen Kaisers und die

Geschicklichkeit griechischer Baukünstler ausgeholfen. Diesen Abgang ersetzten jedoch, aber erst im sechsten Monate der Belagerung, mehrere italienische Arbeiter und Baulente, welche in den genuesischen Schiffen angekommen waren. Mit Hülfe dieser Ankömmlinge beschlossen nun auch die Fürsten die völlige Einschließung der Stadt, wovon sie die Nothwendigkeit, hätten sie dieselbe auch bisher nicht eingesehen, doch schon oft sehr schmerzhaft hatten fühlen müssen. Dieser Zweck ward jetzt durch Erbauung und starke Besatzung zweier Kastelle vor den bis dahin offen gebliebenen Thoren vollkommen erreicht. Bald erwies sich die Zweckmäßigkeit dieser, leider erst so spät ergriffenen Maßregel. In der nun völlig und weit enger eingeschlossenen Stadt entstand schon nach wenigen Tagen Mangel an Lebensmitteln, und Furcht vor Hungersnoth bewog die Türken, bei den Kreuzfahrern einen Waffenstillstand nachzusuchen. Sehr gerne bewilligten diesen die Fürsten, in der Hoffnung, daß dieser in kurzem zu einer Uebereinkunft führen werde, der zu Folge die Besatzung mit allem ihrem Gepäcke freien Abzug erhalten, ihnen aber dafür die Stadt übergeben würde, deren unbezwingbare Mauern und Thürme, wie die Fürsten wohl selbst einsahen, sie doch noch nicht so bald überwältigen zu können hoffen durften. — Während des Waffenstillstandes herrschte zwischen beiden Theilen ein ungemein traulicher Verkehr. Aller gegenseitiger Haß ward abgelegt. Die Pilgrimme gingen in die Stadt, die antiochenischen Türken kamen in das Lager, und Franken und Türken ehrten sich gegenseitig als die kriegerischsten und tapfersten Völker der Welt. Aber die Letztern dachten an nichts weniger als an eine Uebergabe der Stadt. Sie wollten durch den Waffenstillstand nur Zeit gewinnen, weil ihnen die Kunde geworden war, daß ein zahlloses Heer Türken unter dem Sultan von Persien zum Entsatz von Antiochien heranrücke. Als sie sich daher wieder mit

Lebensmitteln verſorgt hatten, brachen ſie treulos und plötzlich den Waffenſtillſtand, ermordeten einen der braveſten Ritter des chriſtlichen Heeres, den Connetable Walo, der auf öffentliche Treue ſich verlaſſend, ganz unbeſorgt in den Spaziergängen der Stadt herumwandelte, und ſchloßen hierauf wieder ihre Thore.

8. Schmerzhaft ſahen jetzt die Fürſten ſich in ihrer Hoffnung getäuſcht; aber noch größer ward ihre Beſtürzung, als nach wenigen Tagen die ſichere Nachricht eintraf: ein türkiſches, aus mehr als zweimal hundert tauſend Mann beſtehendes Heer ſey unter der Anführung des Korboga, Fürſten von Moſul und oberſten Feldherrn des Sultans von Perſien, gegen Antiochien im Anzuge. Unter den mehrſten Fürſten verbreitete dieſe Nachricht nur vorübergehenden Schrecken, jedoch keine Furcht, aber eine deſto größere Muthloſigkeit unter den übrigen Kreuzfahrern. Viele entwichen wieder heimlich aus dem Lager, ſelbſt Stephan, Graf von Chartres, obgleich er gerade um dieſe Zeit den Vorſitz in dem Fürſtenrathe hatte, verließ unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit mit vier tauſend Bewaffneten das Heer, ging nach Alexandrette und, weil an einer Niederlage des Kreuzheeres gar nicht mehr zweifelnd, ſorgte dort ſchon für Schiffe, die den Reſt des geſchlagenen Heeres wieder nach Europa bringen ſollten. In der That, hätte es dem Korboga nicht an Einſicht gefehlt, wäre er in ſchnellen Märſchen herangerückt und hätte das jetzt ſo ſehr entmuthigte Heer mit ſeiner ganzen, ſo ſehr überlegenen Macht angegriffen, ſo würde wahrſcheinlich die Geſchichte des erſten Kreuzzuges ſich unter den Mauern von Antiochien geendiget haben. Aber mit einer unbegreiflichen Verblendung verlor Korboga durch die drei Wochen lange dauernde und am Ende doch erfolgloſe Belagerung von Edeſſa eine koſtbare Zeit, und als er auch von dieſer Stadt wieder aufbrach, zog

er nur langsam und in ganz kurzen Tagmärschen einher *). — In dem Rath der Fürsten waren die Meinungen getheilt. Einige wollten, man sollte die Hälfte des Heeres im Lager gegen die antiocheniſchen Türken zurücklaſſen und mit der andern dem neuen Feinde entgegengehen. Dagegen behaupteten mehrere Andere, daß, da durch eine ſolche Theilung die Streitkräfte zu ſehr geſchwächt würden, man mit dem ganzen Heere gegen Korboga aufbrechen müſſe. Aber in dieſem Falle war zu befürchten, daß nach dem Abmarſch der Kreuzfahrer die Antiochener einen Ausfall machen, und alle mit ſo vieler Mühe und ſo großen Unkoſten erbauten Kaſtelle und Verſchanzungen zerſtören, auch alle Maſchinen und Belagerungswerkzeuge verbrennen würden. Alle Früchte bisheriger Anſtrengungen wären dann verloren und die Belagerung müßte von neuem angefangen werden. Dieſes leuchtete ein; aber dennoch ward der Vorſchlag einer Theilung des Heeres nicht allgemein beliebt. Die Fürſten hielten häufige Berathungen, trennten ſich aber jedesmal ohne einen feſten Beſchluß gefaßt zu haben. — Aus dieſer, mit der Annäherung des feindlichen Heeres immer höher ſteigenden Verlegenheit zog ſie abermals Bohemunds Glück und Klugheit. In Antiochien nämlich befand ſich ein griechiſcher Renegat, Namens Pyrrhus, der in ſolchem Maße die Gunſt und das Zutrauen des Bagi-Sejan beſaß, daß dieſer ihm die Vertheidigung dreier Thürme, und unter dieſen eines Hauptthurmes, zu den drei Schweſtern genannt, übertragen hatte. Aber längſt ſchon reuete den Pyrrhus ſein Abfall vom Chriſtenthum, ſehnlichſt wünſchte er der

*) Es gehörte mehr als eine gewöhnliche Stupidität dazu, um nicht einzuſehen, daß, wenn das große Pilgerheer vor Antiochien geſchlagen wäre, Edeſſa von ſelbſt fallen müßte, mithin die Eröffnung des Feldzuges mit der Belagerung dieſer Stadt ein wahrer Unſinn ſey.

großen christlichen Gemeinde wieder anzugehören, und hoffte, daß unter den gegenwärtigen Umständen die Nähe eines christlichen Heeres ihm den Rücktritt zum Christenthum um vieles erleichtern und befördern würde. Den ihm zur Vertheidigung anvertrauten Thürmen gegenüber lagerte Bohemund. Diesem entdeckte sich der reumüthige Renegat, und dem klugen normännischen Fürsten gelang es nun bald, den Pyrrhus zu überzeugen, daß er seinen an Christo begangenen Verrath nur dadurch wieder gut machen könnte, wenn er, was jetzt in seiner Gewalt stünde, Antiochien den Christen in die Hände lieferte. Dazu zeigte sich Pyrrhus, um sein ihn schon so lange ängstigendes und quälendes Gewissen zu beruhigen, sogleich bereit, und Beide verständigten sich mit einander über die Zeit und die Art, wann und wie sie ihr Vorhaben ausführen wollten. — Von allem diesem hatte Bohemund bisher den übrigen Fürsten nichts bekannt gemacht. Der schlaue Normann wollte bei Beförderung des allgemeinen Besten zugleich auch sein eigenes Interesse befördern. Aber jetzt, da er die an Aengstlichkeit grenzende Verlegenheit der übrigen Häupter des Heeres sah, erklärte er ihnen, daß er Mittel in Händen habe, ihnen Antiochien zu überliefern, jedoch nur unter der Bedingung, daß man ihm und seinen Erben die Stadt Antiochien und deren Gebiet als eine eigene Besitzung zusichern müsse. Diesem widersprach sogleich der redliche Raimund von Toulouse. Man habe, sagte er, in Constantinopel sich dem griechischen Kaiser durch einen feierlichen Eid verbindlich gemacht, alle eroberten, früher dem griechischen Reiche gehörigen Städte ihm zurückzugeben, mithin auch Antiochien, und dieser Eid dürfte nicht gebrochen werden. Ueber diese Bedenklichkeit setzte jedoch die drohende Gefahr die übrigen Fürsten hinweg, und einstimmig bewilligten sie dem Bohemund eine Forderung, die unter andern Umständen sie ihm hartnäckig verweigert haben würden.

9. Mittels eines ihm sehr ergebenen und der griechischen Sprache kundigen Lombarden ließ jetzt Bohemund eiligst den Pyrrhus fragen, welche Stunde in der nächsten Nacht er für die sicherste halte, um ihm seine Thürme zu übergeben. Durch seinen eigenen Sohn, den Pyrrhus in das Lager schickte und der jetzt zugleich auch Bürge für die Treue seines Vaters ward, ließ dieser ihm zurücksagen, daß, sobald der die Wachen und Posten visitirende türkische Officier an den bezeichneten Thürmen vorüber wäre, was leicht an dem Schein der Fackeln bemerkt werden könnte, man unverzüglich zur Ausführung des Unternehmens schreiten müsse. — Um die antiocheniſchen Türken in einer falschen Sicherheit einzuwiegen und ihre Wachsamkeit zu lähmen, ließ Bohemund durch seinen Knappen Malacorona im Lager ausrufen, daß alle Kreuzfahrer sich bewaffnen und zu einem Zuge in das Innere des Landes der Ungläubigen sich marschfertig halten sollten. Wirklich zog auch gegen die neunte Stunde das ganze Heer aus dem Lager über die Gebirge. Aber die Anführer hatten sämmtlich schon den geheimen Befehl, bei einbrechender Nacht mit ihren Schaaren umzukehren und in aller Stille in ihr Lager einzurücken. Bohemund schickte jetzt seinen vertrauten Diener mit einer aus dem stärksten Leder verfertigten Strickleiter nach den erwähnten Thürmen. Dort mußte derselbe ziemlich lange warten, bis er endlich den Fackelschein des die Runde machenden Türken bemerkte. Sobald dieser seinem Auge völlig entschwunden war, näherte er sich der Mauer, während in demselben Augenblicke auch Pyrrhus ein festes Seil herabließ, an welches die Strickleiter befestiget und die Mauer heraufgezogen ward. An dem Fuße derselben standen schon Bohemund und Robert von der Normandie, nebst einer hinreichenden Anzahl wohl bewaffneter Kreuzsoldaten. Aber niemand wagte es jetzt zuerst die Strickleiter hinaufzusteigen.

Da drang der fromme Prieſter Fulcher hervor, ſprach den Zagenden Muth ein, und gleich einem Adler, der, über ſeinen Jungen ſchwebend, ſie zum Fluge anführt, ſtieg er kühn die Leiter hinauf. Ihm ſogleich nach Robert von der Normandie, dann auch Bohemund und endlich die ganze Schaar. Aber dieſe Laſt war zu groß; die Strickleiter zerriß. Die, welche ſchon auf dem Thurme waren, befanden ſich nun in der äußerſten Gefahr, denn ihre Anzahl war noch zu gering, um einem andringenden Feind widerſtehen zu können. Aber Pyrrhus rief jetzt den noch unten an der Mauer Stehenden zu: es ſey neben dem Thurm eine kleine Pforte, durch die ſie herein kommen könnten. Wegen der Dunkelheit der Nacht mußten ſie lange ſuchen, als ſie dieſelbe aber endlich fanden, ward ſie ſogleich erbrochen und die ganze Schaar drang nun in den Thurm. Alle nahe ſtehenden türkiſchen Wachen und Poſten wurden nun ſogleich niedergehauen; ſelbſt des Pyrrhus eigenen Bruder traf dieſes Loos; er war einer der erſten, der von den Kreuzfahrern niedergeſtoßen ward. Dieſe eilten hierauf nach dem Brückenthor, und als dieſes geöffnet war, ſtürzte unter ſchmetterndem Trompetenſchall das ganze chriſtliche Heer gleich einem reißenden Strom in die Stadt. Furchtbares Waffengeräuſch und ſchreckliches Getümmel erfüllten ganz Antiochien. Alle dort wohnenden Chriſten geriethen in die größte Angſt; ſie glaubten, Bagi-Sejan habe den Befehl geben, alle Chriſten, weil des Verraths verdächtig, theils auch wegen Mangels an Lebensmitteln, zu ermorden, und verſteckten ſich daher in die entlegenſten und verborgenſten Schlupfwinkel. Deſto ruhiger und ſorgenloſer waren die Türken, und erſt als ſie mit anbrechendem Tage die blutrothen Fahnen der Kreuzfahrer auf den Mauern von Antiochien wehen ſahen, erkannten ſie, daß die Stadt in der Gewalt der Chriſten ſey. An Widerſtand war jetzt nicht mehr zu denken, und Hoffnung auf die Barmherzigkeit der Sieger eben ſo

eitel. Der Sohn des Bagi-Sejan zog sich mit einigen der Tapfersten auf die steile Burg zurück. Nur wenige entkamen durch die Thore. Ein schreckliches Gemetzel nahm jetzt seinen Anfang. Die syrischen, armenischen und griechischen Christen kamen nun aus ihren Schlupfwinkeln hervor und wurden die Führer der Kreuzsoldaten in der Stadt. Alle Häuser der Türken wurden erbrochen und sämmtliche Einwohner, ohne alle Rücksicht auf Alter oder Geschlecht, mit einer Schauder erregenden Grausamkeit ermordet; es wird behauptet, daß an diesem schrecklichen Tage zwölf tausend Muselmänner unter dem Schwert der Kreuzfahrer hätten bluten müssen. Bagi-Sejan war einer der ersten, der noch in der Nacht, sobald er die Stadt von den Christen überwältiget sah, aus derselben entfloh. Aber schon am folgenden Morgen fühlte Bagi tiefe Reue, seine Familie und seine Glaubensgenossen verlassen zu haben; wehmüthig wandte er seinen kummervollen Blick nach der Stadt, und sank, vom Schmerze überwältiget, ohnmächtig vom Pferde. Nach einigen fruchtlosen Versuchen, ihn wieder zur Besinnung zu bringen, verließen ihn auch seine Begleiter. Als der Greis sich wieder erholt hatte, irrte er einige Zeit in Wäldern und auf steilen, unebenen Bahnen unstät umher. Endlich begegnete er einigen armenischen Taglöhnern. Diese erkannten ihn und ahneten daher gleich, was geschehen seyn müßte. Umsonst bat der Unglückliche um Erbarmung. Fanatismus und die Hoffnung großer Belohnung behielten die Oberhand. Die Armenier tödteten ihn und brachten dessen graues Haupt und kostbare Wehrgehänge im Triumph den Siegern in die Stadt. — Es war der dritte Junius des Jahres ein Tausend und acht und neunzig, an welchem Antiochien von den Kreuzfahrern erobert ward.

10. Der erste Tag nach der Eroberung der Stadt ward dem Morden und Plündern preisgegeben und der

andere dem Gebete und einem Dankfeste geweihet. Aber nun erinnerten sich die Fürsten der neuen, herannahenden, vielleicht noch größern Gefahren. Zu Folge der Aussagen der Kundschafter war Karboga's zahlloses Heer nur noch einige Tagmärsche von Antiochien entfernt. In der Stadt fand man nur wenige Lebensmittel, denn den größten Theil davon hatte Bagi's Sohn auf die Burg bringen lassen. Mehrere Partheien wurden nach allen Richtungen ausgesandt, um größere Vorräthe herbeizuschaffen. Aber die Gegend war weit umher völlig erschöpft und die Ausgesandten brachten nur Weniges in die Stadt. Die während der Belagerung gegen die Stadt errichteten Kastelle und andere Verschanzungen sollten jetzt den Christen zu Vorwerken gegen die Türken dienen; in aller Eile wurden sie, so weit dieß geschehen konnte, noch mehr befestiget. Endlich ward auch ein Versuch gemacht, die Burg zu gewinnen; der Angriff ward jedoch von den Türken zurückgeschlagen und selbst Bohemund bei dieser Gelegenheit verwundet. Aber unbegreiflich, ja beinahe unglaublich ist der Leichtsinn, mit dem die durch keine Erfahrung zu belehrenden Kreuzfahrer sich der ausgelassensten Freude über die Eroberung Antiochiens hingaben. Durch die darin gemachte Beute waren alle, selbst die vorher gebettelt hatten, jetzt reich geworden. In Uebermuth vergeudeten diese nun wieder einen Theil der ohnehin nur sparsam vorhandenen Lebensmittel, fröhnten allen ihren Lüsten, ergötzten sich viele Stunden lang an dem Tanz und Gesang unzüchtiger Tänzerinnen und schwelgten in den Armen feiler Dirnen. Aber schon am vierten Tage wurden sie durch die Wächter auf den Thürmen aus ihrem sündhaften Taumel aufgeschreckt. Diese meldeten, daß man das türkische Heer erblicke, und wirklich waren am Abend desselben Tages schon Gebirge und Ebene mit zahllosen türkischen Zelten bedeckt. Mit der größ-

ten Lebhaftigkeit begann jetzt Karboga sogleich die Belagerung der Stadt; die über den Ifrin führende steinerne Brücke hatte er schon erstürmt und die Besatzung der beiden Thürme zusammengehauen. Die Burg ließ er sich von dem Sohne Bagi's übergeben, warf eine starke Besatzung hinein und schnitt der Stadt alle Verbindung mit der Landseite ab. Stürme folgten jetzt auf Stürme; ein Vorwerk nach dem andern ging verloren, und als die Türken endlich auch das von Tancred erbaute Kastell bestürmten, und diesem Gottfried von Bouillon zu Hülfe eilte, warf sich ihm ein so zahlreicher Schwarm von Türken entgegen, daß er zur Flucht gezwungen ward, zwei hundert der Seinigen verlor und kaum noch mit der Besatzung des in Brand gesteckten Kastells das Thor wieder erreichen konnte. Aber während die Türken die Stadt unaufhörlich bestürmten und die christlichen Soldaten ununterbrochen in Athem hielten, wurden diesen auch die, von den Türken aus der Burg unternommenen Ausfälle nicht minder verderblich. Ein sehr tiefer und breiter um die Burg gezogener und mit Schanzwerken versehener Graben konnte wohl solche Ausfälle erschweren, aber nicht verhindern; und bald darauf wären beinahe Bohemund mit mehreren seiner Leute bei einem solchen Ausfall aus der Burg gefangen worden.

11. Seit dem Gottfried von Bouillon vor dem östlichen Thore begegneten Unfall wagten die Christen in Antiochien keinen Ausfall mehr; zudem ward auch ihre Aufmerksamkeit von den Türken auf der Burg Tag und Nacht in Anspruch genommen. Aber eben daher konnte nun auch keine Beute an Lebensmitteln mehr in die Stadt gebracht werden. Mangel und Theuerung stiegen so hoch, daß selbst die Bemitteltsten, wie z. B. der reiche Graf von Assa, kein Mittagsmahl mehr bezahlen konnten. Endlich stellte sich eine förmliche Hungersnoth ein. Kranke Pferde, Esel, Hunde

wurden geschlachtet, sogar Mäuse und gekochte Baumrinden verzehrt. Jetzt fiel selbst vielen der bisher geachtetsten Edeln und Ritter, unter denen sich selbst Wilhelm von Grantemaisnil, Bohemunds Schwager, befand, so sehr der Muth, daß sie, uneingedenk ihrer Ehre und Pflicht, sich in der Nacht an Stricken von der Mauer herunterließen und an das Meer entflohen. Zwar wurden diese Pflichtvergessenen für ihr ganzes Leben mit dem verächtlichen Namen: Seiltänzer gebrandmarkt; aber dadurch ward der nicht zu berechnende Schaden, den noch überdieß der Stolz und die Eitelkeit dieser Elenden dem Kreuzheere zufügten, noch lange nicht wieder gut gemacht. Um ihre Feigheit zu verdecken, verbreiteten sie zu St. Simeon die übertriebensten Gerüchte von der verzweifelten Lage der Christen in Antiochien; wovon nun die Folge war, daß alle im Hafen befindlichen Schiffe aus Cypern, Cilicien und Italien die Anker lichteten und davon segelten, mithin den Kreuzfahrern, wenn wirklich das Aeußerste ihnen widerfahren würde, nun auch die letzte Hoffnung, auf die Schiffe sich retten zu können, benommen ward. Noch verderblicher ward den Kreuzfahrern die Feigheit der Ausreißer bei dem Kaiser Alexius. Dieser hatte, um den Christen in Antiochien zu Hülfe zu eilen, ein sehr zahlreiches Heer, unter welchem vierzig tausend Abendländer dienten, zusammengezogen, sich damit in Marsch gesetzt und war schon bis Philomelium vorgerückt, als auch zu ihm jene Elenden kamen und, um ihre Pflichtvergessenheit zu beschönigen, ein so abschreckendes Gemälde von dem völlig trostlosen Zustand der Kreuzfahrer entwarfen, und dem Kaiser so zuversichtlich betheuerten: jeder Schimmer von Hoffnung, zur Rettung sey für dieselben verschwunden, daß Alexius, in der Meinung, das Kreuzheer sey unwiederbringlich verloren, und nun besorgt, die ganze türkische Macht auf sich zu ziehen, mit seinem Heere den Rückmarsch an-

trat, die Truppen in seine kleinasiatischen Provinzen verlegte und nach Constantinopel zurückkehrte. Als auch diese niederschmetternde Nachricht in Antiochien ankam, verschwand nun wirklich bei den Hohen wie bei den Niedern jeder Strahl von Hoffnung. Selbst die mehrsten Fürsten dachten jetzt an schleunige Flucht und wollten das Volk seinem Schicksal überlassen. Nur Gottfrieds von Bouillon unerschütterlicher Muth und des weisen Erzbischofs Ademar salbungsvolle Ermahnungen hielten sie noch zurück. Aber unter den gemeinen Kreuzfahrern riß eine schreckliche Desertion ein. Viele, welche sich schon über die Mauer herabgelassen hatten, aber dennoch befürchteten, sie möchten auf ihrer Flucht von den Türken aufgefangen werden, gingen zu diesen über, schworen das Christenthum ab und ließen sich beschneiden. Eine Menge anderer Kreuzsoldaten, durch Gottfrieds vermehrte Wachsamkeit und überall verdoppelte Posten verhindert, über die Mauer zu entfliehen, blieben, ihr Schicksal unaufhörlich bejammernd, in ihren Wohnungen und wollten die ihnen zukommenden Dienste gar nicht mehr leisten. Mit Gewalt dazu angehalten, versteckten sie sich in den Kellern und andern unzugänglichen Orten. Um sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor zu nöthigen, ließ Bohemund einige ihrer Wohnungen in Brand stecken, aber ein sich plötzlich erhebender Sturmwind verbreitete schnell die Flammen über einen großen Theil der Stadt, und in wenigen Stunden waren bei zwei tausend Häuser und verschiedene Kirchen in Schutt- und Aschenhaufen verwandelt. Der Kreuzsoldaten bemächtigte sich endlich eine solche Verzweiflung, daß sie laut gegen Gott und dessen weise, erbarmende Vorsehung murrten; blos um für Christo zu streiten, sagten sie, seyen sie ausgezogen, und nun habe Dieser sie in die Hände seiner und ihrer Feinde überantwortet. Sie verschmäheten alles Gebet, und einige Tage durften die Priester und Mönche es gar nicht wagen, öffentlichen Gottesdienst

zu halten, oder von Gott und dessen unendlichen Erbarmungen zu dem Volke zu sprechen.

12. In dieser grenzenlosen, auf das höchste gestiegenen Noth erschien eines Morgens vor dem Berathungssaale, in welchem die Fürsten versammelt waren, ein Priester aus Marseille, Namens Peter Bartholomäus. Er begehrte unverzüglich eingelassen zu werden. Die Thüre des Rathszimmers ward ihm sogleich geöffnet, worauf er vor sämmtliche an diesem Tage dort anwesende Fürsten trat und im Tone voller Zuversicht ihnen erklärte: der heilige Apostel Andreas sey ihm viermal nach einander erschienen und habe ihm endlich unter scharfen Drohungen befohlen, den Fürsten zu verkünden, daß in der Kirche des heiligen Petrus zu Antiochien, an dem Fuße des Hauptaltars, zunächst den Stufen, auf den man gegen Mittag an dem Altar hinaufsteigt, die heilige Lanze, mit welcher die Seite unseres göttlichen Erlösers durchstochen ward, verborgen liege; diese müsse man suchen, nach drei Tagen werde man sie finden. Hoch sollte man sie alsdann vor dem Heere der Christen emportragen; denn durch diese geheimnißvolle heilige Waffe würden alsdann auch der Pilger zeitliche Waffen einen vollständigen Sieg über ihre Feinde erhalten. — — Mit auffallender Kälte und sichtbarem Mißtrauen hatte der Erzbischof-Legat die Rede des Priesters angehört, und vielleicht würde er ihr gar keine Folge gegeben haben, hätte nicht der andächtige Graf Raimund sich des Priesters, der sein geborner Unterthan war, mit Wärme angenommen. Natürlicher Weise war der Erzbischof viel zu klug, als daß er seine Zweifel hätte äußern mögen. Er gab also zu, daß die von Peter Bartholomäus vorgeschlagenen Nachforschungen gemacht würden. Den marseiller Priester übergab Raimund einstweilen seinem Kaplan zur Bewachung. Nach gehöriger Vorbereitung durch Gebet und Fasten ward am dritten Tage zur

Arbeit geschritten. Zwölf, theils aus der Geistlichkeit, theils aus den Fürsten gewählte Zeugen waren gegenwärtig. Gegen den allzu großen Andrang des Volkes, das von der Botschaft des Bartholomäus schon etwas vernommen hatte, wurden sämmtliche Thüren der Peterskirche verschlossen. Mit allem Eifer fingen die Arbeiter an zu graben. Die Ermüdeten wurden jedesmal durch andere wieder abgelößt. Aber der Abend kam herbei und noch hatte man nichts gefunden. Bei Raimund und den Uebrigen entstanden nun auch allerlei Zweifel an der Wahrheit der bartholomäischen Verkündung; mißmuthig verließen die Fürsten die Kirche und kehrten auf ihre Posten zurück. Da erschien plötzlich der marseiller Priester selbst, und zwar, um allen Verdacht eines Betruges zu entfernen, barfüßig und in bloßem Hemde, sprang in die zwölf Fuß tiefe Oeffnung hinab, flehete um Beistand von Oben und hatte kaum seine Hände ein paar Minuten betend zum Himmel erhoben, als er und die Obenstehenden etwas Glänzendes bemerkten. Sogleich griff der Priester danach, und außer sich vor Entzücken rief er den Andern, die oben waren, zu, daß die kostbare heilige Reliquie in seinen Händen sey. Laut jubelten jetzt die Arbeiter, deren Mißvergnügen über die lange fruchtlose Arbeit kurz vorher in lautes Murren ausgebrochen war. Aber ganz grenzenlos war die Freude der noch vor der Kirchenthüre harrenden Pilger. Unverzüglich wurden die Fürsten wieder herbeigerufen; die heilige Lanze ward in einen von Gold und Silber gestickten Schleier eingehüllt und, einem zweiten Befehle des Apostels Andreas gemäß, den Händen des Grafen Raimund übergeben. Dem ganzen Volke ward am folgenden Tage in der Kirche das Wunder feierlich bekannt gemacht und die heilige Lanze der öffentlichen Verehrung der Gläubigen ausgesetzt. Heiliger Enthusiasmus durchglühete jetzt wieder jede Nerve der bisher in dumpfe Verzweiflung versunkenen Pilger. Frisches Blut strömte in

allen Adern, und die, welche noch am vorigen Tage, weil vor Hunger völlig erschöpft, matt und kraftlos an Stäben gingen, warfen diese hinweg, fühlten sich wieder stark und vollkommen gekräftiget; und brennend vor Begierde mit dem Feinde zu kämpfen, foderte das ganze Heer einstimmig seine Führer auf, es sogleich gegen die Türken zu führen.

13. Die Fürsten fühlten zwar sämmtlich die Nothwendigkeit, die allgemeine Begeisterung nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Da jedoch, wie es scheint, in ihrer Brust noch nicht jeder Zweifel an der Aechtheit des Wunders verschwunden war; so wollten sie vorher erst noch einen Versuch machen, ob sie nicht durch eine friedliche Verhandlung mit Korboga ihren Zweck erreichen könnten. Peter den Eremiten und den der arabischen Sprache nicht ganz unkundigen Grafen Herluin sandten demnach die Fürsten in das türkische Lager. Trotz ihres Sträubens sahen Beide sich gezwungen, Korboga nach asiatischer Weise zu begrüßen. Aber desto trotziger war der Ton, in dem sie zu dem türkischen Oberfeldherrn sprachen. „Die in Antiochien versammelten Fürsten," sagten sie, „lassen durch uns dich fragen, ob du die den Christen seit undenklichen Zeiten gehörige, und von uns mit Gottes Hülfe wieder eroberte Stadt Antiochien uns überlassen und friedlich von hier abziehen oder den Kampf im offenen Felde mit uns wagen willst. In diesem letztern Falle überlassen sie es abermals deiner Wahl, ob unsere Sache, welche auch die Sache unseres Gottes ist, entweder durch einen Zweikampf zwischen dir und einem unserer Fürsten oder einer gewissen Anzahl der Deinigen mit einer gleichen Anzahl der unserigen, oder auch durch eine allgemeine Schlacht entschieden werden soll. Willst du aber, lassen die Fürsten dir ferner noch kund thun, deinem falschen Propheten entsagen, die Lehre Christi,

der Gottes Sohn und wahrer Gott ist, annehmen, und dich durch das Bad der heiligen Taufe von deinen Sünden und groben Irrthümern reinigen, dann wollen sie dir gerne Antiochien und alles weit umher liegende Land übergeben; willst du aber bei deinem Irrthum beharren, so ziehe entweder, von uns unangefochten, in drei Tagen von hier wieder ab oder mache dich zu einer entscheidenden Schlacht bereit." — Korboga konnte sich kaum von seinem Erstaunen erholen, daß ein Haufe ausgehungerter, aller Hülfe beraubter und von Allem entblößter Leute eine solche Sprache zu führen es noch wagen könnten. „Nicht euch," sagte er endlich, „den Besiegten und Gedemüthigten, sondern mir, dem Sieger, geziemt es Gesetze vorzuschreiben. Auch ich überlasse euch jetzt eine Wahl, aber keine andere, als die zwischen Tod oder Sclaverei. Nur wenn die Christen in Antiochien ihre Religion abschwören und Mohamed als den großen Propheten Gottes anerkennen wollen, dann will ich ihnen Antiochien und überdieß noch mehr Land und Gut geben, als sie je zu erobern im Stande seyn würden." — Da Korboga sich lästernde Ausdrücke gegen die Religion der Christen erlaubt hatte, so wollte der in gerechtem Zorn darüber entbrannte Eremit sich jetzt ebenfalls in Schmähungen gegen Mohamed verbreiten. Aber mit Ungestüm erhob sich der türkische Fürst von seinem Sitze, legte die Hand an seinen Säbel und gebot zürnend dem Eremiten und dessen Gefährten alsogleich sein Lager zu verlassen. Nur noch ein einziges Wort gegen den falschen Propheten und beiden Abgeordneten würde es das Leben gekostet haben. — Bei der Audienz, die den beiden Abgeordneten Korboga gab, war auch dessen Mutter gegenwärtig. Sie nahm ihren Sohn bei Seite und bat ihn, seinen bisher unbefleckt erhaltenen Feldherrnruhm nicht im Kampfe mit solchen dürftigen, aber daher mit der Kraft und dem Muth der Verzweiflung fechtenden Kriegern auf das

Spiel zu ſetzen. — „Wie thöricht, meine Mutter!“ erwiederte Korboga, „iſt deine Rede. Siehſt du nicht, wie ſie alle völlig eingeſchloſſen und hülflos meinen Händen übergeben ſind; und ich ſollte jetzt nicht Aſien von dieſen Räubern und grauſamen Feinden unſeres Propheten befreien?“ — Die Mutter ſchwieg, kehrte aber auch unverzüglich wieder nach Aleppo zurück.

14. Als die Abgeordneten nach Antiochien zurückkamen, verſammelte ſich um ſie ſogleich eine Menge der Kreuzfahrer, alle begierig, den Erfolg ihrer Sendung zu vernehmen. Auch die Fürſten eilten herbei. Graf Herluin, der, wie es ſcheint, ein großer Liebhaber langer und ſchöner Phraſen war, wollte jetzt in einer feierlichen Rede ſowohl über die Stärke und Furchtbarkeit des feindlichen Heeres, deſſen zahlloſe Reiterei, über den ungeheuern Vorrath von Waffen, als auch beſonders über den Stolz und die Drohungen des türkiſchen Feldherrn ſich verbreiten; aber Gottfried von Bouillon ſchloß ihm den Mund, befahl ihm, blos ganz kurz dem Volke zu ſagen, daß eine Schlacht unvermeidlich ſey; zugleich ließ er auch unverzüglich durch einen Herold bekannt machen, daß alle Kreuzſoldaten ſich bereit halten ſollten, nach drei Tagen das Heer der Ungläubigen anzugreifen und demſelben eine entſcheidende Schlacht zu liefern. Lautes Frohlocken folgte in jedem Theile der Stadt auf die jedesmalige Bekanntmachung dieſes, ſeit der Auffindung der heiligen Lanze von dem ganzen Heere ſo ſehnlichſt erwarteten Befehls. Ganz Antiochien war nun während der drei Tage in der größten Bewegung. Die Kirchen füllten ſich jetzt wieder mit andächtigen Anbetern Jeſu, und während Prieſter, Mönche, Frauen und Kinder auch den übrigen Theil des Tages in den Kirchen zubrachten, waren die Soldaten in ihren Wohnungen beſchäftiget, ihre Lanzen und Schwerter zu ſchärfen und ihre Rüſtungen auszubeſſern. — Man bewundere hier

wieder die Alles besiegende Macht eines lebendigen Glaubens! Ein vor Elend weit unter seine Hälfte herabgesunkenes, seit vier Wochen ausgehungertes, durch Krankheiten und Entbehrungen ermattetes, völlig erschöpftes Heer, dessen ganze Reiterei blos in 300 Pferden besteht, zieht gegen ein dreimal stärkeres, wohl genährtes, mit einer Reiterei von zweimal hundert tausend Pferden versehenes Heer, dessen ausgezeichnete Tapferkeit es selbst schon öfters anerkannt hatte, nicht nur muthig aus, sondern frohlockt schon zum voraus über seinen Sieg, und ist desselben so vollkommen versichert, daß auch nicht der mindeste Zweifel daran seine Freude zu trüben vermag. — Am Tage vor der Schlacht, als die Häupter des Heeres ihre letzte Berathung hielten, ward zufälliger Weise ein bis dahin noch verborgener kleiner Vorrath von Lebensmitteln entdeckt; diesen ließen die Fürsten sogleich, und ohne das Mindeste auf den folgenden Tag aufzubewahren, unter den Kreuzsoldaten austheilen; auch denen, welche noch beritten waren, ward befohlen, ihren Pferden alles vorhandene Futter zu streuen, indem ja der folgende Tag alles im Ueberfluß wieder bringen würde. In der Nacht waren alle Kirchen in Antiochien geöffnet. Die Pilger beichteten und empfingen das heilige Abendmahl. Der Erzbischofslegat hielt ein feierliches Hochamt. Als dieses beendiget war, gingen die Kreuzsoldaten und ordneten sich unter die Paniere ihrer verschiedenen fürstlichen Anführer. Zu Ehren der zwölf heiligen Apostel ward das Heer in zwölf Schlachtabtheilungen geordnet. Von seiner gesammten Geistlichkeit begleitet durchzog der Erzbischof sämmtliche Reihen der Krieger, gab ihnen noch einmal seinen Segen und ermunterte sie zum Kampfe durch Verheißung überschwänglichen Lohnes diesseits wie jenseits des Grabes. Die Begeisterung hatte jetzt den höchsten Grad erreicht. — Mit Anbruch des Tages wird das Brückenthor geöffnet. Die Geistlichkeit stimmt den

Psalm an: „Erhebe dich, o Herr! und zerstreue deine Feinde," und das Pilgerheer zieht aus der Stadt. Die Spitze desselben führte Hugo, Graf von Vermandois, des französischen Königs Bruder. Auf ihn folgte Gottfried von Bouillon, dann die übrigen Fürsten; die letzte Colonne befehligte Bohemund, Fürst von Tarent. Diese war die stärkste; denn sie bildete die Reserve, bestimmt, wohin irgend eine Gefahr sie rufe, sogleich zu eilen und Hülfe zu bringen. Graf Raimund konnte, einer bedeutenden Unpäßlichkeit wegen, mit dem Heere nicht ausziehen; ihm ward daher die Beschützung der Stadt gegen einen möglichen Angriff der Türken auf der Burg übertragen. Aber dem Befehlshaber auf derselben war die große, unter den Christen in Antiochien herrschende Bewegung nicht entgangen. Durch Aufsteckung der schwarzen Fahne auf den höchsten Thurm in der Burg, und mehrmals wiederholte Trompetenstöße hatte er daher auch unverzüglich den türkischen Emirs im Lager das verabredete Zeichen eines ihnen bevorstehenden Ausfalles der Christen gegeben, und Korboga hierauf befohlen, daß zwei tausend Reiter zur Besetzung der Brücke über den Orontes sollten abgesendet werden. Aber die Spitze des christlichen Heeres hatte die Brücke schon erreicht, und nach einem kurzen, obgleich hitzigen Gefechte wurden die Türken mit Verlust an Leuten und Pferden weit über die Brücke zurückgeworfen. Als es dem Korboga angezeigt ward, hatte er sich gerade zu einer Parthie Schach am Spieltische niedergesetzt, und ließ sich auch jetzt durch diese Meldung nicht im mindesten in seinem Spiele stören. Einige anwesende Emirs machten ihn endlich doch darauf aufmerksam, daß, wenn er noch länger zögere, die Christen wieder in die Stadt zurückzudrängen, deren ganzes Heer sich aus der Stadt herausziehen und in der Ebene in Schlachtordnung stellen würde. „Desto besser," antwortete Korboga, „laßt sie nur alle kommen, dann wird auch kein Einziger uns

entwischen." — Durch diese Zögerung des türkischen Feldherrn gewann nun wirklich das Heer der Pilger die erforderliche Zeit, mit allen seinen Colonnen durch das Thor und über die Brücke zu defiliren. Um in seinem Rücken gedeckt zu seyn, zog es sich gegen das nur zwei tausend Schritte vom Brückenthor gelegene Gebirg. Jeder, selbst der einfachsten Naturerscheinung gaben die Pilger jetzt eine wunderbare Deutung, und einen, die ganze Gegend erfrischenden und erquickenden Morgenthau hielten sie für einen neuen Beweis einer ganz besonders über ihnen waltenden und sie schützenden Vorsehung. Bewundernswerth war die Ordnung und Ruhe, mit der das Heer einherzog; eine ungemeine Stille herrschte in demselben; kein Laut ward gehört; nur bisweilen die Stimmen der Anführer. Desto größer war das Geräusch und Getöse in dem türkischen Lager. Korboga hatte endlich den acht und zwanzig, unter seinem Oberbefehle das Heer anführenden Emirs den Befehl gegeben, alle ihre Schaaren ausrücken zu lassen und in Schlachtordnung zu stellen. Das, besonders zwischen dem Fluß und dem Gebirge sich immer mehr verengende Terrain erlaubte den Türken nicht, alle ihre Streitkräfte zu entwickeln. In mehrern, hinter einander aufgestellten, und durch breite Zwischenräume getrennten Treffen rückten sie nun den Christen in der nämlichen Richtung, die auch diese genommen hatten, entgegen. Als beide Heere sich auf die Weite eines Pfeilschusses genähert hatten, ward christlicher Seits durch den Schall aller Trompeten und Hörner das Zeichen zum Angriff gegeben. Den ihr entgegen gesandten Pfeilregen verachtend, stürzte sogleich die erste Heerabtheilung unter Hugo von Vermandois mit einer Gewalt und einer Unerschrockenheit, die nur in etwas Uebernatürlichem ihre Wurzel haben konnte, im Sturmschritte auf den Feind. Zu gleicher Zeit zogen sich auch sämmtliche Colonnen hinter einander hervor und rückten in

die Schlachtlinie ein. Allgemein ward jetzt der Kampf auf der ganzen feindlichen Frontlinie. Aber gleich im Anfange deſſelben erblickten die Pilger drei Ritter in weißem Gewand und glänzendem Waffenſchmuck über das Gebirg her dem chriſtlichen Heere zueilen, und mit lauter Stimme erkannte ſie der Erzbiſchof Legat für die drei heiligen Märtyrer St. Georg, St. Theodor und St. Mauritius. Unüberwindlich war jetzt das Pilgerheer; alles warf es vor ſich nieder; kein Widerſtand war mehr möglich. Das erſte türkiſche Treffen ward auf mehreren Punkten durchbrochen und auf das zweite zurückgeworfen. Aber eben daher gerieth auch dieſes nun in Verwirrung. Einige Emirs, wahrſcheinlich aus Neid, weil ſie dem Korboga die Ehre des Sieges nicht gönnten, nahmen ſogar mit allen ihren Schaaren ſchändlich die Flucht. Noch mehr ward dadurch der Muth der Chriſten entflammt, aber auch der Schrecken und die Beſtürzung der Türken vermehrt. Furchtbar wütheten jetzt der Chriſten Lanzen und Schwerter in den türkiſchen Reihen. Die ganze ungeheure feindliche Maſſe ward in Verwirrung und zum Weichen gebracht; und ſichtbar neigte ſich ſchon der Sieg auf die Seite der Chriſten. Aber deſto größer war die Gefahr für ſie an einem andern Ort. Korboga hatte den Ortokiden Sokman, unſtreitig den Tapferſten unter den Tapfern, mit vielem Fußvolk und fünfzehn tauſend Reitern entſandt, um die Chriſten, an deren Niederlage er nicht zweifelte, auf ihrer Flucht vom Meere abzuſchneiden. Aber Sokman, der jetzt von der Flucht eines Theiles des türkiſchen Heeres Kunde erhalten hatte, brach mit ſeinem Heerhaufen hervor, um die Chriſten in ihrer Flanke anzugreifen und ihnen den Sieg wieder zu entreißen. Dieſem warf ſich jedoch ſogleich Bohemund mit der ganzen Reſerve entgegen. Ein mörderiſcher Kampf begann. Heftig fielen die Türken unter Sokman mit Keulen und Schwertern die Chriſten an. Dieſe fochten zwar helden-

muthig, verloren jedoch viele ihrer Leute. Immer schwächer ward ihr Widerstand, besonders als jetzt die Emirs Rodvan von Aleppo und Karinth von Haran dem Sokman noch zu Hülfe kamen und dessen Anstrengungen unterstützten. Zwar eilte nun auch Hugo von Vermandois herbei und durchbohrte mit seiner Lanze einen türkischen Anführer, der aus dem Glied hervorsprengte und die Seinigen zum Kampfe ermunterte. Aber in demselben Augenblicke fiel auch, von einem Pfeile getroffen, Odo der Belgier. Er war Träger der Hauptfahne, und mit ihm sank auch diese auf die Erde. Als die Türken das Sinken des christlichen Feldzeichens sahen, erhoben sie Siegesgeschrei. Einige sprangen herbei, um sich dieser Trophäe zu bemächtigen. Aber Ritter Wilhelm von Blois kam zuvor, stieß dem Einen das Schwert durch den Leib, jagte die Andern davon, hob die Fahne auf und befeuerte auf das neue zu noch kräftigerem Widerstand. In diesem Moment der größten Gefahr kamen Gottfried von Bouillon und Tancred mit ihren Schaaren heran. Schnell wendete sich jetzt das Kriegsglück. Sokman und die beiden Emirs wurden geschlagen, viele ihrer Leute in den Fluß gesprengt, die übrigen nach allen Richtungen zerstreut. — Von einer Anhöhe herab hatte Korboga den Gang der Schlacht und die Bewegungen beider Heere beobachtet. Als er sah, daß auch Sokman unterliegen würde, befürchtete er eine völlige Niederlage des ganzen Heeres. Um dieser zuvorzukommen, ließ er zum Rückzuge blasen. Diesen bewerkstelligten die Feinde mit vieler Ordnung, und während Hugo, Gottfried und Tancred noch mit Sokman im Kampfe lagen, gewannen die Türken eine nicht leicht zu erstürmende Anhöhe und stellten sich auf derselben wieder auf. Aber sobald die so eben genannten drei Helden mit ihren Schaaren sich wieder mit dem Gesammtheere vereint hatten, ward unverzüglich ein neuer Angriff beschlossen. Unter dem furchtbaren kriegerischen Getöse

aller Trompeten und Hörner rückte die ganze Schlachtlinie der Chriſten vor. Die Stellung der Türken war trefflich, der Angriff gefährlich; denn eine tiefe Schlucht und ein mit Waſſer gefüllter Graben umgaben die an ſich ſchon ſteile Anhöhe von mehrern Seiten. Aber vor der lebendigen Ueberzeugung eines übernatürlichen Beiſtandes verſchwindet alle Gefahr wie jedes Hinderniß. Die Pilger ſprangen in die Schlucht und in den Graben und erklimmten trotz des auf ſie fallenden Pfeilregens die Anhöhe. Dieſe außerordentliche Kühnheit ſchreckte noch mehr die ſchon völlig entmuthigten Muſelmänner. Ihr Widerſtand war nur ſchwach, ward immer ſchwächer, und bald war die ganze Gegend, Gebirge und Ebene, mit fliehenden Türken oder ihren Leichen bedeckt. Jetzt verlor Korboga alle Gegenwart des Geiſtes, und ſchmerzhaft eingedenk der warnenden Worte ſeiner Mutter, begab auch er, nur von wenigen der Seinigen begleitet ſich auf die Flucht, und glaubte ſich nicht eher in Sicherheit, als bis er die Ufer des Euphrats erreicht hatte. Vollſtändig war der Sieg der Chriſten, und das ganze türkiſche Lager mit allem ſeinem aſiatiſchen Reichthum der Lohn der Sieger. — Augenzeugen können nicht Worte finden, um ihr Erſtaunen über die unermeßliche, in Korboga's verlaſſenem Lager gefundene Beute auszudrücken. Ungeheure Schätze an gemünztem und ungemünztem Gold und Silber, an Koſtbarkeiten jeder Art; goldene und ſilberne Gefäße in Menge; viele tauſend Stück Pferde, eben ſo viele Kamele, und ganze Heerden von Rindvieh, und endlich noch eben ſo ungeheure Vorräthe an Lebensmitteln und Früchten jeder Art, hinreichend auf mehrere Monate für ein Heer, dreimal ſtärker, als das der Kreuzfahrer jetzt war. Dieſen machten beſonders die vielen erbeuteten türkiſchen Zelte eine ungemeine Freude, denn die ihrigen waren durch Alter und Näſſe völlig unbrauchbar geworden. Aber nichts

erregte ein größeres und allgemeineres Erstaunen, als des Oberfeldherrn Korboga's königliches Zelt. Aus kostbarer Seide von den mannichfaltigsten und schönsten Farben gefertiget, hatte es, gleich einer Stadt, Ringmauern und Thürme. In der Mitte war des Feldherrn Gemach; von diesem zog sich eine lange Reihe von Gängen hin, an deren beiden Seiten eine Menge Zimmer waren, und zwar in solcher Anzahl, daß Korboga's ganze, aus zwei tausend Mann bestehende, durch den Glanz und die Pracht ihrer Waffen sich auszeichnende Leibwache geräumige Aufnahme darin fand. — Alle in dem feindlichen Lager befindlichen Sclaven und Sclavinnen wurden nach Antiochien gebracht. — Es war der 29. Junius des Jahres 1098, also der Festtag der beiden Apostelfürsten, an welchem die Kreuzfahrer über einen zahllosen Feind diesen glorreichen Sieg erfochten, der ihnen an Todten und Verwundeten nur vier tausend Mann kostete. Noch weit größer war der Verlust des türkischen Heeres, dessen völlige Vernichtung die erste und unmittelbare Folge seiner Niederlage war, indem es, durch Korboga's Flucht seines Führers beraubt, sich sogleich von selbst auflöste und nach allen Seiten hin sich zerstreuete. — Gefangene wurden nur wenige gemacht, weil es dem christlichen Heere an Pferden gebrach, die Fliehenden zu verfolgen; auch die hereinbrechende Nacht der blutigen Arbeit des Tages ein Ende machte. Aber demungeachtet verloren dennoch die zerstreuten Türken auf ihrer Flucht eine Menge der Ihrigen. Die armenischen und syrischen Christen nämlich lauerden ihnen in Wäldern, Büschen und Gebirgsschluchten auf, und erschlugen alle, in kleinen Haufen vorüberziehende Türken. — Es war ein schrecklicher Tag der Rache für die Muselmänner wegen ihrer, schon eine lange Reihe von Jahren hindurch an den Christen verübten Greuelthaten.

15. Bevor noch die Sieger nach Antiochien zurückkehrten, hatte die steile Burg darin sich schon übergeben und deren Befehlshaber das Panier Raimunds, der, wie wir gesagt, zum Schutz der Stadt zurückgeblieben war, auf den höchsten seiner Thürme aufgepflanzt*). Die förmliche Räumung erfolgte doch erst, als Bohemund wieder in die Stadt kam, dem, als Herrn von Antiochien, die Burg übergeben ward. — Die völlige Niederlage des so zahlreichen türkischen Heeres hatte indessen den türkischen Befehlshaber der Burg, wie auch einen Theil der Besatzung zu sehr ernsten Betrachtungen geführt. In dem wunderbaren Sieg der Christen erkannten sie nämlich die Falschheit des Islams, schwuren denselben ab, ließen sich taufen und wurden Christen. Diese plötzliche Bekehrung ward für die Pilger, besonders für die Geistlichkeit im Heere, ein neuer Gegenstand des Frohlockens; sie jubelten darüber wie über einen neuen, nicht minder glorreich errungenen Sieg; daher auch der Taufakt, nach vorhergegangenem dreitägigem Fasten, mit der größten Feierlichkeit vollzogen ward. Den Uebrigen von der Besatzung, die dem Beispiele ihres bisherigen Anführers nicht folgten, wurde freier Abzug unter sicherem Geleite bewilligt. Mit Zuziehung seines Clerus übernahm nun der Erzbischoflegat die Anordnung aller kirchlichen Angelegenheiten. — Antiochiens einst so prachtvolle christliche Tempel waren von den Türken theils in Moscheen verwandelt, theils zu profanem Gebrauch, zu Pferdeställen, Kornmagazinen ꝛc. entweihet worden. Mit großer Sorgfalt wurden sie von allem Unheiligen gereiniget, die gestürzten Altäre wieder aufgerichtet, die von den Ungläubigen verstümmelten Bilder heiliger Freunde Gottes

*) Bagi-Sejans Sohn war jetzt nicht mehr Befehlshaber auf der Burg, er hatte sie, wie wir schon berichtet, dem Korboga übergeben müssen, und dieser einen andern Befehlshaber geordnet. Während dieser Zeit befand sich der Erstere in dem türkischen Lager.

wieder erneuet und die Unkosten für Anschaffung heiliger Kirchengefäße, Leuchter und priesterlicher Gewänder von einem Theile der gewonnenen Beute bestritten. Auch Antiochiens ehrwürdiger Patriarch, der während der türkischen Herrschaft unter schwerem Druck gelebt hatte, ward jetzt in der ganzen Fülle seiner erhabenen Würde wieder hergestellt.

XXII.

Zwist der Fürsten. — Schreckliche Pest in Antiochien. — Endlicher Aufbruch des Heeres. — Eroberung der heiligen Stadt.

1. Die gemeinsame, Allen drohende Gefahr war bisher das Einigungsband gewesen, das die Fürsten, die Häupter des Heeres, zusammenhielt. Jene war aber jetzt verschwunden und sogleich lößte sich nun auch das Letztere von selbst. — Zuerst trat Bohemund auf, suchte, zu Folge des von den Fürsten vor der Uebergabe der Stadt ihm gemachten Versprechens, sein Recht auf den ausschließlichen Besitz von Antiochien geltend zu machen, und verlangte, daß die von den andern Herren noch besetzten Thürme und Stadttheile ihm übergeben würden. Balduins und Bohemunds Beispiel und deren Besitznahme von Edessa und Antiochien hatten auch in den andern Fürsten den Wunsch erzeugt, ähnliche Besitzungen zu erwerben und in Asien für sich und ihre Familien eigene Fürstenthümer zu gründen. Viele derselben unterstützten also Bohemunds Foderung, und selbst Gottfried von Bouillon neigte sich auf die Seite desselben; öffentlich wollte er sich jedoch nicht dafür erklären; der dem Kaiser Alexius geschworne Eid hielt ihn davon ab. Aber weder die Verwendungen der Fürsten für Bohemund, noch auch die Ermahnungen des heiligen Apostels Andreas, den

jetzt der Priester Bartholomäus auf das neue wieder erscheinen ließ, konnten Raimund bewegen, den Foderungen Bohemunds sich zu fügen. Diesem blieb jetzt nichts anderes übrig, als auf einen schicklichen Augenblick zu lauern, um den Raimund mit Gewalt aus den von ihm besetzten Thürmen und Stadttheilen zu vertreiben; einstweilen legte er sich jedoch schon öffentlich den Titel eines Fürsten von Antiochien bei, und da Raimund nur immer auf den mit Alexius geschlossenen Vertrag sich berief, so behaupteten nun auch eben so laut Bohemund und dessen Anhänger, daß, da der griechische Kaiser sein Versprechen, ein Heer zu jenem der Kreuzfahrer stoßen zu lassen, nicht erfüllt, sie im Gegentheil im Augenblick der größten Gefahr verlassen und dem Feinde preisgegeben hätte, sie ebenfalls auch ihrer Seits aller gegen ihn eingegangener Verbindlichkeiten enthoben seyen. — Wirklich schien auch bald darauf das Betragen des Kaisers Alexius Bohemunds Gründen ein neues Gewicht zu geben. Die Fürsten hatten nämlich Hugo von Vermandois und den Grafen Balduin von Hennegau nach Constantinopel gesandt, um dem Kaiser ihren Sieg über das türkische Heer zu melden, zugleich auch ihn an sein Versprechen eines griechischen Heeres zur Eroberung von Jerusalem zu erinnern, und endlich ihm zu erklären, daß, wenn er dieses Versprechen nicht erfülle, sie sich aller Verbindlichkeiten gegen hin lossagen würden. Von den beiden Abgeordneten kam nur Hugo nach Constantinopel; Balduin war in einem Gefechte mit einer der in der Gegend von Nicäa herumstreifenden türkischen Horden gefallen. Alexius nahm den Hugo ungemein freundlich und ehrenvoll auf, schlug aber dessen Gesuch wegen Sendung eines Hülfsheeres geradezu ab. Hugo kehrte nicht mehr zu dem Heere zurück. Ohnehin schon längst voll Verdruß, daß, aus Mangel an Geld und Kriegsleuten, er, obgleich Bruder des Königs in Frankreich, doch so manchen andern Fürsten unter den Kreuzfahrern an Macht und

Würde nachstehen müsse, schiffte er sich in Constantinopel ein und segelte nach Frankreich. Von dem Erfolge seines Auftrages an den griechischen Kaiser hatte Hugo den Fürsten nicht einmal Nachricht gegeben, was diesen jetzt nur noch einen Vorwand mehr gab, mit dem Aufbruch des Heeres so lange als möglich zu zögern.

2. Bis jetzt hatte nichts die Freude der Kreuzfahrer über ihren so glorreich errungenen Sieg gestört. Aber man befand sich in der Mitte eines ungemein heißen Sommers. Die Menge unbegrabener Leichen vergiftete die Luft; der Pilger gewöhnliche Unmäßigkeit, besonders nach Wochen harter Entbehrung, erzeugte ebenfalls mancherlei Krankheiten und bald wütheten wieder pestartige, mörderische Seuchen in dem ohnehin jetzt mit Menschen überfüllten Antiochien. Fünfzehn hundert bewaffnete Pilger, größtentheils aus der Gegend von Regensburg, die unlängst zur Verstärkung des Heeres angekommen waren, fielen zuerst als Opfer dieser schrecklichen Landplage. Viele edle, tapfere Ritter, und unter diesen den durch ungewöhnliche Tapferkeit ausgezeichneten Grafen Hermann von Aisha traf dasselbe Schicksal. Noch weit größer war die Anzahl der Opfer unter den gemeinen Kreuzsoldaten. Mehrere Hunderte wurden oft an einem einzigen Tage von der Seuche hinweggerafft. Aber über nichts hatten die Christen so sehr zu klagen, als über den Verlust des ehrwürdigen Erzbischofes von Puy, den jetzt die keines Alters, keines Standes oder Geschlechtes schonende Seuche ebenfalls aus den Reihen der Lebenden hinwegnahm. Ademar war eine Zierde der Kirche und zugleich auch des Ritterstandes. Wenn er oft des Morgens am Altar seine opfernde und betende Hände für das Wohl der Kreuzfahrer zum Himmel erhoben hatte, erschien er, sobald Gefahr ihn rief, schon nach wenigen Stunden wieder mit dem Helm auf dem Haupte und einer Lanze in der Hand und, indem er Ritter und

Soldaten zum Kampfe befeuerte, theilte er mit ihnen jede Gefahr, wie jede Beschwerde; und obgleich in der Schlacht dem Tode kühn entgegen gehend, gab er ihn doch nie einem Feinde und Blut befleckte nie seine geweiheten Hände. Durch die große, allgemein anerkannte Ueberlegenheit seines Geistes hatte er bisher die Fürsten und Herren stets in Eintracht, und durch seine, jedes Herz gewinnende Milde das Volk im Gehorsam erhalten. Alles war an ihm ein Gegenstand hoher und allgemeiner Achtung, seine fürstliche Geburt, sein hervorleuchtender Verstand, seine ungeheuchelte Frömmigkeit, seine ritterliche Tapferkeit, seine alles Irdische verschmähende Uneigennützigkeit, seine grenzenlose Freigebigkeit gegen Arme und Nothleidende und alles dies noch in Verbindung mit der erhabenen Würde eines mit den ausgedehntesten Vollmachten versehenen Legaten des höchsten Oberhauptes der Kirche. — Wehklagend folgte das ganze Heer der Pilger dem Sarge, der die so allgemein verehrte und geliebte Leiche umschloß und die nun mit der größten Feierlichkeit, unter dem lauten Weinen eines zahllosen Volkes in der St. Peterskirche an dem Orte, wo die heilige Lanze war ausgegraben worden, beigesetzt ward.

3. Ueber ihren Streitigkeiten hatten leider die Fürsten Jerusalem und das heilige Grab vergessen; aber desto ernster erinnerte sie jetzt daran der Ungestüm des Volkes, das unverzüglich gegen die heilige Stadt geführt zu werden verlangte, und zwar noch um so mehr, da die Seuche nicht nachließ, immer eine Menge Menschen wegraffte und die Pilger nur durch ihre schnelle Entfernung aus der Stadt Rettung finden konnten. Die Fürsten hielten daher mehrere, den Aufbruch des Heeres bezweckende Berathungen; aber es war ihnen nicht Ernst. Ihr eigenes Interesse und ihr Verlangen nach zeitlichem Besitzstand lagen ihnen noch zu sehr am Herzen. Der erschöpfte Zustand des Heeres, das jetzt der Ruhe bedürfe, dann

der Mangel an Pferden und die allzu große Hitze des Sommers, besonders auf einem Zuge durch wasserlose Gegenden, dienten ihnen also wieder zum Vorwand, den Aufbruch des Heeres noch um einige Monate zu verzögern und auf den ersten des kommenden Monats November festzusetzen. — Das den Fürsten und Edeln kurz vor der Belagerung Antiochiens in dem Lager bei Artasia durch einen im Fürstenrathe gefaßten Beschluß entzogene Recht, nach Willkühr das Heer zu verlassen und auf eigene Rechnung auf Abenteuer auszuziehen, ward denselben jetzt wieder zurückgegeben. Nun zogen Alle, die noch genug Geld hatten, sich aus Rittern und gemeinen Kreuzfahrern ein Gefolge zu bilden, aus Antiochien aus. Bohemund durchstreifte Cilicien und eroberte Tarsus, Ardana und Mamistra. Gottfried von Bouillon, nebst vielen Edeln und auch einer Menge gemeinen Volkes zog nach Edessa, wurde von dem Grafen Balduin ungemein freundlich empfangen und erhielt nun auch dadurch Beschäftigung, daß die türkischen Fürsten und Emirs in ihren Streitigkeiten unter einander bei den Christen Hülfe gegen ihre eigenen Glaubensgenossen suchten. Auch Edle von minderm Range, wie der tapfere Raimund Pilet aus dem Gefolge des Grafen von Toulouse, bemächtigten sich auf ihren Streifzügen mehrerer Burgen und machten überall ansehnliche Beute. Ueberhaupt waren diese Streifzüge für Alle, besonders für die Mächtigern, die sie unternahmen, ganz ungemein einträglich, und noch mehr bereicherten sie sich durch die kostbaren Geschenke und großen Geldsummen, welche die Türken ihnen brachten, um für ihre Städte und Burgen von ihnen Schutz, Sicherheit oder auch nur größere Schonung zu erkaufen. — Aber in Edessa ward um dieselbe Zeit eine gefährliche Verschwörung gegen den Grafen Balduin entdeckt. Nur die zwei Schuldigsten, Häupter des Complotts, wurden auf Befehl des Grafen hingerichtet, alle übrigen, sämmtlich

aus den angesehensten und vermögendsten Einwohnern der Stadt, oder aus sehr reichen, in der Nähe von Edessa wohnenden Türken, wurden mit Einziehung ihres ganzen Vermögens bestraft; und so ward diese entdeckte Verschwörung für Balduin eine neue Quelle ganz ungeheuern Gewinnes.

4. Gegen Ende Octobers kehrten die Fürsten, Edeln und Ritter, ihrem Versprechen gemäß, nach Antiochien zurück. Auch Gottfried von Bouillon kam dahin. Nur von zwölf Rittern begleitet, ward er auf dem Wege von Edessa nach Antiochien von hundert und fünfzig Türken angegriffen. Diese schlug er jedoch nach kurzem Kampfe in die Flucht, tödtete dreißig davon mit eigener Hand, nahm dreißig gefangen und bereitete bei seinem Einzuge in Antiochien den Pilgern das ihnen so angenehme Schauspiel, daß seine dreißig gefangene Türken die dreißig Köpfe ihrer erschlagenen Glaubensgenossen vor ihm hertragen mußten. — Da die Pest noch immer in Antiochien fortwüthete, jedoch das Heer bedeutende Verstärkung erhalten hatte, indem indessen eine Menge Kreuzfahrer aus allen Ländern Europas angekommen war, so begehrte das gemeine Volk, und zwar mit noch weit größerem Ungestüm, nach Jerusalem geführt zu werden. Um diesem Verlangen, wenigstens dem Scheine nach, sich zu fügen, versammelten sich alle Fürsten, Grafen und Ritter wieder in der St. Peterskirche. Aber der Gegenstand ihrer Berathungen war nicht der Aufbruch des Heeres und der Marsch nach Jerusalem, sondern abermals der leidige Streit zwischen Raimund und Bohemund wegen des Besitzes von Antiochien. Als die Kreuzbrüder dieses erfuhren, brachen sie in laute Drohungen aus. Sie seyen entschlossen, sagten sie, sich von den Fürsten loszusagen, aus ihrer eigenen Mitte sich Anführer zu wählen und mit diesen nach Jerusalem zu ziehen; aber auch vor ihrem Aufbruch noch die Mauern von Antiochien nieder zu

reißen und die ganze Stadt zu zerstören. Durch diese Drohung geschreckt, zogen am 24. Nov. der Graf Raimund von Toulouse und Robert von der Normandie mit ihren Völkern aus. Zu diesen stieß am dritten Tag auch Bohemund mit seinem Heer. Gemeinschaftlich unternahmen sie die Belagerung von Marra, einer auf dem Wege von Antiochien nach Jerusalem gelegenen Stadt. Dahin hatten sich beinahe alle Bewohner der umliegenden Gegend und kleineren Städte in Menge geflüchtet, und die Stadt umfaßte eine Bevölkerung von mehr als hundert tausend Seelen. Für diese war aber der Vorrath an Lebensmitteln bei weitem nicht hinreichend. Sehr tapfer vertheidigten sich zwar Anfangs die Einwohner, als aber Hunger ihre Kräfte völlig gelähmt hatte, wurden in einer Nacht die Mauern der Stadt von den Kreuzfahrern erstiegen. Mit Anbruch des Tages begann sogleich die Plünderung der Stadt. Während die Kreuzsoldaten diesem edeln Geschäft oblagen, verkrochen sich die Muselmänner größtentheils in unterirdische Höhlen. Als aber nichts mehr zu plündern da war, auch die Pilger alles, was über der Erde war, erwürgt hatten, legten sie Feuer vor den Höhlen an. Bald zwang der Rauch die Verborgenen aus ihren Schlupfwinkeln hervorzukommen und sogleich begannen die Soldaten des Welterlösers, des Gottes unendlicher Liebe und Erbarmung, dessen ganze Religion nichts als Liebe und Barmherzigkeit athmet, ein grausenvolles Niedermetzeln, und nach dem Zeugniß arabischer Geschichtschreiber, dem die Berichte der Abendländer nicht widersprechen, wurden gegen hundert tausend Menschen, Marra's ganze Bevölkerung, erbarmungslos ermordet. — Kaum war diese Stadt erobert, als auch deren Eroberung schon wieder zwischen Raimund und Bohemund neue Streitigkeiten erzeugte, ganz jenen ähnlich, welche die Eroberung von Antiochien schon herbeigeführt hatte. Diesen machten jedoch die Pilger bald ein Ende. Sie riffen die Mauern

von Marra nieder, worauf Raimund selbst die Stadt in Brand steckte. — Bohemund bestand jetzt auf das neue darauf, daß der Aufbruch des Heeres bis nach Ostern verschoben werden sollte, und kehrte mit seinem Volke wieder nach Antiochien zurück, wo es sein erstes Geschäft war, daß er Raimunds Leute aus allen von ihnen besetzten Posten vertrieb, sich sämmtlicher Thürme und Stadttheile bemächtigte und nun alleiniger Herr von Antiochien ward.

5. Raimund setzte seinen Zug nach Jerusalem fort. In Kafertab, eine Stunde von Marra, kamen auch die übrigen Fürsten aus Antiochien zusammen. Eine neue, jedoch wieder völlig fruchtlose Versammlung ward gehalten, worauf die Fürsten wieder nach Antiochien zurückkehrten. Indessen gelang es doch diesmal dem Raimund, den Tancred für sich und seinen Dienst zu gewinnen. Er gab ihm fünf tausend Goldstücke und zwei arabische Pferde, wofür derselbe sich verbindlich machte, mit seinen Schaaren ihm nach Jerusalem zu folgen. Raimunds Heer belief sich jetzt auf zwölf tausend Mann Fußvolkes und vier hundert Ritter. Er schlug mit demselben über Hama und Hems den Weg nach Damascus ein. Ueberall kamen die Emirs der Städte und Burgen der Gegend den Wallbrüdern entgegen, brachten ihnen Geschenke an Geld, Lebensmitteln und Pferden. Der Emir von Schaisar gab ihnen sogar Wegweiser, die aber die Unklugheit hatten, die Pilger in das Thal zu führen, in welchem der Emir und dessen Unterthanen ihre Heerden verborgen hatten. Aber dafür ließ auf den Mauern ihrer Städte und Burgen Raimund sein Panier aufpflanzen, wodurch sie gegen die Gewaltthätigkeit nachfolgender Pilger geschützt würden. — Auf den Rath Tancreds verließ das Heer jetzt den Weg nach Damascus und zog sich gegen die Seeküste. Auch auf diesem Zuge kamen den Kreuzfahrern die Ungläubigen

entgegen, und brachten reiche Geschenke. Selbst Abgeordnete des Fürsten von Tripolis trafen in dem Lager Raimunds ein, und baten um Friede und Schonung. Raimund, dem es nach der reichen Landschaft des Fürsten gelüstete, wollte jedoch dem Fürsten nur unter der Bedingung den Frieden gewähren, wenn er Christ würde, und da er sich dessen weigerte, so belagerte der Graf die dem Fürsten gehörige, nicht gar eine deutsche Meile von Tripolis gelegene feste Burg Arka. Bisher war es stets das Loos der Kreuzfahrer gewesen, entweder vor Hunger zu sterben oder im Ueberfluß zu schwelgen. Jetzt hatten sie wieder alles in Fülle, und dabei noch über tausend muthige Streitrosse. Als die in Antiochien zurückgebliebenen Kreuzfahrer dieses erfuhren, verließen viele ihre bisherigen Führer, eilten zu Raimund und reiheten sich unter dessen Fahnen, so daß das Heer des Grafen sich mit jedem Tage verstärkte. — Dadurch, wie durch das immer heftiger werdende Verlangen ihrer Völker bewogen, entschlossen sich ungefähr in der Mitte des März (1099) auch Gottfried von Bouillon, Robert von Flandern und die übrigen Herren zum Aufbruch. Da sie nicht zu gleicher Zeit ausmarschirten und auf verschiedenen Straßen hinwegzogen, so ward Laodicea, die einzige dem griechischen Kaiser noch gehörige Stadt in Syrien, zum Sammelplatz bestimmt. Dahin begleitete sie auch Bohemund, kehrte jedoch, weil die Einrichtung und Befestigung seines neuen Fürstenthums ihm zu sehr am Herzen lag, gleich darauf wieder nach Antiochien zurück. Als das Heer jetzt gemustert ward, zählte es blos dreißig tausend geübte Krieger, so daß das Gesammtheer, sobald Raimund sich damit vereint haben würde, nur höchstens aus fünfzig tausend Mann bestand.

6. Gottfried von Bouillon, Robert von Flandern und die übrigen Herren rückten nun vor Gibellum, eine

dem Chalifen von Aegypten unterworfene Stadt. Aber kaum hatten ſie die Belagerung derſelben begonnen, als ein Abgeſandter Raimunds zu ihnen kam und ihnen die Anzeige machte: der Graf habe in Erfahrung gebracht, daß der Sultan von Perſien, um ſeines Feldherrn Korbogas Niederlage zu rächen, mit einem mächtigen Heere im Anzug ſey. Sie möchten alſo ungeſäumt aufbrechen und zu ihm ſtoßen, damit ſie mit vereinten Kräften dem Feinde deſto nachdrücklichern Widerſtand leiſten könnten. — Gegen anſehnliche Geſchenke, welche der Kadi von Gibellum den Fürſten machte, hoben ſie alſo die Belagerung auf und zogen nach Arka. Schon ſeit mehreren Wochen berennte Raimund dieſe Stadt. Da aber die Belagerer mehr mit ihren ſehr ergiebigen Streifzügen in das nahe gelegene Land, als mit der Belagerung ſich beſchäftigten, ſo hatte dieſe auch nur höchſt unbedeutende Fortſchritte gemacht. Ein neuer, zwiſchen Raimund einer Seits und dem Robert von Navarra und Tancred anderer Seits ausgebrochener Zwiſt hatte überdieß auch noch alle ihre Unternehmungen gelähmt. Man weiß nicht, was dieſen Streit herbeigeführt, und es iſt bloſe Vermuthung, daß er über das Geld entſtanden, welches Raimund dem Tancred und Robert verſprochen, und vielleicht noch nicht vollſtändig ausgezahlt hatte, oder auch daß des Grafen ſtolzes Betragen, der jetzt die beiden Fürſten nur zu oft fühlen ließ, daß ſie in ſeinem Solde ſtünden, ihn veranlaßt habe. Nicht ferne von Arka kam ſogar Tancred dem Gottfried und den andern Fürſten entgegen und klagte über Raimunds Falſchheit. Er habe, beſchuldigte ihn Tancred, die Nachricht von dem Anzuge eines perſiſchen Heeres erdichtet, blos um ſie von der Belagerung der Stadt Gibellum abzuhalten, deren Kadi ihn mit Geld beſtochen habe. Darüber ergrimmten Gottfried und die übrigen Fürſten ſo ſehr, daß ſie gar nicht neben ihm lagern wollten, daher ihr Lager in einer Entfernung von zwei

tausend Schritten von den Provenzalen aufschlugen, auch an der Belagerung von Arka durchaus keinen Antheil nahmen. Bei dieser Uneinigkeit unter den Fürsten hatte nun auch ein jeder stets mehr seinen eigenen Vortheil als das Beste des Gesammtheeres im Auge. Der Eine wie der Andere suchte von den benachbarten türkischen Fürsten oder umher liegenden Städten so viel Geld als möglich zu erpressen, und wenn das, was Raimund von Agiles, ein Augenzeuge, erzählt, wahr ist, so bediente man sich dazu nicht immer sehr fürstlicher Mittel. Gewöhnlich gab sich jeder für den obersten Befehlshaber aus, der ausschließlich über Krieg und Frieden zu gebieten hätte, ließ sich große Summen auszahlen und bekümmerte sich wenig darum, wenn der Getäuschte gleich darauf gezwungen war, auch noch von Andern sich Friede und Sicherheit um den nämlichen Preis zu erkaufen. — Noch gefährlicher drohete der unter den Fürsten fortdauernde Zwist zu werden, als auch die Völker, aus welchen das Heer zusammen gesetzt war, daran Theil nahmen. Ohnehin hatte schon die Verschiedenheit des Charakters, der Lebensweise und des Dialekts zwischen den Provenzalen und den Kreuzfahrern aus andern Gegenden Frankreichs mancherlei Neckereien veranlaßt. Der Provenzale an schlechte Kost gewöhnt, und mit Wurzeln, Pferd- und Eselsfleisch sich begnügend, spottete über den Franzosen, wenn derselbe über Mangel an Lebensmitteln klagte, wogegen dieser es geltend machte, daß er auf dem Schlachtfelde weit fester und ausdauernder stehe, als sein südlicher Landsmann. An List und Verschlagenheit übertraf der Provenzale alle übrigen Franzosen. Es war ihm ein Leichtes, diesen Hundsfleisch für Hasenfleisch, und Eselsfleisch für Ziegenfleisch zu verkaufen. Aber außerdem verschmähete er auch gröbern und sündhaftern Betrug nicht, sobald er seinen Vortheil dabei fand. An heimlichen Theilen verwundete er sehr oft tödtlich das Pferd eines

Andern, und wenn dieses nun plötzlich fiel und der Eigenthümer desselben dieses der Einwirkung böser Geister zuschrieb, so eilte der Provenzale herbei, und da der Eigenthümer das Fleisch des gefallenen Pferdes, aus Furcht vor dem Einfluß eines bösen Geistes, um keinen Preis hätte berühren mögen, so gestattete er auch gerne, daß der Provenzal sich dessen bemächtigte und dann das Fleisch sich herrlich schmecken ließ. Alles dieses hatte längst schon zwischen den Provenzalen und andern Franzosen eine Abneigung erzeugt, die jetzt um so mehr in Eifersucht, Haß und Feindschaft überging, da Raimunds Völker seit ihrem Ausmarsch aus Antiochien durch die überall gewonnene Beute reich geworden, die Andern aber, die in Antiochien hatten bleiben müssen, auch arm geblieben waren. Durch Geschenke von nicht kleinem Werthe suchte Raimund die Freundschaft der Fürsten wieder zu gewinnen, auch deren Völker dadurch zufrieden zu stellen, daß er bei seinem Heere einen Zehnten der gewonnenen Beute erheben und jenen zutheilen ließ. Raimunds Geschenke wurden von den Fürsten zwar angenommen, eben so auch von den Soldaten das Geld, das er ihnen geben ließ; aber demungeachtet blieben sie ihm, nach wie vor, doch immer noch abhold.

7. Wahrscheinlich war es blos um Raimund zu kränken, daß man jetzt plötzlich, woran vorher Niemand gedacht, die Aechtheit der in Antiochien ausgegrabenen Lanze in Frage stellte. Da sie zur Aufbewahrung dem Grafen Raimund war übergeben worden, so hatte dieser dadurch bei dem ganzen Heere, besonders bei den niedern Kreuzfahrern, ganz ungemein an Gewicht und Ansehen gewonnen. Um dieses zu mindern, wurden jetzt nicht nur gegen die ganze Erscheinung des Priesters Bartholomäus Zweifel über Zweifel erhoben, sondern sie endlich ganz geradezu für ein frommer Betrug erklärt, und dieser hauptsächlich auf die Rechnung des

Grafen gesetzt. Der erste, der sich ganz laut und bestimmt darüber aussprach, war ein eben so sehr wegen seiner Gelehrsamkeit berühmter, als auch seines allzu freien, ausgelassenen Wandels wegen berüchtigter, zu Zank und Streit geneigter normännischer Diacon, Namens Arnulph. Dieser behauptete öffentlich, alles sey blos eine durch den Pater Bartholomäus zu Tage geförderte Erfindung Raimunds. Zwar fand Arnulph bald darauf für räthlich zu widerrufen; aber die spöttische Weise, in die er seinen Widerruf einkleidete, bestätigte die Gegner des Wunders nur noch mehr in ihrem Unglauben. Offenbar gaben sich die Vertheidiger der Aechtheit der Lanze schon dadurch eine große Blöse, daß sie jetzt, zur Bekräftigung ihrer Behauptung, wieder aus dem Himmel eine Erscheinung nach der andern herbeiriefen, deren Menge nun schon den Glauben an dieselben schwächen mußte; und als endlich gar der verstorbene Erzbischof Ademar von Puy einem Geistlichen von den Anhängern Raimunds erschien, und diesem das Bekenntniß ablegte, daß er nach seinem Tode, weil er an der Aechtheit der Lanze gezweifelt, durch die Hölle sey geführt worden und das Haar seines Bartes und seines Kopfes auf der linken Seite verbrannt habe, jetzt sich zwar wieder in Gesellschaft des heiligen Nicolaus befinde, aber doch nicht eher zur Anschauung Gottes gelangen könne, als bis das Haar an Bart und Kopfe ihm wieder gewachsen seyn würde; so war nichts natürlicher, als daß solche Ungereimtheiten ein Gegenstand des Spottes nicht nur Bohemunds und der übrigen Fürsten, sondern selbst des größten Theiles des Pilgerheeres werden mußten. Aber auf einmal nahm die Sache jetzt eine weit ernstere Wendung. Bartholomäus nämlich, um die Wahrheit der ihm gewordenen Erscheinung, mithin auch seiner Aussagen zu erweisen, unterwarf sich einem Gottesgericht durch brennende Scheiterhaufen. Zwei Holzstöße, vierzehn Fuß hoch und nur durch einen kleinen

Zwischenraum von zwölf Zoll getrennt, wurden vor dem Lager errichtet. Das ganze Heer schloß um dieselben einen Kreis, in welchem auch alle Geistliche sich barfuß und im priesterlichen Ornat befanden. Als die Flamme schon bei dreißig Fuß emporloderte und Niemand sich derselben zu nähern vermochte, trat ein Priester hervor und rief laut aus: „Wenn Gott wirklich mit diesem Manne (dem Bartholomäus nämlich) gesprochen, und der heilige Andreas ihm die heilige Lanze gezeigt hat; dann möge er unversehrt durch die Flammen hindurch schreiten. War aber sein Vorgeben Betrug, dann verbrenne er sammt der Lanze, die er in seinen Händen tragen wird.“ Alles Volk sprach: Amen! Bartholomäus, nur mit einem kurzen Gewande bekleidet, kniete vor dem Bischof von Albara nieder, betheuerte noch einmal mit lauter Stimme, daß alles, was er von der Erscheinung des heiligen Andreas gesprochen, die reine Wahrheit und keine Erfindung sey, empfing hierauf von dem Bischofe den Segen und die heilige Lanze, und ging dann langsamen Schrittes durch die über seinem Haupte zusammen schlagenden Flammen hindurch. Als er endlich am andern Ende des Scheiterhaufens wieder hervortrat, ohne daß sein Gewand oder auch nur das Tuch, in welches man die heilige Lanze gehüllt hatte, verletzt waren, und er mit derselben dem Volke den Segen gab, da brach Alles in lauten Jubel aus. Aber schrecklich und verderblich ward jetzt dem armen Priester die in wahre Wuth ausartende Verehrung des Volkes. Es hielt ihn für einen Heiligen, wollte durch Berührung seines Körpers sich selbst heiligen, auch sich etwas von dem Gewande desselben bemächtigen. Mit grenzenlosem Ungestüm stürzte sich also jetzt die ganze zahllose Menge auf denselben; Bartholomäus ward zu Boden geworfen, schrecklich, obgleich unwillkührlich mit Füßen getreten, und da jeder etwas von der Kleidung desselben losreißen wollte, wurden ihm ganze Stückchen Fleisch aus

dem Leibe gerissen. Alle seine Gebeine krachten; an drei Orten war er schwer verwundet, sogar der Rückgrat ihm gebrochen, und er würde unter diesen grausamen und mörderischen Verehrungsbezeugungen auf der Stelle schon den Geist aufgegeben haben, wären nicht mehrere bewaffnete Ritter zu seiner Hülfe herbeigeeilt und hätten ihn den Händen des rohen, aus lauter (falscher) Andacht rasenden Pöbels entrissen. Für den Bartholomäus waren jedoch dessen ausgestandene Mißhandlungen tödtlich. Er starb schon am zwölften Tage nach dem bestandenen Gottesgericht. Auch ihrer Seits jubelten jetzt laut die Gegner der Lanze. Sie behaupteten öffentlich, der Tod des Priesters sey die Folge einer schweren, durch die allzugroße Hitze der Flammen in dem Innern seines Leibes erzeugten Verletzung gewesen, und das Gottesgericht habe demnach die Falschheit der vorgeblichen Erscheinungen, mithin auch die Unächtheit der Lanze erwiesen. Heftig widersprachen diesem jedoch die Verehrer und Anhänger der Letztern. Diese fanden in dem Gottesurtheil einen neuen, nur noch stärkern Grund ihres Glaubens. Die Provenzalen zeigten sich sogar bereit, ihre Ueberzeugung mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Natürlich ward jetzt vieles dafür wie dagegen gesprochen, gestritten und gezankt; aber bei allem dem blieb die Sache doch immer noch unentschieden. Indessen machten sehr viele spätere Schriftsteller die ganze Geschichte zu einem besondern Gegenstand ihrer Forschungen; und die bei weitem größere Mehrheit derselben vereinte sich endlich in der Behauptung, daß die in Antiochien ausgegrabene Lanze wirklich jene heilige Lanze sey, mit welcher einst die Brust des Erlösers, die Quelle alles Heiles und grenzenloser Erbarmung, erröffnet worden sey.

8. Während das Heer im Lager vor Arka stand, kamen auch die im vorigen Jahre, wie man sich erin-

nern wird, an den Chalifen von Aegypten abgeordneten Ritter wieder zurück. Mit List und Gewalt hatte der Fatimit sie länger als ein Jahr zurückbehalten, und, je nachdem die Glückswage der Kreuzfahrer bei Antiochien stieg oder sank, sie bald ehrenvoll, bald schnöde behandelt. Als der Chalif von dem trostlosen Zustand der von Korboga's zahllosem Heere in Antiochien eingeschlossenen Christen gehört hatte, ließ er die Abgeordneten sogar in ein Gefängniß werfen; aber kaum war ihm von dem von den Kreuzfahrern über Korboga erfochtenen Sieg sichere Kunde geworden, als er auch sogleich die Ritter nicht blos in Freiheit setzte, sondern sie auch noch mit Geschenken an Pferden, seidenen Kleidern, Beuteln mit Gold und Silber gefüllt ꝛc. überhäufte. Jetzt ließ er sie wieder zurückziehen. Aber die Rückkehrenden begleiteten auch wieder neue Gesandten des Chalifen, die jedoch nun ganz andere Vorschläge machten, als jene waren, die sie im vorigen Jahre den Fürsten vorgelegt hatten. Der Chalif, sagten sie, wolle zwar gerne gestatten, daß die Pilger Jerusalem und die heiligen Orte besuchten, jedoch dürften nie mehr als drei Hundert zugleich in die Stadt kommen, auch müßten sie vorher die Waffen abgelegt haben und nach verrichteter Andacht Jerusalem sogleich wieder verlassen. — Diesen Antrag hielten die Fürsten keiner Antwort würdig und schickten die ägyptischen Boten mit Hohn und Verachtung zurück. Zwischen dem Chalifen in Cairo und den Kreuzfahrern war nun der Krieg, weil unvermeidlich, auch förmlich erklärt.

9. Aber lauter und heftiger als je äußerten die Kreuzbrüder jetzt wieder ihr Verlangen, nach Jerusalem geführt zu werden. Ihr zürnender Ruf zwang den Grafen Raimund, die Belagerung von Arka aufzuheben. Gottfried von Bouillon, Tancred und die andern Fürsten steckten selbst ihr Lager vor dieser Feste in Brand. Mit

dem Fürsten von Tripolis ward unter der Bedingung Friede geschlossen, daß er einen sehr beträchtlichen Vorrath an Lebensmitteln liefern, dabei viele Pferde, Maulthiere, seidene Gewänder ꝛc. liefern, und die Summe von fünfzehn hundert Goldstücken zahle. Nach geschlossenem Frieden war das gegenseitige Zutrauen so stark, daß die Fürsten dem türkischen Emir in seinem Palaste in Tripolis einen Besuch machten. — In ziemlich bequemen Tagemärschen zog nun das Heer der Pilger zwischen dem Libanon und der Seeküste gegen Jerusalem. Der Emir von Berytus erkaufte mit einem ansehnlichen Geschenk an Lebensmitteln und Geld sich den Frieden. Aber jener von Sidon wollte dem Heere den Marsch durch sein Gebiet verwehren. Seine Schaaren wurden jedoch mit leichter Mühe von den Pilgern zerstreut, die nun in den anmuthigen Umgebungen der Stadt einige Rasttage machten und die umliegende Gegend plünderten. Die Befehlshaber von Tyrus und Akka schloßen mit den Pilgern einen Vergleich, in welchem sie sich verbindlich machten, ihre Städte zu übergeben, sobald die Kreuzbrüder Jerusalem erobert und ein zum Entsatz herbei eilendes ägyptisches Heer würden geschlagen haben. In Cäsarea hielten sich die Christen wieder einige Tage auf und feierten dort das Pfingstfest. Von da ging es zwischen Joppe und Antipatrida nach Lidda. Ramla fanden die Kreuzfahrer von den Einwohnern verlassen und erfreueten sich hier abermals einige Tage des von den Geflohenen hinterlassenen Ueberflusses an Lebensmitteln. Ramla war nur einen Tagmarsch von Nikopolis (Emaus) entfernt. Sobald die Pilger an dem letztern Ort angekommen waren, entbrannten sie so sehr von der Begierde, Jerusalem zu sehen, daß sie ihre Anführer nöthigten, noch in derselben Nacht wieder aufzubrechen. Als sie aber mit Anbruch des Tages von einer Anhöhe herab Jerusalem erblickten, fiel das ganze Heer, von einem es überwältigenden Gefühle

ergriffen, auf die Kniee, küßte den heiligen Boden, betete unter einem Strom von Thränen der innigsten Rührung laut zu Gott, und dankte ihm, daß Er sie, obgleich so sündhafte Menschen, dennoch gewürdiget habe, Jerusalem, den Gegenstand ihres heißesten Verlangens, sehen zu lassen. Unter anhaltendem Gebete mit wechselndem Psalmengesang näherte sich hierauf das ganze Heer ehrfurchtsvoll der heiligen Stadt.

10. Es war der siebente Junius des Jahres 1099, an welchem das Pilgerheer des Morgens sehr frühe vor den Mauern von Jerusalem erschien. — Sobald Aladin, oder Iftikhar, des ägyptischen Chalifen Statthalter in Jerusalem, von der Annäherung der Kreuzfahrer Nachricht erhalten hatte, ließ er sogleich die Mauern und Thürme der Stadt ausbessern, durch neue Werke sie noch mehr befestigen, große Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen jeder Art aufhäufen und die ganze Gegend mehrere Meilen weit umher so sehr verwüsten, daß kaum hie und da ein einzeln stehender Baum oder ein Dornstrauch noch zu sehen war. Alle Christen, deren Treue ihm verdächtig schien, wieß er zur Stadt hinaus. Nur gegen Bezahlung großer Geldsummen ward einigen Christen noch fernerer Aufenthalt gestattet. Die Besatzung, die dem Iftikhar zur Vertheidigung Jerusalems zu Gebote stand, belief sich auf vierzig tausend Mann, und wenn es wahr ist, daß er, als beinahe alle Bewohner der benachbarten Städte sich nach Jerusalem geflüchtet hatten, auch noch von diesen zwanzig tausend Mann unter die Waffen treten ließ, so war wirklich das Heer der Belagerten zahlreicher als jenes der Belagerer. — Von zwei Seiten war Jerusalem, weil durch Felsen und hohe Gebirge und das enge Thal Josaphat geschützt, völlig unangreifbar, und auf den beiden andern, der Nord- und Westseite nämlich, wo es angegriffen werden konnte, durch doppelte hohe Mauern, Thürme und alles,

was die Kunst jener Zeit vermochte, auf das stärkste befestiget. Nur auf diesen beiden Seiten konnten also die Fürsten die Stadt umlagern, und wie gewöhnlich nahm Gottfried von Bouillon wieder da, wo der heftigste Widerstand zu befürchten war, seinen Platz. Schon am fünften Tag der Belagerung unternahmen die Pilger einen allgemeinen Sturm, anfänglich mit dem glücklichsten Erfolge, denn die äußere Mauer ward erstürmt; als aber die Türken sich hinter die zweite, weit höhere Mauer zurückgezogen hatten, schlugen sie alle ferneren Angriffe ihrer Feinde kräftig zurück. Jetzt sahen die Fürsten ein, daß ohne Belagerungsgeschütz und Belagerungsmaschinen die Eroberung einer so sehr befestigten Stadt beinahe unmöglich sey. Aber woher in der weiten, öden Gegend, wo nur hie und da noch ein schon halb erstorbener Baum stand, das zum Bau derselben nöthige Holz nehmen? Aus dieser Verlegenheit half ihnen endlich ein syrischer, der Gegend kundiger Christ; dieser führte die Pilger gegen Neapolis, wo sie in einem, zwei bis drei Meilen von Jerusalem gelegenen Thale eine Menge Stämme fanden, gerade so stark, als sie deren jetzt bedurften. Auch Tancred entdeckte auf einem Streifzuge in einer Höhle mehrere Balken, welche noch seit der letzten Belagerung Jerusalems durch den fatimitischen Chalifen übrig geblieben waren. Mit der größten Thätigkeit ging es jetzt an die Arbeit. Auch die Fürsten und Edeln nahmen Antheil daran und trugen bisweilen sogar selbst das Holz auf ihren Schultern herbei. Aber bei allem dem erforderte die Verfertigung so vieler Maschinen doch eine Zeit von mehreren Wochen, während welcher die Kreuzbrüder noch weit größere Mühseligkeit, noch weit größeres Elend, als vor und in Antiochien, auszustehen hatten. Dort hatten sie blos mit dem Hunger zu kämpfen, hier aber mit einem noch weit grausamern Feinde, nämlich mit einem brennenden, sie Tag und Nacht quälenden Durst, zu dem bald auch noch solcher Mangel an Lebensmitteln kam, daß einmal vierzehn Tage lang gar kein Brod im ganzen Lager

zu finden war. Auf der ganzen öden, einer Wüstenei ähnlichen Fläche stand kein Baum, der ihnen gegen die glühenden Strahlen der Sonne kühlenden Schatten gewährt, kein Gebüsch, das sie gegen die austrocknenden Südwinde geschützt hätte. Aber noch viel schmerzhafter fühlten sie in der wasserlosen Gegend den völligen Mangel erquickenden Trunkes. In der großen Sommerhitze waren alle Bäche vertrocknet, alle Brunnen und Quellen von den Sarazenen verstopft, und bei denen, welche noch Wasser gaben, lauerten die Feinde in Höhlen und Schluchten und erschlugen die einzelnen Pilger, die sich jenen naheten. In Schläuchen und auf Lastthieren mußte das trinkbare Wasser sechs Meilen weit herbeigeholt werden; aber selten reichte es für den Bedarf des ganzen Heeres, und gewöhnlich schlugen sich die Christen selbst unter einander nicht blos um den Besitz des Wassers, sondern auch schon des Platzes wegen in der Reihe derer, die es schöpften. Pferde, Kameele, Ochsen und Schafe gingen in Menge vor Durst zu Grunde, und ihre, bei der außerordentlichen Hitze schnell in Fäulniß übergehenden Gerippe verpesteten weit und breit die Luft. Nur gar zu oft fand man bei der Quelle Siloa halb verschmachtete Pilger liegen, die, schon nahe an derselben, aus Kraftlosigkeit zu Boden gesunken waren, die Sprache verloren hatten, nur durch Zeichen ihr Verlangen nach Wasser kund geben konnten, und wenn man es ihnen gereicht hatte, endlich nur mit der größten Mühe sich wieder erhoben, kaum auf den Füßen sich halten konnten und dann langsamen und schwankenden Schrittes sich davon schlichen. Viele verloren jetzt so sehr den Muth, daß sie nach dem Jordan wallfahrten, sich darin badeten, Palmzweige sammelten, hierauf nach dem Hafen von Joppe eilten und in ihre Heimath zurückkehrten. Mehrere von diesen wollten, bevor sie sich von der heiligen Stadt entfernten, doch wenigstens die Mauern derselben küssen, wurden aber größtentheils durch die von den Sarazenen herabgeworfenen Steine zerschmettert. — In dieser

schrecklichen Noth war es für das Kreuzheer ein ungemein glückliches Ereigniß, daß eine kleine Flotte genuesischer und pisanischer Schiffe bei Joppe ankam. Kaum waren sie jedoch in den Hafen eingelaufen, als auch schon die große, bei Ascalon gelegene ägyptische Flotte vor dem Hafen erschien. Sich in ein Seegefecht einzulassen, dazu waren die Christen zu schwach, hatten jedoch noch Zeit, alle ihre Schiffsladungen an das Land zu bringen. Das Verlangen, an der Eroberung der heiligen Stadt Theil zu nehmen, hatte sie an die syrische Küste geführt. Sie zogen also jetzt zu dem Heere vor Jerusalem, schlossen sich demselben an und erfreneten es nicht wenig durch ihre mitgebrachten Vorräthe an Lebensmitteln, Früchten und Wein. Aber was den Muth der Kreuzfahrer nicht minder wieder erhob, war, daß sich unter den Neuangekommenen eine Menge geschickter und geübter Zimmer- und Arbeitsleute befanden. Mit verdoppelter Thätigkeit und mit weit größerem Erfolg als bisher, ward also jetzt an der Verfertigung der nothwendigen Maschinen und Belagerungswerkzeuge fortgearbeitet. Wirklich war auch keine Zeit mehr zu verlieren. Zwei ägyptische Boten waren nämlich den Pilgern in die Hände gefallen. Aus Unverstand ward der Eine sogleich zusammengehauen, dem andern aber durch Drohungen das Geständniß entlockt, daß er nach Jerusalem mit dem Auftrage sey geschickt worden, den Statthalter des Chalifen zu benachrichtigen, daß binnen vierzehn Tagen ein zahlreiches ägyptisches Entsatzheer heran kommen werde. Der Unglückliche glaubte durch dieses offene Geständniß sein Leben zu retten, aber Erbarmung gegen Ungläubige war den Kreuzfahrern fremd. Man band ihm Hände und Füße und befestigte ihn an eine Wurfmaschine, um ihn in die Stadt zu schleudern. Aber die Triebkraft des Wurfwerkzeuges war nicht stark genug, und so ward der arme Muselmann auf die spitzigen Steine vor der Mauer geschleudert, wo er eines marter-

vollen und grauſamen Todes ſtarb. Indeſſen befanden ſich die Wallbrüder nun gerade wieder in derſelben Lage wie vor Antiochien, als Korboga zum Entſatz der Stadt herbeieilte. Zum Glücke waren jetzt alle Arbeiten an der Verfertigung der nöthigen Maſchinen und Werkzeuge vollendet und dieſe ſämmtlich in brauchbarem Stande. — Die mit jedem Tage ſich immer mehr nahende Gefahr zwang endlich die Fürſten zu dem Entſchluß, unverzüglich einen allgemeinen entſcheidenden Sturm zu wagen. Aber auf den Rath eines in einem hohen Thurme am Oelberge wohnenden, und mit der Gabe der Weiſſagung geſchmückten frommen Einſiedlers, ward vorher noch ein ſiebenmaliger, feierlicher Umgang um die Mauern Jeruſalems beſchloſſen, um, wie einſt die Israeliten vor Jericho, den Beiſtand von Oben zu erflehen. — Nach geendigter Prozeſſion hielt auch Peter der Einſiedler an ſämmtliche Kreuzfahrer eine rührende Rede, in welcher er ſie dringend ermahnte, allen gegenſeitigen Haß und alle Feindſchaft fahren zu laſſen und hier am Oelberg, wo Chriſtus einſt ſo ſchmerzlich gelitten, ſich zu verſöhnen. Noch hatte Peter ſeine Rede nicht geendiget, als ſchon Raimund und Tancred, die bisher zum großen Anſtoß des ganzen Heeres noch immer in Feindſchaft und fortwährendem Hader gelebt hatten, plötzlich hervortraten und ſich freundlich die Hand reichten. Dieſem ſchönen Beiſpiele folgten bald noch mehrere Ritter und Edle, auch viele der gemeinen Pilger; und alle, die noch vor wenigen Augenblicken als Feinde ſich gegenſeitig zürnten, lagen nun vollkommen verſöhnt wie Brüder einander in den Armen.

11. Unverzüglich wurden jetzt die nöthigen Vorbereitungen zum Angriff gemacht. Gottfried von Bouillon hatte einen, mit einem feſten, gegen Feuer geſchützten Sturmdach verſehenen Wandelthurm von mehrern Stockwerken erbaut, der auf der vordern Seite, von der er

der Mauer genähert ward, eine doppelte Bekleidung hatte, wovon die äußere von der innern abgelößt und wie ein Zugbrücke auf die Mauer herabgelassen werden konnte. Dieser Thurm ward nun, obgleich mit vieler Mühe und Anstrengung, aus Gottfrieds Lager an einen andern, weit niederern Theil der Mauer gebracht, und da auch Raimund einen ähnlichen Thurm erbaut hatte, aber auf einem sehr ungleichen Terrain lagerte, so mußte, um diesen der Mauer nähern zu können, auch erst noch ein Theil des Weges dahin geebnet werden. Alle diese Arbeiten geschahen in der Nacht vor dem Sturm. Dieser begann sogleich mit Anbruch des Tages. Zuerst ward aus allen großen und kleinen Maschinen die Stadt auf das heftigste beschossen; aber die vielen, an den Mauern aufgehäuften und befestigten, mit Wolle, Stroh, Spreu und weichem Flechtwerke gefüllten Säcke verminderten um vieles die Wirkung der Wurfmaschinen und überdies ward auch noch die Kraft der Steine durch die Breite des Thales, über welches sie geschleudert wurden, bedeutend gebrochen; während die Belagerten mit gleicher Heftigkeit und noch größerem Erfolge von ihren Mauern herab ganz ungeheure Steine auf die Christen schleuderten. Was ihre Wurfmaschinen nicht zu leisten vermochten, glaubten die Pilger endlich durch persönliche Tapferkeit bewirken zu können. Mit beispielloser Kühnheit suchten sie jetzt auf Sturmleitern die Mauern zu ersteigen. Aber dagegen wurden von den Belagerten alle nur möglichen Vertheidigungsmittel angewandt. Nicht nur ein Hagel von Steinen fiel unaufhörlich auf die Heranstürmenden herab, auch Feuerbrände, mit Pech und Harz umwunden, brennende Pfeile und große, mit siedendem Oele gefüllte Töpfe wurden auf sie herabgeschleudert. Völlig mislang dieser Versuch der Pilger, denn als die Feuerbrände und brennenden Pfeile auch beinahe alle Maschinen der Belagerer in Brand steckten, so ward die Rettung derselben

vor allem das Nöthigste, und bald waren alle Hände blos mit Löschung des Feuers beschäftiget. Zwar öfters unterbrochen, hatte der Kampf doch schon den ganzen Tag hindurch gedauert; die Nacht machte jetzt demselben ein Ende. Aber gleich mit der hervorbrechenden Morgenröthe erneuerte das Kreuzheer seinen Angriff. Mit noch ungleich größerer Heftigkeit und Erbitterung ward jetzt von beiden Seiten gekämpft; denn beide Theile ahneten das ihnen bevorstehende Schicksal, die Sarazenen: wenn die Stadt würde erobert werden, und die Christen: wenn sie dieselbe nicht würden erobern können. Das Schießen der Belagerten mit brennenden Balken und Pfeilen, die am vorigen Tage die Belagerungsmaschinen in Brand gesteckt hatten, blieb jetzt unwirksam, denn es war den Christen verrathen worden, daß das beinahe unauslöschbare Feuer an den Balken ganz leicht und schnell durch Weinessig könne gedämpft werden, und von diesem war nun überall ein hinreichender Vorrath in Bereitschaft. Ununterbrochen ging also das Spiel aller großen und kleinen Wurfmaschinen gegen die Belagerten fort, auch alle Sturmböcke waren in der heftigsten Bewegung. Als die Sarazenen sahen, daß weder ihr Feuer noch ihre Steine die Maschinen ihrer Feinde zerstören könnten, und daß selbst das schöne goldene Kreuz, welches mit dem Bilde Jesu Christi auf Gottfrieds Thurm prangte, obgleich sie es mehrere Stunden zum ausschließlichen Ziele vieler ihrer Wurfmaschinen gemacht hatten, doch von keinem einzigen Steine berührt, immer noch unverletzt stand; riefen sie in ihrer Verzweiflung sogar zwei Zauberinnen auf die Mauern, die durch Beschwörungen und Zauberformeln die Fortschritte der Christen hemmen sollten; aber ein großer, aus einer Wurfmaschine geschleuderter Stein zerschmetterte sogleich die beiden Hexen sammt den drei sie begleitenden Mädchen, wahrscheinlich Schülerinnen derselben. Endlich ward die erste Mauer durch-

brochen und niedergeworfen. Aber ungeachtet dieses glücklichen Erfolges war doch nach siebenstündigem Kampfe noch keine Hoffnung da, die Stadt an diesem Tage zu erobern. Die Belagerer waren ermüdet. Robert von Flandern, Tancred und noch mehrere andere Fürsten glaubten schon, ihren Leuten für heute einige Ruhe gönnen zu müssen, und erst am folgenden Tage den Angriff wieder erneuern zu können. Aber plötzlich erblickte jetzt — es war um drei Uhr des Nachmittags — Gottfried von Bouillon auf dem Oelberg einen Ritter in glänzender Gestalt, der durch Zeichen mit seinem leuchtenden Schilde die Pilger zur Fortsetzung des Kampfes befeuerte. Diese Erscheinung machte der Herzog sogleich seinem ganzen Heerhaufen kund, und dieser sah oder glaubte wenigstens nun ebenfalls jenen Ritter mit dem blitzenden Schilde auf dem Oelberge zu sehen. Alles Gefühl von Ermüdung war jetzt auf einmal verschwunden; ausgerüstet mit neuer Kraft und mit neuem Muthe belebt, drangen Gottfrieds Schaaren unaufhaltsam vorwärts. Auch die übrigen Fürsten eilten mit ihren Völkern herbei und erneuerten den Angriff. Wie der Herzog von Lotharingen hatte auch Raimund den Ritter auf dem Oelberge mit seinem blendenden Schilde gesehen. Der Thurm des Grafen ward nun der Mauer schon so nahe gebracht, daß die Ritter darin mit ihren Lanzen die auf dem Mauerwerke stehenden Sarazenen erreichen konnten. Aber in Gottfrieds Thurm war es einigen Pilgern gelungen, den ungeheuern Vorrath von Wolle, Stroh, Pferdshaaren, womit die Sarazenen auch ihre zweite Mauer bekleidet hatten, in Brand zu stecken. Der Wind, der gerade heftig aus Norden blies, wehete die immer höher auflodernden Flammen gegen die Stadt, und bald vermochten die jetzt in Rauch, Dampf und Qualm eingehüllten Sarazenen, ohne zu ersticken, nicht mehr auf der Mauer auszuhalten; sie waren gezwungen sie zu verlassen, und flohen in Unordnung nach der

Stadt. Sogleich ward jetzt aus dem oberſten Stockwerk die Zugbrücke auf die Mauer herabgelaſſen, und nach dem Zeugniſſe Wilhelms von Tyr war Gottfried von Bouillon wieder der Erſte, der die Mauer von Jeruſalem betrat. Ihm folgten ſein Bruder Euſtach, die Grafen von Flandern und der Normandie, alle in dem Thurm befindliche Ritter. Von denen, welche nicht in dem Thurm waren, erſtiegen viele die Mauern auf Sturmleitern. Das nahe gelegene Stephansthor ward ſchnell erbrochen, und Gottfrieds und der beiden Grafen ſämmtliche Heerhaufen drangen nun durch das Thor. Auch auf der andern, von Raimund beſtürmten Seite der Stadt erklärte ſich der Sieg für die Chriſten. Zwar hatte der dort befehlende ſarazeniſche Anführer tapfern Widerſtand geleiſtet; als er aber jetzt plötzlich das Siegesgeſchrei der Pilger in der Stadt hörte und Kunde erhielt, daß die obere Stadt von den Feinden ſeines Propheten erobert ſey, fühlte er die Zweckloſigkeit fernern Widerſtandes, verließ mit den Seinigen die Mauer und begab ſich ebenfalls auf die Flucht. Ungeſäumt erſtieg nun auch eine von Raimunds Schaaren auf Leitern die verlaſſene Mauer; das nicht weit davon entfernte ſüdliche Thor ward ſogleich geſprengt und das ganze Heer der Provenzalen ſtrömte nun unaufhaltſam in die Stadt, und zwar mit ſolcher Heftigkeit und ſolchem Ungeſtüm, daß ſechzehn Menſchen unter dem Südthor erdrückt wurden. Jeruſalem war jetzt wieder in den Händen der Chriſten, und es war ein Freitag, der fünfzehnte Julius des Jahres 1099, an welchem die heilige Stadt von den Pilgern erobert ward.

12. Aber auch ein ſchauderhaftes Erwürgen und Niedermetzeln nahm jetzt ſeinen Anfang. Alle durch die Straßen fliehenden oder in denſelben zerſtreuten Feinde wurden ſchonungslos niedergehauen. Die nach muſelmänniſchem Blute dürſtenden Pilger drangen hier-

auf in die Häuser, selbst in die entlegensten Schlupfwinkel, wohin die geschreckten und geängstigten Muselmänner sich verborgen hatten. Unter dem furchtbaren Ruf: „Alle sind Frevler und Heiligthumsschänder, keines einzigen werde geschont!“ wurden nun ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes Greise und Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, Knechte und Mägde erwürgt. Mehrere tausend Sarazenen hatten auf ihrer Flucht Salomons ehemaligen Tempel, jetzt eine Mohamed geweihte Moschee, erreicht. Hinter den starken Mauern dieses, einer Burg ähnlichen Gebäudes hofften sie vielleicht Rettung zu finden. Aber die Feste ward von Tancred erstürmt, und nun mußten auch hier zwölf tausend Muselmänner unter dem nichts verschonenden Schwert der Pilger bluten. Schrecklich war jetzt der Zustand Jerusalems, und schaudererregend und alle Haare sträubend das Gemälde, das die Schriftsteller, selbst Augenzeugen davon, entwerfen. In allen Straßen das furchtbare Mordgeschrei erbarmungsloser Sieger, mitunter das Mark und Bein durchdringende Wimmern, Seufzen und Stöhnen der Sterbenden und Verwundeten, das, obgleich fruchtlose, Klag- und Jammergeschrei der Ueberwundenen um Barmherzigkeit und Schonung; alle, selbst die sonst einsamsten Straßen mit Leichen und zahllosen, abgehauenen Gliedern des menschlichen Körpers bedeckt; ganze Bäche von Blut floßen aus allen Wohnungen in den Straßen zusammen! Doch wer vermag bei dem gräßlichen Anblick einer solchen, den furchtbaren Gerichten Gottes reif gewordenen und jetzt mit Blut und allen Greueln überschwemmten Stadt noch länger zu weilen? Nach abendländischen Berichten wurden vierzig tausend, nach arabischen aber siebenzig tausend Muselmänner in diesen schreckenvollen Tagen in Jerusalem getödtet. Auch alle dort wohnenden Juden, einige Tausend an der Zahl, die nach ihrer Synagoge geflohen waren, wurden sämmtlich darin

lebendig verbrannt. — Dem gefühlvollen Leser möchte es vielleicht erwünscht seyn, wenn er die Ueberzeugung fest halten könnte, daß blos Andacht und tiefe Verehrung gegen die heiligen, von den Ungläubigen so lange entweihten Orte sie zu solcher Grausamkeit entflammt, mithin eine, obgleich falsche Frömmigkeit, sich gleichsam zum Mitschuldigen dieser blutigen Frevel gemacht habe. Dieses würde zwar unsern Abscheu vor solchem Greuel nicht mindern, aber uns doch die Mörder in einer minder blutigen, minder fluchwürdigen Gestalt erblicken lassen. Doch auch diese Täuschung verschwindet, wenn man aus den übereinstimmenden Berichten so vieler Augenzeugen vernimmt, daß die von Menschenblut triefenden Henker sich oft nicht begnügten, blos zu morden, sondern auch noch an den Qualen ihrer unglücklichen Opfer sich weideten, daß sie z. B. oft blos zu ihrer Ergötzung die Unglücklichen zwangen, sich von hohen Thürmen herabzustürzen und auf den spitzigen Steinen des Bodens das Gehirn zu zerschellen; daß sie wieder Andere an schwachem Feuer langsam zu Tode marterten; von den Brüsten der Mütter säugende Kinder rissen und die schuldlosen Geschöpfe an Wände und Thürpfosten schleuderten, daß ihr Blut weit umherspritzte; ja sogar mit heißer Goldgier Einigen den Leib aufschnitten, um zu erforschen, ob sie nicht Gold oder andere Kostbarkeiten, um sie zu retten, verschlungen hätten*). — Als endlich die Mordlust dieser Unmenschen nicht sowohl befriedigt, als nur blos ermüdet war, reinigten sie Gesicht, Hände und Kleidung — jedoch nicht ihre Seelen — von dem ihnen überall anklebenden Blute, und eilten in ganzen Schaaren, barfuß und mit entblößtem Haupte nach der Kirche zum Grabe unseres göttlichen Erlösers. Als sie dieser heiligen Stätte sich naheten, brachen alle in lautes Schluchzen und Weinen aus, hoben ihre Hände, um Barmherzigkeit flehend, zum Himmel empor, beichteten

*) Die Zeugnisse hierüber finden sich in Menge bei Gibbon, Michaud, Wilken, Raumer und noch mehrern Andern.

ihre Sünden, bekannten sie sogar öffentlich, und gelobten für die Zukunft, unter einem Strom von Thränen, Besserung und heiligen Wandel. Viele legten selbst den größten Theil der gemachten Beute, Einige sogar ihren ganzen Raub, als ein Opfer an dem heiligen Grabe nieder oder vertheilten ihn auf der Stelle unter die armen und dürftigen Einwohner Jerusalems; und die ganze Gegend, die einige Stunden vorher noch das wilde Gebrüll der Mörder und das Jammern und Wehklagen der Sterbenden erfüllt hatte, widerhallte jetzt von feierlichen Lobgesängen und inbrünstigen Dankgebeten zu Gott. Welche wunderbare, unbegreifliche Umwandlung! offenbar unglaublich, daher neuere Schriftsteller, indem sie von der Unmöglichkeit einer solchen plötzlichen Umwandlung, eines so schnellen Wechsels zwischen satanischen Inspirationen und den erhabensten und heiligsten Gefühlen sich überzeugt fühlten, auch die Aechtheit der darüber vorhandenen Berichte bezweifelten. Wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir zwar die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer so plötzlichen, den ganzen Menschen umwandelnden Sinnesänderung mit jenen Gelehrten theilen, jedoch keineswegs deren Zweifel über die vorliegenden Zeugnisse so vieler ehrwürdiger, gleichzeitiger Geschichtschreiber. Schwerlich, ja wohl ganz gewiß wird von denen, die, weil dämonisch bewegt und vom Satan getrieben, blos aus Mordlust mordeten, andere Menschen, ihre Nächsten, wie sie Ebenbilder Gottes bis zu langsamem Tode martern und an den Qualen und schmerzhaften Zuckungen und Krämpfen der unter ihren Händen Sterbenden noch eine teuflische Freude haben konnten; von diesen, sagen wir, wird gewiß keiner, weder sein Gemüth noch seine Hände wahrhaft betend zu Gott erhoben, höchstens blos, um wie die Andern zu thun, ein herz- und gedankenloses Lippengeplär angestimmt haben. Ihre Werke waren offenbar Werke des Satans, der von Anbeginn an ein Lügner und ein Mörder war, und wer den Inspira-

tionen deſſelben mit ſolcher ſchauderhaften Treue folgen kann, iſt demſelben auch größtentheils ſchon anheimgefallen. Zwar wollen wir die Möglichkeit nicht leugnen, daß ein höherer Strahl göttlicher Gnade, gleich einem leuchtenden Blitze, auch ſolche Ungeheuer plötzlich berühren und ſie wieder in Kinder Gottes umſchaffen kann; aber ſolche ganz außerordentliche, höhere Gnadenerweiſungen ſind äußerſt ſelten und können in Beſtimmung unſeres Urtheils nicht zur Richtſchnur dienen. Eine ganz andere Bewandniß hat es jedoch mit jenen — und leicht können es zwei Drittel des Heeres geweſen ſeyn — die blos in dem unſeligen Wahne mordeten, daß jeder abgeſchlagene Muſelmannskopf ein Chriſto höchſt wohlgefälliges Opfer ſey. Bei dieſen iſt es wohl möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß ſie bei dem Anblick jener Heiligthümer und heiligen Orte, zu denen eine fromme Sehnſucht ſie ſo lange und ſo ſehr hingezogen hatte, nun von einem ihnen bisher unbekannten Gefühle heftig ergriffen, plötzlich zur Beſinnung, zum Bewußtſeyn ihrer Blutſchuld, zur Erkenntniß ihrer Frevel gelangten, daher mit aufrichtigem, zerknirſchtem Herzen zu Gott um Barmherzigkeit fleheten, und dann, nach vollbrachter Beicht, in dem beſeligenden Gefühle der erhaltenen Vergebung, ſich in Jubelliedern und lautem Dankgebete ergoßen. Beide ſo ſehr von einander verſchiedene und durch den unnatürlichen Contraſt, den ſie bilden, kaum gedenkbare Scenen können alſo dennoch wirklich ſtatt gehabt haben, jedoch unmöglich von denſelben Individuen aufgeführt worden ſeyn. — Dieſe Andachtsübungen hatten indeſſen das Morden in der Stadt nur unterbrochen, am folgenden Tage begann es von neuem, und dauerte beinahe die ganze Woche fort. Sogar die drei hundert Mann, die bei Erſtürmung der Moſchee auf das Dach derſelben geflohen waren und die Tancred ſchon begnadiget, auch zu deren

Schutz sein Panier auf der Höhe des Tempels aufgepflanzt hatte, wurden jetzt ermordet. Nur der Fürsten vereinte Bitten konnten den normännischen Prinzen abhalten, diesen doppelten Frevel blutig zu rächen. — Nur die, obgleich nicht sehr starke Besatzung auf der Burg Sion kam mit dem Leben davon. Sie hatte gleich im Anfange des Sturms sich freiwillig an Raimund ergeben, dieser ihr dafür freien Abzug nach Ascalon bewilligt und die gesammte Mannschaft sich auch sogleich dahin auf den Weg gemacht. Dieser menschlichen Handlung wegen wurden nachher dem Grafen manche harte und beleidigende Vorwürfe gemacht. — Die Anzahl der Erschlagenen war so außerordentlich groß, daß sie gar nicht konnten begraben werden. Es wurde zu viel Zeit dazu erfordert und die Leichen würden indessen die Luft verpestet haben. Größtentheils wurden sie also thurmhoch auf einander aufgehäuft und hierauf verbrannt. Mit der Brandfackel ward jedoch von den Siegern in der Stadt nicht gewüthet; denn man hatte vor der Eroberung den Grundsatz aufgestellt, daß jeder Pilger in dem Besitze des Hauses, dessen er sich zuerst bemächtigen würde, sammt allem darin befindlichen Geräthe, bleiben sollte. Sie betrachteten also die Stadt als ihr Eigenthum, und je weniger Schonung alles Lebendige darin fand, desto sorgsamer ward des Lebloſen geschont; wirklich war auch mancher arme, an eine niedere Hütte gewohnte Mann jetzt auf einmal Herr eines prachtvollen Palastes. — Unermeßlich war die Beute, besonders die in der großen Moschee aufgehäuften Reichthümer; um sie fortzubringen wurden zwei Tage erfordert. Dem so eben erwähnten Grundsatze zu Folge hätte Tancred sie alle sich zueignen können, aber er theilte sie mit Gottfried von Bouillon, dem er, wie es scheint, seit einiger Zeit gegen dargereichten Sold verpflichtet war.

13. Als nichts mehr zu rauben und zu morden übrig war, dachten die Fürsten mit allem Ernste daran, der heiligen Stadt ein weltliches Oberhaupt zu geben. Es war um so nothwendiger, da das in seinem Beginne so schwache Reich von zahllosen Feinden umgeben war. In einer am achten Tage nach Eroberung der Stadt gehaltenen Versammlung der Fürsten ward einmüthig beschlossen, daß Einem aus ihrer Mitte die Herrschaft über Jerusalem mit dem Titel und der Würde eines Königes übertragen werden sollte. Aber dieß lag nicht in dem Plane des Bischofes von Matera, und des dem Leser schon bekannten werthlosen Arnulphs. Diese wollten aus Jerusalem einen ganz rein geistlichen, daher auch nur von Geistlichen regierten Staat machen. Von einem Theil der bei dem Kreuzheer befindlichen Geistlichkeit begleitet, begab sich Arnulph in den Rathssaal der Fürsten, und machte diesen die ihnen ganz unerwartete Erklärung, daß, bevor zur Ernennung eines weltlichen Oberhaupts geschritten werden dürfte, man erst eine weit wichtigere Angelegenheit, nämlich die Besetzung des durch den unlängst in Cypern erfolgten Tod des Patriarchen erledigten Patriarchalstuhles geordnet haben müsse; und bevor Jerusalem ein geistliches Oberhaupt habe, würden sie alle von den Fürsten, in Beziehung auf die Wahl eines weltlichen Oberhauptes genommenen Beschlüsse als nichtig und ungültig betrachten. — Seit dem Tode der ehrwürdigen Bischöfe von Puy und Oranges hatte jedoch die bei dem Kreuzheere befindliche Geistlichkeit so sehr alle Zucht und Ordnung verlassen und ein so freies Leben geführt, daß sie ein Gegenstand allgemeiner Verachtung, selbst bei den niedern Kreuzfahrern ward, und diese sogar Spottlieder, namentlich auf Arnulph verfertigten und öffentlich sangen. Die Fürsten nahmen also Arnulphs und seiner Gefährten Erklärung blos mit Verachtung auf, kehrten sich nicht an ihre Einsprüche und übertrugen das Wahl-

geschäft zwölf, aus der Mitte der angesehensten Edeln und Rittern genommenen Bevollmächtigten; auch ward zugleich festgesetzt, daß nicht blos Tapferkeit und kriegerisches Verdienst, sondern auch stille häusliche Tugenden, wodurch das Glück der Völker eben so sehr befördert werden könnte, die Wahl des neuen Königes leiten sollten. Mit allem Ernste und der größten Besonnenheit unterzogen sich nun die Wähler dem ihnen gegebenen Auftrag. Zuerst forschten sie im Allgemeinen nach der Stimmung des ganzen Heeres; aber damit noch nicht zufrieden, mußten auch alle Diener und Hausgenossen jener Fürsten, die allenfalls auf die Königswürde hätten Anspruch machen können, vor ihnen erscheinen. Durch einen Eid machten sie diese verbindlich, alles Gute, so wie auch das Böse, das sie von ihren Herren wüßten, ihnen jetzt aufrichtig zu bekennen. Da Raimunds Leute fürchteten, man möchte ihren Herrn zum König wählen, sie aber sobald als möglich in ihre Heimath zurückkehren wollten, so sagten sie von demselben nichts als Böses. Von den Andern wurden neben guten Eigenschaften auch schlimme, neben Tugenden auch Mängel berichtet. Nur von Gottfried von Bouillon allein konnten dessen Leute nichts vorbringen, was nicht im höchsten Grade des Lobes würdig gewesen wäre. Nur am Ende äußerten sich dieselben noch, daß bei allem dem dennoch ihr Herr nicht ganz vorwurfsfrei sey. Näher darüber befragt, sagten sie ganz naiv: „ihr Herr habe den großen Fehler an sich, daß er stets viel zu lange in der Kirche bleibe und besonders bei dem Anblick heiliger Bilder sich so sehr in Betrachtungen vertiefe, daß er darüber sein und auch ihr Mittagessen kalt werden und verderben lasse.“ — Einstimmig ward Gottfried von Bouillon zum Könige von Jerusalem erwählt. Aber nie wollte er sein Haupt mit einer goldenen Krone in einer Stadt schmücken, wo sein göttlicher Erlöser eine Dornenkrone getragen hatte, auch nicht den Königstitel in einem Lande führen, wo Jesus

Christus einst in Knechtsgestalt herumgewandelt war; und obgleich im Orient wie im Abendlande als König betrachtet, geehrt und auch so genannt, legte sich Gottfried doch nie einen andern Titel bei, als blos den eines Barons vom heiligen Grabe.

14. Ungefähr vier Wochen nachher befestigte Gottfried sein jugendliches Reich durch einen über das zum Entsatz von Jerusalem bestimmte zahllose Heer des Chalifen von Aegypten bei Ascalon erfochtenen glänzenden Sieg. Das feindliche Heer bestand aus mehreren Hunderttausenden, jenes des Königs von Jerusalem nur aus fünf tausend Rittern und fünfzehn tausend Fußgängern. Die Gefahr war um so größer gewesen, da das sich schnell und weit verbreitende Gerücht von der Christen beispiellosen Grausamkeit in Jerusalem die Gemüther der Muselmänner so sehr empört hatte, daß jetzt sogar Sunniten, allen Sectenhaß bei Seite legend, schaarenweise zu dem Heere des fatimitischen Chalifen geströmt waren und dessen ohnehin schon so zahlreiche Schaaren noch um vieles vermehrt hatten. Durch ausgezeichnete Thaten persönlichen Heldenmuths hatten alle Fürsten zu dem glänzenden Erfolge des Tages bei Ascalon das ihrige beigetragen; aber dennoch ward nachher wieder Gottfried von Bouillon von allen einstimmig der Preis der Tapferkeit zuerkannt. — Nach Zerstreuung des ägyptischen Landheeres, worauf auch die bei Joppe vor Anker liegende Flotte sogleich wieder nach Hause segelte, unternahm Raimund eine Wallfahrt nach dem Jordan. Auch Bohemund, um seinem Gelübde Genüge zu leisten, kam mit einem ungemein zahlreichen Gefolge nach Jerusalem. Als Beide, der eine am Jordan, der andere in der heiligen Stadt, ihre Andacht verrichtet hatten, kehrten sie, Bohemund in sein Fürstenthum Antiochien und Raimund in das seinige nach Edessa zurück. Sämmtliche übrige Fürsten und sehr viele Ritter nah-

men jetzt von Gottfried Abschied. Eine noch weit größere Anzahl gemeiner Kreuzfahrer, voll Sehnsucht, den vaterländischen Boden wieder zu erblicken, kehrte ebenfalls nach Europa zurück. Auch Peter der Eremit trat seine Rückreise an. Sein vor fünf Jahren dem verstorbenen Patriarchen gegebenes Wort hatte er treulich gehalten, die Kirche von Jerusalem und das heilige Grab von dem Joch der Ungläubigen befreit. Aber durch manche bittere Erfahrungen belehrt, entsagte er auch von jetzt an jeder Theilnahme an irgend einer auf Kreuzzüge und Kreuzfahrer sich beziehenden Angelegenheit. In Huy stiftete er ein Kloster, wo er noch sechzehn Jahre in stiller Einsamkeit lebte und auch begraben ward. — Nach dem Abzuge des Heeres blieben dem Könige, nebst dem biedern und tapfern Tancred, nur noch 300 Ritter und zwei tausend Fußgänger zur Vertheidigung des neuen, von allen Seiten von Feinden umgebenen Reiches von Jerusalem. Dieses beschränkte sich jedoch für jetzt noch blos auf Jerusalem, Jaffa und ungefähr zwanzig wenig bedeutende Städte, Burgen und Dörfer. Aber die festesten Stützen des gegenwärtig noch so schwachen Staates waren unstreitig des Königs tief in dem Orient verbreiteter Ruhm der Tapferkeit und der in den Herzen aller umherwohnenden, türkischen Fürsten tief gewurzelte Schrecken vor seinem Namen. Die Emirs von Damascus, Ptolemais, Ascalon und noch mehrere andere eilten, mit dem Könige von Jerusalem ein Bündniß zu schließen; einige verpflichteten sich sogar zu jährlichem Zins, alle aber bewilligten unbeschränkte Handelsfreiheit. Selbst aus dem Innern Arabiens kamen Stammhäupter und brachten dem Könige kostbare Geschenke. Auf einem auf der Erde ausgebreiteten Strohsack sitzend empfing Gottfried die arabischen Fürsten, und als diese ihr Befremden darüber äußerten, sagte ihnen der König: „Warum soll die Erde, die nach dem Tode die Ruhestätte Aller ist, nicht auch den Lebendigen zu einem

Ruheplatz dienen?" Erstaunt riefen jetzt jene aus: „Wahrlich, dieser Mann ist geboren, über die ganze Erde zu herrschen." — Gottfried war jetzt darauf bedacht, mit Zuziehung der erfahrensten Männer, die er um sich hatte, das Innere seines Staates durch weise, daher einfache, den jetzigen Bedürfnissen des kleinen Reiches vollkommen genügende Gesetze zu ordnen, und die berühmte Assise von Jerusalem ist, selbst in ihren Bruchstücken, noch immer ein bleibendes Denkmal der legislativen Weisheit Königs Gottfried von Bouillon. Leider starb er schon im folgenden Jahre (1100). Aber unter Gottfrieds unmittelbaren Nachfolgern, als nämlich die Grenzen des kleinen Reiches sich erweiterten und durch die Ankunft und Ansiedelung neuer Pilger und die Niederlassung pisanischer, genuesischer und venetianischer Kaufleute in den Seestädten des Königreiches sich viele Verhältnisse änderten, neue eintraten und neue bürgerliche Bedürfnisse erzeugten, kam erst die eigentliche Verfassung und Gesetzgebung Jerusalems nach und nach zu Stande; daher wir auch von diesem wunderbaren, von den Abendländern des Mittelalters, obgleich im hohen Orient, doch ganz nach europäischem Typus errichteten Staatsgebäude unsern Lesern erst dann näheren Bericht erstatten werden, wenn der Lauf der Begebenheiten uns zur Geschichte des zweiten Kreuzzuges geführt haben wird.

Literarische Anzeige.

Bei **Kirchheim, Schott** und **Thielmann** sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Roberti Bellarmini e. Soc. Jesu, S. R. E. Cardinalis, Disputationes de controversiis christianae fidei adversus hujus temporis haereticos. Accedunt Viti Erbermanni, S. J. Theol., Vindiciae Bellarminianae contra Guil. Amesium et Joannem Gerhardum. Ad optimorum librorum fidem accuratissime recudi curavit *Franciscus Sausen.*

Erster und **zweiter** Band. Preis per Band 2 fl. 24. kr. oder 1 Thlr. 8 ggr.

Das schlesische Kirchenblatt äussert sich über unsere neue Ausgabe in Nro. 3. dieses Jahres, wie folgt: „Wir haben nun die Freude, den Lesern ankündigen zu können, daß der erste Band in ausgezeichneter Ausstattung wirklich erschienen ist. Unter Theologen kann über den Werth der Schriften Bellarmins kein Streit seyn. Für gründliche Studien sind sie auch heute noch unentbehrlich. Dieses gilt ganz vorzüglich von den Disputationen über die Unterscheidungslehren. Sie sind aber längst aus dem Buchhandel verschwunden, bei Antiquaren wahre Raritäten und selbst in großen Bibliotheken nicht immer zu finden. Es verdient daher sowohl Herr Sausen, der sich der Herausgabe dieser Werke unterzog, als auch Herr Kirchheim, der Verleger, in hohem Grade den Dank des wissenschaftlichen theologischen Publikums. Auch noch heute gilt von Bellarmin, was der Papst von ihm bei seiner Erhebung zur Cardinalswürde sagte: **Hunc elegimus, quia non habet parem Ecclesia Dei.** Sehr wohl hat der Herausgeber gethan, daß er die Bedenklichkeiten gegen die Aufnahme der **Vindiciae Erbermanni** nicht geachtet hat. Sie sind mitunter etwas derb, das ist wahr; aber es sind in ihnen Schätze enthalten, zu denen dem Theologen der Zugang offen stehen muß. Der erste Band enthält eine vortreffliche Vorrede von dem Herausgeber; ihr folgt die Zueignung Bellarmins an Sixtus V., eine classische und geniale Arbeit. An diese schließen sich an einige Vorreden von Bellarmin, unter denen sich eine 1576 an dem römischen Gymnasium gehaltene kräftige Rede befindet, die sich über die Natur und über die Folgen der Häresie verbreitet. Dann folgt eine **Vita Bellarmini**; der sich ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften anschließt. Den Beschluß bilden **haereticorum judicia de R. Bellarmino** nach der Sammlung, die der berühmte Gretser veranstaltet hat, der durch seine Syllogismen auf dem Regensburger Colloquium seine Gegner zur Verzweiflung brachte. Es wird nicht leicht ein Einwand von den Gegnern gemacht werden können, der nicht von Bellarmin bereits genügend gewürdigt worden wäre. Die Ausstattung ist aus-

gezeichnet, der Abdruck in der That accuratissime besorgt; der Preis im Vergleich dazu sehr niedrig." — Die Fortsetzung erscheint regelmäßig und unausgesetzt.

Guilielmi Estii, SS. Theologiae Doctoris et in Academia Duacena professoris primarii, in omnes Pauli Epistolas, item in Catholicas Commentarii. Ad optimorum librorum fidem accuratissime recudi curavit *Franciscus Sausen*. Tomus I—III.

gr. 8. Preis per Band fl. 2. 24 kr. od. Rthlr. 1. 8 ggr.

Als der Herausgeber es unternahm, eine neue Ausgabe der Commentare des Maldonat zu den Evangelien und des Estius zu den paulinischen Briefen zu veranstalten, hatte er dabei die Absicht, dem katholischen Publicum einen Commentar zum Handgebrauche zugänglich zu machen, der sowohl gegen die ältere protestantische Exegese als die Versuche der neueren Nihilisten ein Gegengewicht bilden könnte. Dieses Unternehmen ist nun etwa bis zur Hälfte vorangeschritten und der Herausgeber hat seine Pflicht so redlich erfüllt, daß wohl noch nie ein älteres Werk so in jeder Beziehung vollendet neu erschienen ist. Die Hauptschwierigkeit, welche zu überwinden war, lag jedoch nicht so sehr in Dem, was in dem Werke selbst etwa noch zu thun übrig war, als darin, daß aus der Masse älterer katholischer Exegeten, die alle ihre eigenthümlichen Vorzüge haben, gerade Jene gewählt würden, welche die meisten in sich vereinigen. Und diese Wahl ist gelungen, der Commentar des Estius ist der beste, welcher bis jetzt über die paulinischen Briefe erschienen ist! Er ist der Natur der Sache nach ein wesentlich dogmatischer. Mit seltenem Tiefsinne und unermüdlicher Gründlichkeit dringt der Verfasser, den Papst Benedict XIV., gewiß eine sehr bedeutende Auctorität, Doctor fundatissimus nennt, in die tiefsten Schachte pauliniſcher Weisheit ein und fördert die daselbst gewonnenen Resultate mit eben so großer Klarheit zu Tage. Wenn indessen dogmatische Gründlichkeit und Tiefe auch der Grundcharakter des Werkes sind, so ist darüber doch kein anderes wesentliches Moment, wie so oft bei anderen älteren und neueren Exegeten, vernachlässigt. Der Commentar ist durchgängig literal, auf die Auctorität der Väter wird überall die gebührende Rücksicht genommen und über dem Dogmatischen das Historische nicht einseitig in den Hintergrund geschoben. Außerdem besitzt das Werk noch den Hauptvorzug, daß es sich in 5 — 6 mäßige Bände ganz zusammendrängen läßt und sich namentlich zum Begleiter bei exegetischen Vorlesungen und zum Gebrauche bei dem Studium der Dogmatik eignet: zwei Eigenthümlichkeiten, die besonders bei jüngeren Studirenden der Theologie die segenreichsten Erfolge hervorbringen werden. Der vierte und fünfte Band sind unter der Presse und erscheinen noch im Laufe dieses Jahres.